Catech.
812 d
Möller

Heissum, den 24. Juni 1882. G. Attermöhlen.

Katechetisch=evangelische Unterweisung

in den

heiligen zehn Geboten Gottes

nach dem

Katechismus Lutheri

von

D. Johann Friedrich Möller,
General=Superintendenten der Provinz Sachsen.

Magdeburg, 1854.
Heinrichshofen'sche Buchhandlung.

g. u. 1259

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck: Pansa'sche Buchdruckerei (Giesau & Otto) in Magdeburg.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Umstände, welche bei einem Kirchenbeamten meiner Stellung nicht ungewöhnlich sind, dringlicher geworden durch einen im vorigen Jahre erfahrenen und sehr wirksamen Stoß auf meine Gesundheit, hatten mich in der That die Hoffnung kaum unterhalten lassen, daß ich mit dem auf dem Titelblatte genannten Werke das gesteckte Ziel erreichen würde; und die Nothwendigkeit, die unausweichbare, daß ich mich oft wochenlang mit der Ausarbeitung einzelner Blätter begnügen mußte, erneuerte nicht bloß in meiner Seele von Tage zu Tage die Betrübniß, welche stückweise Lieferungen einem Schriftsteller bereiten, sondern auch die Mahnung, es sei mir die Vollendung nicht beschieden.

Und es ging für mich nicht ohne Schmerz ab, wenn einzelne befreundete Besitzer meiner „Handreichung der Kirche an die Schule zum Eingange in die heiligen zehn Gebote Gottes" (Magdeburg 1850. Auflage 2. 1852) mich an mein Versprechen erinnerten und eine Erfüllung der Aussicht begehrten, welche a. a. O. mit den Worten — freilich in etwas poetischer Form — geschildert worden war:

„Wie schön wird es sein, wenn wir nun jedes einzelne

Gebot auf die Hand legen, erklären und auf unser Herz nehmen können! Und wie wohl wird es uns werden, wenn unser Weg unter den alten Gewölben vollendet ist, und wir dürfen dann, wie jener Knabe im Gleichniß, aufsteigen in den andern lichten Tempel, welcher die Aussicht hat in die himmlische Ferne!" — Und nun, indem ich diese Vorrede niederschreibe, kann ich wirklich den Weg, mit Ausnahme etlicher Bogen zum zehnten Gebote, als einen vollendeten betrachten. Ob die Ausführung eine mißlungene oder eine theilweis gelungene sei, darauf mögen die Geschicke des Buches (fata libelli) die weitere Kunde bringen; aber daß in diesem Augenblicke ein Dankgefühl für die Nähe und Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit mich durchdringet, das werden einige Leser, besonders die bejahrten, begreiflich finden.

Was ich aber hier vorlege, das tritt allerdings in einer ungewöhnlichen, durch andere Erscheinungen auf dem Gebiete der Katechetik kaum gerechtfertigten Form an das Licht. Ich habe — (das sage ich nicht mir zum Ruhme) — Vorarbeiten auf meinem Felde nicht zu Rathe gezogen. Wenn ich indeß heute hineinblicke in des gelehrten und hellsehenden Dr. Nitzsch praktische Theologie B. 2. §. 176—209., oder in des sinnig verknüpfenden Dr. Moll System der praktischen Theologie im Grundrisse §. 502—591., so befinde ich mich in einiger Verlegenheit, wohin ich diesen meinen Versuch literarisch unterbringen soll. Selbst wenn ich die mehr praktischen Maßgaben der lehrreichen Katechetik von Palmer in dem Abschnitte von der Katechismus-Dogmatik, und die reichen und gewiß sehr brauchbaren Vorräthe in's Auge fasse, welche wir dem Fleiße und der Amtserfahrung der Herren Nissen und Materne ganz neuerdings verdanken, fehlt mir der rechte Anschluß für meine Unterweisung, wenigstens sehe ich immer noch einen besonderen

Raum für meine Bearbeitung, vielleicht auch für die Erzielung eines Segens durch dieselbe, offen gelassen.

Aber eben wegen dieser Eigenthümlichkeit muß ich über meine Absichten den Sachkundigen in diesem Vorworte noch Rede stehen.

1. Ich habe die Absicht gehabt, eine katechetische Bearbeitung im vollen Sinne des Wortes zu liefern, also nicht bloß Stoff, aber auch noch viel weniger socratische Verstandesübungen, deren Periode Gottlob vorüber ist, sondern von dem Lehrer eingeleitete Gespräche über Gottes Gesetz, welche in ihrer Weise beides — geistlich und geistig — die Schüler zu dem hinführen, was Herr Dr. Nitzsch die Aneignung genannt hat.

2. Dasselbe mein Buch soll eine evangelisch-katechetische Bearbeitung der heiligen zehn Gebote sein, also, obwohl dem Standpunkte nach auf das Alte Testament gewiesen, doch eine Pflanzung in die jungen Seelen machen, deren Wipfel wie die aufwärts strebenden Sprossen in einem Gewächshause hinausschauen in das Licht des Tages unseres Herrn Jesu Christi.

3. Ich habe gewollt, daß diese meine fortlaufende Katechese als Grundlage den lutherischen Katechismus festhalte, nicht zur Beschränkung der Freiheit in der speciellen Anordnung und Behandlung, wohl aber zu steter Bekundung, daß sie ihre Nahrung überall aus dem göttlichen Worte und aus der vollen und reichen Benutzung der heiligen Geschichte, als der einzig lauteren Quelle der Gotteserkenntniß, ziehe.

4. Endlich habe ich eine Unterweisung vorgelegt. Es ist nämlich über der Arbeit mehr und mehr mein Streben geworden, nicht bloß nach dem Reichthum unserer geistlichen Lieder hinüber zu weisen, sondern auch die Lehre durch Veranschaulichung aus dem Leben behaltbar zu machen. Diese erläuternden Geschichten bilden eine nicht unbeträchtliche Vermehrung

der Bogenzahl, kommen also auch meinen lieben Lesern etwas theuer zu stehen; aber doch habe ich nach reiflicher Ueberlegung Bedenken getragen, sie wegzulassen, weil eine lange Erfahrung mich gelehrt hat, daß ein Katechet, welcher diese plastische Behandlung versteht, dem kindlichen Gemüthe Eindrücke mittheilt, welche keine Fragkunst erzeugen kann.

Das hat mir als Aufgabe vorgeschwebt. In dem Maaße, als ich diesem Ziele näher gekommen wäre, als wir, leider, in der Wirklichkeit noch stehen, würde dieses Buch ein Studium für den Lehrer der evangelisch-christlichen Jugend werden können; nicht zwar in dem Sinne, daß er in den 25 Paragraphen gewisse abgemessene Pensa erblicke, welche in Unterrichtscursus eingetheilt werden sollen; noch auch, daß er für die Annahme sich entscheide, daß die in dem Buche entwickelten religiösen und sittlichen Begriffe als unveränderliche Form und Norm anzusehen und einzupflanzen seien; noch endlich, daß er mit dem Vorsatze herantrete, die gebrauchten Beispiele und Geschichten, wie sie hier stehen, seinen Kindern wiederzuerzählen, sondern daß er mit möglichstem Fleiß darin lese, um an einer ziemlich weit durchgeführten Probe zu lernen, welchen Ernst die Katechese in der Ausübung erfordert, und welche Wege in Schrift, Herz, Geist und Leben man zu betreten hat, um einigermaßen das Ziel zu erreichen.

Das Schwierige in meinem Vorhaben ist mir nicht entgangen: es liegt in der Erfüllung der Forderung unter Nr. 1. Nach apostolischer Redeweise war also dabei der Wahlspruch festzuhalten: „Als zu Verständigen rede ich!“ Mit andern Worten war die Richtschnur vorgezeichnet, daß alles dem einfachen Christen durch die Offenbarung Gottes Gegebene in dem Denken des Lehrers und des Schülers eine Stelle finde, also an das Vorhandene, bereits Erkannte angeknüpft, von da aus weiter

entwickelt und zu einem schrift- und bekenntniß-mäßigen Ganzen zusammengeordnet werde. Von dem Grundsatze, welchen man in der neuern Zeit, wie ich dafür halte, mit Unrecht angefochten hat, glaube ich nicht abgehen zu dürfen. Aber die Ausführung wird der Kraft und dem Urtheil eines Einzigen nie gelingen. Schon bei dem Erscheinen meines „Leitfadens und Spruchbuchs zum Confirmanden-Unterricht, Magdeburg 1850," hat mich ein sehr hochzuachtender und lieber Amtsgenosse, dem reiche Erfahrung zur Seite steht, darauf aufmerksam gemacht, daß die Entwickelung des Begriffs der „Wahrheit und Wahrhaftigkeit" (Aufl. 2. §. 26. S. 36 f.) ihm über der jugendlichen Sphäre der Erkenntniß zu liegen scheine. Herr Seminarlehrer Materne hat in seiner christlichen Glaubens- und Sittenlehre (Eisleben 1853 S. 209.) eine ähnliche Bemerkung mir zur Erwägung gestellt. Auf dieser Seite wird also auch diese Schrift eingehende Urtheile zu erwarten haben, und der Verfasser, wenn er dann noch lebt, wird sie dankbar empfangen. —

Immerhin werden doch Manche dieses gewiß mangelhafte, aber mit Liebe und Treue ausgearbeitete, wahrscheinlich letzte Werk meiner Feder für ein annehmbares, vielleicht auch segensreiches Vermächtniß halten, welches ein im Amte schnell gealterter Mann an den Lehrerstand seiner — der Herr sei dafür hochgelobet! — in richtige Bahnen umlenkenden Zeit zurückgelassen hat, wenn nur jeder Leser des eben gedachten Kreises

1) einen Eindruck daraus hinwegnimmt von der Tiefe des Reichthums der Erkenntniß Gottes in dem auf Christum hinweisenden Gesetz;
2) eine mahnende Frage an sich kommen läßt, ob er denn jede Aufgabe so durchdenke und in ihren Elementen an das Bewußtsein der Kinder bringe;

3) eine Erinnerung empfängt und bis an die Schwelle seiner Schule im Herzen hört, daß wir, wie vor dem Herrn, so auch vor den Kindern fromm und als innige Beter erscheinen müssen.

Und in dieser Aussicht nimmt mit etwas getröstetem Sinn Abschied

Magdeburg, beim Beginn der Herbsttage 1854.

der Verfasser.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Das erste Hauptstück.

Von den heiligen zehn Geboten Gottes.

I.

Das erste Gebot.

Ich bin der Herr, dein Gott: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! *)

§. 1.

Der Glaube an Einen Gott.

Vorlesung aus Psalm 97.

„Der Herr ist König, deß freue sich das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer ist. Wolken und Dunkel ist um ihn her, Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm her, und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens. Die Himmel verkündigen seine Gerechtigkeit, und alle Völker sehen seine Ehre. Schämen müssen sich Alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. Betet ihn an, alle Götter!"

Gesang.

Ihr, die ihr Christi Namen nennt, gebt unserm Gott die Ehre!
Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt, gebt unserm Gott die Ehre!
Die falschen Götzen macht zu Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott:
Gebt unserm Gott die Ehre!

---

*) Es wird vorausgesetzt, daß der Lehrer, ehe er diesen Unterricht beginnt, die katechetische Einleitung in das erste Hauptstück, wie solche in meiner „Handreichung der Kirche an die Schule" (Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1850, zweite Auflage 1853) enthalten ist, vorweg durchgenommen, oder doch sonst die Begriffe vom Worte Gottes, Gesetze Gottes, Gebote Gottes erläutert, auch die Uebersicht über die heiligen zehn Gebote sammt den in dieser behandelten Grundzügen der Gotteserkenntniß gegeben und befestiget habe.

Gebet.

Herr, allmächtiger Gott, lieber Vater im Himmel! Von Dir ist die Frage gekommen: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe sei?" und unser Herz giebt die Antwort: Ja, Du bist uns nah; und Du allein bleibest bei uns, wenn Alles von uns weicht. Wir bitten Dich, hilf uns, daß wir Dich recht vor Augen haben und Dir einen Raum zur Wohnung in unserm Herzen machen! Amen.

Wir beginnen unsere Unterredung, geliebte Kinder, mit dem Ausspruch, welcher an der Spitze des ersten Gebotes steht: „Ich bin der Herr, dein Gott!"

Wer darf wohl in einem Hause die Rede führen: „Ich bin der Herr!" Und wer in einer Werkstätte? Und wer in einem Kriegsheere? Und wer in einem Ländergebiete? Meint ihr nun wohl, daß außer dem Hausvater auch noch eine zweite oder dritte Person im Hause sagen könnte: Ich bin der Herr? Oder sollte das Hervortreten eines solchen zweiten und dritten Herrn etwa denkbar sein in der Werkstatt? oder beim Commando eines Heeres? oder auf dem Throne? An welche Zahl ist also zu denken bei der Erklärung: Ich bin der Herr? Nun spricht aber Gott dasselbe Wort aus — was lernen wir also von ihm? Und mit dieser Lehre ist es ihm ein rechter Ernst; denn wie lesen wir Jes. 45, 5.? „Ich bin der Herr, und sonst Keiner mehr: kein Gott ist, ohne ich!" — Und welche Ermahnung hat er an sein Volk erlassen, als dasselbe durch die Wüste zog? (5 Mose 6, 4.): „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr!" Und wie lautet das erste Gebot vom Berge Sinai? „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!"

Als zuletzt der Herr, unser Gott, zu uns hernieder gekommen war und unsere Menschheit angenommen hatte in Christo Jesu: was wurde auch da wieder eingeschärft als eine Offenbarung des ewigen Lebens? (Joh. 17, 3.) „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."

Wenn ein Mensch, der aus der Fremde zu uns kommt, etwas Großes von sich aussagt, so begehrt man seine Zeugnisse zu sehen. Was Gott von sich aussagt in seinem heiligen Worte, nämlich, daß er, und er allein, sei der Gott und Herr des Himmels und der Erde, das werden wir wohl als das Größte und Höchste anzusehen haben. Aber braucht er uns darüber ein Zeugniß anzustellen? Zu einem treuen und bewährten Menschen sagen wir schon, sobald er uns näher bekannt geworden ist: Mein Freund, ich glaube dir! Mit Gott, dem treuen und wahrhaftigen, spricht man nicht so, wohl aber heißt da die Rede: Mein Gott, ich glaube an dich! Welches von beiden gilt dir mehr? Siehe,

darum giebt es für uns nichts Gewisseres, als das Wort: „So spricht der Herr!“

Gleichwie aber ein lauter, klarer Glockenanschlag, welcher hoch vom Thurme herabschallt und weit vordringt in Berge und Thäler, ein Echo hat und einen Nachklang in Felsenklüften, auch in den Saiten einer Harfe, ja auch in den Seelen der Menschen: also folgt auch dem Worte, das Gott spricht: „Ich bin der Herr, und sonst Keiner mehr!“ hier und da eine Stimme nach, welche du wohl ein nachfolgendes oder nachtönendes Zeugniß nennen könntest.

Dergleichen nachtönende Zeugnisse wollen wir etliche aufsuchen und vernehmen; zuerst eins, welches uns in der äußeren Natur entgegenkommt.

Wenn ich mit einer Nadelspitze deine Wange, deine Hand, deinen Arm empfindlich berühre und ritze: was werden wir auf der Haut zu sehen bekommen? Wie nennen wir die kleinen Bäche des Blutes, welche sich über alle Theile und Enden deines Leibes verbreiten? Wenn alle diese Bächlein oder Adern auf einmal ausflössen und der verwundete Mensch sich verblutete: was würde die Folge davon sein? Hat also wohl die heilige Schrift recht, wenn sie sagt (3 Mose 17, 11.): „Des Leibes Leben ist im Blute?“ Wird nun aber wohl Jemand sagen wollen, weil in meiner Fingerspitze ein Blutbächlein rinnt, darum ist die Fingerspitze der Sitz meines Lebens? Dagegen sage mir, wenn du nun allen den kleinen Adern deines Leibes immer weiter nachgehest in das Innerste, wohin wirst du kommen? Und wie viele solche Herzen wirst du finden? Wenn nun Jemand einen Stich thäte in dieses einzige Herz, in diesen alleinigen Brunnquell des Blutes, was würde auf der Stelle eintreten? Was hat also seine Wohnung im Herzen? Gewiß wird man also sagen dürfen: es giebt unzählige Bächlein des Blutes im Leibe, aber es giebt nur ein Herz, von welchem sie alle ausströmen, zu welchem sie alle zurückströmen, durch welches sie alle die Nahrung des Lebens empfangen. — Mein liebes Kind, wir wollen das weiter anwenden, wenn du mich verstanden hast.

Die schöne Natur, in welcher wir so gern miteinander wandeln, ist auch ein großer Körper, und wie in deinem Leibe unzählige Adern das Leben des Herzens nach allen Enden hin vertheilen, so strömen auch dort durch Berg und Thal, über Höhen und Tiefen Kräfte des Lebens, deren Menge Niemand zählen kann. Gehe mit mir, und nenne einige derselben mit Namen! Dort schwingt sich die Lerche himmelan — wie heißt der zarte durchsichtige Strom, welcher sie trägt und welchen sie einathmet in ihre kleine Brust? Dort kommt das durstige Reh am Rande des Waldes hervor, sieht sich scheu um, und wenn kein Mensch im Thale erscheint, da eilt es mit fröhlichen Sprüngen an jenes Ufer hin, wo die Erde eine

Ader zur Erquickung geöffnet hat; und was holt es sich dort zu seinem Leben? — Vor dem Thore der Stadt liegt ein Hirtenhaus in der Morgensonne, und auf der Schwelle der Thüre erblicken wir eine Hündin mit ihren Jungen gelagert, so ausgestreckt, als wolle sie sagen: hier ist's gar zu schön! Luft könnte sie auch hinter dem Hause haben, Wasser hat ihr die Hirtenfrau schon in der Küche geschenkt, aber was sie dort auf der Schwelle genießt, was sich ausgießt über alle ihre Glieder, das findet sich nirgend anders für sie und für die Jungen in gleicher Maße, — und was ist das? Wenn diese Wärme aus der Flur entweicht, dann sagen wir, die Erde sei erstarrt; wenn sie einen thierischen Körper verlassen hat, so spricht man: es ist kein Leben mehr in ihm. Und was meint ihr, wohin würde es wohl mit der Lerche kommen und mit uns Allen, wenn die Luft hinweggenommen würde, und wenn die Quellen des Wassers versiegten. So lernen wir einsehen, daß auch über und durch den großen Naturkörper sich Lebensadern ergießen, in denen freilich nicht Blutbäche sich bewegen, sondern andere Kräfte. Wer unter euch wird sie mir noch einmal nennen? Und glaubt mir, wer diese Aufzählung recht völlig machen wollte, der würde noch gar viel hinzuzusetzen haben. Wie z. B. wird wohl der silberhelle Fluß zu nennen sein, welcher von der Sonne aus seine leichten Wellen auf die Erde schickt des Tags, und von dem Mond aus des Nachts? Der Strahl, vor dem die Blumen des Morgens vom Schlaf aufstehen und ihre Kelche sich öffnen? Das ist das Element, welches hervorkam, als am ersten Schöpfungstage Gott, der Herr, das „Werde!" rief. Nun wir wollen genug haben an diesen jetzt genannten Kräften, an Luft, Wasser, Wärme und Licht, welche alle zum Leben gehören. Meinst du nun aber wohl, daß die Luft das Leben selbst sei? oder daß das Wasser das Leben selbst sei? ingleichen die Wärme? oder das Licht? Als wir das Adergewebe unseres Leibes ansahen und gingen den kleinen Bächen bis zur Urquelle nach — wohin kamen wir da? Und wie viel solcher Herzen entdeckten wir? Komm, wir wollen ebenso thun mit den Strömungen der Luft, des Wassers, der Wärme und des Lichts, und nachsehen, von woher sie eigentlich kommen und die Kraft des Lebens empfangen haben. Wer ist das, von welchem geschrieben steht (Ps. 104, 29. 30.): „Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie; du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen?" Wer ist's doch, von welchem die Schrift rühmt, sein „Brünnlein habe Wassers die Fülle" (Ps. 65, 10.)? Oder, daß wir von der Wärme reden, wie heißt denn das Element, welches die Wärme verbreitet? Und wer ist das, von dem gesagt wird: „Feuer geht vor ihm her?" (Ps. 97, 3.) Und endlich, wen meint der 104. Psalm mit der Anrede: „Licht ist dein Kleid, das du anhast?" Jetzt sagt mir an: wer ist der Brunnquell aller jener Bäche des Lebens? Und wenn wir vorher mit gutem Grunde sagen konnten:

in unserm Leibe sind unzählige Adern, welche die Nahrung zum Leben aussenden, aber nur ein Herz, in welchem das Leben selbst ist: was wird nunmehr von dem großen Körper der Natur und von den Kräften in demselben ebenfalls zu sagen sein? Wie viele Brunnquellen des Lebens werden wir demnach gewahr? Und wenn es nun doch Menschen gäbe, welche die Luft oder das Wasser, das Licht oder das Feuer als lebendige Wesen ansähen und diese Wesen gar anbeteten, als ob sie Götter wären, welches Zeugniß würde die Natur ablegen gegen sie? — Seht, das ist das erste nachhallende Zeugniß für den Ausspruch Gottes: „Ich bin der Herr, und sonst Keiner mehr: kein Gott ist, ohne ich!" Wenn also die Thoren sprechen: die ganze Natur ist Gott, und in allen Naturkräften regt sich Gott, und so mannichfaltig, wie Feuer und Wasser, wie Luft und Erde und Licht, ist auch Gott, und wie man sich eintaucht in's Wasser, und wärmt am Feuer, und badet im Licht, so wird die Seele Gottes gewahr, — so werfen wir dieses ganze Gerede schon um mit dem Zeugniß der Natur, welches also lautet: gleichwie in einem Leibe viele Adern sind, aber nur ein Herz, welches sie aussendet und wieder zurückruft, also giebt es auch in dem ganzen, unendlich großen Weltenhause unzählige Kräfte, welche dem Herrn dienen, aber nur einen Gott und Herrn, auf dessen Geheiß sie kommen und gehen. Darum lasset uns festhalten an dem Worte (Röm. 11, 36.): „Von ihm, und durch ihn, und in ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit."

Da wir einmal miteinander auf dem Wege sind, so wollen wir noch ein Zeugniß von einer andern Stelle her laut werden lassen, daß es ein Nachhall sei der Offenbarung des einigen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat.

Als Jesus gekreuzigt wurde und verschied, da stand unter seinem Kreuz ein Hauptmann, welcher über die römischen Kriegsknechte die Wache hatte und selbst ein Römer, also ein Heide war. Ihr wisset, daß dieser Hauptmann, als er den letzten Ruf des sterbenden Jesus vernommen hatte, in die Worte ausbrach: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!" Matthäus erzählt (27, 54.): nicht der Hauptmann allein habe dies gesagt, sondern auch die Soldaten, die mit ihm gewesen. Diese Leute also hatten ein Urtheil über Jesum ausgesprochen, welches ganz anders lautete, als der Spruch der Hohenpriester. Wie nennt man wohl die Männer im Lande, welche von Amtswegen Urtheile sprechen? Und wenn diese Richter fromme Männer sind, wonach sprechen sie das Urtheil? Und wie heißt das Buch, in welchem diese Gesetze enthalten sind? Wenn nun der römische Hauptmann und ein Theil seiner Soldaten ein so schönes und wahres Urtheil über Jesum sprachen, so möchte ich wohl wissen, aus welchem Gesetzbuche sie dieses Urtheil genommen haben? In Jerusalem stand der Tempel

des einigen Gottes; im Allerheiligsten dieses Tempels wurde das Gesetz des Herrn verwahrt: hatte wohl der Hauptmann, welcher ein Heide war, in dieses Gesetz, in die fünf Bücher Mosis, hineingesehen, und daraus gelernt: der Gekreuzigte am Pfahl müsse ein frommer Mann, ja noch mehr, er müsse Gottes Sohn sein? Oder scheint es dir wahrscheinlich, daß der Hauptmann etwa sein Urtheil gesprochen habe nach den Gesetzbüchern des römischen Volks? Du zweifelst auch daran, und mit Recht. Vielleicht aber erinnert sich Einer meiner Schüler an den Ausspruch, welchen Paulus gethan hat von den Heiden, die das Gesetz nicht haben (Röm. 2, 14. 15.)! Welchen Ort bezeichnet er als das Buch, wo das Gesetz für diese geschrieben stehe? Und wie nennt er, wie nennen wir Alle diese Schrift im Herzen? Aus welchem Gesetzbuche haben nun auch der Hauptmann, und die mit ihm waren, das Urtheil über Jesum genommen? Ihrem Urtheile über Jesum waren im Gewissen andere Urtheile vorhergegangen. Wenn sie ihn verglichen mit den andern beiden Gekreuzigten, welche Verbrecher waren, was mußte ihnen schon aus dem Anblick Jesu gewiß werden? Dieser Unschuldige hatte aber unter den bittersten Schmerzen mit seiner Mutter, mit seinem Jünger Johannes vom Kreuze herab so tröstlich geredet: was für eine reiche Gabe Gottes mußte er in seinem Herzen tragen? Man hatte ihn verspottet und gehöhnt, und was für ein Gebet hatte er am Kreuze für seine Feinde gethan? Sein Haupt hatte sich sterbend geneigt, und wohinwärts hatte sich die Seele gewendet? Wie lauteten seine letzten Worte? Das also war ihnen recht deutlich geworden — ein unschuldiger, liebereicher, geduldiger, barmherziger, ein frommer Mann ist dieser Jesus gewesen. Und noch mehr — sie fragten sich auch selbst: Hast du etwa einen Solchen schon irgendwo gesehen? oder hast du von einem Solchen schon einmal etwas gelesen? oder würdest du selbst so unschuldig, so geduldig, so versöhnlich, so fromm an seiner Stelle gewesen sein? Und welche Antwort mußte ihnen darauf ihr Herz geben? Und welches Urtheil über Jesum sprach hiernach der Hauptmann aus? Im Evangelio steht aber: „der Hauptmann und die mit ihm waren." Er war es also nicht allein, der so geurtheilt hatte: was herrschte nun zwischen dem Urtheile des Hauptmanns und dem Urtheile seiner Untergebenen? Gesetzt nun, es wären außer den römischen Soldaten auch etliche Griechen, oder alte Deutsche, oder Scythen in dem Commando mit gewesen, und hätten die Sprache Jesu verstehen und die ganze Geschichte mit beobachten können: was für ein Urtheil würden wir auch aus ihrem Munde vernommen haben? Was fände sich dann also auch in dem Gesetzbuche und in den Aussprüchen des Herzens ganz verschiedener Völker? Ich habe aber erst vor mehreren Jahren gelesen, daß in Westafrika ein Missionär unter vielen hundert Negern die Geschichte des Kreuzestodes Jesu erzählt habe, und daß die ganze Schaar der Neger darüber

in bittere Thränen und in lautes Schluchzen ausgebrochen sei: was mögen daher auch wohl diese Bewohner von Afrika noch im neunzehnten Jahrhundert von Jesu geurtheilt haben? Und in welchem Gesetzbuche haben sie das Urtheil gefunden? Was herrscht hiernach in den Gewissen der Menschen in allen Landen und Zeiten? Jetzt denke weiter nach, mein Kind, und gieb mir Antwort: wenn du auf einer Reise durch Sachsen, durch die Mark und Pommern, durch Posen und Schlesien und Westphalen in die verschiedenen Gerichtsstuben eintreten und daselbst zuhören dürftest, und würdest gewahr, daß die Urtheile der Richter in allen gleichen Fällen unter sich übereinstimmen, in Morgen und Abend, in Mitternacht und Mittag, wie vielerlei Gesetzbücher würdest du in den verschiedenen Landestheilen vermuthen und annehmen? Und wie viel Gesetzgeber? — Man spricht nun, im Gewissen werde eine Stimme gehöret: ist das die Stimme des Menschen selbst, in welchem das Gewissen wohnet? Wenn dir ein Mensch etwas sagt, was dir zuwider ist, so antwortest du: Schweige nur — ich will's nicht hören! kannst du mit dieser Rede auch dein Gewissen zum Schweigen bringen? Als wessen Stimme aber muß das Gewissen gelten? Und wenn diese Stimme in allen Landen und Zeiten sich gleich bleibt, und dasselbe urtheilt in mir, in dir und in Millionen: an wie viele Gesetzgeber nebeneinander oder nacheinander darfst du glauben? Wie viele Stimmen sind es, die in Gottes Namen zu dir reden, und reden werden zu denen, die nach uns kommen? Welche Glaubenslehre wird also auch durch das Gewissen des Menschen bezeuget?

Nun folget mir nach in eine dritte Betrachtung, und ihr sollt abermals einen Zeugen hören, dessen Stimme im ersten Gebote Geltung hat, einen Zeugen meine ich, welcher sich im Herzen regt. Als der verlorene Sohn fühlte, welch ein armer, elender, verachteter Mensch er sei, und wie er, er allein, dies verschuldet habe, da faßte er einen Entschluß, was er thun wollte. Wie sprach er bei sich selbst? Wenn er nun so sagte: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! sollte das vielleicht heißen: ich habe mir aus guter Zeit noch Briefe meines Vaters aufgehoben — ich will hingehen und dieselben lesen? Oder meinte er: Um das Haus meines Vaters herum sind liebliche Gärten, die er angelegt, edle Fruchtbäume, die er gepflanzt hat, — ich will meinen müden und ausgehungerten Leib dahin tragen, auf dem Grase mich sonnen, unter den Bäumen abgefallene Früchte essen, und also dem nahe kommen, der mich gezeuget hat? Oder ist das sein Vorsatz: ich weiß einen heimlichen Weg in meine vormalige Kammer, dahin will ich mich schleichen, und dort hintreten vor das Bild meines Vaters, welches daselbst hängt, und mich erinnern der vorigen Tage und dabei durchdenken alle meine Noth? Scheint euch das die rechte Auslegung der Worte des verlorenen Sohnes zu sein? In dem Briefe

würde er Vorwürfe gefunden haben — wonach aber verlangt ihn denn? Im Grase wäre ihm vielleicht Ruhe, unter den Bäumen eine Speise auf einen Tag geworden, aber was begehrte denn seine Seele? An das Bild hätte er höchstens eine Anrede richten können und etliche Fragen, aber was konnte er von dem Bilde nie empfangen? Und was wollte er doch fühlen an des Vaters Herzen, und lesen in des Vaters Augen, und hören aus des Vaters Munde? Und darum, wenn ihn Jemand anders verstanden hätte, so würde er erwidert haben: Freund, du begreifst mein Herz nicht. Weise mich hierhin und dahin, in die Werke, in die Schriften, in die Güter, unter die Freunde meines Vaters — das Alles tröstet mich nicht: ich muß ihn selbst haben, an seine Person mich wenden, seine Stimme hören, und bei und mit ihm sein. Ich bin gewiß, liebe Kinder, ihr versteht diese Sehnsucht wohl und denkt bei euch selbst: der Sohn hat Recht!

Ist denn nun aber dieser verlorene Sohn im Gleichniß der einzige Verirrte unter den Menschenkindern? Ihr wisset ja, was der Prophet ausspricht über Jeden, der noch keinen Heiland gefunden hat (Jes. 53, 6.): „Wir gingen Alle in der Irre, wie die Schafe; ein Jeglicher sahe auf seinen Weg!" Und giebt es nicht auch sonst noch der elenden, einsamen, verkümmerten und von Sorgen gebeugten Fremdlinge genug auf Erden, die sich umsehen, ob denn Niemand sei, der ihrer liebend gedenke? Im 88. Psalm tritt Einer auf und spricht: „Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend!" Solche Gestalten, liebe Kinder, giebt es ja in Menge. Welches Verlangen wird sich nun auch wohl noch heutigen Tages in den Herzen der von Sünde und Uebel geplagten Menschen regen? — Und wenn nun derselben Einer denkt und spricht: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen — wen hat er dabei im Sinne, daß er Trost empfange? Zu welchem Geschäfte schickt sich sein Herz dabei an, und seine aufgehobene Hand? Und wenn er in seinem Gebete nach Hülfe fragt, was hofft er auf die Frage zu erhalten? Und wenn er seine Kindesaugen aufschlägt, welche Augen sollen ihm entgegenkommen und über ihm aufgehen? Als der treue Knecht Abrahams nach dem Hause seines lieben Herrn Verlangen trug, sprach er zu Laban und Bethuel: „Lasset mich ziehen und haltet mich nicht auf!" Was würde nun wohl auch jener leidende Mensch sagen, wenn wir ihm auf dem Wege zu seinem Vater entgegenträten und sprächen: Komm' und stehe doch ein wenig still unter dem nächtlichen Sternenhimmel! da ist auch eine Gottesschrift zum Trost geschrieben? — Oder wenn wir sagen wollten: folge uns in den duftenden Wald, auf die sonnige Höhe, an das stille Rauschen des Stromes in der Abendstunde, oder in den Garten, wo labende Früchte winken — die heilige Natur öffnet dir überall ihre hülfreichen Arme! Was würden wir von ihm hören? O ich glaube gewiß, er spräche sehnsüchtig: Haltet mich nicht auf!

Der Sterne sind Millionen, und ich sehe sie gern; die Wälder haben ein unendliches Dach, und man ruhet da wohl; die Wellen des Stromes rauschen dahin ohne Zahl und Maaß, und man kann dabei in tiefe Gedanken versinken. Aber von Allem, was erschaffen worden, ist nicht Eins, zu dem ich sagen könnte: Abba, lieber Vater! Aber von allen Kräften und Herrlichkeiten der Natur ist nicht Eine, die meine Gedanken verstände, die mit den Worten mich grüßen könnte: „Ich bin's, der mit dir redet! ich bin der Herr, dein Gott!" — Das Weltall predigt ihn; Er aber, der Einige, höret und tröstet mich, und zeuget von sich selber (Jerem. 10, 10.):

„Der Herr ist ein wahrer Gott, ein lebendiger Gott, ein ewiger König."

Seht, so haben wir also zu der großen Offenbarung Gottes: „Ich bin der Herr und sonst Keiner mehr! kein Gott ist ohne ich!" noch drei nachklingende Zeugnisse zu hören bekommen. Das erste tönte aus der Natur, das zweite aus dem Gerichte, das dritte aus der Sehnsucht des kindlichen Herzens.

Einstmals sprach Jesus zu seinen Jüngern insonderheit: „Selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören!" Was für Augen mochte es also damals wohl geben unter denen, die fern von Jesu standen? Und was für ein Mangel mochte sich dort bei Manchem finden, welche Ohren hatten? Das ergiebt sich ja auch aus dem, was Jesus an demselben Orte (Matth. 13, 15. 16.) klagend ausspricht: „Dieses Volkes Herz ist verstockt, und ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern!" —

Steht es nun aber so mit den Menschen in der Welt, daß sie Augen haben und sehen nicht, und Ohren haben und hören nicht, was wird zu erwarten sein, wenn die Natur ihnen predigt: Es ist nur Ein Gott, von welchem alles Leben stammt? Oder wenn das Gewissen ihnen zuruft: Es ist nur ein Herr, welcher von seinem hohen Throne herabsieht auf Alle, die auf Erden wohnen? oder wenn das Herz sie erinnern will: es giebt nur Einen Vater, der verheißen hat: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen! Ihr seht selbst, an solchen Menschen ist auch dies dreifache Zeugniß verloren. Von Solchen steht geschrieben: „Mein Volk vernimmt es nicht!" (Jes. 1, 3.) Und wenn es dem Sohn Gottes begegnete, daß er zu den Juden sagen mußte: „ihr könnt ja meine Worte nicht hören!" (Joh. 8, 43.) welches Schicksal wird auch das erste Gebot des Vaters haben?

Was ist's nun aber wohl in dem Menschen, was ihm so die Augen blendet, daß er nicht sieht, die Ohren verschließt, daß er nicht hört, das Herz verstockt, daß er nicht fühlt, als ob er ein Todter wäre? — Es steht geschrieben: „Der Tod ist der Sünde Sold!" wohin ist's denn also zu rechnen, daß so viele Menschen dahin gehen, wie Halberstorbene, und erkennen nicht den einen lebendigen Gott, und glauben nicht an ihn? Und wie weit

erstreckt sich demnach diese Verstocktheit und Thorheit unseres Geschlechts? —

Wie nennt man den Theil der Erdbewohner, welcher offenbar in Abgötterei verfallen ist, und bald Vielgötterei treibt, bald Allgötterei? — Jesaias ruft aus (Cap. 9.): „Herr, du machst der Heiden viel;" er hofft auf eine Zeit, wo die Macht der Heiden kommen wird und sich sammeln zu dem Volke Gottes: wie steht es noch jetzt mit der Zahl der Heiden? O über den größeren Theil der Erde steht noch geschrieben (Eph. 4, 17. 18.): „Sie wandeln in der Eitelkeit ihres Sinnes. Ihr Verstand ist verfinstert und sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist durch die Blindheit ihres Herzens!" Von dieser Unwissenheit und Blindheit in der abgöttischen Heidenwelt werden wir zunächst handeln müssen.

Aber gedenket des Vorigen und sagt mir, woher ist die Blindheit und Taubheit, woher sind die zerrütteten Sinne unter die Kinder unseres Geschlechts gekommen? Von der Sünde, sagt ihr mit Recht; ist denn der giftige Saame der Sünde nicht mehr zu finden in den Ländern der Christenheit? Wenn Einer unter den Christen und Israeliten spräche: Ich habe keine Sünde, was würde er eben damit begehen? Welche Anklage wird dann daher auch unter uns viele Augen treffen? und viele Ohren? und viele Herzen? Und welcher Glaube wird eben darum auch bei uns matt werden, untersinken und für manchen Menschen ganz verloren gehen? Und neben der abgöttischen Heidenwelt, welche andere Welt wird es demnach noch geben, die wir betrachten müssen? Welches Gebot Gottes aber ist gerichtet gegen diese, wie gegen jene? Es ist hier nur ein zwiefacher Unterschied zu merken.

In welchem Glauben war die Familie erzogen, aus welcher Jacob seine beiden Frauen, die Lea und Rahel, heimholte? Also gehörten diese nicht zu der Heidenwelt. Was hatte denn aber Rahel, als sie mit Jacob von dannen zog, aus ihres Vaters Hause heimlich mitgenommen? (1 Mos. 31, 30—34.) Und was that sie mit diesen Götzenbildern, als Laban, der Vater, nach denselben forschte? Seht, so machen es heute noch die Menschen, welche nicht Heiden sind: sie treiben ihre Abgötterei und hegen ihre Götzen heimlich und versteckt. Wie wird dagegen unter heidnischen Völkern dieser Gräuel begangen? Das ist der eine Unterschied. Nun noch ein zweiter! Es ist ein bekanntes Wort des Sohnes Gottes, welches schwer auf's Herz fällt; ich meine den Spruch von den beiden Knechten, welche Streiche leiden (Luc. 12, 47. 48.) Welchem Knechte sind viele Streiche aufgehoben? Und welchem wenige? Wie wird es nun, wenn Gott dereinst Gericht hält über das erste Gebot, den Heiden ergehen? Und welch ein Maß der Strafe wird auf die abgöttischen Christen fallen? Darum,

meine lieben Kinder, muß auch von der abgöttischen Christenwelt recht frank und frei bei uns geredet werden.

§. 2.

Die Abgötterei in der Heidenwelt.

Vorlesung aus Psalm 115.

„Nicht uns, nicht uns: Deinem Namen gieb Ehre, um Deine Gnade und Wahrheit. Warum sollen die Heiden sagen: wo ist nun ihr Gott? Aber unser Gott ist im Himmel, er kann schaffen, was er will. Ihre Götzen aber sind Silber und Gold, von Menschen-Händen gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht; sie haben Augen und sehen nicht. Sie haben Ohren und hören nicht; sie haben Nasen und riechen nicht; sie haben Hände und greifen nicht; Füße haben sie und gehen nicht, und reden nicht durch ihren Hals. Die solche machen, sind gleich also, und Alle, die auf sie hoffen."

Gesang.

O Jesu Christe, wahres Licht, erleuchte, die Dich kennen nicht;
und bringe sie zu Deiner Heerd', daß ihre Seel' auch selig werd'!

Gebet.

„Wem wollt ihr denn mich nachbilden, dem ich gleich sei?" so fragst Du durch den Mund Deines heiligen Propheten. Und wir antworten: Es ist Dir nichts zu vergleichen im Himmel und auf Erden. Aber in Jesu Christo hast Du uns erscheinen lassen das Ebenbild Deines Wesens, Deiner Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit. O laß dies Bildniß sichtbar werden den armen Heiden, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, und reinige und erquicke damit ihre Herzen. Amen.

Als wir das vorige Mal versammelt waren, liebe Kinder, da nahmen wir uns vor, von der Abgötterei in der Heidenwelt zu reden. Heute kommen wir dazu; und bemerken zuerst, daß über diese Sache ein sehr irriges Gerede unter den Menschen geführt wird. Es fehlt nämlich nicht an Leuten, die hervortreten und sprechen: Wie mit dem Gold und Silber in den Schachten der Erde, so verhält es sich auch mit der Erkenntniß Gottes in dem Geschlechte der Menschen. Ursprünglich nämlich liegt das Gold oder Silber in dunkelm Erzgestein versteckt; erst wenn die Kunst mit ihrem Schmelzofen hinzukommt, erscheint das edle Metall. Ebenso sind auch die Gedanken an Gott in der Menschen Seelen ursprünglich in's Dunkel gelegt und mit finstern Vorstellungen gemischt; wenn aber die Völker durch Wissenschaft und Kunst veredelt werden, dann erheben sie sich zu der reinen Erkenntniß und Verehrung des einigen Gottes. Alle Menschen sind zuerst Heiden und der Vielgötterei ergeben gewesen, darnach, bei fortschreitender Bil-

dung, wird einem Volke nach dem andern die Offenbarung des wahren und einigen Gottes zu Theil.

Ich habe diese Behauptung ein irriges Gerede genannt, und daß dem so sei, werdet ihr sogleich einsehen.

Woher, meine Kinder, ist euch der Glaube an Gott gekommen? Wer hat denselben in euer Haus gebracht? Durch wen wird er hier in der Schule in das Herz gepflanzt? Vater, Mutter und Lehrer haben denselben aber nicht erfunden, sondern vorgefunden, und wem hatten sie diese Gabe zu danken? Wenn wir nun über tausend Jahre rückwärts immer wieder fragen: wo kam der tröstliche Glaube her? so gelangen wir bis in die deutschen Wälder hinein. Versetzt euch dahin und sagt mir: wie fand denn Bonifacius die alten Deutschen? Wen beteten diese unsere Vorfahren an? Damals also konnte ein eben getaufter deutscher Mann nicht sagen: Daß ich an den wahren, lebendigen Gott glaube, das ist ein Erbtheil von Vater und Mutter und ein Mitgebrachtes aus der Schule; sondern auf wen wird er nun haben hinweisen müssen? Dieser Bonifacius wird aber der Apostel der Deutschen genannt: woran erinnert uns dieser Name? Wir können also von Bonifacius wieder rückwärts fragen: woher, woher? Und zu wem gelangen wir dann? Die Apostel des Herrn waren aber Juden — und wie heißt denn der Stammherr, der Lehrer und Glaubensvater des jüdischen Volks, dessen Eigenthum der Glaube an Einen Gott war? Und wenn Abraham und seine Väter abermals sich auf den Ursprung ihres Geschlechts besannen, so fielen ihnen die Namen Sem, Ham und Japhet ein, welche als Häupter auf der Stammtafel der Völker stehen. Von welchem dieser drei Söhne des Noah ward der reine und gehorsame Glaube des Vaters fortgepflanzt? Noah aber hatte die Sündfluth überlebt, und welches Erbgut hatte er aus der ersten Menschengeschichte mit herüber gebracht? An welcher Stelle stehen denn nun endlich unsere Fragen still, wenn wir noch durch neue Menschengeschlechter hindurchgegangen sind und ankommen bei Enos, dem Sohne Seth's, von welchem die heilige Schrift erzählt: Zu seiner Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen? Seth war Adams Sohn; wer ist also wohl der erste Prediger und Pflanzer des Glaubens an Einen Gott gewesen. Wie steht es nun mit der Behauptung, daß allererst und ursprünglich die Menschen in der Götzenanbetung des Heidenthums begraben gelegen, wie die Goldadern in dem Gestein? — Sie ist ein Irrthum.

Aber wenn nun in der langen Reihe von Jahrtausenden der Glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, als ein Erbe fortgegangen ist vom Vater auf den Sohn, wirst du nun sagen können und wollen, daß Adam und Eva diesen Glauben wahrscheinlich selbst ausgedacht, oder durch eigenes Nachdenken gefunden haben? Auf welche Gabe und Unterweisung waren demnach die ersten Menschen angewiesen?

Und dieses Amt, ein Geber der Erkenntniß, ein Offenbarer göttlicher Wahrheit zu sein, hat auch der Vater im Himmel an diesen Erstlingen unseres Geschlechts ausgerichtet.

Als die Schöpfung vollendet war und der Mensch an der Spitze der erschaffenen Dinge stand, da redete Gott mit ihm und wies ihn hin auf allerlei Kraut und Bäume, die er ihm und vielen Geschöpfen seiner Hand zur Nahrung gegeben habe. Fiel es nun Gott jetzt erst ein, daß jene Kräuter und Bäume zur Nahrung der Menschen und Thiere benutzt werden könnten? Zu welcher Zeit schon hatte Gott diese Einrichtung gemacht und diese Bestimmung getroffen? Als was stellte sich demnach Gott bei jener Anweisung dem ersten Menschen dar? Und wenn nun derselbe Schöpfer Gott dem Menschen die ganze Thierwelt in Luft und Meer und auf dem festen Lande übergab, daß er dieselbe sich unterwerfen sollte: wie schaltete und handelte er hierbei im großen Haushalte seiner Natur? Der Gott aber, welcher sich als Schöpfer und Herr aller Dinge dem Erstlinge seiner Creaturen zu erkennen gegeben hatte, schrieb nun auch vor, was den Menschen erlaubt und verboten sein sollte: nenne mir seine Bewilligung und seine Verordnung! Wie nennt man solche Bestimmungen, welche ein Hoher in seinem Lande giebt? Und wie heißt er selbst, weil solche Bestimmungen von ihm ausgehen? In welcher Eigenschaft hatte sich demnach Gott dem Menschen offenbart von Anbeginn? Und wenn nun dieser göttliche Gesetzgeber nach dem Sündenfall Beide, den Adam und die Eva, verhört und bestraft: welches Amt übt er jetzt aus über sie?

Ihr seht, was Gott späterhin seinem Volke hat verkündigen lassen durch die Propheten, die Wahrheit: „Ich bin der Herr, und sonst Keiner mehr: kein Gott ist, ohne ich! Diese Wahrheit ist schon den ersten Menschen enthüllt gewesen, denn daß kein Anderer, als dieser Gott, Schöpfer und Herr, Gesetzgeber und Richter der Menschen sei, das hatten sie mit den Augen des Geistes gesehen und in ihrem Herzen erfahren. Diesem Zeugnisse, welches Gott von sich selbst ausgesprochen hat von Anbeginn, ist aber, wie wir schon gehört haben, ein dreifaches Zeugniß wie ein Nachhall gefolgt: weißt du noch, welches? Woraus mußten also auch schon die ersten Geschlechter der Menschen die Wahrnehmung schöpfen, daß alle Erscheinungen und Kräfte nur in Einem Gott ihren Ursprung haben? Und welche Stimme mußte durch ihren Einklang schon damals beweisen, daß die Maße für Recht und Unrecht nur durch Einen Gesetzgeber in uns gelegt seien? Und endlich: welches heilige Geschäfte mußte von Anbeginn den Menschen belehren, nur bei Einem Spender könne er Trost, Frieden und Segen finden? So war demnach die erste Schule unserer Voreltern nicht eine Anstalt des Heidenthums, und der göttliche Erzieher des menschlichen Geschlechts hat nicht mit der Lüge angefangen, sondern mit der Wahrheit: Es ist

Ein Gott! — Woher ist aber das Unwesen der heidnischen Abgötterei in die Welt gekommen?

Wenn Jemand unter Salomo's Regiment gereist wäre durch das heilige Land: wie viele Stämme, dem einen Könige unterthan, würde er getroffen haben? Wenn aber derselbe in den Tagen Rehabeam's wäre wiedergekommen: wie würde jetzt die Zählung ausgefallen sein? Und welche Erklärung aus der Geschichte hätte man ihm geben können? Und wo zehn Stämme abfallen von zwölf: was für ein Theil verbleibt dem rechten König? Und wie verdient dieser Abfall genannt zu werden seinem Umfange nach? —

Macht eine Anwendung davon, meine Kinder. Wir hatten so eben im Geiste eine Reise angestellt, weit, weit zurück bis an die Anfänge unseres Geschlechts. Und welche Erkenntniß von Gott fanden wir dort verbreitet und in die Herzen gepflanzt? Und der helle Schein der Wahrheit, der damals die Erde deckte, leuchtete fort bis in Abrahams Geschlecht. Welches Volk ward ein Erbe und Bewahrer dieses Glaubens? Wenn wir aber dieses israelitische Volk, wie es zu Jesu Zeit war, vergleichen mit den Bewohnern auch nur des römischen Reichs, welche Heiden waren: was für einen Theil nimmt dann Israel mit seinem Glauben ein? Und was muß man von der damaligen Heidenwelt sagen? Und wer weiß es etwa, wie sich noch jetzt die Heidenwelt zu der christlichen Welt verhalten mag? Was ist also geschehen in der Geschichte der Menschheit? Lasset uns die Worte in die Seele fassen, welche beim Jesaias (1, 3.) zu lesen sind:

„Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren; denn der Herr redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, und sie sind von mir **abgefallen!**

Was der Herr hier bezeuget von einem Theil des abtrünnigen Israel, das gilt von dem ungeheuern Abfall der Menschheit überhaupt.

Die ganze Geschichte der Abgötterei ist also nichts Anderes, als die Geschichte des großen Abfalls der Menschen von Gott.

Wir werden nicht erst lange zu untersuchen haben, wie es mit diesem Abfall zugegangen ist. Ueber was für Augen klagte Jesus unter seinen Zeitgenossen? Und was für Ohren beschreibt er? Und wie nennt er das Herz seines Volks?

Als diese verblendeten, stumpfsinnigen Leute sich vor ihm rühmten: wir haben Abraham zum Vater! antwortete er ihnen: ihr seid vom Vater dem Teufel, der ist nicht bestanden in der Wahrheit! Und damit erklärte er deutlich, sie seien zwar im Besitz der Wahrheit gewesen, aber sie seien abgefallen von Gott. Und womit dieser Abfall begonnen habe, und wo er ende, das sagt er ihnen auch (Joh. 8, 24.): „ihr werdet sterben in euren Sünden!“ — Wenn wir nun ansehen die armen verblendeten und stumpfen und

erstorbenen Seelen der Heiden und trauern über ihren Abfall von dem lebendigen Gott — wissen wir dann nicht auch alsbald den Weg, auf welchem dieser Abfall gekommen ist? — Woher schreibt er sich? Die Sünde ist die Wurzel, und die Abgötterei ist die bittere Frucht derselben.

Laßt uns nun zusehen, wie diese Frucht wächst, und wie es zugeht mit dem Hereinbrechen des Götzendienstes.

Der Apostel Paulus hat über die Heiden einen Ausspruch gethan, welcher, wenn man nur obenhin drauf hört, recht tröstlich klingt. Er sagt nämlich:

Röm. 1, 19. 20.: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also daß sie keine Entschuldigung haben!"

Von wem spricht Paulus hier? Und was sei diesen Heiden durch Gott selbst zu Theil geworden? Woran sei diese Offenbarung geschehen? Und was wisse man aus den Werken der Schöpfung? Und was für ein Wesen mache sich kund in diesem Gott? und welch eine Kraft? und welch eine Natur? Das klingt in der That sehr erbaulich und tröstlich; denn es ist ja die reine Wahrheit aus Gott. Aber ihr habt auch den Zusatz gehört: „also daß sie keine Entschuldigung haben." Wo man eine Entschuldigung braucht: was muß da vorgegangen sein? Was müssen also die Heiden, denen Paulus die Entschuldigung abspricht, auf sich geladen haben? Das ist kein tröstlicher Gedanke. Doch es stehen ja noch vier Worte in der Rede des Apostels, welche mehr als nur Zweifel erwecken, ob die Heiden in der Schöpfung eine Offenbarung Gottes finden. Er setzt nämlich in sehr ernsthaftem Tone die Bedingung hinzu: „so man deß wahrnimmt!" Und ist nun wohl seine Meinung, daß diese Bedingung von den Heiden erfüllt werde? daß sie Augen haben, Gottes Zeugnisse in der Natur zu lesen, und Ohren, seine Stimme zu hören, und Herzen, seinen Zug zu fühlen? Gewiß nicht, denn gleich im Folgenden sagt er von ihnen: „ihr unverständiges Herz ist verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden; die Wahrheit Gottes haben sie verwandelt in die Lüge." Lasset uns diese Schilderung näher betrachten.

Die Weisheit ist in Narrheit, also in ihr Gegentheil, verwandelt worden. Und was ist gleicherweise mit der Wahrheit geschehen, und zwar in Folge der Sünde? Ueberall tritt daher das Gegentheil, und zwar das gerade Gegentheil, ein von dem, was nach Gottes Absicht eine Zierde des Menschen sein soll. — Wird nun aber die Seele des Menschen selbst innerlich verkehrt, was wird auch mit jedem Bilde geschehen, welches du dieser

Seele vorhältst? Und mit jedem Gedanken, welchen Gott in ihr erwecken will?

Siehe nun zu, wohin es bei dieser Verkehrung kommen muß. Paulus sagt, Gott habe es den Heiden offenbaret, daß er sei; also er habe ihnen sein Dasein kundgegeben. Was lesen wir aber Ps. 14, 1.:

„Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist **kein** Gott!"

Seht, wie das gleich umschlug in das volle Gegentheil! Andere nun vermochten vielleicht nicht alsbald zu läugnen, daß etwas Höheres und Gewaltiges über den Menschen sei; aber doch verkehrten auch sie die offenbarte Wahrheit. Der Herr hatte ihnen zu wissen gethan, daß Gott sei; also von Einem, von dem Einigen redete das Zeugniß: was hörte man aber in der Stunde des Abfalls in der Wüste, als das goldne Kalb fertig gegossen war? 2 Mose 32, 4.:

„Das sind deine **Götter**, die dich aus Egyptenland geführt haben."

Ferner heißt es: an den Werken, an der Schöpfung der Welt habe Gott ersehen lassen sein unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft, seine Gottheit. Ueberdenket euch das, und lernet daraus, wie der Götzendienst der Heiden das gerade Gegentheil von dem Allen vor Augen hat.

Zuerst zeigt uns die Schöpfung der Welt eine Verbindung der Dinge, von welcher man das Band nicht bemerkt, eine Ordnung, davon man den Gedanken nicht anschaut, eine Bewegung, deren Getriebe sich versteckt, eine Haushaltung, in deren Rechnungen zu blicken Niemand vermag; also mit einem Worte: was für ein Wesen Gottes wird erkannt an den Werken? Wohlan, ein unsichtbares. Sagt mir nun aber: was für Götter wurden denn von den Egyptern angebetet? Vor welchen Göttern warfen die Chaldäer sich nieder? Welche Pflanzungen wurden von unsern alten deutschen Vorfahren für heilig gehalten? Was war nun aus Gottes unsichtbarem Wesen geworden? Unter allen von Gott durch die Sünde abgefallenen Völkern, welchen noch nicht eine rettende Hand entgegen gekommen ist, wird das Unsichtbare zum Sichtbaren, das Uebersinnliche zum Sinnlichen herabgezogen. Das ist der Gang, welchen der Götzendienst von jeher genommen hat.

Zum Andern sehet weiter unsere Textesworte an! Als eine ewige Kraft enthüllet sich der Schöpfer Gott in seinen Werken, wie Paulus versichert; und das ist ja wahr. Alles, was ist in der Natur, das ist geworden aus einem Andern, das vor ihm war; und Alles, was vergehet, aus dem kommt wieder ein Anderes, das nach ihm sein wird; und von Allem, was einen Ort hat im großen Weltenraum, ist nichts, das aus sich selber wäre. Aber der gesagt hat von Anbeginn: es werde Licht! der nahm dieses

Licht nicht von einem andern Lichte, sondern aus dem Grunde seines Wesens. (Ps. 36, 10.) Der am dritten Schöpfungstage geboten hat: Die Erde bringe hervor Gras und Kraut, das sich besaame! Derselbe findet keinen Saamen aus voriger Ernte vorräthig, sondern legt seine Kraft für alle Zeiten in den Schooß der Erde; ergießt alljährlich seinen Segen auf Feld und Wald, und läßt nicht aufhören Saat und Ernte, so lange die Erde steht. (1 Mos. 8, 22.) Was für eine Kraft muß dies nun sein, die nicht aus einem Andern, sondern aus sich selber ist? Wohlan, eine ewige Kraft! Das ist's ja, was der Apostel hervorhebt als eine Offenbarung Gottes in der Natur. Das stimmt ja auch mit dem, was wir sonst aus dem Worte Gottes wissen: „Was unsichtbar ist, das ist ewig!“ (2 Cor. 4, 18.) Erinnert ihr euch aber auch vielleicht, was diesem Ausspruche gegenüber steht? Was sagt die heilige Schrift aus von dem, was sichtbar ist? Das Zeitliche ist aber das Gegentheil von dem Ewigen. Zu welchen Dingen wird also der innerlich verkehrte Mensch sich wenden, um anzubeten? Komm, wir wollen dergleichen zeitliche Dinge aufsuchen! Wir sagen vom Wasser: Es ist seit einer Stunde gewachsen und angeschwollen; und abermal: Es ist seit Mitternacht gefallen. Das Wasser ist also ein wandelndes Ding, und woher nimmt man das Maaß für die wandelnden Dinge? Zu welchen Dingen wird also das Wasser zu rechnen sein? Und wenn man in ähnlicher Weise erzählen hört: Ich hatte bald früh Feuer angemacht, als ich aber bei Tagesanbruch über den Ofen kam, da war es ausgegangen: was ist dann auch das Feuer? Und was ist von der Luft zu sagen, wenn der Schiffer jetzt anmerkt, sie habe sich erhoben, und dann wieder, sie habe sich gelegt? Wasser, Luft, Feuer, und was dem verwandt ist und zu den Elementen gezählt wird, ist für nichts Anderes zu rechnen, als für eine zeitliche Kraft. Habt ihr nun wohl schon gehört oder gelesen, welchem zeitlichen Dinge die alten Parsen (Perser) ihre Kniee gebeugt haben? Und wie das große Wasser heißt, welches die Priester der Hindus als göttlich verehren? Und was der Gott Aeolus den alten Griechen zu bedeuten hatte? — Nun denn so entnehmt daraus abermals eine Erklärung, wie es mit der Abgötterei einen Gang gewonnen hat unter den Menschen, wie man nämlich abgesehen hat von der ewigen Kraft und stehen geblieben ist bei den Kräften, welche zeitlich sind. Was wir jetzt angeführt haben, das stimmt recht zusammen mit der Anklage gegen die Heiden, welche wir im Buche der Weisheit (13, 2.) lesen:

„Sie halten entweder das Feuer, oder Wind, oder schnelle Luft, oder die Sterne, oder mächtiges Wasser, oder die Lichter am Himmel, die die Welt regieren, für Götter!“

Zum dritten wollen wir auch dabei einen Augenblick verweilen, daß der Apostel versichert, man könne aus den Werken der Schöpfung

„die Gottheit" des Schöpfers ersehen. Die Gottheit, spricht er. Wenn ich sage, daß Jesus Christus zum Erlöser der Menschheit verordnet sei, so soll das heißen, er werde die Erlösung ausrichten nach und nach an Allen zusammen, welche Menschen sind, keinen Erdtheil, kein Geschlecht ausgenommen. Wenn ich von der Gottheit rede, so denke ich mir ebenfalls meinen Gott mit allen seinen göttlichen Vermögen in Eins gefaßt und zu Einem verbunden. So kann ich ihn auch wirklich gewahr werden in der Schöpfung und den Werken derselben. — Wenn du ansiehest auf der Erde die Gebirge und das brausende Meer, und am Himmel das Heer der Sterne, als was für einen Gott wirst du den Schöpfer dann erkennen müssen? Und wenn du zugleich beobachtest, wie der Odem seines Lebens das Nahe und Ferne durchdringt, und wie der Gedanke, er sei bei uns, uns begleitet in Höhen und Tiefen, über Meer und Land: was mußt du dann von ihm aussagen? Und wenn du ein wenig still stehest bei der Betrachtung, wie Tage und Nächte und Jahreszeiten zum steten Wechsel geordnet sind, und wie die Himmelskörper sich einander anziehen und tragen —: welche Eigenschaft mußt du demselben Gott beilegen? Und wenn du darüber nachsinnest, wie es in einer Menschenseele werden kann beim Genuß der erschaffenen Dinge: im Sonnenlicht so heiter, bei Sternenschein so andächtig, in der Abenddämmerung so friedsam, in der Mitte fröhlicher Kinder so herzig, und nach Speise und Trank so dankbar: — wie möchtest du dann den Schöpfer nennen und anrufen? Und wenn alle diese Freuden und Genüsse sich auf einmal verfinstern und in Schrecken verwandeln können, so oft du ein gieriger, neidischer, lügenhafter, mit einem Worte, ein böser Mensch bist: was für ein Gott, was für ein Vater muß es sein, von dessen Wesen solch ein Zeugniß durch die ganze Schöpfung geht?

Wir wollen für diesmal genug haben an der Erinnerung, daß derselbe Gott sich in der Schöpfung ankündigt als ein allmächtiger, allgegenwärtiger, allweiser, gütiger, heiliger und gerechter Gott, und nicht heute als das Eine und morgen als das Andere, sondern immer und ewig Alles in Einem. Wie haben wir nun oben dieses ganze und ungetheilte Wesen, den Inbegriff aller Vermögen Gottes, genannt? Sehet also, diese Gottheit hat Gott auch den Heiden offenbaren wollen. Aber es hat ihnen nichts geholfen. Vergesset nicht, daß der Apostel an jener Stelle sagt: „So man deß wahrnimmt!" und daß die Sünde, weil sie von Gott scheidet, dem abgefallenen Menschen auch die Augen blendet und die Gedanken verwirrt. Während also der fromme und denkende Wanderer durch die Natur Alles, was göttlich heißt, in ein Ganzes zusammenfaßt: was wird der gottlose, der verkehrte Mensch thun? Gleichwie das reine, weiße Licht der Sonne, wenn eine dunkele Wetterwolke davor tritt, sich bricht in allerlei bunte Farben des Regenbogens, so zertrennen die getrübten Gedanken der

Menschenseele das reine und eine Gottesbild in allerlei Göttergestalten. So hatten die Griechen und die Römer einen Gott der Macht: — weißt du seinen Namen? Und eine Göttin der Weisheit: — kennst du sie? Und eine Göttin der Liebe: — wie heißt sie? Und eine Göttin der Züchtigkeit und Unschuld, auf deren Altar nur reines Feuer brennt: wer hilft mir zu dem Namen? Und eine Göttin der Gerechtigkeit, welche den übermüthigen Menschen verfolgt: welches ist ihr Name? Wenn nun als zwei Götter nebeneinander angebetet werden, hier Jupiter, der gewaltige Vater der Götter, dort Minerva, die Göttin der Weisheit: was fehlt alsdann dem Jupiter und was dagegen der Minerva? Und wenn der Göttin Venus eine Vesta gegenüber steht: was wird eben damit jener schönen Göttin abgesprochen? Was für ein Himmel aber muß das sein, in welchem der höchste Regent unweise sein kann? und wo eine ohnmächtige Weisheit und eine unzüchtige Liebe waltet? Denkt euch nun, daß die Heiden einem thörichten Jupiter Opfer bringen: was wird bei solchem Gottesdienste begangen werden können? Und wenn dieselben einen Festtag halten zu Ehren jener Liebesgöttin, welche sich nicht schämt, frech und unzüchtig zu sein: was für Leute werden dann bei solchen Andachten zusammenkommen dürfen? Und wie wird es zugehen? Solche Festtage wurden vor Zeiten bei den Ammonitern und Moabitern gehalten, und was da geschah, das wird in der heiligen Schrift unter dem Namen „Greuel und Scheuel" begriffen. In dieser Weise hat sich auch der König Salomo an dem heiligen Gott versündigt (1 Kön. 11, 7. 8. 33.), indem er solche Gottesdienste zu Gunsten seiner ausländischen Weiber einrichten ließ. Dergleichen Greuel sind dem Propheten Ezechiel von Gott dem Herrn in einem Gesicht vorgehalten worden, damit er das Volk warne und strafe. (Ezech. 8, 1—18.) Kurz es beweist uns die Geschichte des israelitischen Volks vor Alters, und der Zustand der Heiden bis auf den heutigen Tag, daß mit Grund geschrieben steht im Buche der Weisheit (14, 27.):

„Den schändlichen Götzen dienen ist alles Bösen Anfang, Ursach und Ende."

und daß der Apostel Paulus nichts übertrieben hat, wenn er ausspricht (1 Cor. 10, 20.): „ich sage, daß die Heiden, was sie opfern, das opfern sie den Teufeln."

Noch eine schreckliche Folge des Abfalls von dem wahren lebendigen Gotte mußte eintreten, sobald der Mensch aus der Gottheit Götter machte und Räucherwerk und Opfer solchen Wesen brachte, welche nach seiner Meinung groß waren im Guten und zugleich im Bösen. Brauchen wir denn in den Himmel zu fahren, um Geschöpfe zu finden, welche fähig sind, viel Gutes und viel Böses zu thun? Wessen Natur hat der Apostel Paulus beschrieben, als er die Klage erhebt: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich?" (Röm. 7, 19.)

Wenn man nun sich nicht scheute, Götter zu erfinden und anzubeten, in welchen Licht und Finsterniß beieinander war: mit welchen Wesen konnte man dann auch Götzendienerei treiben? Das haben viele alten Völker mit ihren Kriegshelden, das haben die entarteten Römer mit ihren Kaisern gethan: sollte mir nicht Einer unter euch auch aus der biblischen Geschichte etwas erzählen können, was sich mit dem frommen Daniel zugetragen hat? Was für einen Geist legte die Gemahlin des Königs Belsazar diesem Daniel bei, weil er sich als Traumdeuter bewährt hatte? (Daniel 5, 11.)

So haben wir also gesehen, welchen Gang es genommen hat mit dem heidnischen Unwesen unter den Völkern. So haben wir erkannt, wie, in Folge der Sünde das von Gott durchleuchtete Menschenherz sich verfinstert, wie die Weisheit sich in Narrheit verkehret, die Wahrheit sich überall in Lüge verwandelt hat, genau nach den Aussprüchen des Apostels. Und dabei hat sich uns auch ergeben, wie die Offenbarung der göttlichen Natur in ihr Gegentheil umgeschlagen ist. Was ist hiernach an die Stelle des unsichtbaren Wesens Gottes getreten? Und was an die Stelle der ewigen Kraft? Und was an die Stelle der Gottheit, oder des ganzen vollkommnen Gottes?

Dieses Unheil, diesen Umsturz der Wahrheit, diese Verlästerung des Heiligen hat Gott, der Herr, vorausgesehen, und darum zu dem ersten Gebote einen Zusatz gemacht, welcher also lautet:

„Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist! Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, — die mich hassen; und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten!

§. 3.

Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten.

Vorlesung aus Psalm 112.

„Wohl dem, der den Herrn fürchtet, der große Lust hat zu seinen Geboten. Deß Same wird gewaltig sein auf Erden, das Geschlecht der Frommen wird gesegnet sein. Reichthum und die Fülle wird in ihrem Hause sein, und ihre Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Den Frommen geht das Licht auf in der Finsterniß von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten."

Gesang.

Wohl dem, der in Gottes Furcht steht, und auch auf seinen Wegen geht; dein eigen Hand dich nähren soll, so lebst du recht und geht dir wohl.

Gebet.

„Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm scheue sich Alles, was auf dem Erdboden wohnet!“ Dies Dein Gebot, allmächtiger, ewiger Gott, ist ausgegangen in alle Lande, und über alle erschaffenen Dinge. Die Berge zittern, wenn Du sie anfassest; die Wasserwogen brausen, wenn Du sie berührest; die Vögel bergen sich, wenn Deine Wetter sich nahen. Aber die Seele des Menschen beuget sich vor Deinem Gebot und scheuet vor Deinem heiligen Namen! Gieb diese Furcht in unsere Herzen, auch in die Herzen dieser Kinder! Amen.

Ihr habt wahrscheinlich nicht vergessen, was wir uns beim Anfange unseres Unterrichts vorgenommen haben. Wir gedachten dort der offenbaren Abgötterei unter den Heiden; aber welche Abgötterei anderer Art behielten wir damals noch im Sinne? Nun von dieser verdeckten Abgötterei unter den Christen werden wir recht ausführlich handeln müssen. Als unser Katechismus geschrieben wurde: ist da wohl auch an uns gedacht worden beim ersten Gebote? Wie heißen die Worte, welche Dr. Luther zur Erklärung beigegeben hat? Er spricht also nicht, als redete er in die Länder der Heiden hinaus: ihr sollt! auch nicht, als hätte er einen ungetauften Heiden vor sich: du sollst! sondern in welcher Weise drückt er das Gebot aus? Wenn er nun die Mahnung hinstellt: **wir** sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen! zu wem ist das gesagt? Wohlan, so müssen wir jetzt Alle in das erste Gebot hineinsehen als in einen Spiegel. Und das wollen wir thun.

Wenn uns die heilige Schrift gebietet: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu“ (Pred. 12, 13.), so ist das „die Hauptsumma aller Lehre“, und es wird darüber wohl Niemand noch eine Auseinandersetzung begehren. Wenn aber nun gesagt wird: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, so liegt darin der Gedanke eingeschlossen, Gott sei nicht das einzige Wesen, welches dem Menschen Furcht einflößen, Liebe erwecken und Vertrauen einpflanzen könne; es gebe gewisse andere Dinge, welche das Menschenherz wenigstens ängstigen, umstricken und trutzig machen. Wir pflegen nun die Heiden aus Mitleiden mit ihrer Verkehrtheit zu der Erkenntniß zu leiten, daß ihre Götter falsche Götter und eitel nichts seien: was wird man nun einem Christenherzen vorhalten müssen, wenn es eine Furcht verräth vor Dingen, die nicht Gott sind? Und welchen Namen wird eine solche Furcht verdienen? Und welches Urtheil wird man in einem ähnlichen Falle von der Empfindung der Liebe aussprechen, wenn sie sich nichtigen Dingen zuwendet? Und welches von einem solchen Vertrauen? Als Gott der Herr den Cain vor der Sünde warnte, sprach er zu ihm: Laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie! Wie wird nun wohl sein

Gebot lauten an ein Menschenkind, welches in falscher Furcht sich ängstigt? Und wie, wenn die Liebe zum Eiteln stark werden will? und was wird er zu dir sagen, wenn du deine Zuversicht auf vergängliche Dinge setzest? — Man herrschet bekanntlich nicht von Unten nach Oben, sondern umgekehrt. Das Herrschen ist also nicht gegeben dem Niederen, sondern dem Höheren! Wodurch werde ich demnach die gemeine und niedere Furcht vor den Dingen der Erde beherrschen können? Und wie heißt diese höhere, reinere, regierende Furcht? Sehet, ein Knecht könnte wohl falsche Furcht haben vor seinem Herrn, er könnte zittern vor dessen Zorn und Strafe: welchen frommen Rath giebt nun der Apostel Paulus für diesen Fall? (Coloss. 3, 22.) „Ihr Knechte seid gehorsam mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht." Die Gottesfurcht, das ist die rechte Furcht. Saget weiter: wodurch wird nun die niedere und gemeine Liebe zu den zeitlichen und hinfälligen Dingen beherrscht werden können? Und wie heißt die höchste Liebe, deren das menschliche Herz fähig ist? Wir haben eine Liebe zum Leben, offenbar eine Liebe der niedern Art; hat Jesus diese Liebe auch empfunden? Aber als nun das bittere Todesleiden näher heranrückte, und die Jünger hofften, ihr lieber Herr werde sich verbergen, um sein Leben zu retten, da sprach er zu ihnen (Joh. 14, 31.): „Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und lasset uns von hinnen, d. h. dem Tode entgegen, gehen!" Welche Liebe behielt also die Herrschaft in ihm? Ach, es wohnt diese Liebe nur selten in unserer Brust, und glaubet mir, heute noch, wenn der Sohn Gottes unter uns herumginge und in unsere Seelen schaute, würde er vor Manchem unter uns stille stehen und sagen, wie Joh. 5, 42. geschrieben steht: „Ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet!" Aber wie selten auch die Gottesliebe in uns regieren möge: doch ist sie die rechte Liebe! — Ich habe noch nach Einem zu fragen: wenn ein Mensch einen abhängigen und schlüpfrigen Weg zu gehen hätte, und du sähest ein zerbrochenes Schilfrohr in seiner Hand: was würdest du ihm dafür reichen? Und wozu würde er diesen Stab gebrauchen können? Wen meint denn aber der König David, wenn er singt (Psalm 23, 4.): „Dein Stecken und Stab trösten mich"? Seht ihr nun nicht, daß dieses Vertrauen auf Gott der beste Hort und Trost des Menschen sei? Wir meinen manchmal: dem Leibe, in dem ich wohne, kann ich etwas zumuthen; mit dem Gelde, das ich mir gesammelt habe, kann ich schon etwas durchsetzen; auf mein Ansehen in der Gemeinde kann ich etwas bauen: aber mit welchem Stabe ist diese Zuversicht zu vergleichen? Und wie verdient ein solches Vertrauen zu heißen? Wodurch aber wirst du dies falsche Vertrauen beherrschen und überwinden? — Als Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, und seiner Jünger Bangigkeit bemerkte, da erkannte er wohl, er werde an

ihnen keine Hülfe und Zuflucht behalten, und sprach zu ihnen: „ihr werdet mich Alle allein lassen, aber ich bin nicht allein, sondern der Vater ist bei mir.“ (Joh. 16, 32.) Was war es also, was in der Seele des Mittlers herrschend blieb? Und welcher andern Empfindung wurde damit der Zugang abgeschnitten?

Wir wollen jetzt zurückkehren zu den Worten des Katechismus: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ Auf wie viel Seiten hin weiset uns dieser Ausspruch? Auf jeder Seite läßt er uns eine Gefahr, eine Gefahr für unsere Seele erblicken: welche auf der ersten? welche auf der zweiten? welche auf der dritten? Denkt euch nun einen Menschen, welchen jene falsche Furcht gefangen hielte, ich meine die Furcht vor Mühsal, Armuth, Krankheit oder Tod, also kurz die Furcht vor dem, was zu den äußerlichen, zu den geschaffenen Dingen gehört: von wem hätte ein Solcher sein Herz abgekehrt? Nun haben wir erst neulich eingesehen: dadurch, daß die Heiden das unsichtbare Wesen Gottes herabgezogen haben in das Sichtbare und Sinnliche, sind sie in die Abgötterei hineingerathen: was wird daher auch geurtheilt werden müssen von einem Christen, welcher mit jener falschen Furcht vor auswendigen Dingen sein Herz beschweren läßt? Und in welcher Gesinnung allein wird er die Mittel finden, über solch eine abgöttische Furcht Herr zu werden? Daß wahre Gottesfurcht in uns gepflanzt werde, darauf kommt es also zuerst an, daher der alte Spruch: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang!

Stellt euch zweitens einen Menschen vor, welcher mit seiner Liebe angekettet ist an vergängliche Lüste, an eitle Ehre, an irdisches Gut: wird nicht bei diesem eintreffen müssen, was Jesus von zweien Herren gesagt hat (Matth. 6, 24.)? Kennst du diesen Ausspruch? Ist dem aber so, wen hat das Herz verlassen und aufgegeben, wenn jene eitle Liebe darin tiefe Wurzeln schlägt? Du erinnerst dich aber gewiß noch, daß der zweite Weg in die Abgötterei hinein dadurch von den Heiden betreten wurde, daß sie von Gottes ewiger Kraft ihre Gedanken abwendeten und mit ihrer Seele haften blieben an dem, was zeitlich ist. In welch eine Sünde verfällt also auch der Christ, den die eitle Liebe der Welt beherrscht? O darum hat derselbe Johannes, welcher seinen ersten Brief mit den Worten schließt: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern!“ so herzlich vermahnt: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet.“ (1 Joh. 5, 21. 4, 19.) Die wahre Gottesliebe ist unser Schild in der Gefahr.

Zum dritten, vergegenwärtigt euch einen Menschen, welcher in jenes falsche Vertrauen sich einwiegt, dessen wir vorhin gedacht, welcher z. B. beim Eintritte in ein neues Jahr sich überredet: meine Zukunft ist fest gebaut und sicher gestellt; denn mein Vermögen befindet sich im Anwachs, meines Leibes Kraft hat sich seit Jahren gemehrt; meine Geschicklichkeit und Kunst wird ja mehr und

mehr anerkannt, meiner Freunde sind viele, auch bei dem Könige bin ich wohl angeschrieben! wie steht es wohl um dieses Mannes Seele? Er spricht: Meine Zukunft, mein Vermögen, meine Kraft, meine Kunst, meine Gönner; aber welcher Gedanke ist ganz ausgeschlossen aus seiner Rede? Von wem ist er also wirklich, wenn auch nur heimlich, abgefallen? und welchen Göttern hat er Altäre aufgerichtet? Paulus sagt von unserm Wissen, es sei Stückwerk, welches nicht eher aufhören werde, als bis das Vollkommene erscheint. (1 Cor. 13, 10.) Abraham sieht, wie er vor Gott steht, sich an wie Staub und Asche. Es ist kein Mensch, der sich nicht getrösten müßte des Gottes, welcher heilet alle unsere Gebrechen. Was für Dinge sind es nun, auf welche jener Mensch sein Vertrauen setzt? Es war das aber, wie ihr noch wissen werdet, auch ein Weg in die Abgötterei hinein, daß die Heiden sich Götter machten, welche wie Stückwerk aussahen, und welche dieses oder jenes Gebrechen an sich trugen. Was wird demnach auch von solchen Christen begangen und getrieben, welche in solchem falschen Vertrauen dahin gehen und Fleisch für ihren Arm halten? Durch welche Gesinnung kann nun wohl diese Thorheit beherrscht werden? Es heißt darum Gott „ein Heiland derer, die ihm vertrauen.“ (Ps. 17, 7.) Und wir müssen vor allen Dingen lernen, was es heißt, dem Herrn vertrauen.

Wohlan, so beginnen wir mit dem ersten Theile, mit der Gottesfurcht, und ihr helft mir zuerst deutlich machen, woran wir denken, wenn das Wort „Furcht“ ausgesprochen wird.

Wenn sich Jemand fürchtet, so fühlt er ein Klopfen des Herzens, ein Stocken des Odems, ein Kaltwerden und Beben der Glieder. Die Furcht kündigt sich also an als ein Gefühl. Wie wirst du also auch sagen dürfen, wenn du beschreiben sollst, was die Furcht sei?

Ein Mensch, welcher einen hohen Berg steigen kann, ohne daß ihm das Herz klopft, oder welcher mit ausgerecktem Arm eine schwere Last halten kann, ohne daß der Arm zittert, der ist noch im Besitz von ungeschwächter Kraft. Das ist eine Kraft des Leibes. Was ebenfalls wird einem Menschen beizulegen sein, welcher ohne Beklemmung, ohne Herzklopfen, ohne Zittern in einer großen Versammlung reden, oder in einer großen Gefahr besonnen denken und handeln kann? Von welcherlei Art aber ist diese Kraft? Hätte Jemand ein Gefühl von dem Beharren seiner Kraft des Leibes und der Seele bei einer schweren Aufgabe, z. B. ein Schiffer im Sturm, ein Kriegsmann beim Angriff: was würden wir einem solchen beilegen? Was ist nun der Muth?

Denke dir nun dagegen einen Andern, der beim Steigen plötzlich still stehen und Luft schöpfen, der eine Last niederlegen muß, weil die Hände zittern: was weicht in ihm, was schwindet ihm? Welche Kraft ist dies? Und wenn die Erfahrung schon

gelehrt hat, daß beim Ersteigen eines Berges der Odem ausgeht: was wird derselbe alte Mann empfinden, wenn er vor einer steilen Höhe ankommt? Und wovon fühlt er sich schon verlassen, sobald die Furcht eintritt? Aber könnte ein solches Gefühl von dem Zurückweichen seiner Kraft auch eintreten, wenn er ohne alle Vorbereitung vor den König hintreten und diesem Antwort geben, oder wenn er beim nächtlichen Ausbruch eines Feuers, oder beim Einbruch von Räubern einen sofortigen Beschluß fassen sollte? Und welche Kraft käme hierbei in Betracht? Wie pflegen wir nun dieses Gefühl von dem Zurückweichen unserer Kräfte des Leibes und der Seele zu nennen? Unter welchen Umständen tritt aber diese Furcht ein? Bedenke, daß du vor einem kleinen Hündchen, auch wenn es bellt und dir die Zähne zeigt, dich nicht fürchtest. Warum tritt die Furcht ein, wenn dir ein Bullenbeißer entgegenspringt? Wenn du deine Kraft in Gedanken missest mit der Kraft des Hündchens: welche scheint dann der andern überlegen? Wie aber, wenn der Bullenbeißer dich an der Brust faßt? Vor einem Knaben deiner Größe wirst du dich nicht fürchten, wenn du aber im Geist mit dem Hirtenknaben David dem Riesen Goliath entgegengehest: was fühlst du dann in deinem Herzen? Denn wofür mußt du Goliaths Kraft halten? Vor welcher Kraft fühlt also der Mensch gewöhnlich ein Zurückweichen seiner Kraft? So werden wir also sagen können, die Furcht sei ein Gefühl von dem Zurückweichen unserer Kraft vor einer überlegenen Kraft!

Wir haben nun oben gesehen, daß die Kraft in uns, welche zurücktritt und weicht, von zweierlei Art sein kann; nämlich welchen Unterschied haben wir gemacht? Was für ein Unterschied könnte nun auch wohl stattfinden bei der Kraft, welche uns entgegentritt und uns überlegen zu sein dünkt? Wie vielfach kann diese Ueberlegenheit sein? Und von welcher Art? Hiernach werden wir wahrscheinlich auch die Furcht unterscheiden müssen.

Es giebt Kräfte oder Gewalten, welche uns äußerlich überlegen sind. Wer in einem Hause solche Gewalt hat und übt, heißt der Herr: wie nennen wir daher die Ausübung seiner Gewalt? So herrschte David, als Absalom überwunden war, und Simei der Beleidiger zog ihm demüthig entgegen, und fürchtete sich vor ihm. (2 Sam. 19, 18.) So vergewaltigte einst Pharao die Kinder Israel und suchte sie durch Frohndienste zu erdrücken, und das Volk, voller Furcht, machte dem Moses Vorwürfe (2 Mos. 5, 21.), daß er um freien Abzug gebeten und damit dem Feinde ein Schwert in die Hände gegeben habe. Ahab war auch ein gewaltiger König: was hat er an Naboth verübt? Und warum ist doch Keiner an des Königs Hofe gegen diese Beraubung, Verfolgung und Tödtung aufgetreten und hat dem König in's Angesicht gesagt: Herr König, du thust ein großes Unrecht daran?

Hier sehen wir also die Furcht, welche in dem Menschen rege wird, vor einer äußerlich überlegenen Kraft, welche herrschen, drücken, strafen, verfolgen, tödten kann. Wer solche Gewalt übt, der heißt ein Herr: wie nennt man hingegen denjenigen, welcher vor dieser Gewalt weichen muß, wie der lahme Mephiboseth (2 Sam. 19, 26.)? Bei wem findet sich daher auch diese Furcht gewöhnlich vor? Und welchen Namen giebt man daher auch dieser Furcht? So verstehen wir die knechtische Furcht.

Hier ist nun von der Furcht Gottes, das heißt, von der Furcht vor Gott, die Rede. Ist denn in Gott auch eine Kraft und Gewalt, welche uns äußerlich bezwingen und niederstrecken kann? David singt (Ps. 8, 2.): „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“ — sage, welche Kraft wird hier Gott beigelegt? Derselbe David klagt (Ps. 38, 3.): „Deine Pfeile stecken in mir, und deine Hand drücket mich!“ Was kann also Gott auch thun an den Menschenkindern? Er droht den Israeliten, wenn sie von ihm abfallen: „auswendig wird sie das Schwert berauben, und inwendig das Schrecken.“ Was sollen sie also von der Macht des Höchsten zu erwarten haben? Aus David's Munde hören wir ferner die Frage: „Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht (Ps. 139, 7.)?“ Was thut also der Geist des Herrn, wenn der Sünder vor ihm flieht? Ja, was kann er dem Gottlosen zufügen mit dem Odem seiner Lippen (Jes. 11, 4.)?

Ihr sehet, was wir vorhin eine äußerlich überlegene Kraft genannt haben, nämlich die Gewalt zu herrschen, zu drücken, zu berauben, zu verfolgen, zu strafen, zu tödten, die findet sich auch in Gott, und zwar so, daß Niemand ihr entrinnen, geschweige denn ihr widerstehen kann. Welches Gefühl regte sich nun aber in den Unterthanen des Pharao, des Ahab, des Saul und anderer Herrscher? Und was kann den Menschen vollends vor Gott befallen, wenn er sich vorstellt: „Herr, du übest Gewalt mit deinem Arm (Luc. 1, 51.)?“ Wie nannten wir aber jene Furcht vor einer äußerlich überlegenen Macht? Was für eine Gottesfurcht würde also auch ein Mensch haben, welcher nur daran dächte, und davor zitterte, daß ein allmächtiger Gott ihn überall umgiebt, und daß er gegen den starken Arm dieses Herrn sich nicht wehren kann? Ist es denn aber diese Furcht, diese knechtische Furcht, welche wir in Noah, Abraham, Joseph, Moses, Samuel und David finden? Ist diese Furcht gemeint, wenn das Wort des Herrn spricht: „sie ist der Weisheit Anfang?“ (Ps. 111.)

Gewiß muß es also noch eine andere Furcht geben, und diese müssen wir kennen lernen. Die knechtische Furcht stellt sich in dem Falle ein, wenn dem Menschen eine Kraft entgegentritt, welche ihm in äußerlicher Weise überlegen ist. Welcher andere Fall könnte sich aber auch ereignen? Nun du sollst sogleich Beispiele sehen.

Denke dir einen alten Mann in grauen Haaren, gekrümmt, auf einen Stab gestützt, mit zitternden Knieen, und daneben eine Schaar von Jünglingen in voller Kraft und Rüstigkeit. Wenn die Kräfte gemessen werden sollen hier und dort: auf welcher Seite würde die Ueberlegenheit sein? Jener und diese kommen auf der Straße zusammen, und zwar in dem Augenblicke, wo ein Fremder vorbeigeht, mit welchem die Jünglinge Neckerei und Muthwillen treiben und dazu großes Geschrei und Gelächter erheben. Der Greis tritt unter sie, und hebt warnend seine zitternden Finger in die Höhe: was wird aus dem Schreien und Lachen? Wie kommt der fremde Wanderer nun vorbei? So etwas begab sich einstmals in Hiobs Geschichte. Drei von den Bekannten desselben, ältere Männer, hatten zu Hiob geredet, und eben nicht in tröstlicher Weise. Ein Vierter, der jüngste unter ihnen, Namens Elihu, hatte geschwiegen, bis die übrigen ihre Rede vollendet hatten. Dann sprach er (Hiob 32, 6.): „Ich bin jung, ihr aber seid alt; darum habe ich mich gescheut und gefürchtet, meine Kunst an euch zu beweisen. Ich dachte: laß die Jahre reden und die Menge des Alters laß Weisheit beweisen!" — Dieser Elihu gesteht, er habe sich gefürchtet; er bedient sich des zarten Ausdrucks, er habe sich gescheut: kam die Furcht und Scheu daher, daß die drei andern Männer viel stärker und streitbarer, oder daß ihrer mehrere waren? Wirst du überhaupt an eine äußerlich überlegene Kraft hierbei denken? Welche Ueberlegenheit machte sich vielmehr geltend? Woher werden wir auch ableiten und erklären, daß jene Jünglinge so bescheiden und so still wurden, als der Greis seinen Finger aufhob? Was ist das aber in einem Greise, was so innerlich uns überlegen ist? Ihr kennt ja das Sprüchwort: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren!" Darin liegt der Gedanke, daß die Erscheinung eines Greises etwas Ehrwürdiges habe. Wer sagt mir nun, was es sei, das eine Macht über uns innerlich üben kann, also, daß wir Furcht und Scheu empfinden? Höret weiter! Zwei Geschwister, schon erwachsen, waren in einen heftigen Streit gerathen, die Stimmen überschrieen sich gegenseitig, die Hände waren aufgehoben, als wie zum Schlagen. In diesem Augenblicke trat die kleine Schwester der Streitenden, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und plötzlich verstummten Beide, und gingen davon. Der Eine aber rief dem Andern nach: Es war dein Glück, daß das unschuldige Wesen dazwischen kam! Dort, wo der Greis erschien, war es das Ehrwürdige, welchem Gott die Macht und Gewalt gegeben hatte: was war es hier? Ihr seht, wo uns das Ehrwürdige, wo uns die Unschuld entgegentritt, da wirket eine innerlich überlegene Macht auf unser Gemüth ein. — Laßt mich noch auf ein Drittes eure Aufmerksamkeit lenken. In einem Hause war eine Jungfrau von zwanzig Jahren an der Auszehrung gestorben; ihre jüngeren Ge-

schwister hatten sie bitterlich beweint; aber der Vater hatte sie getröstet, und zu ihnen gesagt, die Jungfrau sei nun bei Gott im Himmel und unter den lieben Engeln. Am folgenden Morgen spielten die Kleinen; ihre Angesichter waren hell und heiter geworden; sie haschten sich und geriethen so vom Vorsaal in die Stuben, und standen endlich in der hintersten Kammer still. Aber was wurden sie da gewahr? Die Fensterflügel waren ausgehängt, ein weißes Bett, mit einem Tuche bedeckt, stand mitten in dem Zimmer: wer mochte wohl unter dem weißen Tuche liegen? Ach, die beiden Kinder standen hier wie eingewurzelt still und ihre kleinen Herzen pochten fast laut. Der Vater war ihnen nachgefolgt; er fragte: Wollt ihr die liebe Schwester noch einmal sehen? Und nun hob er das leinene Uebertuch hinweg, und vor ihnen lag die Leiche, blaß, aber freundlich, mit einem schönen Kranze geschmückt. Das Bangen und Scheuen der Kinder wurde dadurch nicht kleiner, sondern größer; sagt mir, woher kam dieses Fürchten? Die Leiche hatte keine Kraft mehr, sie hörte auch die Fußtritte nicht mehr; sie war ein todter Leib, ganz irdisch und sollte nun bald zur Erde werden. Aber was hatte in diesem Leibe gewohnt? Und was hatte der Vater von dieser Seele gesagt? Und als sie da standen in der Kammer: was mochte ihnen da vorschweben? Diese Seele sollte aber nicht zur Erde werden, sie war über das Irdische schon hinaus und erhaben. Nicht jener irdische Leib, sondern dieses Ueberirdische war es also, was die kleinen Geschwister mit Scheu und heiligen Schauern überkam und erfüllte! Drei Dinge habe ich euch also genannt: das Ehrwürdige, das Unschuldige, das Ueberirdische, davon wir sagen müssen, jedes derselben übe eine innerliche Macht gegen uns aus und erzeuge eine Furcht ganz eigener Art. Welches von den dreien war es nun wohl, was den Knaben Samuel fürchten machte, als er dem Eli erzählen sollte von den Schickungen, welche Gott, der Herr, gedroht hatte in dem Gesicht des Nachts? (1 Sam. 3, 15.) Und was war es, was die Frau des Pilatus in so ängstliche Träume von Jesu versetzte? (Matth. 27, 19.) Und was war es, was die Weiber im Grabe Jesu mit Zittern und Entsetzen erfüllte? (Marc. 16, 8.)

Aber, liebe Kinder, wir reden hier nicht von der Furcht und Scheu vor Menschen, sondern von der Gottesfurcht, und zwar von jener anderen und edleren Furcht Gottes, wie sie in frommen Herzen sich kund giebt. Sollten wir auf diese Gottesfurcht etwa anwenden dürfen, was wir soeben von der Scheu gesagt haben, welche das Ehrwürdige, das Unschuldige, das Ueberirdische einflößt? Aber es würde euch doch nicht recht passend scheinen, wenn Gott ein ehrwürdiges, ein unschuldiges oder ein überirdisches Wesen von uns genannt werden sollte. Wir lesen bei dem Propheten Jesaias (6.) davon, daß die Engel, als Gottes Nähe im

Tempel sich angekündigt, ihr Angesicht und ihre Füße mit ihren Flügeln bedeckten: welches Gefühl drückt sich in einer solchen Stellung aus? Diese Engel oder Seraphim erhoben aber nun ihre Stimme und sangen nicht etwa: Ehrwürdig, unschuldig und über das Irdische erhaben ist Gott! sondern so lautete ihr himmlischer Chor: Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth! Und das ist der rechte Ausdruck für das, was Gotte Gewalt giebt in unsern Herzen, daß wir ihn fürchten. Wie wird daher auch eine solche Furcht und Scheu benannt werden können, welche das Heilige in Gott vor Augen hat? So irren wir also gewiß nicht, wenn wir sagen:

Die Furcht Gottes, welche ein frommes Herz empfindet, ist nichts Anderes, als die heilige Scheu vor dem heiligen Gott.

Wir haben nun vorhin diejenige Furcht eine knechtische genannt, welche hervorgebracht wird, wenn wir einer äußerlich überlegenen Gewalt und Macht unerwartet begegnen. Jetzt suchen wir uns den rechten Namen für die Furcht, deren Ursprung wir eben beschrieben haben. Abraham hatte viele Knechte in seinem Hause, welche ihn fürchten mochten, weil er ein mächtiger Hirtenfürst war. Aber es war noch ein anderes Wesen um ihn, welches ihn als den frommen Vater ansah mit den Augen des Herzens, und seiner Stimme gehorchte bis hinan auf den Opferberg: wer war dies? Dieser Isaak war Abrahams Kind: wie könnten wir die Furcht desselben nennen? Hast du nicht den Unterschied zwischen knechtischer und kindlicher Furcht schon kennen gelernt, und zwar aus der heiligen Schrift? Wohlan, wir wiederholen uns jetzt den schönen Spruch:

Röm. 8, 14. 15. „Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!"

Von welcher Art ist nun die Furcht, welche Gott in seinem heiligen Worte uns gebietet? Vgl. Ps. 33, 8.

Und wohin rechnet ihr dagegen die Furcht der Kinder Israel, als sie sich am Herrn versündigt hatten, und am heitern Himmel hin der Donner rollte? (1 Sam. 12, 18.)

O es ist zwischen dieser und jener ein großer Unterschied. Die knechtische Furcht flüchtet (Hos. 10, 8.); verbirgt sich vor dem nahenden Gott (1 Mos. 3, 10.); verstummt ihm gegenüber (Matth. 22, 12.); sie glaubt, aber zittert (Jacob 2, 19.), sie gehorcht, aber richtet eben nur das Gesetz aus (1 Sam. 11, 7.). Die kindliche Furcht spricht zu dem Herrn: Siehe, hier bin ich! (1 Mos. 22, 1.); sie stehet zuversichtlich unter Gott (1 Mos. 50, 19.); sie läßt

das Herz reden im Gebet (2 Sam. 7, 27.); sie ist fröhlich (1 Sam. 2, 1.) und gehorchet mit gutem Willen (Josua 24, 15.).

Darum ist nun die kindliche Furcht Gottes allerdings auch ein Gefühl von dem Zurückweichen unserer Kraft vor der Alles überwindenden Gotteskraft; aber sie ist das Gefühl von dem Zurückweichen unserers eigenen, unlautern und eiteln Willens vor dem guten, wohlgefälligen und vollkommnen Gotteswillen (Röm. 12, 2.).

So haben wir auf die Frage: Was ist Gottesfurcht? die Antwort gefunden.

Jetzt aber wird es euch nicht schwer sein, von dem ersten Gebote eine Anwendung auf die Christenheit zu machen. Wie nannten wir die Abgötterei, welche von dieser begangen werden kann? Und welches ist die erste Vermahnung und Warnung dagegen in der Erklärung jenes Gebots.

Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten. Der Heide steht mit abgöttischer Furcht vor gewaltigen, sinnlichen Erscheinungen still und vergißt den Geist, der Alles regieret und allein sagen darf: Ich bin der Herr! Er zieht das unsichtbare Wesen Gottes herab in die sichtbaren und zeitlichen Dinge. Jene Erscheinungen sind aber noch da. Noch rollet der Donner, noch brauset der Sturm, noch bebt die Erde, noch schäumt das Meer, noch giebt es mächtige und gewaltige Könige, denen Hunderttausende von Soldaten zu Gebote stehen; noch herrschet und ängstigt der Tod. Und was pflegen diese Erscheinungen und Gewalten auch in Christenherzen zu erwecken? Wenn aber deine Seele eine heilige Scheu hat vor dem heiligen Gott und dem Worte dieses Gottes: „Ich bin der Herr!“ Glauben schenkt: was wird dann mit jener heidnischen Furcht gewiß geschehen? Und welche andere wird das Herz erfüllen?

Als die Blitze leuchteten auf dem Berge Sinai, und die Donner wie Posaunen tönten, da heißt es (2 Mose 19, 16.): „und das ganze Volk, das im Lager war, erschrak; aber Moses redete mit dem Herrn, und der Herr antwortete ihm laut!“ Wovon wird hier das Volk regiert? Und in welcher Furcht steht und handelt Moses? Und welche Worte des Katechismus treffen bei dieser Erzählung auf unser Herz? — Wenn nun ein Gewitter käme und die Hausgenossen träten zitternd und weinend um den Vater herum: welche Worte wird dieser, wenn er fromm ist, seinen Kindern wiederholen? O merkt euch das! — Als jenes Schiff auf dem See Genesareth mit Sturm und Wellen kämpfte, da zitterten und zagten die Jünger. Einer aber befand sich unter ihnen, der schlief sanft und erhob sich, als er geweckt wurde, und bedräuete den Sturm und sprach: O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam! Welche Mahnung war auch in dieser Anrede des Sohnes Gottes mit enthalten? Wenn einmal Trübsal und Angst in eure Wege

käme, oder in euer Haus und in euer Herz, und die Seele finge an zu zittern und zu zagen: wen wollt ihr dann vor Augen haben? Und in dem Gedanken — der Herr ist bei mir! wie werdet ihr sagen dürfen zu Freunden und Geschwistern, denen der Muth entfällt?

Einstmals hatte Elias der Prophet auf dem Berge Horeb eine merkwürdige Erscheinung (1 Kön. 19, 11—13.): „Der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, ging vor dem Herrn her; aber der Herr war nicht im Winde. Nach dem Winde kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. Da **das** Elias hörte, verhüllte er sein Angesicht mit seinem Mantel, und ging heraus, und trat vor die Thür. Und es kam zu ihm **die Stimme** des Herrn." Welche äußeren Erscheinungen begegnen hier dem Propheten? Wenn der Wind die Felsen zerreißt, wenn die Erde bebt und Feuerflammen auffahren, dann bergen sich ängstlich alle Geschöpfe: was werden in solchen Fällen auch die Menschen, wie sie von Natur sind, fühlen und an den Tag legen? Sie erblassen, sie werfen sich zur Erde nieder, sie beben vor den aufgebrachten Kräften der Natur. Wirst du so etwas an dem Elias gewahr? Du siehest ihn ruhig in der Höhle warten; er weiß, die tobenden Elemente gehen vor dem Herrn her, wie Rosse vor den Wagen, wie Boten vor dem, der sie sendet; aber **sie sind nicht Gott**; sondern es steht geschrieben (Ps. 104, 4.): „Du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen!" Als nun das Wetter sich ausgetobt, als ein linder, sanfter Hauch über die Natur sich wie ein Regen ergossen hat, da verhüllet Elias sein Antlitz, gleichwie die Seraphim im Tempel ihr Antlitz vor dem Herrn bedecken. (Jes. 6, 2.) Was meinest du, was der Mann Gottes mit dem verhüllten Haupte jetzt thun mag? Und welche Art von Gottesfurcht wohnt in des Beters Seele? Und nun hört er die Stimme seines Gottes: „Ich bin der Herr!" — Seht, so tritt ein frommer Prediger am Sonntage nach einer Ueberschwemmung, nach einem Hagelwetter, nach einem Wolkenbruch, nach einer Feuersbrunst in seiner Gemeinde auf, und besänftigt und stillt die bekümmerten Gemüther, und predigt ihnen (Ps. 95, 6.): „Kommt, lasset uns anbeten, und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat. Denn Er ist unser Gott!" Und mit den Kindlein redet er über die Worte: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten!

Das Schrecklichste, womit die Natur uns fürchten macht, das ist der Tod. Als Jesus auf dem letzten Wege war gen Jerusalem, und er wußte, welches Todes er daselbst sterben würde, sprachen die Jünger zu ihm: „Meister, jenesmal wollten dich die Juden steinigen, und du willst wieder dahin ziehen?" Er aber antwortete: „Wer des Tages wandelt, der stößt sich nicht, denn er sieht das

Licht dieser Welt!" (Joh. 11, 8. 9.) Was war es, das die Jünger ihm einflößen wollten? Und vor welchem Begegnisse dachten sie, müsse er sich wohl fürchten? Aber wie lautet seine Antwort? Und an wen mag er wohl gedacht haben bei dem Lichte dieser Welt, welches auch mitten in Todesgefahr hellen Tag schafft? Seht, das heißt Gott vor Augen und im Herzen haben! Das ist die kindliche Furcht des Herrn, die feine Klugheit, deren Lob ewiglich bleibet. Aber welche Furcht hatte sich denn damals der Herzen der Jünger bemächtigt? Das wußte Jesus wohl; darum hatte er ihnen gleich bei der ersten Aussendung den Spruch mit auf den Weg gegeben (Matth. 10, 28.):

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten! Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!"

Wenn einstmals in eurem Orte eine gefährliche Seuche ausbräche, und Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, Knecht oder Magd erkrankte an derselben: wozu würde dann die Stimme Gottes und die Liebe Christi dich auffordern? Und wozu würde die abgöttische Todesfurcht dich verleiten wollen? Sage, liebes Mädchen: was willst du dann thun? Und wenn du das ausführst, und eine recht beherzte, treue, sorgsame Pflegerin der Kranken bist bei Tag und Nacht: mit welchem Worte Jesu kannst du dann gerüstet und getröstet sein? (Joh. 11, 8. 9.) Wenn du aber aus Furcht dich verstecken, und vor dem Dienst der Liebe dich scheuen wolltest in unheiliger Scheu: welche Mahnung würde dein Heiland dir, wie seinen Jüngern einst, nachrufen auf den Weg deiner Flucht? (Matth. 10, 28.) Oder wenn ein Feind einbräche in unser liebes Vaterland, und wollte unsern König antasten, unsere Gesetze umstoßen, unsere Felder verwüsten, unsere Güter rauben, und uns aus Freien zu Knechten machen: was würde dann der Herr gebieten allen Männern, welche Waffen tragen können? Ganz recht! er würde sagen, wie vor Zeiten (Richt. 6, 14.) zu Gideon: „Gehe hin in dieser deiner Kraft! Du sollst Israel erlösen aus der Midianiter Händen!" Aber der Feind stellt sich mit scharfen Geschossen und Waffen dem Streiter entgegen: womit drohen diese Waffen? Nun könnte alsdann wohl geschehen, daß ein frommer Jüngling sich ein getrostes Herz faßte, wie Ithai, der Gethiter (2 Sam. 15, 21.): „So wahr der Herr lebet, und so wahr mein Herr König lebet, an welchem Orte mein Herr, der König, sein wird, — es gerathe zum Leben oder zum Tode, da wird dein Knecht auch sein!" — Aber es könnte auch der Fall eintreten, daß, wie zu Gideons Zeit (Richt. 7, 3.), von 32,000 Mann 22,000 Mann blöde und verzagt wären und kehrten um vor der Schlacht. Sagt, ihr Knaben, wenn ihr zu solcher Zeit in den Reihen der Jünglinge oder Männer ständet, was wolltet ihr dann thun? — Ganz recht! Das heißt dann auch

den Herrn fürchten über Alles, und sich nicht fürchten vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten; wie Paul Gerhardt gesungen hat: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Wollt ihn auch der Tod aufreiben, soll der Muth dennoch gut und fein stille bleiben!"

Ich habe noch an Eins zu erinnern. Die Heiden pflegten auch Könige, Fürsten, Gewaltige und Helden zu Göttern zu machen, weil sie dieselben fürchteten: giebt es solche Machthaber auch unter uns? Und wenn wir denselben auch nicht Tempel und Altäre errichten, was kann doch in unsern Herzen rege werden, wenn wir an ihre Größe und Botmäßigkeit denken? Jesus sah voraus, daß seine Jünger dereinst vor solche Könige und in deren Rathhäuser würden kommen müssen, um göttliche Wahrheit zu lehren und zu verantworten. Und welche Mahnung gab er ihnen dabei? Und welchen Trost? (Matth. 10, 17—20.) Sehet nun, wie sich die Jünger in rechter Gottesfurcht gehalten haben. Was sagten Johannes und Petrus vor dem hohen Rathe, als man ihnen verbieten wollte, Christum zu predigen? (Apost. Gesch. 4, 19. 20.) Und solche Gottesfurcht gegenüber den Großen der Erde haben auch andere Bekenner göttlicher Wahrheit an den Tag gelegt. Elias wußte, daß ihm der tyrannische König Ahab nach dem Leben trachtete, weil er die Propheten des einigen Gottes geschützt und geborgen hatte. Aber er beugte seine Kniee nicht, verbarg auch sein Angesicht nicht vor dem gottlosen Könige, sondern entschloß sich und hielt es auch: „So wahr der Herr Zebaoth lebet, vor dem ich stehe, ich will mich ihm heute zeigen!" (1 Kön. 18, 15.) — Nathan, der Prophet, wußte, daß David eine große Sünde gethan hatte, und daß Gott, der Herr, gesagt hat (Sprüchw. 20, 30.): „Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe," und siehe, er fürchtete sich nicht vor dem großmächtigen und siegreichen Könige, sondern ging hin, wie es einem treuen Lehrer und Prediger Gottes zukommt, und erzählte in die Ohren des Königs das Gleichniß von dem geraubten und geschlachteten Lämmchen, welches ein reicher Mann vom Schooße des Armen weggerissen habe, und sprach zu ihm: „Du bist der Mann!" (2 Sam. 12, 7.) Johannes der Täufer kannte den Zorn und den Blutdurst des Königs Herodes und seines Weibes sehr wohl; aber er that, was Gott ihn thun hieß, und stellte sich vor des Königs Angesicht mit dem Worte: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast" (Matth. 14, 4.). — Seht, liebe Kinder, alle diese Männer lebten im Reiche des wahren, lebendigen Gottes. Keinem von ihnen konnte wohl je in den Sinn kommen, heidnische Götter anzubeten, dem Baal, dem Moloch, der Astaroth zu opfern; und doch standen sie in der Gefahr, das erste Gebot zu übertreten und von dem lebendigen Gotte abzufallen. Wenn sie nämlich mit der Wahrheit zurückgehalten, zum Schweigen ihre Zuflucht genommen hätten: was hätten sie dann aus den Hohenpriestern

gemacht, und aus Ahab, oder David, oder Herodes? Darum ist es für alle Zeiten gesagt: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten!

Ihr auch habt nun den theuern Glauben an Jesum Christum den Sohn Gottes und an seine heilige Wahrheit. Wenn einst vornehme, mächtige Leute, oder gewaltige Volkshaufen nicht dulden wollten, daß ihr euren Glauben bekenntet vor den Menschen: was wollt ihr sagen denen, die euch abzuschrecken versuchen durch Drohung oder Gewaltthat? (Apost. Gesch. 4, 19. 20.) Ihr auch könnt einmal in die Lage kommen, euch eines unschuldig verfolgten und gemißhandelten Menschen gegen einen übermüthigen und grausamen Beleidiger und Verfolger redlich annehmen zu müssen. Wenn euch ein Zagen in die Seele käme vor dem Zorne des Ungerechten: womit wollt ihr dann euern Muth aufrichten, das Rechte vor Gott zu thun? (1 Kön. 18, 15.) — Ihr auch habt ein Gewissen, und in dem Gewissen ein Urtheil über das, was recht und unrecht ist; und es kann wohl geschehen, daß euch Gott befiehlt, einen Menschen zur Rede zu stellen, welcher viel älter und angesehener und mächtiger ist, als ihr, und zu demselben zu sagen: Du bist der Mann, der das gethan hat, und was du gethan hast, das ist nicht recht! nun, wessen Beispiel wollt ihr dann folgen? Und welche Worte des ersten Gebots sollen dabei vor euren Augen stehen? Gedenket daran! Das ist die Furcht Gottes, und bei Hiob (28, 28.) stehet geschrieben:

„Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand!„

§. 4.

Wir sollen Gott über alle Dinge lieben!

Vorlesung aus Psalm 103.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit; der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler. — Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“

Gesang.

Liebe, die du mich erkoren, eh' als ich geschaffen war; Liebe, die du Mensch geboren und mir gleich wardst ganz und gar; Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich.

Gebet.

Wie theuer ist Deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten Deiner Flügel trauen! Wie freundlich siehet Dein Vaterauge auf uns nieder! Wie treulich wachet Dein Vatersorgen

über uns bei Tag und Nacht! Wie reichlich füllet uns Dein Vatersegen die Hände und die Herzen mit guten Gaben, von denen wir auch nicht eine verdienen! Und das Alles hast Du noch für klein geachtet. Denn Du bist ja selbst zu uns gekommen, hast unser Erdenkleid angezogen, hast in unsern Erdenhütten Wohnung gemacht, und hast dem kleinsten Christenkinde den Muth gegeben, zu sagen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben! Habe Dank für Deine Treue, und thue einen rechten Zug an unserm Herzen, daß wir Dich wieder lieben! Amen.

Wir müssen einen neuen Schritt thun in der Erklärung des ersten Gebots. Von der offenbaren Abgötterei, welche die Heiden treiben, ist nicht mehr die Rede; aber von welcher andern werden wir wohl noch immer handeln müssen? Und gegen diese verdeckte Abgötterei der Christen wird im Katechismus auf die Frage: Was ist das? eine dreifache Mahnung ausgesprochen: wie heißt sie? Es ist euch Allen noch gegenwärtig, liebe Kinder, wie wir recht dran und drin gewesen sind, zu erklären und zu verstehen, was die Worte meinen: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten! Ich bin gewiß, jetzt von euch zu erfahren, was unsere Aufgabe sein wird für den heutigen Tag?

Nun wohlan. Woran wir denken, wenn von Furcht die Rede ist, das war in dem vorigen Abschnitte die erste Frage: wer sagt mir nun, mit welcher Frage unser Unterricht diesmal zu beginnen hat? Was Liebe und Lieben bedeute, das fühlt ein Kind wohl; denn es sagt ja so oft Lieber Vater! Liebe Mutter! Aber eben weil man das innerlich fühlt, ist es nicht leicht in Worten zu sagen und kund zu thun, was anders sie sei, als überhaupt ein Gefühl. Das Eine werden wir vielleicht insgesammt aus unsern Kinderjahren noch wissen, daß unsere Wärterin, oder unsere Amme, oder auch wohl die Mutter oft zärtlich und scherzend uns fragte: Wo hast du mich denn lieb? Welche Antwort pflegten wir dann gern und schnell zu geben? Was ist's demnach in uns, was der Liebe ein Haus baut, und was die Liebe fühlt, hegt und pflegt? Und wenn deine Liebe als eine rechte Liebe sich gegen Jemand erweisen will: woher muß sie dann immer kommen? Und wenn im Gesetz geschrieben steht, daß wir, wie jener Schriftgelehrte sagt, Gott, unsern Herrn, lieben sollen von ganzem Herzen: wie viel Raum pflegt dann wohl die rechte Liebe im Herzen einzunehmen? Wie wirst du nun verstehen, was David, als er einstmals sehr glücklich war, zu Gott sagte: Nun hat dein Knecht sein Herz gefunden, daß er dies Gebet zu dir betet? (2 Sam. 7, 27.) Was war es eigentlich, was er gefunden hatte in dem Herzen? Und was wollte gern aus diesem Herzen sich einen Weg bahnen zu Gott? So viel ergiebt sich nun schon: die Liebe ist ein Gefühl,

welches im Herzen wohnet, und das Herz ganz einnimmt, und mit dem Herzen sich irgend wohin bewegt.

Wenn nun aber ein Mensch sagt: Ich liebe! scheint dir dann die Rede fertig zu sein? Was meinst du noch erfahren zu sollen? Wenn dein kleiner Bruder einen Stuhl am Fenster besteigt, sein Gesicht nach der Straße wendet und ausruft: Ich sehe! was fehlt noch in dieser Rede? Was ich sehen soll mit leiblichen Augen, das muß vor mir stehen, oder mir gegenüber stehen. Was es demnach auch immer sei, das ich sehe, ich pflege es einen Gegenstand zu nennen. Was erwartest du also jedenfalls noch von dem Bruder zu erfahren, wenn er spricht: Ich sehe!? Was wolltest du denn aber gern auch noch hinzugethan wissen, als jener Mensch sagte: Ich liebe!? Was ich liebe, das steht nicht immer vor meinen äußeren Augen, aber vor welchen steht es gewiß? Mit welchem Namen werde ich also auch benennen können, was ich liebe, wie verschiedenartig es auch sei? Wenn es uns deutlich werden soll, was Liebe ist: wonach werden wir daher ebenfalls fragen müssen?

Es giebt nun mancherlei Gegenstände unserer Liebe. Als Esau das Linsengericht seines Bruders Jakob ansah: was erwachte da in ihm? Und wollte er dieses liebe Gericht bloß ansehen? Was liebte er also? Als Vater Noah den Saft des Weinstocks gekostet hatte, da wünschte er sich immer mehr von dem Weine, und weil er nicht wußte, was für eine Kraft in diesem Getränke wohnt, hörte er nicht auf zu trinken, bis er trunken war. Giebt es denn Leute, die dem Noah es nachthun, obwohl sie recht gut wissen, was starke Getränke bewirken? Was ist solchen Menschen ein Gegenstand der Liebe? — Als Jesus im Garten Gethsemane in großer Traurigkeit gebetet hatte, sah er sich nach seinen Jüngern um, und in welchem Zustande fand er sie? Wie lautete seine Klage? (Matth. 26, 45.) Diese Männer hatten gewiß eine aufrichtige Liebe zu Jesu; aber was war mächtiger in ihnen, als diese Liebe? — Essen, Trinken, Schlafen und Ruhen, das sind Gegenstände der Liebe für Viele. Mit welchen Geschöpfen haben wir diese Liebe gemein? Welchen Beinamen könnten wir daher auch dieser Liebe wohl geben? — Als die Hohenpriester und Schriftgelehrten Jesum gern heimlich überfallen wollten und dazu eines Verräthers bedurften, da bot sich ihnen Judas dar und sprach: Was wollt ihr mir geben? ich will ihn euch verrathen! Wer davon hört, der urtheilt, in diesem Judasherzen müsse jeder Funken von Liebe erstorben gewesen sein. Aber eine Liebe brannte doch in ihm, freilich eine schnöde, eine teuflische, und welche war das? Wie pflegt daher auch Judas oft abgebildet zu werden? — Ihr habt vom Absalom gehört, daß er sich vor das Thor an den Weg stellte und laut ausrief: „O wer setzet mich zum Richter im Lande, daß Jedermann zu mir käme, der eine Sache und Gericht hat, daß ich ihm zum Rechten hälfe!" (2 Sam. 15, 4.) — Auf diese Weise lockte er die

Leute an sich, und erregte einen Aufruhr wider seinen Vater. In diesem Absalom war auch eine Liebe, eine von Gott gepflanzte Liebe, dahin gestorben; aber eine andere wucherte wie ein Unkraut in seinem Herzen; und wohin richtete sich diese Liebe? — Bei Judas war Geldgeiz das unreine Feuer: was war's denn wohl bei Absalom? — Ich will noch eins hinzufügen: Es ist schön und gefällt Gott wohl, wenn ein Mann sein Weib lieb hat, und kein anderes Weib so, wie sie; deßgleichen liegt ein großer Segen darauf, wenn ein Weib ihren Mann lieb hat, und keinen andern Mann so, wie diesen. Mann und Weib, welche Gott miteinander verbunden hat, werden in der heiligen Schrift „Eheliche" genannt: welchen passenden Namen führt daher auch diese Liebe?

In dem sechsten Gebote, welches von der ehelichen Liebe und Treue handelt, steht auf die Frage: Was ist das? eine Antwort, welche du mir wohl sagen kannst. Wenn wir bei dem Gedanken an die eheliche Liebe uns erinnern sollen, daß wir keusch und züchtig leben: wie muß dann wohl nach Gottes heiligem Willen die eheliche Liebe selbst beschaffen sein? — Die heilige Geschichte erzählt uns aber von einer Frau in Egyptenland, welche Potiphars Weib war, und doch begehrte, der fromme Jüngling Joseph sollte ihr Mann an ihres Mannes Stelle sein: welche Liebe war in dieses Weibes Herzen ausgelöscht? Wie verdient dagegen die wilde und sündhafte Liebe zu heißen, welche das böse Weib in sich trug? Welches Lob kann dagegen dem Joseph nachgesagt werden? Die unkeusche und unzüchtige Liebe pflegt man Wollust zu nennen. Wenn ein Mensch, welcher viel erfahren hat, solche Geschichten liest und hört, welche von Geldgeiz, von Ehrgeiz, von Wollust erzählen, so pflegt er zu sagen: Ja, so geht es in der Welt.

Unter welchem Namen wird daher diese Gattung von Liebe auch vorkommen können? — Vergleichet, was Johannes geschrieben hat 1 Br. 2, 15. 16. Aber es giebt ja noch andere Empfindungen der Liebe, die viel edler und reiner sind, als die, welche wir bisher beschrieben haben. Als Jesus den Jüngling zu Nain von den Todten erweckt hatte, und der Todte sich aufrichtete und anfing zu reden, da, erzählt Lucas (7, 15.), „gab ihn Jesus seiner Mutter wieder." Sage, in wessen Seele versetzt man sich bei dieser Erzählung gern? Und welcher Liebe begegnet man in dieser Seele? Und als derselbe Heiland (Joh. 4, 50.) dem Königischen, welcher einen todtkranken Sohn hatte, den Bescheid gab: „Gehe hin, dein Sohn lebet!" und dieser Mensch dem Worte glaubte und hinging: welche Liebe hatte da Nahrung bekommen in seinem Herzen? Sehet da Mutterliebe und Vaterliebe! Und was offenbart Joseph, als er dem alten Jakob entgegenzieht, ihn zu empfangen, und an seinem Halse weint (1 Mose 46, 29.)? Und was für eine Liebe hatte derselbe Jakob schon viel früher erfahren, als er mit Weibern und Kindern aus der Fremde zurückkam in die Heimath, und Furcht

hatte vor Esau, dieser aber herzueilte, ihn herzte und ihm um den Hals fiel? (1 Mos. 33, 4.) — Und wer unter euch nennt mir die beiden jungen Männer, welche einstmals Mantel und Waffen miteinander tauschten, und von denen die Schrift sagt: Einer habe den Andern geliebt wie sein eignes Herz (1 Sam. 18, 3. 4.)? Und welche Art der Liebe hatte einen Tempel gebaut in ihrem Herzen? — Einstmals sang David zu seiner Harfe: „Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben! Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen!" (Ps. 122, 6. 8.) Welches Gefühl regt sich auch in diesem Liede? Wie nennt man aber das Land, in welchem man so, wie David, seine Wohnung, seine Geburtsstätte, seine Brüder und Freunde hat? Und von welcher Aeußerung der Liebe ist also hier die Rede?

Die Juden und die Samariter sahen sich nicht als Brüder und Freunde an, auch kamen sie nicht in einer Vaterstadt zusammen: was hat aber doch einstmals ein Samariter an einem zerschlagenen Juden nach einem Gleichnisse Jesu gethan? Und wie wird die Liebe genannt, welche sich hier bekundet hat? — Sehet da eine lange Reihe von Gegenständen, auf welchen eines Menschen Liebe ruhen kann! Da sind Sohn und Tochter, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Freunde und Vaterland, Nächster und Fremdling, zu denen man sagen darf: Ich liebe dich! Aber, liebe Kinder, das Höchste ist noch nicht ausgesprochen. Jesus sagt (Joh. 14, 31.): „Die Welt soll erkennen, daß ich den Vater liebe!" Und welcher Vater ist das? Wie redet Jesus Gott immer an in seinen Gebeten? Und welches Gebet hat derselbe Jesus auch mir und euch auf unsre Lippen gelegt? Und wozu, meint Dr. Luther, wolle uns Gott damit locken? — O käme diese Kindesliebe, diese Kindeszuversicht in eure Herzen, wie selig würdet ihr sein!!

Wir sehen nun wohl, wenn ein Mensch sagt: Ich liebe! dann kann Vielerlei nachfolgen — manches Gemeine, Unreine, Sündhafte, aber auch vieles Schöne, Edle, Rührende und Herzerhebende, was Gegenstand seiner Liebe ist.

Lasset uns jetzt umkehren nach dem Anfange hin und versuchen, ob wir weiter kommen können in der Antwort auf die Frage: Was ist die Liebe?

Das ist von uns schon erkannt, daß die Liebe sei ein Gefühl; aber damit ist sehr wenig gesagt, denn die Furcht ist auch ein Gefühl. So haben wir ferner bemerkt, das Gefühl der Liebe nehme das Herz ein, und versetze das Herz in eine Bewegung nach einem Gegenstande hin; aber mit dem Gefühl der Trauer verhält es sich unstreitig ebenso. Lasset uns jetzt sehen, ob vielleicht zwischen dem Gegenstande und dem, der da liebt, sich etwas finde, was die Liebe erklärlich macht. Als Gegenstände der Liebe, und zwar der edleren Liebe, haben wir eben erst Sohn und Tochter, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Freund und Nächsten

genannt. Ein armer, elender Mensch, Heman, singt im Psalmenbuche (Ps. 88, 19.): „Du machst, daß meine Freunde und Nächsten und meine Verwandten sich ferne von mir thun um solches Elendes willen.“ Welche Leute stellt Heman hier in eine Reihe mit seinen Freunden und Nächsten? Und wenn schon der Freund und der Nächste mit mir verwandt ist: welchen geliebten Menschen wird das viel mehr zukommen? Was besteht demnach zwischen dem, welcher liebt, und dem Gegenstande seiner Liebe? Und wenn Paulus in seiner Rede auf dem Markte zu Athen eingesteht, wir seien „göttlichen Geschlechts“: was besteht dann auch sogar zwischen uns und Gott? Wenn also ein Mensch sich finden ließe, welcher Gott von ganzem Herzen liebte: woher ließe sich denn auch dies erklären? In derselben heiligen Schrift, welche das Verwandtsein zwischen uns und Gott so ausdrückt: Wir sind göttlichen Geschlechts, lesen wir auch, daß die Gläubigen theilhaftig werden könnten der göttlichen Natur (Apg. 17, 28. 2 Pet. 1, 4.). Wie würden wir daher auch die Verwandtschaft zwischen uns und Gott noch genauer bezeichnen können? Wenn es aber heißt: wir könnten theilhaftig werden der göttlichen Natur: was wird man von einem Menschen, der noch in seinem alten Wesen der Sünde beharrt, noch nicht sagen dürfen? Wo ein Baum werden soll, da liegt aber doch schon ein Keim in der dunkeln Erde, und wo eine Flamme werden soll, da muß, und wär's auch in einem Kiesel, wenigstens ein Funke schlafen. Was wird daher auch ein Mensch von der göttlichen Natur schon in sich tragen, wenn er auch nur etwas von Liebe zu Gott spürt? Und werden wir nun nicht mit Recht sagen: Auch, daß wir Gott lieben, erklärt sich daraus, daß wir mit Gott verwandt sind von Natur?

Bis hieher haben wir nun die Liebe der Familienglieder, der Freunde, der Nächsten oder Landsleute untereinander, ja zuletzt auch die Liebe zu Gott so erklärt: sie sei ein Gefühl, in welchem sich unser volles Herz hinkehre zu einem Gegenstande, welcher irgend wie verwandt ist mit unserer Natur. Werden wir aber dasselbe auch sagen können von jener gemeinen und niedrigen Liebe, von welcher wir an Esau, an Judas, an Absalom Beispiele gesehen haben? Ich glaube, es werde so sein. Wir haben vorhin diese Liebe eine thierische genannt. Und warum ist das geschehen? — Wenn nun Jakobus (3, 7.) sagt, alle Natur der Thiere könne gezähmt werden, so sind ja damit die Triebe gemeint, welche in der Natur derselben liegen; und wenn solche Triebe auch in dir liegen und schlafen: was für eine Natur mag nun wohl auch Raum haben in deinem Leibe und in deiner Seele? Und wie wirst du diese Natur wohl nennen, wenn jene den Namen der höhern und geistlichen führt? Und wenn ich urtheile: auch derjenige Mensch, welcher den Trunk liebt, oder das Geld, oder die eitle Ehre, habe sein volles Herz hingewendet zu einem Gegen-

stande, welcher verwandt ist mit seiner Natur: an welche Natur wirst du nur denken dürfen?

Wir betrachten die Liebe nun weiter in ihrem Wesen und Thun. Wie eine liebende Mutter, wenn sie zu dem Kindervölkchen zurückkehrt, gern etwas mitbringt, so hat es die Liebe überhaupt an der Art: was thut sie? Und wer etwas mitbringen will, der muß erst etwas hingegeben haben von dem Seinen oder von dem, was sein eigen ist —: was findest du daher auch bei einem Menschen, der seinen Bruder, seine Schwester, seinen König, seinen Freund liebt? Womit pflegt demnach die Liebe in der Regel verbunden zu sein? Siehe nun zu, ob dieses Hingeben von dem Eigenen auch bei der niederen Liebe vorkommt?

Was hat Esau hingegeben, um das Gericht Jakobs zu empfangen? Wem gehörte das Erstgeburtsrecht? Und welchen Anspruch an die Güter des Vaters gewährte dasselbe? Was ist also auch bei dieser niedrigen Liebe doch zu bemerken? — Der Prediger Salomo lobt sich's, daß ein Mensch „isset sein Brot mit Freuden und trinkt seinen Wein mit gutem Muth" (Pred. 9, 7.); aber er sagt das, um vor einer andern Begierde zu warnen: er denkt nämlich an einen Geizigen, der Geld lieb hat. Ich habe einen solchen Menschen gekannt, der hatte sich, wie sein Arzt gewollt, zur Tischordnung gemacht, jeden Tag ein Glas Wein zu trinken. Er konnte das; denn er war reich. Auch war er gewohnt, nur solches Brot zu essen, was am Morgen oder am Tage vorher gebacken war. Das alt gewordene schmeckte ihm weniger gut. Nun fiel dem Manne auf einmal ein: wenn du den Wein abschaffst, so ersparst du jährlich wenigstens 25 Thlr.; und dieses Geld kann man in die Sparkasse thun, daß es Zinsen trägt, und die Zinsen kann man wieder zum Capital schlagen, daß dieses größer und größer wird. Deßgleichen bedenke doch, daß man von frischem Brote viel mehr isset, als von altgewordenem; und rechne nach, wie viel Pfund an dir, an deiner Familie und an deinem Gesinde erübrigt werden wird durch altbackenes Brot in einem Jahre, und was dies an baarem Gelde austrägt? Seitdem er dies gedacht hatte, konnte er sein frisches Brot nicht mehr mit Freuden essen, noch seinen Wein trinken mit gutem Muth. Und darum entschloß er sich eines Tages kühnlich, Beides abzuschaffen, und am Abend, als er's durchgesetzt hatte und vor seinen Geldschrank trat und sich ein leeres Fächlein aussuchte, wohin das Ersparte künftig gelegt werden sollte, da sah er so freundlich und so glücklich aus, wie ein Mensch, der einem lieben Freunde unerwartet begegnet. — Wird es nun ein Irrthum sein, wenn Jemand die Behauptung ausspricht: Auch die niedrige Liebe des Geizigen ist mit einem Opfer, mit einer Hingebung des Eigenen verbunden? Was hat denn der Mensch, den ich euch eben geschildert, hingegeben aus Liebe zu seinem Mammon? Er kündigte seinen Entschluß, zu opfern, mit den Worten an: Ich will meinen

Wein von nun an lassen. Wozu zähle ich aber das, was ich mein nenne? Wovon also wollte auch jener Sklave des Geldes seinem Götzen das Opfer bringen? — Noch eins. Wir hören gar manchmal den verdrießlichen Ausruf von Leuten, die im Schlafe geweckt oder gestört werden: Laßt mich im Frieden! man will doch seine Ruhe haben. Welcher Besitz wird in diesem Falle angesehen als ein theures Gut und Eigenthum? Erinnert euch nun einmal an Absaloms Geschichte, und sagt mir, in welcher Zeit seines Lebens hatte dieser Königs-Sohn Frieden und gute Ruhe? Was that er aber mit diesen Gütern in dem Augenblicke, wo er in's Thor trat und den Abfall verkündigte? Wir sehen ihn von Stund an stets unter Waffen, stets auf dem Marsche, stets wie von Meereswogen umgeben, bis er sich in die Flucht werfen und mit dem Hauptthaar an einer Eiche hangen bleiben und schmählich sterben muß: was hatte er also hingegeben und geopfert von dem Seinen, damit sein Ehrgeiz gestillet würde? Und hatte ihn irgend wer dazu gedrungen, diese Einbuße in seinem Leben zu machen? Von welcher Art war also die Hingebung, welche sich auch bei dieser so gemeinen und sündhaften Liebe kund gab?

Darum haben wir mit Recht gesagt, die Liebe sei ein Gefühl, welches das ganze Herz hinkehre zu einem Gegenstande, der irgend eine Verwandtschaft hat zu unserer niederen oder höheren Natur, und das sei ihre Art, daß sie mit einer willigen Hingebung des Eigenen sich verbinde. Wie werdet ihr das nun erst recht mit hoher Freude erkennen, wenn wir das Thun und Wesen der edleren, der höheren, ja der göttlichen Liebe betrachten. Darüber sind wir wohl Alle einig, daß zwischen Menschen und Menschen keine Liebe so reich und tief ist, als die Mutterliebe. Wenn aber eine liebende Mutter ein krankes Kind hat, und der Arzt sagt, in den bevorstehenden Nächten müsse eine zuverlässige Wärterin, welche nicht schlafe, bei dem Kinde bleiben, und der Vater fragt: wo denn wohl eine solche zu finden sei? was werden wir aus dem Munde der Mutter hören? Und wenn der Arzt der Meinung ist, daß der kleine Kranke ein Bad in Wein bekommen müsse, die Eltern aber sind arm und haben nichts, als einen kleinen Schmuck, ein Paar Ohrringe, welche die Mutter bei der Einsegnung von ihrer Pathe bekommen hat, und die Frage wird aufgeworfen: Woher sollen wir die Kosten nehmen? welche Erklärung aus der Mutter Munde wird man hören? Nun wird aber die Mutter von den Nachtwachen krank und bekommt ein Fieber und scharfen Husten. Der Arzt befiehlt, sie soll einen Schweißtrank einnehmen, eine Nacht das Bett nicht verlassen, so wahr ihr das eigene Leben lieb ist. Das soll ausgeführt werden; der Vater übernimmt es, diese Nacht bei dem Kinde der Wächter zu sein; und er ist's treu. Doch nach Mitternacht hört die Mutter von ferne das Kind kläglich schreien, den

Vater herumrennen, aber nichts ausrichten zur Stillung des Geschrei's. Was wird jetzt geschehen? Nun ja: schon hat die Mutter, leicht bekleidet und zitternd vor Fieberfrost, den Mantel genommen und das Kind zum Schweigen gebracht. Und auf den Vorwurf des Vaters: Wie willst du's verantworten, daß du dein eigenes Leben so auf's Spiel setzest? lächelt sie — was mag sie durch das Lächeln wohl sagen wollen? Verstehst du jetzt das Thun der Liebe? Was hinzugeben war sie bereit? Und wenn David, als er vom Fall des Absalom die Botschaft bekam, in die Worte ausbrach: „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn! wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“ zu welcher Hingabe erklärt sich auch die Liebe dieses gemißhandelten Vaters entschlossen? Und was war es denn, was der edle Jonathan auf's Spiel setzte für seinen Freund David (1 Sam. 20, 30 — 33.)? Und woraus erklärst du dir denn das Gebet, welches Moses am Berge Sinai, nach der gräulichen Versündigung seines Volkes (2 Mos. 32, 32.) zu Gott mit den Worten that: „Nun vergieb ihnen ihre Sünde: wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buche, das du geschrieben hast!“? Was drang ihn, daß er diesen Preis bot? — Aber jetzt gehen wir einen Schritt höher — nämlich wir betrachten die Liebe eines frommen Menschen zu seinem himmlischen Vater, zu seinem Gott. Ein frommer Dichter des alten Bundes, Namens Assaph, bekennt (Ps. 73, 25. 26.) seine Liebe zu Gott mit den Worten:

> „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

Was ist's doch hiernach in dem Assaph, was sich so getröstet und reich fühlt? Und wohin kehret sich dies sein Herz, damit es solchen Trost recht völlig habe? Und wenn er den Einen findet und sein nennen kann: wonach will er nichts fragen? Und wenn Zeiten kommen, wo ihm unter Kreuz und Trübsal Leib und Seele verschmachten wollte: was würde er auch in solchen Zeiten der Prüfung festhalten mehr als Leib und Seele? Ja was würde er hingeben, wenn er damit Gottes Liebe erhalten könnte? Welche Erklärung von der Liebe wirst du also auch aus dieser Stelle der Schrift gewinnen können?

Ist dir wohl unter den Menschen und zur Zeit des alten Bundes Einer vorgekommen, dessen Gehorsam gegen Gott aus solcher Liebe floß, daß er auch sein theuerstes Erdengut an Gott hinzugeben entschlossen war? Du nennst mit Recht den Abraham. Als dessen Knabe Isaak auf dem Holzstoße lag, und in dem entscheidenden Augenblicke die Stimme des Engels vom Himmel rief: „Abraham, Abraham!“ da meinte der Vater, das Zeichen sei ihm gegeben, und wie lautete seine Antwort? Was sollte denn wohl die Rede be-

deuten: „Siehe, hier bin ich!"? Und diesen Willen hat Gott verstanden. Er gab nicht zu, daß der Knabe sterbe, aber er bezeugte dem Vater: „Du hast deines einigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen!"

Doch wir wenden uns nun in die Zeit des neuen Bundes. Da wandelt Einer, der größer ist, als Alle (Joh. 3, 31.). Der hat kein Kind, aber er streckt seine Hände aus über seine Jünger und Begleiter, ja über alles Volk, und spricht: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter!" (Matth. 12, 50.) Sage, kennst du diesen Einen? Was regt sich in seinem Herzen gegen diese Brüder und Schwestern? Und ist er nun etwa, wie Abraham sein Kind auf den Altar legte, gleich also bereit, seine Brüder und Schwestern zu opfern? Das glaubst du nicht. Aber du erinnerst dich, daß er diese Brüder und Schwestern eine Heerde nennt: welches Amt übernimmt er denn in dieser Heerde? Und was für ein Hirt will er sein? Und welchen Vorsatz hat er gefaßt und ausgeführt? Und was wird an dieser seiner Hingebung für uns Alle erkannt?

Aber es ist nicht allein seine Bruderliebe, welche sich dabei kund thut. Ich gebe euch, liebe Kinder, hier zu bedenken und zu behalten die Rede unsres treuen und theuern Heilandes, welche er gesprochen hat (Joh. 14, 31.), als er den Weg des Todes für uns Alle betrat:

> „Auf daß die Welt erkenne, daß ich **den Vater liebe,** und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat: stehet auf, und lasset uns von hinnen gehen!"

Er redet hier von einem Thun: welches war denn die That, zu der er sich damals anschickte, die größte That, die je geschehen? Aber er saget uns auch, wie er dazu komme, diese That zu thun — und mit welchen Worten zeigt er das an? Was also schwebte seiner Seele vor dort im Garten Gethsemane und auf der Straße zur Schädelstätte? Dieses Gebot seines Vaters beschäftigte ihn bei jedem Schritte. „Vater willst du", betete er am Oelberg, „willst du, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Indem er so kindlich sprach: Vater, willst du? was hielt er da für möglich? Und hätte der Vater dieses Andere gewollt: womit würde solch ein Wille gestimmt haben? Weißt du nun aber auch den Schluß dieses Gebets? Und indem der Beter so spricht: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!" was ist's darnach, was Jesus opfert, noch ehe er sein Leben hingiebt? Mit Recht heißt es daher auch von ihm: „Er war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz." (Phil. 2, 8.) Doch nicht bloß aus Gehorsam gegen Gottes Willen sollen wir uns sein Thun erklären: was erwartet er nach jenem Ausspruche, das die Welt daran erkennen werde? Was lag also der That zum untersten Grunde?

Seht da, meine Kinder, was es heißt im höchsten Sinne: Ich liebe Gott! Blicket recht auf Jesum hin, und sagt mir an: wo wohnt und woher entsprang seine Liebe? Und wie viel Raum nahm die Liebe in diesem seinen Herzen ein? Und welchen Namen führt der höchste Gegenstand, zu welchem sein volles, liebendes Herz sich hingewandt? Und warum darfst du auch mit vollstem Rechte sagen: der Gott, welchen er mit Liebe umfaßt, sei verwandt mit Jesu Christi Natur und mit seinem Wesen? Warum endlich trägt auch seine Liebe das Zeichen der Hingebung des Eigenen? Was hat er Gott geopfert?

Wohlan, so gedenket hier schon der Weissagung, die sich an ihm erfüllet hat (Ps. 40, 8. 9.):

„Siehe, ich komme, im Buche ist von mir geschrieben: Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen!"

Ihr habt wohl gemerkt, daß wir, um die Liebe recht zu schauen, wie Wandersleute aus einer tiefen Niederung bergan gestiegen, und höher und immer höher gekommen sind, bis wir endlich still gestanden sind bei der Liebe des Sohnes Gottes zu seinem Vater. Sollten wir auf diesem Gipfel des Berges nicht auch einen Blick thun können auf die Liebe Gottes des Vaters zu uns? Ja, das können wir gewiß, und Alles, was wir von der Liebe erkannt und gelehrt, das werden wir vergleichen und in dem Vaterherzen, welches Paul Gerhardt den „unergründeten Brunnen" nennt, wiederfinden können. Aber hieher gehört dies noch nicht. Es sei genug, daß wir das Hauptsprüchlein des heiligen Evangeliums (Joh. 3, 16.) miteinander laut werden lassen:

„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben!"

Und es werde nur noch eine Frage an euch gethan, meine Kinder. So lautete einstmals das Zeugniß, was Gott gezeuget hatte von Abraham auf Morija: „Du hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen!" Was liegt denn abgebildet in diesem Ereigniß? Und wie werden die Gläubigen des neuen Testamentes nun den Vater im Himmel preisen? (Vgl. Röm. 8, 32).

Jetzt werden wir nun den großen Unterschied bedenken müssen, welcher sich findet, wenn wir auf die Gegenstände unsrer Liebe merken. Eins wurden wir in allen Fällen gewahr: daß nämlich unser Herz eine Liebe zu den Dingen hat, welche mit unsrer Natur verwandt sind. Aber eine wie vielfache Natur ließ sich da beobachten? Welche Natur des Menschen stillt ihre Liebe beim Essen und Trinken, beim Jagen nach Geld und Gut, und bei dem Glanz der Ehre? Welche Natur aber wird befriedigt, wenn du deine miterlösten Brüder und deinen Heiland und deinen Vater im Himmel

von Herzen liebst? So könnte man wohl eine Theilung machen nach zwei Seiten hin; aber ich frage dich nun: Wenn Eltern ihre Kinder, Kinder ihren Vater und ihre Mutter, Geschwister, Freunde und Nachbarn sich untereinander lieben, wohin rechnest du wohl dieses Lieben — zur niedern und thierischen, oder zur höhern und gottverwandten Natur? Du zweifelst, wie du entscheiden sollst. Wenn du eine Gluckhenne mit ihren Küchlein siehst: welche Liebe wirst du da gewahr? Wenn Rosse und Rinder in einem Stalle beisammen stehen, oder an einem Joche ziehen, und ein Glied der Genossenschaft kommt am Abend nicht zurück: was merkt man an den Thieren, wenn etwa die Thüre aufgeht? Und welche Art der Liebe thut sich dann kund? Mit welcher Natur scheint denn also die Elternliebe, die Gattenliebe, die Freundes- und Nächstenliebe in Verwandtschaft zu stehen? Das ist richtig. Aber, mein Kind, welche andere Natur kam denn wohl zum Vorschein, als die Mutter, Hanna, ihr heißgeliebtes Kind, den Samuel, aus ihren Armen weggab und in die Stiftshütte hinaufführte (1 Sam. 1, 28.) mit den Worten: „Ich gebe ihn dem Herrn wieder sein Lebenlang, weil er vom Herrn erbeten ist?" Und welche, als David und Jonathan, die Freunde, den Bund miteinander machten (1 Sam. 20, 23.): „Was ich und du miteinander geredet haben, da ist der Herr zwischen mir und dir ewiglich!"? Und an welchen Theil der Natur des menschlichen Herzens mußt du denken, wenn du von dem sehnsüchtigen Bräutigam Isaak (1 Mos. 24, 63.) liesest, daß um die Zeit, als er auf Rebekka's Ankunft hoffte, er „ausgegangen war zu beten auf dem Felde um den Abend?" Wird es nun wohl mit Grund gesagt werden können, daß immer nur die niedere Natur des Menschen Nahrung finde, wo Eltern ihre Kinder, Freunde ihre Genossen und Gatten ihre Gatten lieben? Mit unsrer Theilung kommen wir also nicht aus. Ich muß aber noch weiter gehen. Wir haben vorhin gesagt, die Liebe zum Essen und Trinken, das Verlangen nach Geld und Gut, und das Gefühl der Ehre und die Freude daran — dies sei recht eigentlich verwandt mit der niederen Natur des Menschen, und die Beispiele von Esau, Judas und Absalom haben das hinlänglich bewiesen. Aber wirst du dasselbe Urtheil aussprechen wollen, wenn du liesest (1 Kön. 17, 13—15.), wie der Prophet Elias mit der Wittwe zu Zarpath und ihrem Sohne gegessen hat? oder wenn dir die heilige Schrift erzählt (2 Kön. 4, 9.) von der reichen Frau zu Sunem, welche dem Propheten Elisa so freundliches Obdach gab? oder wenn in seinem Siegesgesange der hochberühmte David (Ps. 21, 1. 6.) seinen Glanz und Ruhm also beschreibt: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hülfe! Er hat große Ehre an deiner Hülfe, du legest Lob und Schmuck auf ihn!" Wo hinwärts meinst du wohl, daß die Gastgeberin des Elias, oder die begüterte Wirthin des Elisa, oder der ruhmgekrönte König David beim Ge-

nusse ihrer Güter und Gaben geschaut haben? Und wessen Kraft und Segen und Wohlgefallen schwebte über ihrer Freude und Liebe? Gleichwie nun, wenn die Sonne mild und warm über der Flur und dem Walde steht und scheint, Niemand sagen kann, das Grün der Weizensaat sei allein das rechte und schöne Grün, oder das der Tanne, oder das der Heidelbeere, oder das des Epheu, sondern alle das Herz erfreuen, ein Jegliches in seiner Art, dagegen alle farblos und matt erscheinen, wenn ihnen das Sonnenlicht entzogen wird: so, meine Kinder, ist es auch mit den Gegenständen unsrer Liebe. Man kann sie nicht so theilen, daß man sagt, die Einen werden von der höheren, die Anderen von der niederen Natur des Menschen begehrt, sondern darauf kommt es an, ob Gottes Gnadensonne auf dieselben niederscheint, und ob der Mensch, indem er liebt, diese Sonne mit seinen Augen sucht, oder ob er sich abgewendet hat von dieser Leuchte. Ist dies der Fall, dann entsteht eine Liebe ohne Gott, und ist jenes der Fall, dann hat das Herz ein Lieben mit Gott, oder in dem Herrn. Es giebt viele Menschen, viele, welche die Liebe in Gott gar nicht kennen. David betete einst (Ps. 17, 14.): „Errette mich, Herr, von den Leuten dieser Welt, welche ihr Theil haben in ihrem Leben." Wie nennt denn dieser Spruch diejenigen Menschen, welche keinen Theil haben an dem göttlichen Licht und Leben, und ihre Genüge finden an ihrem Leben? Wenn solche nun Leute dieser Welt heißen: welchen Namen darf man überhaupt allen Gütern und Freuden geben, welche wir lieben ohne Gott? Ja das ist die Welt, von welcher Jesus sagt (Joh. 15, 19.): „Es hat die Welt das Ihre lieb!"

Welche Liebe unsres Herzens ist nun Abgötterei, versteckte Abgötterei?

Hier ist der Ort, daß wir uns einprägen und auslegen, was der Jünger Johannes gesagt hat:

> 1 Br. 2, 15—17. „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."

Sehet, hier ist die Rede von dem Vater und von der Welt, die keinen Theil hat an dem Vater; und wovor werden die Jünger des Apostels gewarnt? Und auf wie vielerlei Weise zeiget sich die von Gott getrennte Liebe der Welt? Und wie benennt Johannes die drei Arten des Götzendienstes in der Welt? —

Er nennt zuerst des Fleisches Lust. Es ist dieß auch die erste Lust, welche den Menschen zum Abfall von Gott gebracht hat. Wer hat diesen Weg voran betreten? Was zeigte die Schlange

der Eva? Darauf lesen wir (1 Mos. 3, 6.): „Das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre und lieblich anzusehen, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß, und gab ihrem Manne auch davon und er aß." Was erregte der Anblick der verbotenen Speise in der Eva? Und war die Lust nur auf das Anschauen der Frucht gerichtet? Womit allein wollte sich die Lust stillen lassen? Das Essen aber von jedem andern Baume wäre erlaubt gewesen, — dabei hätten sie die Augen und Herzen erheben können zu Gott? Dagegen, wenn sie jene Lust befriedigten: von wem mußten sie sich abwenden? Solche Lust nennt aber die heilige Schrift (Gal. 5, 16. 21.) Lust des Fleisches. — Und das lüsterne und gierige Essen ist's nicht allein, was den Menschen von Gott scheiden kann. Denkt doch an den reichen Heerdenbesitzer Nabal am Berge Carmel (1 Sam. 25, 36. 37.), den sein Weib so betrunken fand, daß sie kein Wort mit ihm reden konnte, und dem am folgenden Tage das Herz in seinem Leibe erstarb, daß es ward wie ein Stein: konnte dieser wohl, indem er einen Becher nach dem andern austrank und wieder füllen ließ, seine Seele zum Vater kehren, der seinen Kindern gute Gaben giebt? Also was für eine Lust war es, für welche das Herz dieses Trunkenbolds brannte? — Von dieser Fleischeslust ist auch noch in einer andern Bedeutung die Rede. Noch ehe die Sündfluth hereinbrach, hören wir das Urtheil Gottes: „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen, denn sie sind Fleisch!" und zur Erklärung erzählt uns die heilige Schrift von den männlichen Nachkommen des Seth (1 Mos. 6, 2. 3.): „Sie sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten." Adam hatte auch ein Weib, welches ihm Gott gegeben; Isaak freite die Rebekka, welche ihm Gott beschieden hatte, und daran geschah Gottes guter gnädiger Wille. Aber in jener Erzählung steht: Sie nahmen, welche sie wollten, gleichwie auch Potiphars Weib nicht treu blieb ihrem Manne, sondern den Joseph, einen fremden Mann, begehrte, nach ihrem Gelüste. Wofür erklärt dies Gott? Und wenn er sagt: Solche Menschen sind Fleisch: zu welcher bösen Weltlust ist die Begierde derselben zu zählen? Weil solche fleischlich gesinnten Leute nur darnach trachten, zu essen, zu trinken und zu genießen, was ihnen wohl däucht, so pflegt man ihre Lust auch Wohllust oder Wollust zu nennen. Jakobus (5, 5.) redet dieselben mit den Worten an: „Wehe euch, ihr habt wohlgelebt auf Erden, und eure Wollust gehabt, und eure Herzen geweidet als auf einen Schlachttag!"

Sehet, das ist des Fleisches Lust, von welcher Johannes aussagt, sie sei nicht vom Vater, sondern von der Welt. Von wem ist demnach der fleischliche, der wollüstige Mensch abgefallen? Und welches Urtheil spricht die heilige Schrift in solchem Falle aus?

(Röm. 16, 18.) „Solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo,

sondern dem Bauche, und durch süße Worte und prächtige Reden verführen sie die unschuldigen Herzen!"

Sie sind gemeint, wenn Paulus von Leuten redet:

Phil. 3, 19. „Denen der Bauch ihr Gott ist!"

Wie lautet nun aber das erste Gebot? Und wie heißen die Uebertreter desselben? Wohin müssen daher jener Esau und Nabal gerechnet werden? Und wenn wir von dem glücklichen Salomo (1 Kön. 11, 1—4) die Nachricht lesen, daß er sein Herz zu fremden Weibern geneigt, und sich dadurch an Gott versündigt habe: zu welcher schweren Sünde hat sich auch dieser große König hinreißen lassen?

Ob nun aber wohl diese verdeckte Abgötterei auch jetzt noch unter den Christen Fortgang hat? Was meinst du? Wenn der Tisch gedeckt ist, und ein schönes, süßes Gericht darauf steht, welches du besonders liebst, und dein Vater spricht: Lasset uns beten! zu wem soll dann dein Auge und dein Herz hingewendet werden? Könnten aber beide auch irgend wo anders haften geblieben sein? Und wer wäre wohl der Götze, welchem du dann dientest? Welche Warnung würde dann ein frommer Vater aussprechen müssen?

Ich kann dir einen andern Fall erzählen. Es war einmal ein Lehrbursche, welcher Maurer werden wollte. Am Sonntage, des Morgens, als die Glocken ausläuteten, nahm er, wie es zu Hause bei seinen Eltern Sitte gewesen, sein Gesangbuch unter den Arm und wanderte nach der Kirche hin. Sein Weg aber führte an einem großen Trinkhause mit Spiegelfenstern vorüber. In diesem saßen seine Mitgesellen, als wüßten sie vom Sonntage nichts, zechten Branntwein und Wein und spielten Karte. Als sie ihn erblickt hatten, riefen sie ihn an: Heda, Gottlieb! komm herein und thue einmal Bescheid! Was? du besinnst dich noch? Ein tüchtiger Maurer, der muß sich vor dem Branntwein nicht fürchten! So ein Glas voll hält Leib und Seele zusammen. Und der Jüngling hörte diese Stimmen und wandte seinen Blick in das Trinkhaus — auf einmal aber hörte er eine andere Stimme, die kam nicht von unten, sondern von oben, und rief ihm warnend ein Gebot Gottes zu, und dies rettete ihn: welches Gebot mag das wohl gewesen sein? — O behaltet das, und die Erinnerung des Johannes dazu: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!"

Unser Johannes warnt aber nicht bloß vor der Fleischeslust. Er spricht auch: „Habet nicht lieb der Augen Lust und das **hoffärtige** Leben." Von diesem letzteren wollen wir zunächst reden. Hochfärtig oder hoffärtig — wo mag das Wort herkommen? Also welchen Menschen nennen wir so? Dieses hochfahrende Wesen hat sich schon sehr früh unter den kleinen und schwachen Bewohnern unserer Erde kundgegeben. Wir lesen in der Geschichte der Zeit nach der Sündfluth: Die Menschen lebten

zusammen in einer weiten schönen Ebene, Sinear. Aber sie sprachen (1 Mos. 11, 4.): „Wohlauf, und lasset uns eine Stadt oder Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!“ Welcher Entschluß wird hier gefaßt? Und welcher Grund wird dafür angeführt? David sang einst (Psalm 34, 4.), als er noch als ein Flüchtling vor Saul sich in der Niedrigkeit verborgen hielt: „Preiset mit mir den Herrn, und lasset uns miteinander seinen Namen erhöhen!“ Welches Verlangen dagegen sprachen jene thörichten Menschen aus? Wem waren sie also untreu geworden? Woraus aber hatten sie den Thurm erbaut, welcher bis hinauf in den Himmel reichen sollte? Wenn du nun Ziegel zu Stein nimmst und Thon zu Kalk, und bauest damit Mauern und Zinnen, so wird eine Zeit darüber kommen, zu welcher das Bauwerk sich löst und zerbröckelt, und das Wort des Predigers zutrifft (Pred. 1, 2.): „Es ist Alles ganz eitel!“ Auf was für Dinge hatten denn also jene Bauleute ihren großen Namen gründen wollen? Und was für eine Ehre war es mithin, welche sie unter den Menschen suchten? Seht, das sind die Hoffärtigen, welche durch eitle Ehre ihren Namen herrlich machen wollen unter den Menschen. Die demüthige Maria beschreibt das Schicksal solcher Menschen in ihrem Lobgesange (Luc. 1, 51.) mit den Worten: „Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.“ Wie hat sich dieser Ausspruch in der Geschichte des babylonischen Thurmbaues bestätigt? Und welches Schicksal hat der ungerathene Absalom gehabt, welcher aus Ehrsucht nach seines Vaters Krone die Hand ausstreckte und das Gebot Gottes mit Füßen trat? Und was ist aus dem hoffärtigen Nebukadnezar geworden, welcher sich rühmte, die große Stadt Babel erbaut zu haben zum königlichen Hause durch seine große Macht, zu Ehren seiner Herrlichkeit. (Dan. 4, 28—30.)

Hieraus erkennen wir den Anfang, das Wesen und den Ausgang des hoffärtigen Lebens. Merket das Wort Jesu Christi (Luc. 14, 11.): „Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedriget werden.“

Sollte es nun wohl auch jetzt noch solche Ehrengötzendiener geben, an welche man Sirachs Frage richten dürfte: „Was erhebet sich die arme Erde und Asche?“ (Sir. 10, 9.) Höret mir zu, liebe Kinder!

Ihr kennt den heiligsten Ort, wo nichts Anderes ist, denn Gottes Haus. Ein Pfarrer hatte einst die Freude, ein solches Gotteshaus einzuweihen. Als der festliche Tag herankam, einigte er sich mit den Aeltesten der Gemeinde darüber, daß die Kirchensitze nicht verschlossen werden, sondern für Reiche und Arme offen stehen sollten zum freien Gebrauche. Gleich nach dem ersten Gottesdienste empfing er einen Brief von einem reichen und angesehenen Mitgliede der Gemeinde, in welchem die Worte standen: Herr Pastor, meine Frau

hat heute ihren Platz unter den Mägden einnehmen müssen: ich melde Ihnen also, daß wir uns von jetzt an mit unserer Familie in eine andere Kirche wenden wollen! — Der Pfarrer konnte darauf nur antworten, daß vor Zeiten der König David zu Michal gesagt habe (2 Sam. 6, 22.): „Ich will mit den Mägden, davon du geredest hast, zu Ehren werden!“ Aber an wen konnte die erzürnte Frau während ihres Aufenthalts in der Kirche gar nicht gedacht haben? Seht, für einen solchen Fall steht das Gebot des Herrn da: „Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“

Ein anderer Pfarrer hat folgende Erfahrung gemacht. Als der Tag kam, wo seine Katechumenen (Confirmanden) zum ersten Male zum heiligen Abendmahle zugelassen werden sollten, versammelte er sie noch einmal in seinem Hause, und erzählte ihnen, wie einstmals, kurz vor dem Todesgange Jesu, die Jünger einen ehrgeizigen Zank untereinander darüber gehabt, wer aus ihrer Mitte der Größte, der Oberste wäre; und wie der Herr Jesus zur Warnung ein Kind in ihren Kreis gestellt habe. Danach erklärte er ihnen: Seht, darum sollt ihr auch nicht nach der Reihe, wie ihr jetzt in der Schule sitzt, um den Altar gehen, sondern in umgekehrter Ordnung, gleichwie die Schrift sagt: „Die Letzten werden die Ersten sein!“ Die Kinder verstanden und versprachen das, und es geschah also. Es war aber ein Mädchen unter der jungen Schaar, welche die schönste Kleidung anhatte und auch den ersten Platz in der Schule einnahm, weil sie am besten in der Prüfung bestehen konnte. Dieses Mädchen weinte Thränen des Unmuths und des Zorns unter der Darreichung des heiligen Sacraments. Der Pfarrer errieth die Ursache nicht gleich, begab sich jedoch des Nachmittags in das Haus ihrer Eltern und fragte diese: was denn der Tochter begegnet sei? — Die Mutter aber antwortete schnell: „Ei, das muß uns sehr wundern, daß Sie unter unser Dach kommen, nachdem Sie unser armes Kind bis auf den Tod geärgert und unserer Familie vor der ganzen Gemeinde einen solchen Schandfleck angehängt haben. Wir haben weder Freude, noch Andacht haben können an diesem Ehrentage; auch nicht das Kind, und davon tragen Sie allein die Schuld!“ — Sagt, welchen Sinn hatte wohl diese unvernünftige Rede? Der erstaunte und tief betrübte Seelsorger, welcher nun merkte, daß auf dem Herzensgrunde dieser Leute die Hoffart saß, sprach zu den Eltern: Saget eurer verirrten Tochter, sie müsse wieder anfangen ihre Kinderlehre, und lernen das erste Gebot. Ihr aber leset miteinander, was Jakobus (2, 1—4) geschrieben steht von dem reichen Manne mit dem goldenen Ringe und mit dem herrlichen Kleide, welcher in der Versammlung einen Ehrenplatz bekommen sollte über dem Armen, und bildet euch nicht ein, daß der Glaube an Jesum Christum, den Herrn der Herrlichkeit, Ansehen der Person leide. —

So haben wir schon zwei Götzen kennen gelernt, welchen wir noch heimlich dienen, so lange wir die Welt lieben, nämlich die Lust des Fleisches und das hoffärtige Leben. Aber Johannes hat zwischen jenen beiden noch einen dritten gekannt: wie hieß der?

Habet nicht lieb, spricht er, der Augen Lust. Im 104ten Psalm wird uns eine Augenlust beschrieben, welche der Mensch haben kann in der schönen Natur: das Lichtbild, der blaue Teppich des Himmels, das Gewölk mit seinen wunderbaren Gestalten, die Berge und Thäler, die Quellen und Bäche in den Gründen, die grünen Saaten, die Fruchtfelder und Traubengärten und die Thierwelt voll Lust und Leben in Wald und Feld, in Luft und Meer. Wenn dein Vater dahin lustwandeln geht: welche Bitte trägst du ihm vor? Und wenn er Ja sagt und dich mitnimmt: was empfinden deine Augen daselbst? Ist dir das verboten durch den Spruch: Habet nicht lieb die Welt? Gewiß nicht; denn du kannst ja dabei singen (Ps. 104, 1.): „Lobe den Herrn meine Seele!" Es wird also wohl an eine ganz andere Augenlust gedacht werden müssen. Höret, was Hiob sagt (31, 24. 25.):

> „Habe ich das Gold zu meiner Zuversicht gestellt und zu dem Goldklumpen gesagt: Mein Trost? Habe ich mich gefreut, daß ich großes Gut hatte, und meine Hand Allerlei erworben hatte?"

Hier gesteht Hiob, es gebe Kleinodien und Güter, welche des Menschen Auge gern sieht: welche sind das? Ich habe wohl schon Kinder beobachtet, welche ihr Sparbüchsengeld und die glänzenden Gold- und Silberstücke in ihrer kleinen Kasse sich oft geben ließen, zählten, umwendeten und immer wieder hervorlangten. Wenn ich fragte: Wollt ihr euch etwas kaufen? so sagten sie: Nein! Wenn ich meinte, sie wollten etwas verschenken, so sagten sie: O Nein! Welcher Sinn war es denn nun, der hier seine Freude hatte und auf die Weide ging? Wie nennt man aber einen Menschen, welcher dieser Augenlust ergeben ist, sein Gold und Silber und seine Kleinodien auffsammelt und zu seinem Troste macht und daran seine Freude hat, wie dieser Schatz glänzt und zunimmt? Von diesem Geize sagt Paulus (1 Tim. 6, 10.): „Er sei eine Wurzel alles Uebels". Und es ist nicht allein Gold und Silber und Geld, woran ein Geiziger sein Herz hängt und verkauft. Jesus warnte einstmals (Luc. 12, 15.) seine Jünger: „Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat." Was wird denn wohl unter solchen Gütern verstanden? Und wie nennen wir solche Leute, welche viel Aecker, Häuser, Schiffe, Waaren u. s. w. haben? Und wie heißt der Inbegriff aller dieser Güter, auf welche ein Begüterter sein Vertrauen setzt? (Marc. 10, 24.) Wie willst du nun die Warnung des Jüngers Johannes verstehen: Habet nicht lieb die Welt, nämlich der Augen Lust? Gott hat

gesagt, und in einem rechten Vatertone: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen!" (Sprüchw. 23, 26.) Wem giebt denn aber der Reiche, der vom Geize besessen ist, sein Herz? (Matth. 6, 21.) Und was ist's wohl, was seinen Augen viel besser gefällt, als alle Wege Gottes? — Das erste Gebot sagt: Ich bin der Herr, dein Gott: wie spricht denn aber der Goldklumpen zu seinem Knechte? Und wenn dieser darauf hört: welche Sünde begeht er? Darum stehet geschrieben: „Der Geiz ist Abgötterei!" (Col. 3, 5.)

Welches Urtheil wirst du nun über Laban fällen, der Jakobs Lohn immer auf's Neue verkürzte (1 Mos. 31, 41.)? Und über Samuels Söhne, welche Geschenke nahmen und das Recht beugten (1 Sam. 8, 3.)? Und über den Landpfleger Felix, der den gefangenen Paulus (Apost. Gesch. 24, 26.) nicht losgeben wollte, bis er Geld von ihm bekäme? Und über Judas, der für dreißig Silberlinge den Herrn der Herrlichkeit verrieth? —

Und was urtheilt Jesus selbst über den reichen Mann (Luc. 12, 16—21.), welcher sich Scheunen baute, um seine Güter darein zu bergen, und dann sagen wollte zu seiner Seele: Nun habe gute Ruh? Erinnerst du dich auch wohl des seltsamen Namens, mit welchem Jesus den Götzen belegt, dem der reiche Thor sein Herz schenket (Matth. 6, 24.)?

Was die Augen gern sehen, das wünscht sich, das liebet des Menschen Herz. David sang einst (Ps. 18, 2.): „Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke!" Wenn ein Geiziger aufrichtig sein wollte: wie würde das Gebet seiner Lippen lauten? Und was hätte er dann in seinem Herzen begangen? Aber du meinst vielleicht, die Liebe könne sich ja theilen? Nun, du hast unlängst das Wort Jesu vernommen: Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz! Wenn nun die Liebe getheilt wird: was muß dann auch mit dem Herzen geschehen? Und was für ein Herz mag Gott wohl gefordert haben, als er sprach: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz? Siehe daraus, wie unwidersprechlich wahr das Urtheil Jesu ist (Matth. 6, 24.): „Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird den Einen hassen und den Andern lieben, oder wird Einem anhangen und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gotte dienen und dem Mammon."

O sehet wohl zu, daß nicht an euch zur Wahrheit werde, was Elias (1 Kön. 18, 21.) von den Dienern des Baal aussprach: Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? — Ein reicher Mann hatte sich zu Bette gelegt. Da fiel ihm ein, wie er vor Zeiten als ein Kind sein Abendgebet so inbrünstig gethan, und er sehnte sich darnach, einmal wieder eine solche Erquickung zu haben. Daher faltete er die Hände und hub an, das heilige Vater Unser zu sprechen. Eben war er an die Worte gekommen: „Dein Wille geschehe, wie im

Himmel, also auch auf Erden!" da rasselte der Fensterladen vom Winde bewegt, und wie ein Blitz fuhr der Gedanke: Das sind Diebe! durch seine Seele. Und alsbald griff er mit der rechten Hand unter das Bett, wo sein Geldkasten stand, und dann mit der linken nach der geladenen Flinte, welche über seinem Bette hing. Was war nun aus seinem Gebete geworden? Ein anderes Mal kam derselbe Mann mit seinem Gebete bis an die fünfte Bitte: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Als er nun eben das Wort aussprach „Schuldigern", da fiel ihm ein Tagelöhner ein, welcher ihm funfzig Thaler schuldig war und morgen ausgepfändet werden sollte. Ich fürchte, dachte er bei sich selbst, daß die Leute ihre besten Sachen schon über die Seite geschafft haben, und daß der Auspfänder nicht finden wird, was der Rede werth ist. Wenn nun ein Mensch mit seinem Herzen noch nicht vom Herrn gewichen ist, und es kommen ihm solche Erinnerungen unter dem Gebete in seine Seele: wozu entschließt er sich? Und dann wird er auch im Stande sein, fortzufahren mit Bitten und Flehen im Geist. Aber zu welchem Entschluß wird es wohl jener Mann gebracht haben? Und was ist dann wohl mit seinem Gebete geworden? Darum eben heißt es: Der Geiz ist eine Abgötterei, und — ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! Und mit Recht steht die Erklärung Luthers beim ersten Gebote: Wir sollen Gott über alle Dinge lieben.

Nun verstehen wir die ganze apostolische Mahnung: Habet nicht lieb, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust, und hoffärtiges Leben. Wir haben so dreierlei Versuchungen kennen gelernt, welche an den Menschen kommen. Leget im Geist einmal die Hand auf euer Herz, und antwortet mir danach auf die Frage: Seid ihr sicher vor einer unter diesen? Wenn aber ein Feldherr sich und sein Heer nicht sicher weiß vor Ueberfall: wofür sorgt er in den Umgebungen seines Lagers, wenn die Nacht herannahet? Wozu ermahnt daher auch Jesus, der große Feldherr seiner Gemeinde? (Matth. 26, 41).

Wer nun einen Wachtposten bekommen hat, dem thut es noth, daß er die Stellung des Feindes kenne, und wisse, wo ihm die Gefahr nah, näher oder am nächsten ist. Auch jene Versuchungen pflegen in der Regel in einer gewissen Reihenfolge und nicht zu einerlei Zeit an den Menschen heranzurücken. Welche Ordnung befolgte denn der Teufel nach des Evangelisten Matthäus Erzählung, als er sich (Matth. 4, 1 f.) an den Sohn Gottes wagte?

Wir lesen, daß Jesus hungrig geworden war. Indem der Satan ihm zuredete: Sprich, daß diese Steine Brot werden! welches Verlangen, welche Lust sollte dadurch in Jesu rege gemacht werden? — Bei dem ersten Angriffe war es also auf Fleischeslust abgesehen. Welche scheint dir auch die erste zu sein, deren Anreizung schon in dem zarten Kindesalter der Mensch empfindet? —

Und als nun der Versucher zweitens dem Herrn Jesu vorstellte, welch ein Wunder das sein, und welchen Namen unter den Leuten er sich machen würde, wenn er von der Zinne des Tempels unbeschädigt herunterkäme: welches Verlangen sollte dadurch in Jesu entzündet werden? Und meinst du nicht, daß es in jedes Menschen Leben einen Zeitabschnitt gebe, in welchem die Begierde, Beifall zu gewinnen und sich auszuzeichnen, vor anderen heiß wird? Wann geschieht das? Als einstmals die Jünger um eitle Ehre zankten (wir haben eben erst davon gehandelt) — da stellte Jesus ein kleines Kind unter sie, weil in einem solchen Eitelkeit und Hoffart noch schlafen: hätte er wohl auch einen Knaben oder ein Mädchen wählen dürfen, welche in der ersten Abtheilung der Schule sitzen, und denen man Censuren austheilt? In welchem Alter ist demnach die meiste Gefahr, daß die eitle Ehre zum Götzen erhoben wird? Welche andere Lust nimmt aber der Mensch von jener ersten Lebensstufe auf diese zweite mit herüber? So sitzen also nun schon zwei mächtige Feinde in seiner Brust. — Jener Versucher nahm aber bekanntlich Jesum endlich auch noch mit auf einen hohen Berg, und versprach, ihm Alles zu geben, was seine Augen sahen, gleich als spräche er: Diene mir nur und bete mich an, so sollst du ein reicher Mann werden, der sich anschaffen kann Alles, was sein Herz begehrt. Welche dritte Lust sollte nach der Meinung des Teufels dadurch Nahrung bekommen? Es finden sich wohl unter Jünglingen und Jungfrauen Viele, die sich aus Geld und Gütern noch wenig machen, und lieber lustige und berühmte, als reiche Leute sein wollen; aber in welchem Lebensalter schlägt denn der Geiz tiefe Wurzeln in das Herz? Es ist ein altes Sprüchwort: O wie gar viele Gaben will doch der Hausstand haben! Wenn nun ein Mensch zu Jahren und dahin gekommen ist, daß er einen Hausstand erhalten muß, und Kinder zu versorgen hat, dann mehren sich seine Bedürfnisse, und was dient denn dazu, diese Bedürfnisse zu befriedigen? Wenn so die Bedürfnisse zunehmen: was begehrt dann die ängstliche Seele wachsen zu sehen? Und die Sorge darum und die Freude daran, das ist ja eben der Geiz. So theilt sich demnach die abgöttische Weltliebe über alle Lebensstufen aus. Zu welcher Zeit geht der böse Saame der Fleischeslust schon auf? In welchen Jahren entbrennt daneben der Durst nach eitler Ehre? Und in welchem Theile der Wallfahrt tritt gemeiniglich der Geiz sein Regiment in der Seele an? Steht die Sache aber vielleicht so, daß die sündlichen und abgöttischen Neigungen in der Seele wechseln, daß also die erste und zweite dieser bittern Wurzeln absterben, wenn die dritte anfängt im Herzen sich auszubreiten? Es scheint wirklich so. Gar oft wird uns ja von einem Götzendiener des Mammon erzählt, daß er sich nicht mehr getraue, sich satt zu essen, oder kräftige Speisen zu genießen: welcher Lust scheint er dann abgesagt zu haben? Und wenn einem geizigen Hausherrn nachgeredet werden kann, er entziehe

dem armen Tagelöhner den Lohn, und einem geizigen Richter, er schäme sich nicht, Geschenke anzunehmen: was für ein Gefühl, wenn die Nachrede wahr wäre, müßte dann ebenfalls in ihm gestorben sein? Aber sehet wohl zu, daß ihr nicht irret! Laßt uns an jenen Nabal zurückdenken (1 Sam. 25.), von welchem schon unter uns die Rede gewesen ist. Als er David's Knechte von seiner Thüre wies, ihnen nicht einen Bissen von seinem reichen Tische, nicht einen Tropfen von seinem Festtrunke gönnen wollte: welche unreine Lust beherrschte ihn da? Derselbe geizige Mann bediente sich aber auch schnöder und höhnender Worte. Obgleich er David's Tapferkeit gar wohl kannte und den Schutz seiner wackern Jünglinge oft bei seinen Heerden erfahren hatte, war er doch aufgeblasen genug, um zu fragen: „Wer ist denn dieser David? Es giebt jetzunder der Knechte viele, die sich von ihrem Herren reißen!“ Sagt, was für ein Sinn, was für ein Wesen offenbarte sich jetzt in dem Nabal? Nun sieh dir einmal im Geist denselben Menschen an, wie er am Abend beim Glase sitzt, stammelt und viel widerlicher sich geberdet, als ein Thier, bis ihn der Schlag rührt: welcher Lust fröhnt er denn da? Würde es also wohl richtig gewesen sein, wenn Jemand geglaubt hätte, in dem geizigen Nabal sind die Triebe der Wollust und Hoffart gestorben? Wenn ein wildes Thier übersättigt in seine Höhle gegangen ist und sein Geschrei eben nicht hören läßt, so nehmen wir nicht an, daß es todt in der Höhle liege, sondern was werden wir vermuthen? Seht, so ist es auch mit den Trieben der Weltliebe in des Menschen Herzen. Während der eine über uns Gewalt übt, was können wir dann nur von den andern sagen? Darum vermahnt der Herr Jesus (Marc. 13, 33.): „Sehet zu, wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wenn es Zeit ist!“

Wer aber ist's, der von dieser dreifachen Versuchung, welche das ganze Menschenleben umgarnen möchte, ebenfalls die Anfechtung erlitten hat, damit er uns gleich würde, aber die Sünde überwunden hat, damit er uns könnte ein Helfer sein!

Lernet am Schlusse dieses Abschnitts die Worte (Ebr. 4, 15.): „Er ist versucht worden allenthalben, gleichwie wir, doch ohne Sünde!“

§. 5.

Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen.

Vorlesung aus Psalm 46.

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Dennoch soll die Stadt

Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben."

Gesang.

Dem Herrn mußt du vertrauen, wenn dir's soll wohl ergeh'n; auf sein Werk mußt du schauen, wenn dein Werk soll besteh'n. Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen: es muß erbeten sein.

Gebet.

Lieber himmlischer Vater! Wie die Augen der Kinder auf die Hände der Eltern schauen, so stehen wir vor Dir und schauen auf Deinen starken Arm und in Dein treues Vaterherz: o laß doch unsre Augen und unsre Seelen in Dir Ruhe finden! Viele sehen umher nach eitlen Dingen, wir haben's auch oft gethan, als ob eine Hülfe wäre, wo keine Kraft ist. Aber Dein Wort ist und bleibet doch allein unsres Herzens Freude und Trost. Und dies Dein Wort ist eine feste Burg für die Jugend; denn es spricht: Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir! Und es ist ein Schirm für die Alten, denen Du verheißen hast: Ich will heben, tragen und erretten! Darum bleiben wir stets an Dir. Amen.

Zur Abwehr gegen die verdeckte Abgötterei in der Christenheit spricht unser Katechismus noch eine Vermahnung, diese dritte aus: Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen! Von diesem Vertrauen werden wir nun handeln müssen.

Wer ist's wohl, dem ein Kind vertraut? Und wem außer dem Vater? Und auf wen, nächst Gott, wird ein treues Weib ihr Vertrauen setzen? Was für ein Gefühl knüpft denn aber das Band zwischen Eltern und Kindern und zwischen Mann und Weib? Und meinest du, wo diese Liebe fehlt, da könne doch das Vertrauen noch eine Stelle haben? Mit welcher Gesinnung scheint dir demnach das Vertrauen sehr nah verwandt zu sein? Welches Wort hat daher auch D. Luther bei der Erklärung der folgenden neun Gebote nicht wiederholt? Und in welchem andern Worte mag er wohl dem Vertrauen eine heimliche Herberge gegeben haben?

Ist nun das Vertrauen in der Liebe mit inbegriffen, so werden wir auch mit der Erklärung leichter zu Stande kommen, wenn gefragt wird, was denn Vertrauen sei?

Wenn einem kranken Menschen gerathen würde, er solle Strohhalme mit heißem Wasser brühen und dann aussaugen, so würde er lächeln und sagen: Auf Stroh kann ich kein Vertrauen setzen, — ja wenn es Frühlingskräuter wären! Dieser Ausspruch belehrt uns, worauf es zunächst beim Vertrauen ankommt. Was soll nach dem Urtheil jenes Kranken in sogenannten Frühlingskräutern wohnen? Und bei welchen Dingen kann nach seiner Meinung von einer innewohnenden Kraft gar nicht die Rede sein? Und wozu kann er sich

aus diesem Grunde nicht entschließen? Wenn wir also Vertrauen setzen auf einen Menschen oder auf eine Sache: worauf eigentlich beruht dann unser Vertrauen? In welchem Sinne vertraut daher der Schiffsmann dem Anker? der Schlittschuhläufer der Eisdecke im Strom? der Kranke der Arzenei? Der Gegenstand des Vertrauens scheint mithin immer eine Kraft zu sein. Es giebt nun mancherlei Kräfte. Im Simson, welcher ein paar Stadtthore auf seine Schultern nahm, zeigte sich eine große Kraft des Leibes. Was für eine offenbarte sich aber in dem Hirtenknaben David, als er dem Goliath mit den Worten entgegenging: Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir in dem Namen des Herrn Zebaoth? Du sagst mit Recht: Es war die Kraft der Seele; du dürftest auch (Ebr. 11, 32.) von Kraft des Glaubens reden. Wie nun, wenn Pharao dem jungen Hebräer Joseph die Regierung seines Landes anvertraute: an welche Kraft mag er dabei gedacht haben? Wenn ferner eine alte, gebrechliche, ungelehrte Magd, welche alle Kinder des Hauses groß gezogen hat und eine treue, zärtliche Wächterin gewesen ist bis an ihr Ende, zu Grabe getragen wird, dann hört man die Herrschaft wohl sagen: Wir wagen's jetzt kaum, die Kinder einen Abend allein zu lassen; jener treuen Seele konnten wir Alles anvertrauen. Bei dieser Person war nun nicht von Kraft des Leibes, auch schwerlich von Kraft der Einsicht und Weisheit die Rede; aber was war es wohl, was sie zu einer Stütze des Hauses machte? Wie nennt denn Paulus diejenige Kraft in dem Menschen, welche Alles verträgt, Alles duldet und niemals aufhört (1 Cor. 13, 7. 8.)? Worauf also kann man auch und vor allen Dingen rechten Verlaß haben?

Ihr seht, meine lieben Kinder, daß der Gegenstand unsres Vertrauens zwar immer eine Kraft ist, aber bald eine äußerliche, bald eine innerliche, eine Kraft bald des Leibes, bald der Seele, und daß man wiederum unter den Kräften der Seele unterscheiden kann Kräfte des Glaubens, der Einsicht, der Liebe u. s. w. Es ist aber gut, wenn man nicht zu viele Worte mitnehmen muß, um einen Gedanken auszudrücken. Als einstmals Paulus sagen wollte, daß der treue Gott unsre Kräfte des Glaubens, der Geduld, der Liebe nicht auf zu harte Proben stelle, da faßte er sich kurz und schrieb (1 Cor. 10, 13.): „Gott ist getreu, der euch nicht versuchen läßt über euer Vermögen." Ja, der Herr selbst, da er anzeigen wollte (5 Mos. 6, 5.), daß wir ihm angehören müßten mit allen Kräften, die in uns sind, ließ er durch Moses verkündigen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen." Wir werden daher Alles, was von Kräften bereit liegt im Reiche der Seele, des Geistes und des Herzens, ebenfalls Vermögen nennen dürfen.

Wenn aber gelehrt wird, daß der Gegenstand unsres Ver-

trauens immer eine Kraft oder ein Vermögen sei, so ist diese Erklärung noch nicht genau. Vernehmt ein Beispiel. Ich setze mich mit Frau und Kindern in den Wagen und sage zum Schirrmeister: Sorgen Sie, daß wir sicher gefahren werden! Dieser antwortet: Mein Herr, Sie können dem Postillon Sich und Ihre Kinder ruhig anvertrauen, denn er ist Beides — sehr kräftig und sehr verständig. So fahren wir denn davon. Nach einer Weile fällt mir noch eine Besorgniß ein, welche ich gern los sein möchte. Ich frage den Postillon: Du pflegst doch nicht unterwegs zu schlafen? — Wenn dieser Mensch nicht mit getrostem Nein! antworten könnte: wie würde es nun um mein Vertrauen stehen? Man hat ihn einen kräftigen Mann genannt, weil sein Arm die Pferde recht im Zaume halten, also fühlbar einwirken kann: was wird, sobald er einschlummert, augenblicklich aufhören? Man hat ihn einen verständigen Führer genannt, weil er jede Unebenheit, jede Senke, jedes Hinderniß des Weges mit seinem Gespann geschickt zu umfahren weiß: was hat aber, gleich dem Arme, auch der Verstand eingestellt, sobald der Führer schläft? Jener Kranke hat auf Verordnung seines Arztes eine Abkochung kräftiger Kräuter aus der Apotheke empfangen. Er spricht: Ich habe ein gutes Vertrauen zu diesem Mittel; setzet es einstweilen auf jenen Tisch! Seine Tochter kommt nach etlichen Stunden herangetreten mit Löffel und Glas und kündigt an, sie wolle ihm nun eingeben. Nein! antwortet er, lasse es für heute noch anstehn! Ist es euch nun denkbar, daß der Kranke ein wahres Vertrauen habe? Das wurde auch der Tochter deutlich; darum kam sie noch einmal und sprach: Aber, lieber Vater, du mußt ja doch dazu thun, daß das Mittel wirken kann; denn wenn es nicht wirkt, kann es auch mit deiner Krankheit nicht anders werden! Das gute Kind hatte gewiß Recht. Wann also wird man erst anfangen, auf eine Kraft oder auf ein Vermögen sein Vertrauen zu setzen? Gegenstände unsres Vertrauens sind demnach Kräfte und Vermögen, welche wirken können und in Wirksamkeit sind. Aber höre weiter. Ich fuhr einst auf einem Nachen über den Rhein. Daß die Ueberfahrt recht schnell erfolge, daran war mir viel gelegen. Mein Fährmann, der dies wußte, spannte alsbald ein Segel auf, um den Wind zu fangen, und zwar von der Seite herüber, daß er uns helfe und treibe, und sprach: Der wird schon wirken! Und in der That, der Wind wirkte; aber er wurde, noch ehe der fliegende Nachen zur Hälfte den Strom durchschnitten hatte, so heftig, daß das Fahrzeug sich auf die Seite neigte und Wasser schöpfte. In dieser Gefahr riefen mehrere Reisegenossen: Wir können nicht ruhig werden! Es droht uns Unheil: reffe das Segel ein! Als dies geschehen war, kehrte das allgemeine Vertrauen zurück. Hier hast du nun eine sehr mächtige Kraft in voller Wirksamkeit gesehen, und doch kein Vertrauen dazu — wie kam das? Was sahen die Schiffsleute vor Augen, wenn dieser Wirk-

samkeit nicht gewehret würde? Von welcher Art muß aber das Wirken sein, wenn wir demselben vertrauen sollen? Und wozu muß es uns dienen? Wir werden also noch richtiger sagen: wenn wir vertrauen, dann wenden wir uns zu einem Gegenstande hin, dessen Kräfte und Vermögen wirksam sein können uns zum Besten. Aber warum nur uns zum Besten? Einstmals war Theurung im Lande und darum fast Hungersnoth unter den armen Leuten. Ein wohlhabender Vater sprach mit seinen Kindern darüber, sammelte Beiträge von ihnen ein, und fügte dann die Bemerkung bei: Ich setze großes Vertrauen auf die nächste Ernte. Die Saaten sind in vollem Treiben. Will's Gott, so wird's in etlichen Monaten an Hülfe nicht fehlen! Dieser Vater vertraute auch, denn er dachte an die Kräfte und an das reiche Vermögen, welches Gott in die Natur gelegt hat. Er sah auch diese Kräfte schon in voller Thätigkeit und vergegenwärtigte sich die heilsame Frucht ihres Wirkens. Aber dachte er dabei an sich und seine Kinder, daß diese etwa dann nicht mehr nöthig haben würden, in ihre Sparbüchse zu greifen? Wessen Nutzen und Wohlfahrt stand ihm dabei vor Augen? Siehe, mein Kind, das Wörtlein „uns" genügt nicht. Gegenstand unsres Vertrauens werden mithin solche Kräfte und Vermögen sein, welche wirken können und in Wirksamkeit sind uns **und Andern** zum Besten. — Auf die Frage: Was steht vor den Augen deiner Seele, wenn du sagst: Ich vertraue!? kann jetzt geantwortet werden. Aber was dabei in deiner Seele vorgeht, das ist noch nicht erklärt. Das also bedenken wir nun. Als Jakob auf dem Sterbebette lag, da vertraute seine Seele dem Gott seiner Väter, der dem Saamen Abrahams so große Verheißung gegeben hatte. Dieses Vertrauen drückte er mit dem Gebete aus: „Herr, ich warte auf dein Heil!" (1 Mos. 49, 18.) David, welcher selbst ein gar großes Vertrauen auf Gott hatte, als auf den Erhalter und Versorger aller Geschöpfe, und dieses Vertrauen auch den Creaturen beilegte, beschrieb dieses Vertrauen mit den Worten (Ps. 145, 15.): „Aller Augen warten auf dich, Herr." Ein rechtes Vertrauenswort hat endlich der Prophet Micha (7, 7.) ausgesprochen: „Ich will auf den Herrn schauen und des Gottes meines Heils erwarten!" Habt ihr nun wohl aus diesen Beispielen abgenommen, was in der Seele vorgeht, wenn sie Vertrauen faßt? Wir werden also sagen dürfen, das Vertrauen sei ein Warten, eine Erwartung in der Seele. Was hegt daher ein Kranker, welcher der Arznei vertraut? oder der Menschenfreund in der Theurung, welcher auf den Segen der künftigen Ernte vertraut? oder der verlorene Sohn, welcher seinem Vater vertraut? — Aber nicht jedes Erwarten ist ein Vertrauen. Wenn dir dein Nachbar die Wolken zeigt und sagt: Wir können heut noch Regen erwarten; wenn dir ein Freund erzählt, wir haben heute Besuch erwartet: wirst du zugeben, daß bei solchem

Erwarten ein Vertrauen in der Seele wohne? Wenn dagegen David in der Wüste seinen Jonathan erwartet, daß er ihm die verabredeten Zeichen gebe (1 Sam. 20, 35.): welchen Namen kann dieses Erwarten verdienen? Was fehlte nun wohl in jenen Fällen, und was fehlte in diesem nicht? Wir wollen wieder die heilige Schrift fragen. Paulus hatte ein sehr gutes Vertrauen auf seine junge Christengemeinde zu Philippi; er erwartete nämlich von ihr, daß das Werk, welches Gott daselbst durch ihn begründet hatte, eine schöne Vollendung finden werde, und schrieb darüber also (Phil. 1, 6.): „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen." Womit war also sein Erwarten verbunden? Und wirst du das nicht auch von David sagen können, als er seinen Jonathan erwartet? und von dem cananäischen Weibe, als es auf Jesu Hülfe wartet? — Nun siehe, so ist also das Vertrauen nichts Anderes, als

ein Erwarten mit Zuversicht, oder ein zuversichtliches Erwarten, daß irgend ein Gegenstand nach seinen Kräften oder nach seinem Vermögen sich an uns und Andern wirksam erweisen werde zum Besten.

Doch es scheint mir, als ob ich noch etwas hinzuzusetzen hätte, damit wir in's Klare kommen. Ich habe euch erzählt, wie zuversichtlich Paulus in seiner Erwartung gewesen, daß der heilige Geist Gottes sein Werk an den Christen zu Philippi vollenden werde. Meint ihr nun, daß dieser Paulus, weil er so innig Gott vertraut, sich vorgenommen habe: Ich brauche mich nicht mehr um die Philipper zu bekümmern, der Geist des Herrn wird's fertig machen? Ich habe euch ferner erinnert an den verlorenen Sohn und an dessen Umkehr in das Vaterhaus. Sein Vorsatz: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! hätte nicht gefaßt werden können ohne die zuversichtliche Erwartung, ohne das feste Vertrauen, daß der Vater nach seinem Vermögen und nach seinem Herzen sich seiner erbarmen und ihn aus der Noth herausreißen werde. Meint ihr aber, daß dieser Sohn, weil er solchen Glauben hatte, gedacht haben könne: ich will jetzt hingehen; das soll aber auch das Letzte sein, was ich an meinem Theile in der Sache thue; ich setze von nun an alle meine Zuversicht auf meinen wohlhabenden und gütigen Vater? Ihr urtheilt mit Recht, das würde ein ganz verkehrtes Vertrauen gewesen sein; aber ihr hättet ja auch aus dem Gleichniß selbst beweisen können, daß der verlorene Sohn einen solchen Gedanken gar nicht gehegt habe. Ihr wisset sein reuiges Geständniß: „Ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße"; wer erinnert sich nun aber auch der Bitte, welche er nach dieser Beichte an den Vater richtete? Wenn er nun ein Tagelöhner werden wollte: durfte er wohl sein Thun einstellen? Worauf mußte er eben jetzt sich recht gefaßt halten? Und er bittet nicht etwa: Mache mich zu einem Tagelöhner — zu einem Lohnarbeiter,

den man morgen wieder fortschicken kann; sondern er flehet: „Mache mich zu einem deiner Tagelöhner": welche Tagelöhner wird ein Hausvater wohl die Seinigen nennen? Wenn aber ein Diener hoffen soll, jahraus, jahrein so angesehen zu werden und sein Brot zu haben: wie muß er sich im Dienst und in der Arbeit erfinden lassen? Was scheint also beim Vertrauen nie eingestellt werden, nie in Wegfall kommen zu dürfen? Und was für ein Thun und Wirken?

Es war einmal ein alter frommer Müller, der im Walde wohnte und seine Mühle an einen Waldbach gebaut hatte. Dieser hatte mehrere erwachsene Kinder, von denen jedes sein Amt im Hause und Geschäfte zu verwalten hatte. Der älteste Sohn mußte das Gerinne und die Räder in Aufsicht behalten, dem zweiten lag ob, die Mühlsteine zu schärfen u. s. w. Wenn der Vater von diesem Arbeitsantheil sprach, pflegte er gewöhnlich zu sagen: Das sind eure gewiesenen Wege! Nun kam während etlicher Sommermonate eine anhaltende Dürrung in die Gegend; alle Quellen versiegten, in dem Bette des Waldbaches war kein Tropfen mehr, einem Vöglein den Durst zu löschen, und die Familie litt große Noth. Der alte Vater sagte nichts weiter dazu, als: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet!" Eines Abends aber kam er aus dem Walde heim und trat mit den Worten in die Stube: „Kinder, vertrauet fest! die Hülfe ist vor der Thüre! Die Frösche quaken am Wiesenteich; die Schwalben streifen mit ihren Flügeln den Erdboden, der Wind hat sich von Osten nach Westen umgesetzt, und schwarze Gewölke treten hinter dem Berge herauf. Wir werden morgen Wasser haben und dann ist uns in allen Stücken geholfen!" Nachdem nun über diese Botschaft große Freude ausgebrochen war, und sich Jedermann anschickte, voll Hoffnung zu Bett zu gehen, rief der alte Mann die Söhne zu sich und fragte ganz ernsthaft: „Ist das Gerinne gesäubert, das Stirnrad ausgebessert, die Kette am Stemmbrett geschweißt, der Stein geschärft?" Der Aelteste antwortete rasch: „Vater, wenn wir nur erst Wasser haben — das Andere findet sich von selber! Du hast selbst gesagt: Dann ist uns in allen Stücken geholfen! Ich meine, wir wollen uns mit bestem Vertrauen schlafen legen!" Da richtete der alte Mann das Haupt und die rechte Hand empor, und sprach: „Ich hingegen meine und gehe davon nicht ab: Wer rechtes Vertrauen hat, der muß verharren in seinen gewiesenen Wegen!" Was sagt ihr zu diesem Urtheile? Und werden wir das nicht auch auf die Beispiele anwenden dürfen, von denen ich vorhin gehandelt habe? Was hat wohl Paulus den Philippern gegenüber für seine gewiesenen Wege halten müssen? Und der verlorene Sohn im Angesichte seines Vaters?

Nun damit ist ja gefunden, was uns noch fehlte zur rechten

Erkenntniß des Vertrauens. Wir können nun aussprechen: Vertrauen heißt: Verharren in seinen gewiesenen Wegen mit der zuversichtlichen Erwartung, daß irgend ein Gegenstand nach seiner Kraft und nach seinem Vermögen sich uns und Andern zum Besten wirksam und hülfreich erweisen werde.

Nun habe ich bisher das trockne und dunkle Wort „Gegenstand" immer noch in der Erklärung mitgenommen, weil man ja im gemeinen Leben auch todten Dingen zu vertrauen pflegt, zum Beispiel einer Kette, daß sie den Anker halte, einem Brückengeländer, daß es sicher über den Strom geleite, einer Arzenei, daß sie von einer Krankheit befreie u. s. w. Nun aber, liebe Kinder, ist es Zeit, daß wir uns auf die Erklärung des ersten Gebotes besinnen, in welcher wir stehen. Wie heißen die Worte, welche uns da als ein Soll auf die Seele gelegt werden? Wer ist daher, und wer allein der Gegenstand, auf welchen sich das Vertrauen des Frommen zuversichtlich zu stützen hat? Wohlan, meine Lieben, so bringen wir nun unsere Erklärung völlig in's Reine, und sagen:

> Vertrauen heißt unter uns nichts Anderes, als Verharren in den uns vom Herren gewiesenen Wegen mit der zuversichtlichen Erwartung, daß Gott nach seinem Vermögen und nach seinem Herzen an uns und Andern sich wirksam und hülfreich erweisen werde zum Segen.

Ihr habt ein schönes, unvergeßliches Lied gelernt, welches den frommen Paul Gerhardt zum Verfasser hat, und in allen seinen Versen das Vertrauen eines frommen Christen besingt: wie heißt der Anfang dieses Liedes? Indem wir nun jetzt in die heilige Schrift noch tiefer hineinschauen, um zu vergleichen, was sie vom Vertrauen auf Gott sagt, wollen wir auch aus jenem Liede dies und das mitnehmen zu unsrer Erinnerung.

Aber zuvor wollen wir einen schönen Spruch uns einprägen:

> Ps. 73, 28. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige alles dein Thun!"

Gott, der Herr, hat, damit wir ihm recht vertrauen, ein sehr tröstliches Wort uns zugerufen (Jes. 41, 10.): „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott!" Du hörst hieraus, daß Gott ein recht frisches Vertrauen fordert, und zwar, weil er dein Begleiter ist. Wovor warnt er dich? Aus welchem Wege sollst du aber nicht weichen? Meint er wohl einen Weg, den du dir selbst erwählet hast? Ein frommes Kind wird ja mit David sagen: Herr, zeige mir deine Wege, und lehre mich deine Steige! Gewiß ist es also der von Gott gewiesene Weg, auf dem du bleiben, aus dem du nicht weichen sollst. Jetzt kannst du schon einen Theil unsrer Erklärung für richtig erkennen: was verlangten

wir denn von dem Frommen, welcher vertraut? Und wie mag es nun wohl Paul Gerhardt gemeint haben, wenn er einen solchen Frommen ein „Kind der Treue" nennt? Kennst du den Vers? Siehe, so ist das Vertrauen wirklich ein Verharren auf dem von Gott gewiesenen Wege.

Worauf setzt nun aber ein Trauender seine Zuversicht? Darauf antwortet die Schrift (Jerem. 17, 7.): „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und der Herr seine Zuversicht ist." Und was fordert denn unser Lied als die Bedingung: „wenn dir's soll wohlergehn?" Sagt mir diesen Vers ganz! Wir haben ferner erkannt, daß ein Gegenstand, auf den wir unser Vertrauen setzen wollen, Kraft und Vermögen in sich bereit haben muß. Eine arme Frau, welche Wittwe geworden war, wollte sich nicht trösten lassen und rief einmal über das andere: Ach, daß ich so elend und verlassen bin! Ich wies sie auf ihr einziges Kind, einen Knaben von fünf Jahren, an welchem ihr ganzes Herz hing, und wollte ihr damit zu verstehen geben: sie sei doch nicht allein. Aber nun fing sie erst recht an zu weinen und sprach: Ja, das Kind ist mein Alles, aber, barmherziger Himmel: was kann mir der Schwächling, der arme kleine Wurm helfen, der vermag nichts, der hat nichts, der versteht nichts, — und ich kann die ganze Nacht in Thränen schwimmen und mich müde seufzen: er sieht nichts, er hört nichts! Hatte diese Betrübte wohl Recht mit der Rede, daß sie auf solch ein Kind keinen Verlaß haben könne? Und warum? Auf wen würdet ihr denn nun wohl dieß bekümmerte Herz hingewiesen haben? Nun seht, das that ich auch. Ich sagte zu ihr: Liebe Frau, was ihr äußert, ist wahr — der Knabe vermag nichts; aber wie? wenn ich einen Vater für den Knaben wüßte, von dem geschrieben steht (Jes. 40, 26.): „Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann!?" wolltet ihr nicht ruhig werden? Sie trat einen Schritt näher an mich heran, als sei sie bereit, noch mehr zu hören. Ich fuhr fort: Es ist wahr, der Knabe hat nichts; aber wie? wenn ihn nun jener reiche Herr zum Erben einsetzen wollte, der gesagt hat: „Der Erdboden ist mein, und Alles, was darinnen ist!" (Ps. 50, 12.) — wolltet ihr nicht getrost sein? Sie legte ihre rechte Hand auf meinen Arm, als faßte sie mehr und mehr zu meinen Worten ein Herz. Ich sprach weiter: Es ist wahr, der Knabe versteht nichts; aber wie? wenn ihr und euer Söhnlein einen Vormund hättet, welcher von sich selber bezeugt hat: „Mein ist Beides, Rath und That; ich habe Verstand und Macht!?" (Sprüchw. 8, 14.) wolltet ihr nicht guten Muthes werden? Das Weib zeigte ein Paar Thränen in den Augen, die heller glänzten, als vorhin. Ich hub noch einmal an: Es ist wohl wahr, wenn solch ein Kind im Schlafe liegt, da sieht es nicht, da hört es nicht, was die Mutter drückt; aber wie? wenn zu euren Häupten jener Freund sich stellte, von dem gesagt ist: „Des Herren Augen schauen alle

Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind!" (2 Chron. 16, 9.) — und welcher Jungen und Alten verheißen hat: „Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören!" (Jes. 65, 24.) solltet ihr dem nicht eure Arme entgegenstrecken und auch das Herz? — Als ich das gesagt hatte, legte die Wittwe ihre Hand in meine Hand und sprach: Sie haben Recht. Und wir hoben Beide die Hände zum Himmel und beteten (Psalm 84, 13.): „Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt!" Sollte euch zu dieser Betrachtung nicht abermals ein Liedervers einfallen, in welchem der Gedanke enthalten ist, daß in Gott alles Vermögen und alle Kraft liegt, uns Zuflucht und Helfer zu sein? Ich erinnere an die eine Zeile: „An Mitteln fehlt dir's nicht!" Wer sagt mir nun den Vers? —

Ihr werdet mir ferner zugeben, meine Kinder, daß es auch solche Kräfte und Vermögen giebt, welche ihren Sitz im Herzen haben, und daß gerade diese das größte Vertrauen einflößen. Wir wollen auch davon eine Anwendung auf unsern Gott machen. Als ich noch ein Visitator war, und einstmals in einer kleinen Dorfkirche den Gottesdienst abgewartet und Examen gehalten hatte, nahm ein Landmann, ein Greis, beim Weggehen meine Hand, und führte mich eine Strecke in den Kirchhof hinein, an eine Stelle, wo ein Grabhügel sichtbar war. Dahin wies der Mann und sprach mit bewegter Stimme: Der hier schläft, Gott hab' ihn selig, der war ein rechter Hirt; auf den hatten wir Alle, Alle, unser Vertrauen gestellt; und glauben Sie mir, seit er nicht mehr da ist, sind wir recht arm geworden. Ich setzte mich mit dem Alten in eine Laube und bat ihn, er möge mir doch von dem lieben seligen Hirten etwas erzählen; und er ließ sich alsbald also vernehmen. Sehen Sie, das Beste an ihm, das war: er wartete nicht, bis er gerufen wurde, sondern als hätte er die Thürklinke immer in der Hand, und sähe zu unserm Fenster herein, so wußten wir, wo ein Unglück kam, oder eine Sorge, oder eine Trübsal, da kam er gleich als Tröster hinterdrein. Das Andere, woran ich immer noch gern denke, das war sein geduldiges Wesen und sein freundliches Angesicht, wenn wir ihm unser Anliegen vorbrachten. Er sagte nicht: Macht's kurz, kurz, und bringt mir die Hauptsache gleich vor, worauf ihr's abgesehen habt; denn ich habe sehr viel zu thun! sondern er wußte, daß wir ungelehrte Leute gern Alles haarklein auseinander setzen, und so hielt er uns still. Und das Dritte kann ich ihm auch nicht vergessen, denn gerade daran habe ich mich oft recht erquickt: Es war mir manchmal, als ob er mitten in meiner Seele säße, und in derselben besser Bescheid wüßte, als ich; ehe ich ihm noch vermelden konnte, wo die unterste Wurzel meiner Traurigkeit saß, da wußte er's schon, und ehe ich noch den Gedanken recht hatte, da hatte er schon das Wort dazu. Auch von dem Vierten muß ich noch etwas

sagen: Er hatte die besondere Art, daß ihm immer ein Lächeln in den Mund kam, wenn ein trauriger Mensch ausrief: Ich weiß keinen Rath! Bei mir ist alle Hülfe aus! und daß er dann Anschläge gab und Hülfen zu Wege brachte, woran Keiner gedacht hatte. Endlich aber — das Fünfte, das erzähle ich noch Kindern und Kindeskindern, daß er so ein treues Gedächtniß für uns hatte. Es war, als ob seine Frau und seine Kinder, ja auch seine Magd und sein Knecht, Alles auf Zettelchen schreiben müßten, was er von uns gehört und was er uns wiederum zugesagt und versprochen hatte, und als ob er diese Zettelchen an jedem Morgen durchgelesen und auswendig gelernt hätte, so fragte er immer nach unserm Ergehen und nahm unsere Sachen vor. Daß ich's kurz mache: der liebe selige Mann war gleichsam wie eine Thüre zwischen uns und dem himmlischen Vater: wer bei ihm anklopfte, der bekam auch eine Antwort von Oben. Ach, warum hat uns der Schlag getroffen, daß wir diesen treuen Seelsorger verloren haben?!

Nach dieser Erzählung nahm ich nun das Wort. Es ist doch gar erfreulich, daß ihr das Gedächtniß eures verstorbenen Pfarrherrn so in Ehren haltet. Euer Seufzen aber, lieber Freund, erinnert mich in allen fünf Punkten an einen andern Seelsorger, der euch geblieben ist, an einen guten Hirten der Gemeinde, dem ihr vertrauen könnt in Zeit und Ewigkeit. Als ihr erzähltet unter Nummer Eins, daß euer Pastor immer bei Wege gewesen wäre in euren Nothständen und Anliegen, da mußte ich an die Frage unseres Herrn denken: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, und bin ich nicht ein Gott, der ferne sei?" (Jer. 23, 23.) Und als ihr zum Andern den Mann beschriebt, wie er so gütig und freundlich und geduldig euch angeschaut und zugehört, da zog es mein Herz abermals in die Höhe zu dem Gott, von welchem David singt (Ps. 103, 8.): „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte!" — Und bei dem Dritten: daß euer Freund besser als ihr selbst in eurem innern Menschen zu Hause gewesen, da fiel mir das rührende Zeugniß des Jüngers Johannes ein (1 B. 3, 20.): „Meine Lieben, ob uns auch unser Herz verdammet, so ist doch Gott größer, als unser Herz, und erkennet alle Dinge!" — Das Vierte aber, davon ihr manches Beispiel gemerkt habt: daß euer Pfarrer euch Rath und Auswege und Hülfen geschafft, welche Niemandem von euch in den Sinn gekommen, darin, meine ich, hat er sich ja nur als einen armen Knecht des reichen Herrn erwiesen, der „überschwenglich thun kann über alles, das wir bitten und verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket." (Eph. 3, 20.) Was ihr aber zum Fünften von der Treue sagt, die nicht vergißt, nun so laßt euch ein Wort vorführen, was dem Volke Israel schon verkündigt worden ist (5 Mos. 7, 9.): „So sollt du nun wissen, daß der Herr, dein Gott, ein Gott ist, ein treuer Gott, der den Bund und

Barmherzigkeit hält denen, die ihn lieben und seine Gebote halten.“ Und was nun endlich die Summa betrifft, ich meine das Gleichniß von der Thüre zwischen euch und Gott, so hat mir das ausnehmend wohlgefallen; aber hier möchte ich wohl die Frage thun: ob ihr nicht davon wißt, daß unser treuer Gott sich selbst zu einer solchen Thüre gemacht hat für uns Alle? Der Landmann antwortete sogleich: Ich weiß es. Sie denken an Jesu Worte: „Ich bin die Thüre; so Jemand durch mich eingeht, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden!“ (Joh. 10, 9.) So ist es, sagte ich zum Abschied, „ein solches Vertrauen haben wir durch Christum zu Gott!“ (2 Cor. 3, 4.) Und darum dürfen wir nicht trauern wie die Andern, die keine Hoffnung haben.

Diese Erzählung, meine Kinder, hat euch einen Blick thun lassen in Gottes Vaterherz und in das reiche Vermögen seiner Treue und Gnade, welche bei uns bleibt, wenn Menschen von uns scheiden. Sagt mir den Vers aus unserm Liede, welcher ein Siegel darauf legt. „Deine ew'ge Treu' ꝛc.“

Ihr habt schon einmal die Worte aus demselben Gesange angeführt: „Dein Werk kann Niemand hindern, dein' Arbeit darf nicht ruh'n, wenn du, was deinen Kindern ersprießlich ist, willst thun.“ Sagt mir: wenn Gottes Arbeit nicht ruht, wie hat ein Frommer sich Gottes Kraft und Vermögen allezeit zu denken? Und wenn dieser stets wirkende Gott nur thun will, was seinen Kindern ersprießlich ist: wozu muß uns gereichen, was er wirkt und schafft? — Wenn daher dieser Gott auch ein Werk an dir thut, was dich bekümmert hat: was wirst du zuletzt erfahren? Sage mir auch das mit Paul Gerhardt's Worten! „Ihn, ihn laß ꝛc.“ — Erinnerst du dich aber wohl meiner Rede: daß wir unserm Gott nicht bloß deßwegen von Herzensgrunde vertrauen, weil, was er schickt und thut, zu unserm Besten gereicht? Was haben wir deßhalb in unsere Erklärung des Vertrauens ausdrücklich mit aufgenommen? Ich will jetzt eine seltsame Frage thun: Was sind es doch für Dinge, welchen der liebe Gott „giebt Wege, Lauf und Bahn?“ Wie heißt der Liedervers, dessen du hierbei eingedenk bist? Wenn nun dieser Gott den Wolken, Lüften und Winden, welche über deinem Haupte hinziehen, die Bahn bereitet: was wird er erst den Geschöpfen thun, welche neben dir durch das Leben gehen? Das bekennest du ja auch, so oft du betest: Aller Augen ꝛc. Haben wir nun wohl mit Recht gesagt: unser Vertrauen sei darauf gerichtet, daß Gott nach seinem Vermögen, d. i. nach seiner Kraft und nach seinem Herzen, sich an uns und Andern hülfreich und wirksam erweisen werde zum Besten?

Jetzt merket wohl den Ausdruck: daß sich Gott erweisen werde! Wohin weist denn das Wörtchen Werde? Und was vergeht darüber, ehe das Werdende vollendet ist? Woran muß also der

Mensch sich gewöhnen, wenn er in das Wirken Gottes schaut? Wie nennt denn unser schönes Lied die Zeit, welche sich dem wartenden Menschen „verzieht?" Und wozu ermahnet dasselbe Lied unsere „arme Seele?" Das ist ja dieselbe Vermahnung, welche Gott in seinem heiligen Worte giebt (Ps. 27, 14.): „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn!" Es ist also noch nicht die Erfüllung, welche ein trauernder Mensch auf die Hand nehmen kann, sondern worin steht er noch? Aber von welcher Art ist die Erwartung dessen, der Gott vertraut? Von dieser Zuversicht war Davids Seele voll, als er sang (Ps. 31, 4.): „Du bist mein Fels und meine Burg, und um deines Namens willen wollest du mich leiten und führen!" Findet sich denn nun etwa auch in dem Liede des lieben Psalmensängers aus Gräfenhainichen ein Vers, der ein Erwarten „ohne Zweifel" ausdrückt? Sage mir auch diesen! „Und obgleich alle Teufel rc."

Dieses zuversichtliche und zweifelsfreie Erwarten wird uns freilich manchmal schwer, sehr schwer. Als Moses die Kinder Israel in die Wüste des Sinai führte und von dannen weiter: welche gewisse Erwartung lebte damals in ihm, in Aaron und in allem Volke? Und was für eine Niederlassung hofften sie in dem gelobten Lande zu finden? Und woraus hatten sie schon im Lande Gosen erkennen können, daß Gott Herz und Vermögen dazu hatte, ein Erlöser seines Volks zu sein und dasselbe auf rechter Straße zu führen? Was hatte er beim Aufbruche aus Egyptenland und beim Zuge durch's rothe Meer bewiesen? Was hatte er auf dem Wege den Hungrigen und Durstigen bereitet und geschenkt? Wodurch hatte er auch für ihre Seele gesorgt? Nach allen diesen Erfahrungen werden diese Wandersleute nicht gezweifelt haben, daß nach etlichen Wochen alles Ziehen und Lagern ein Ende nehmen, und alle Noth und Mühseligkeit überstanden sein würde. Aber wie kam denn die Sache in der Wirklichkeit? Beim Anfange jeder neuen Woche fragten Hunderte von diesen Pilgern: Wann? Wann? Und wer allein konnte ihnen darauf antworten, und that es doch nicht? Wie viel Jahre gingen hin, ehe auf dieses „Wann?" der tröstliche Bescheid kam? Und wie viele von den Kindern Israel, welche mit ausgezogen waren durch's rothe Meer, kamen bis in die Palmenebene von Jericho? — Als Moses kurz vor seinem Ende noch den Berg Nebo ersteigen durfte, und aus der Ferne einen Blick werfen in das gelobte Land, da mochte er auch Fragen haben, z. B. wo wird der Stamm Juda seine Gezelte aufschlagen? wo Benjamin? wo wird das Heiligthum des Herrn, die Hütte des Stifts, aufgerichtet werden? Und wer allein konnte ihm auf dieses „Wo" eine Antwort geben und that es doch nicht? Seht, das war die zweite Frage, welche damals ausging, aber leer wieder zurückkam. Als nun Moses auch dahin gegangen war den Weg aller

Welt, sprach der Herr zu Josua, welcher an Moses Stelle trat: „Ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist! Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in Allem, was du thun wirst!" (Jos. 1, 9.) So durfte denn der neue Führer ein neues Vertrauen fassen; aber freilich die Gedanken und Fragen blieben ihm nicht aus: wie wird es werden? wie werden wir über diesen Jordan kommen ohne Schiffe, ohne Fähre? wie werden wir die starken Mauern von Jericho bezwingen ohne Sturmleitern und Wurfgeschütz? wie werden meine ungeübten, mit aller ihrer Habe beschwerten Männer, dieser schwache Haufe Leute unter vierzig Jahren, mit den wilden Völkern dieses heidnischen Landes fertig werden? Hat wohl Gott der Herr eine Antwort gewußt auf dieses Wie? Was hat er aber dem Fragenden damals nicht gewährt? Meinst du aber, daß es mit diesen drei Fragen: Wann? Wo? und Wie? jetzt anders stehe unter denen, die Gott fürchten? Paul Gerhard singt: „Mach' End', o Herr, mach' Ende!" Welche Frage aber verbirgt er in seinem Herzen? Er singt: „So wird er dich entbinden, da du's am mind'sten gläubst!" und das heißt so viel, als „wo du's am mind'sten gläubst!" aber welches Wörtlein wagt er nicht, seinem Gott fragend vorzulegen? — Er singt: „Daß du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rath das Werk hinaus geführet, das dich bekümmert hat;" wenn er aber den Ausdruck gebraucht: „wie ihm gebühret": welche Frage hat er für sich Gott nicht vorlegen wollen?

Es wird mir nun wohl erlaubt sein, unsere Erklärung des frommen Vertrauens zum Schluß noch mit einem kleinen Zusatz zu versehen und zu sagen:

> Das Gottvertrauen ist das Beharren auf den uns vom Herrn gewiesenen Wegen in der zuversichtlichen Erwartung, daß Gott nach seinem Vermögen und nach seinem Herzen sich an uns und an Anderen wirksam und hilfreich erweisen werde, wann, wo und wie es uns zum Besten dient.

Wie aber, wenn die uns gewiesenen Wege hier unten am Ende sind, und die Ermahnung: „Harre des Herrn!" einem Herzen vorgehalten wird, welches im Tode brechen will: kann auch dann noch vom Vertrauen die Rede sein? Liebe Kindlein, lasset uns hier noch ein Gotteswort in unsre Seele pflanzen und eines Verses aus unserm Vertrauensliede gedenken!

Der Spruch (Jes. 54, 10.) heißt:

> „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer."

Der Liedervers aber lautet:

Mach' End', o Herr, mach' Ende an aller unsrer Noth! Stärk' unsre Füß' und Hände, und laß bis in den Tod uns allzeit deiner Pflege und Hut befohlen sein, so gehen unsre Wege gewiß zum Himmel ein!

Sehet, das ist die Lehre von dem Vertrauen auf Gott.

Es ist ein schönes Lied vorhanden (Ps. 84.), welches einstmals von den Kindern Korahs gesungen worden ist, und mit dem Verse schließt: „Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich **auf dich** verläßt!“ Sollte es denn wohl möglich sein, daß irgend ein Mensch sich auf etwas Anderes so zuversichtlich verlassen möchte, als auf seinen Gott? Wenn unser Katechismus die Ermahnung ausspricht: wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen: woran scheint dann doch auch unser Luther gedacht zu haben? Und das muß wohl in den ältesten Zeiten schon vorgekommen sein; denn die streng strafenden Worte finden sich bei dem Propheten Jeremias (17, 5.): „So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, und mit seinem Herzen vom Herrn weicht!“ Wenn es dort heißt: Wohl dem Menschen, — wie lautet hier der Gegensatz? Und wenn jener Psalm den Herrn Zebaoth als die rechte Stütze des Vertrauens preist: welcher Gegenstand wird hier als ein unseliger Verlaß bezeichnet? Derselbe Ausspruch, der vor dem Vertrauen auf Menschen warnt, ruft aber ein gleiches Weh auch über denjenigen aus, der Fleisch für seinen Arm hält. Siehe zu, ob du mir diese Rede erklären kannst. Der Mensch hebt mit seinem Arm schwere Lasten auf: was hat er also in seinem Arm? Der Kunstreiter stemmt diesen Arm auf des Pferdes Rücken und schwingt sich so in den Sattel: wozu dient ihm daher die Kraft des Arms? Das Wort Arm kann daher so viel bedeuten als eine Kraft, darauf man sich stützt. Findet sich nun wohl, daß ein Mann mit einem sehr dicken fleischigen Arm ein vorzüglich großes Maß von Kraft hat? Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Gesetzt aber auch, es könnte das Fleisch des Arms viel beitragen zur Stärke: was geht dann mit dem Fleische des Körpers vor, wenn ein Mensch nur acht Tage Fieber gehabt hat? Denke dir, Einer hätte gemeint: Du Fleisch bist mein Arm, d. i. meine Kraft und Stütze: in welche Stimmung würde er sich dann versetzt sehen? Alles Fleisch ist Heu, sagt die Schrift, — was zeigt denn diese Vergleichung an? — Wenn der Mäher am Morgen das Gras der Wiese mit der Sense berührt, so fällt es dahin, und wenn einen Tag lang die Sonne darauf geschienen hat, so welkt es zusammen, die grüne Farbe schwindet, der Glanz verbleicht. Gewiß ist also das Heu eine recht hinfällige, vergängliche und nichtige Sache. Zu welchen Dingen wird daher

im Worte Gottes das Fleisch gerechnet, wenn die Aussage gilt: das Fleisch ist Heu? — Jetzt wird es dir leicht sein, den Sinn der Worte zu fassen: wehe dem, der Fleisch für seinen Arm hält! Was für ein Mensch scheint dir damit geschildert zu sein? Unter dem Fluch steht also, wer sich auf Menschen verläßt, und überhaupt, wer sich auf eitle, vergängliche Dinge stützt, und mit seinem Herzen vom Herrn weicht. — Wie wird denn aber dieses Weichen und Abfallen vom Herrn im ersten Gebote genannt? Und da diese Abgötterei im Herzen getrieben wird, in welches der Mensch nicht sehen kann — wohin wird diese Verirrung zu rechnen sein? Du siehst, wir sind noch einmal dabei, von der verdeckten Abgötterei zu handeln. Höre denn eine Erzählung mit an, in welcher allerlei Menschen vorkommen, an denen die Warnung des Jeremias ausgeht.

Es war um die österliche Zeit, da zogen vier junge Handwerksgesellen, ein Zimmermann, ein Tischler, ein Schlosser und ein Weber, zum Stadtthore hinaus, um auf die Wanderschaft zu gehen. Ein Altgeselle, seiner Profession ein Bäcker, gab dem Zuge das Geleite, denn er war sehr befreundet mit Etlichen unter ihnen. Sie sangen ein Wanderlied und geriethen bald in eine sehr fröhliche Stimmung. So geschah es, daß sie verabredeten, ein Jeder von den vier jüngern Männern solle angeben: was denn er für seine beste Stütze ansehe, und worauf er sein Glück baue? Der Zimmermann hob an und sprach: Gesundheit und Stärke des Leibes ist das Beste! Da seht, wie breit mein Rücken ist, wie fest mein Arm, wie stark mein Knochenbau! Das Stammende eines Balkens nehme ich auf die Schulter und gehe damit die Leiter hinan. Und, wenn's sein muß, über den Feierabend hinaus zu arbeiten Monate lang, das ist mir ein Scherz, ich spüre es nicht. Kauf' ich mir dann von dem Ueberverdienst einen neuen Rock auf meinen stattlichen Leib und einen guten Hut auf mein lockiges Haar, dann hält mich keine Meisterstochter für zu gering, den Vorreigen mit mir zu tanzen. Und das weiß ich, jeder Meister greift nach mir! — Dem antwortete der Altgeselle: Gott erhalte dir das theure Geschenk, mein Freund, und einen Engel zur Wache oben ein! Ich habe einen Prager gekannt, der war wie du, und trutzte auf seine Stärke dergestalt, daß er im Uebermuth ausrief: Laßt nur einmal eine rechte Schlägerei kommen, dann sollt ihr sehen! Und es kam eine Schlägerei, und der Prager faßte einen Gerbergesellen aus Schlesien in's Auge, welcher ihm eine Tänzerin abspenstig gemacht hatte, und rief: Den zwing' ich! Und er rang mit ihm, und brachte ihn zu Boden, und knieete ihm auf den Unterleib so gewaltig, daß dieser an dem Schaden sterben mußte. Der Prager kam aber in's Zuchthaus und ward nicht wieder froh. — Nach dieser Erzählung trat eine Stille ein. Endlich nahm der Tischler das Wort und sprach: Geld hilft durch die Welt! Ich habe einen guten

Zehrpfennig mitgenommen, und mein Alter hat auch noch was zu Hause, wenn's fehlt. Mit dieser Münze kommt man flott durch die Herbergen, und einen guten Tag macht man sich daneben auch! Der Altgeselle konnte es nicht lassen, schon wieder darein zu reden. Lieber Kamerad, sagte er, der treue Gott schenke dir Weisheit zu deinem Gelde! Als ich vor Zeiten in Straßburg in Arbeit war, da stand ein Berliner neben mir in der Bäckerei; er war reicher Eltern Kind und hatte viel Silber- und Goldfischchen in seinem Beutel, dabei war er so brav und fleißig, daß man ihn lieb haben mußte. Kaum hatten es aber liederliche Kameraden gemerkt, daß ihm das Geld nicht ausging, und daß er so gutmüthig war, auch für Andere zu zahlen und Bürgschaft zu leisten, da mußte er mit ihnen an jedem Sonntage und an jedem blauen Montage von früh an in die Kneipen hinein; die Arbeit blieb liegen, das Geld ging aus, und der Meister sagte: Berliner, wir wollen abrechnen! Es wird auf die Dauer nicht gut thun zwischen uns! Und als die Abrechnung erfolgen sollte, erschien der Gastwirth aus dem goldnen Hirsch und legte Beschlag auf den Lohn und auf die Kleider. Aber das war das Schlimmste noch nicht. Ein Mädchen, eine unkeusche und unsaubere Dirne, welche sich's abgemerkt, der Berliner sei reich, hatte ihn wie ein Wild in ihr Garn gelockt, und ihn dahin gebracht, daß er ihr die Ehe versprechen mußte. Diese zog ihm nach in die Heimath und richtete ihm ein Haus an voll Schmutz, Hader und Verwüstung. Vor acht Tagen hat man seinen Leichnam aus der Spree herausgezogen, und die Leute haben gesagt: Er ist *reicher* Eltern Kind! Die *armen* Eltern! — Der Schlosser, ein Sachse, nahm nach einer Pause das Wort und sprach: Diesen Kameraden hat die Dummheit gestürzt. *Verstand und Geschick ist die Hauptsache!* So heißt mein Spruch. Neulich als ich in der Kohlenkammer war, habe ich's mit meinen Ohren gehört, daß mein alter Meister zu seiner Frau sagte im Vorübergehen: Den Sachsen laß ich ungern ziehen, obgleich er mir manchen Aerger gemacht hat, denn er hat einen anschlägigen Kopf, und was er anfaßt, das geräth wohl! — Der Altgeselle schien auch über diese Zuversicht sein Bedenken zu haben. Er sagte: Der Verstand ist auch ein Geschenk, welches Gott giebt; aber man muß dem Verständigen zurufen: „Der Herr behüte dich vor allem Uebel! Er behüte deine Seele!" Lieber Schlosser, ich habe einen Mecklenburger gekannt von deiner Profession, der jammert mich noch, wenn ich an ihn denke. Er war sehr gescheidt und ausnehmend geschickt; aber er wußte es auch, und kein Meister mochte ihn lange behalten, weil er keine Lehre annehmen, keinem Menschen gehorchen und in Allem das letzte Wort haben wollte. Da er nach jeder gelungenen Arbeit, aber auch nach jedem Verdruß im Trinkhause zu finden war, und daselbst über Meister und Obrigkeiten, über Fürsten und Könige zu Gericht saß, erwählten ihn im Jahre 1848 die Demokraten zu

ihrem Sprecher und Vorsitzer, und wo er den Mund aufthat, da sammelte sich alsbald das roheste Volk zu zügellosen Thaten. Er hatte sich in die Schweiz geflüchtet; er ist aber dort ausgewiesen, darf auch nicht nach Mecklenburg zurück, wo er eine Braut und eine alte, schwächliche Mutter hat; und schifft sich jetzt als ein ganz heruntergekommener Mensch nach Amerika ein! — Nun, Bruder Weber, sagten die Wandergesellen, jetzt zeige du uns an, worauf dein Verlaß ist. Du hast bis jetzt noch nicht einen Laut von dir hören lassen, und machst doch eine Miene, als sei dein Schifflein schon in den Hafen eingelaufen. Für mich, antwortete er mit lächelnder Miene, ist gesorgt. Mein Vater hat zwanzig Jahre als Kammerdiener in der Hofhaltung unseres Fürsten gestanden, und der Fürst hat eine große Spinnerei und Weberei, in welcher einhundert Stühle gehen. Als ich getauft wurde, hat er gesagt: Lasset euren Knaben, meinen Pathen, einen Weber werden, und ich will ihn versorgen, sobald er von der Wanderschaft zurückkommt. Er kann dann alsbald einen Stuhl haben, und geht einmal der oberste Werkmeister mit Tode ab, so darf er sich auf dieses Amt Hoffnung machen. Das sind seine Worte gewesen: wie sollte mir also bange sein? Als ich noch in der Schule war, da wurde der Spruch Sirachs auswendig gelernt: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz!" Ich habe, deß bin ich gewiß, einen treuen Freund an unserm Fürsten, und einen hohen und mächtigen dazu! — Und der Altgeselle nahm noch einmal das Wort und sagte: Mein lieber Weber, weil du an Sirach denkst, so fällt mir ein, daß bei ihm auch das Sprüchlein zu lesen ist: „Heute König, morgen todt!" und daß er zu einem Menschen, welcher den Gewalthabern vertraute, gesagt hat: „Wisse, daß du unter den Stricken wandelst und gehest auf eitel hohen Spitzen." (Sir. 9, 20.) Einstmals sandte mich mein Meister nach der Stadt, um mit etlichen Gastgebern eine tägliche Brotlieferung zu verabreden. Du wirst, sagte er, gleich in der ersten Straße vom Thore rechts ein hohes, schönes Gasthaus sehen mit dem Schilde: „Zum goldnen Schiff." Da halte dich nicht auf, sondern gehe vorüber! Ich wollte wissen: warum? Er gab mir den Bescheid: weil der Hausherr gefangen sitzt, sein Weib im Spinnhause verkümmert, und die Kinder in ein Rettungshaus untergebracht sind! Diese schweren Worte behielt ich auf dem Herzen, und als ich jene Straße betrat und das große, aber ganz wüste Haus betrachtete, da stellte sich ein alter, ehrlicher Invalid auf seinem Stelzfuß neben mich und sagte: von diesem Gebäude wäre etwas zu erzählen! Nun könnt ihr denken, daß ich den alten Soldaten nicht loslies, bis er mir bei einem Trunke Bier die räthselhafte Geschichte kund that. Mein General, erzählte er, unter welchem ich gedient habe, war ein reicher Herr, und ein tapferer Rittersmann, ein Guts- und Gerichtsherr auf vielen Burgen und Schlössern. Er hatte einen Jäger, welcher ihm lange Jahre mit

großer Treue gedient, und einst in einem Treffen ihn aus einem Schwarm feindlicher Husaren herausgehauen hatte. Als Beide im Frieden wieder zu Hause waren, ließ der General den Jäger zu sich kommen, und redete ihn also an: Du treuer und tapferer Mensch! was du an mir gethan hast, das kann nicht ich, das wird dir der barmherzige und gnadenreiche Gott vergelten. Aber an deinem einzigen Sohne, dem jungen Oberkellner, den du lieb hast, will ich mich als Versorger erweisen, und ihm ein Haus in einer gewerbreichen Stadt bauen, da er sich als Gastgeber niederlassen und ein Geschäft begründen kann. Was ihr da vor Augen seht, lieber Mann, fuhr der Invalid fort, das ist das Haus. Aber mit dem Gastgeber, welcher darin wohnen und wirthschaften sollte, ist es leider sehr jämmerlich gerathen. Schon während seiner Condition, als das Haus noch nicht aufgerichtet war, hatte ihm seine Mutter von dem reichen Gönner erzählt und das Geheimniß seiner Zukunft ihm verrathen. Er fing seitdem an, lange zu schlafen, in fremden Billardstuben sich umherzutreiben, Spielschulden zu machen, und die Rechnungsbücher seines Herrn so zu verwirren, daß er mit Unehren entlassen werden mußte. Als er so zum Thore hinauswanderte, tröstete er sich mit dem Gedanken: Meine Niederlassung und mein Haus sind mir gewiß, und bin ich erst dort angekommen, dann haben alle Plackereien ein Ende! Er ist auch angekommen, hat sechs Jahre gewirthschaftet, hat Frau und Kinder gehabt, aber durch Arbeitsscheu, Wirthshausleben und Spielsucht und Trügerei hat er sich und die Seinigen in's Elend gestürzt, denn.... Ich weiß das Andere schon, unterbrach ich den alten Kriegsmann, und ging weiter. —

Das habe ich euch nicht vorenthalten wollen, sagte der Altgeselle zu der wandernden Schaar. Es ist meine Erfahrung, und wenn ich bemerke, daß sich ein Mensch auf vergängliche Dinge stützt, da kann ich's nicht lassen, ich muß aus dieser Erfahrung etwas hervorlangen, was ihm zur Warnung dienen kann. Liebe Kameraden, hänget euer Herz nicht an das Eitle, denn es kann nicht erretten, weil es ein eitel Ding ist! Stützet euch auf den Herrn, denn er ist ein Fels, und das Lied muß Recht behalten: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden! Damit schied er von der Gesellschaft und sang sich auf dem Heimwege aus diesem Liede den letzten Vers: „Dein tröst' ich mich ganz sicherlich; denn Du kannst mir wohl geben, was mir ist Noth, Du treuer Gott, für dies und jenes Leben. Gieb wahre Reu', mein Herz erneu', errette Leib und Seele. Ach, höre Herr, dies mein Begehr und laß mein' Bitt' nicht fehlen!"

Werfet mit mir einen Rückblick auf die eben erzählte Geschichte von den vier Wandergesellen und ihrem Begleiter. Sie wird uns als Anleitung dienen, das falsche, das abgöttische Vertrauen der Menschen kennen zu lernen.

Worauf hatte der Erste jener Jünglinge seine Zuversicht gesetzt? Bei diesem Pochen auf Gesundheit, Schönheit und auswendige Macht wird dir ja wohl das Wehe des Propheten Jeremias von selbst eingefallen sein, von dem wir schon geredet haben. Wie hieß der Spruch? Wir wollen noch einen andern hinzuthun. Ps. 33, 16. 17. „Einem Könige hilft nicht seine große Macht, ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. Rosse helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht!“ Die heilige Geschichte erzählt uns von David, welcher ein Held war im Vertrauen auf Gott, daß er doch am Abend seines Lebens einmal in jene Sünde der Abgötterei verfiel. Er ließ nämlich (2 Sam. 24, 1 ff.) sein Volk zählen, um sein Herz an der Menge seiner streitbaren Männer zu laben; und als es geschehen war, da zitterte ihm dasselbe Herz um seiner Missethat willen, zu deren Bestrafung eine Pest in's Land kam. — Vielleicht ist auch unter euch ein Schüler, welcher uns den Traum des Nebukadnezar von dem hohen, in den Himmel hinan gewachsenen Baume zu erzählen im Stande ist? (Vgl. Daniel 4.) Seht, darum wollte jener Altgeselle nicht dulden, daß Jemand auf seine Gesundheit, Stärke und Schönheit trutze und darüber Gottes vergesse.

Was war es, worauf der zweite Jüngling seinen Verlaß gründen wollte? Seht da den Götzen, welchem die Herzen der Menschen sich gefangen geben, und welcher sie umgarnt und in Versuchung und Stricke gerathen läßt, sobald er nur einen Finger von ihnen hat! O wie ernst warnet die Stimme Gottes: „Fällt euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran!“ (Ps. 62, 11.) Wie scharf wird ein Anbeter jenes todten Götzen gezeichnet mit den Worten: „Siehe, das ist der Mann, der Gott nicht für seinen Trost hielt, sondern verließ sich auf seinen großen Reichthum!“ (Ps. 52, 9.) Lasset uns daher die Rede Christi in's Herz fassen: „Wie schwerlich ist's, daß die, so ihr Vertrauen auf Reichthum setzen, in das Reich Gottes kommen!“ (Marc. 10, 24.) Und solltet ihr nicht auch an eine Gleichnißerzählung von einem reichen Manne erinnert werden, welchen Jesus beschreibt? (Luc. 12, 16—21.) Welches waren die Güter, auf welche dieser Mann seine Blicke voll Stolz und Freude warf? Was beschloß er zu thun, damit er die Sorge um die Aufbewahrung seiner Feldfrüchte los würde? Und was hoffte er dadurch seiner Seele zu verschaffen, was diese bis dahin entbehrt hatte? Welche Botschaft kam aber noch in derselben Nacht an seine Seele? Und mit welcher Warnung beschließt der Herr seine Geschichte? O vergesset das nicht! Und wenn euch einmal das alte Lied: „Nicht so traurig, nicht so sehr ꝛc.“ vor die Augen kommt, — es ist von Paul Gerhard gedichtet — so leset es fein durch und schreibt euch in's Herz: „Habe g'nug an deinem Gott! Hast du den, so hat's nicht Noth!“

Welches war denn des dritten Jünglings Ankergrund? Wir wollen mit seinem Beispiele die göttliche Vermahnung verbinden (Sprüchw. 3, 5.): „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand!" Ich kenne einen Jüngling, welcher in jugendlicher Ueberhebung sich eine Denksäule im Königsgrunde gesetzt hatte zu seines Namens Gedächtniß, ja, der sich so viel Einsicht zutraute, ein ganzes Volk zu richten, und der darüber Gottes Gebot zerbrach und jämmerlich unterging: kennst du ihn auch? Wirst du mir den König zu nennen wissen, der als Baumeister und Künstler, als Naturforscher und Dichter seines Gleichen nicht hatte, dessen Weisheit im Urtheilen und Rechtssprechen größer war, als aller Egypter Weisheit? Und erinnerst du dich wohl an den Abfall dieses Salomo von der Anbetung des einigen und lebendigen Gottes, welchen die heilige Schrift vermeldet? (1 Kön. 11, 1 f.) —

Aber wir müssen auch noch des vierten Gesellen, des Webers, gedenken. Wie würdest du wohl den zerbrochenen Rohrstab nennen können, auf welchen sich dieser stützen wollte? Welchen Ausgang eines solchen Verlassens auf Menschengunst ließ ihn sein Begleiter von ferne sehen? Hier, meine ich, wird der rechte Ort sein, auswendig zu lernen, was Ps. 118, 8. 9. geschrieben steht: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen! Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Fürsten!" — Hier aber wollen wir auch eines Abschnitts der heiligen Schrift gedenken. (1 Kön. 22.) Wer war denn jener blutdürstige und habgierige König in Israel, welcher den Naboth steinigen ließ? Weißt du auch, welches Ende er gefunden hat? In welchem Kriege ist er denn gefallen? Als er Lust hatte, in diesen Krieg zu ziehen, da umstanden ihn Zedekia und andere falsche Propheten, denen an seiner Fürstengunst viel gelegen war; und diese weissagten ihm Gutes, wie er's wünschte. Ja, der Zedekia hatte sich sogar eiserne Hörner gemacht, und sagte kecklich zu Ahab: So wirst du die Syrer zerstoßen und wegräumen! Wie hieß denn aber der Prophet Gottes, welcher, herbeigerufen, die Erklärung gab: So wahr der Herr lebet, ich will reden, was der Herr mir sagen wird!? Und welche Weissagung sprach er im Angesichte des Königs aus? (V. 17.) Und welches Schicksal ward ihm dafür zugedacht? (V. 27.) Als aber die morsche Stütze der falschen Propheten gebrochen und Ahab gefallen war, da ging Micha aus dem Gefängnisse hervor, und den Zedekia ereilte das von dem Manne Gottes gedrohte Schicksal. (V. 25.)

So viel hat es auf sich, geliebte Kinder, mit der Vermahnung: Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen!

Sehet auf die Exempel der Alten, welche nach Gottes Herzen gewandelt und mit ihrem Herzen Treue gehalten haben. Sie stehen vor uns wie Bäume, gepflanzt an den Wasserbächen.

Vertrauen heißt: Beharren auf den vom Herrn gewiesenen Wegen: wie heißt der Mann, der diese Wege nicht aus den Augen verlor, als er nichts mehr sah, als Himmel und Wasser und ein Täublein mit dem Oelblatt?

Vertrauen ist ein zuversichtliches Warten auf die Hülfe des Herrn: wie heißt der Mann, der nicht zweifelte an der Verheißung Gottes, seine Nachkommen sollten viel werden, wie die Sterne des Himmels, obgleich er ein kinderloser Greis war?

Vertrauen heißt seine Hoffnung setzen auf Gottes Vaterherz: kennst du den Führer des Volkes Israel, der nicht müde ward, zu beten, daß der Herr den Halsstarrigen ihre Sünde vergeben möchte?

Vertrauen heißt hinschauen in aller Schwachheit auf den Alles vermögenden Gott und auf dessen starken Arm: wie heißt der Jüngling, der in solch einem Vertrauen der Retter seines Volkes wurde und mit einem Streiche zehntausend Feinde erlegte?

Vertrauen ist ein unerschütterliches Festhalten des Glaubens, daß Alles, was Gott wirket und schafft, uns müsse zum Besten dienen, und nicht allein uns, sondern auch unsern Brüdern, gleichviel wann, wo und wie es geschieht: kannst du den Namen eines Frommen aus der Patriarchengeschichte anführen, der unter den Erfahrungen einer oft sehr verdunkelten Wallfahrt ein solches Herz zu Gott bekommen hat? Wie lautet das Bekenntniß, welches er in diesem Glauben vor seinen Brüdern gethan hat? Und wodurch hat er bewiesen, daß eine Seele, welche wahrhaftig dem Herrn vertraut, auch standhaft verharret auf Gottes Wegen? —

Wir haben eine nicht kleine Anzahl recht erbaulicher Gesangbuchslieder, welche das Vertrauen auf Gott ausdrücken, einpflanzen und stärken: könnt ihr mir wohl von einigen derselben den Anfang sagen? —

So viel über das erste Gebot. Es ist sehr viel. Aber es wäre ja auch ein großer und reicher Gewinn, wenn meine lieben Kinder aus diesem Gebote den Schatz gehoben hätten, welchen die Worte Gottesfurcht, Gottesliebe, Gottvertrauen in sich schließen.

II.

Das zweite Gebot.

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

§. 6.

Vom Namen Gottes und dessen Gebrauch.

Vorlesung aus Psalm 86.

„Herr, es ist Dir keiner gleich unter den Göttern, und ist Niemand, der thun kann wie Du. Alle Heiden, die Du gemacht hast, werden kommen und vor Dir anbeten, Herr, und Deinen Namen ehren, daß Du so groß bist und Wunder thust und allein Gott bist. Weise mir, Herr, Deinen Weg, daß ich wandele in Deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich Deinen Namen fürchte. Ich danke Dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich".

Gesang.

Jehova, Vater, Sohn und Geist, O Segensbrunn, der ewig fleußt, Durchfleuß Herz, Sinn und Wandel wohl, Mach' uns Dein's Lob's und Segens voll.

Gebet.

Herr Gott Vater im Himmel! Es ist nichts so gering und klein unter allen Geschöpfen auf Erden, das nicht gestellt wäre zu Schutz und Ehr' unter Deinen heiligen Namen. Und es ist wiederum nichts so groß und herrlich von Allem, was Du gerufen hast, das nicht dienen müsse und sich beugen vor diesem Deinem göttlichen Namen. Siehe, auch uns hast Du bestellt, wie klein immer und gebrechlich wir vor Dir stehen, daß wir tragen sollen und loben und preisen denselbigen Namen. Erhalte unsre Herzen bei dem Einen, daß wir diesen Namen fürchten! Amen.

Alles, was im Sichtbaren lebt und webt, die Pflanze, das Thier, der Mensch, — wird kenntlich durch seine Gestalt. Was beschreiben daher auch die Bücher, welche man Naturgeschichten nennt, und welche uns Kenntniß geben wollen von den Geschöpfen der Natur? Und wenn diese Beschreibungen nicht von der Heimath, sondern von den Dingen in der Fremde handeln: was pflegt wohl zu den Schilderungen noch hinzugethan zu werden? — Und was prägt sich nun durch dergleichen Abbildungen der Seele ein? Käme nun ein Mensch, welcher mit der Gestalt vieler Pflanzen bekannt geworden ist, oder dem man diese Gestalten in guten und getreuen Bildern gezeigt hat, in einen Kräuter- oder Blumengarten: wozu

würde er im Stande sein? Und wenn er nebeneinander sähe die ersten grünen Sprossen von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer: was würde er ohne Mühe thun können, wenngleich diese Pflanzen sich sehr ähnlich sehen? — Als der große Naturforscher Linné seine Naturgeschichte schrieb, da lieferte er zwar von jeder Art der Pflanzen und der Thiere u. s. w. auch eine Beschreibung, welche dieselbe kenntlich machte, aber eine Abbildung vermochte er wegen der Menge nicht beizufügen. Dagegen that er, was Gott der Herr schon dem Adam befohlen hatte (1 Mos. 2, 19. 20.): weißt du, was uns hierüber die heilige Schrift erzählt? Wenn nun diese Dinge und Geschöpfe, jedes in seiner Art, einen Namen tragen, und du hörest diesen Namen, z. B. Rose, Nelke, Veilchen nennen, so erinnerst du dich an diese Blumen, und es fällt dir die Gestalt ein, in welcher du sie kennen gelernt hast, oder die Abbildung, in welcher du sie gesehen hast, so deutlich, als ständest du vor ihnen. Du siehest sie nicht auf Papier gedruckt, nicht auf Leinwand gemalt, sondern wo erscheint dir das Bild? Es ist also ein inneres Bild, was mit dem Namen zu dir kommt. Und wenn die Abbildung dir dazu half, die Dinge zu unterscheiden: wozu pflegt auch der Name zu dienen? — Das Bild ist eine Verbindung von hellen und dunkeln Farben, es ist also ein sichtbares Zeichen zur Unterscheidung der Dinge. Woraus besteht denn aber der Name, welchen die Geschöpfe tragen? Die Laute sind nur Glieder der Sprache, welche wir reden und hören lassen: was werden wir demnach von jedem Namen aussagen können, was für ein Zeichen er sei?

Du verstehst nun, daß der Name ein sprachliches und sprachlich hörbares Zeichen ist zur Unterscheidung der Dinge. Und womit läßt sich der Name vergleichen, weil dabei auch die Gestalt des Dinges vor uns tritt? Aber als was für ein Bild kann er nur gelten? —

Laßt uns nun den Inhalt unsres Gebotes betrachten. Wie heißt das zweite Gebot? Und wovon ist hier die Rede?

Im ersten Gebote handelte es sich nicht um den Namen, sondern um das Wesen Gottes. Wir können dieses göttliche Wesen nicht deutlicher schildern, als wenn wir sagen: In ihm leben, weben und sind wir. Wenn wir in ihm das Leben haben: was muß er selbst sein? Nun konnte Allem, was in der Natur lebt und webt, eine Gestalt beigelegt werden: kannst du mir auch die Gestalt beschreiben von dem lebendigen Gott? Und warum nicht? Von den erschaffenen Dingen, welche fern von uns sind, pflegen wir Abbildungen zu geben, dadurch wir dieselben bezeichnen und unterscheiden. — Hast du schon eine Abbildung von Gott gesehen? Und dürftest du dir eine solche machen? Wie heißt denn das ernste göttliche Verbot, welches auf dem Berge Sinai dem Volke eingeschärft wurde — gleich nach der Bekanntmachung unseres ersten Gebots? Ist dir auch wohl bekannt, mein Kind, daß es eine große

Christengemeinde giebt, in welcher das Gebot Gottes: Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen! als ein besonderes gezählt, gelehrt und erklärt wird? Und wenn das auch nicht so wäre: aus welchem Gebote folgt es schon, daß du Gott nicht vergleichen darfst mit Dingen, die am Himmel, auf Erden und unter der Erde sind? Und welches Gebot also würde gebrochen werden, wenn Jemand solche Bilder anbeten und ihnen dienen wollte? Du siehst, Gott lebet zwar, und das ist sein Wesen, aber er nimmt für uns keine Gestalt an, und ist auch nicht in ein Bild zu fassen. Zwar Jesus heißt doch das Ebenbild Gottes, und er hat gesagt: Wer mich sieht, der siehet den Vater: wessen Gestalt dürfte uns hiernach zur Abbildung Gottes dienen? Aber sehet wohl zu, daß ihr nicht irret. Die heilige Schrift lehret: Er ward an Geberden als ein Mensch erfunden. Wenn daher Jemand Jesu Geberden darstellen wollte in einem Gemälde: was für ein Bild würde dann vor uns stehen? Und was würden wir aus einer solchen Abbildung nicht erfahren? Und wenn derselbe Jesus ausdrücklich sagt (Joh. 14, 10.): „Der Vater, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke“ — wo werden wir dann das Ebenbild Gottes bei ihm zu suchen haben? Wie haben wir denn aber vorhin das innere Bild eines Wesens genannt, welches ohne Farbe und Gestalt vor die Seele treten kann? Was wird daher auch auch an die Stelle einer Abbildung Gottes gesetzt sein? Was bedeutet es also hiernach, wenn Gott der Herr von dem Engel des Angesichts, welcher mit Israel durch die Wüste ging, zu Mose sagt (2 Mos. 23, 21.): „Mein Name ist in ihm!“ Und wenn wir von Gott keine Gestalt ersinnen, kein Bild machen dürfen: was bleibt uns denn von ihm, dabei wir sein gedenken, und ihn unterscheiden von Allem, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde ist?

Siehe, das ist der Name Gottes. Er war zu vergleichen mit einem Bilde, weil er ein Zeichen ist des göttlichen Wesens. Aber was mußten wir uns ganz wegdenken von diesem Bilde? Und weil dasselbe nur mit dem Auge des Geistes geschaut wird: wie dürfen wir dieses Bild auch nennen? Woher haben wir aber nun den Namen des göttlichen Wesens? Weißt du, an wen sich Moses wandte, als er diesen Namen erfahren wollte? (2 Mos. 3, 13—15.). Von wem haben die erschaffenen Dinge, so weit unsre Augen reichen, ihre Namen bekommen? Wer hat aber dem göttlichen Wesen seinen Namen gegeben?

So ist also der Name Gottes das innere, geistige Bild seines Wesens, welches er uns selbst gegeben hat.

Auf unserm Markte war einst ein großes Haus aufgebaut. An der innern Wand desselben standen viele Kinder und schauten durch kleine Fenster. Aber die Fenster gaben einen Durchblick — nicht auf die Straße, sondern in große Städte, Meere, Hafenplätze und Denkmäler. Der Mann, welcher den Kindern vor den kleinen

Fenstern einen Platz zum Schauen gegeben hatte, nahm mit den Worten von ihnen Abschied: Nun könnt ihr euch eine Vorstellung machen von den Städten Berlin, Wien, Rom, Petersburg, von den Schiffen in der Themse und von den ägyptischen Pyramiden. Was meinte der Mann, werde durch das Bild oder Gemälde dem Beschauer gegeben? und was nehme dieser von der Betrachtung des Bildes mit?

Ist nun der Name ein inneres geistiges Bild einer Sache oder Person: was bekommen wir auch, so oft er genannt wird, bei Dingen, die wir kennen gelernt haben? Und was nehmen wir in der Seele mit uns von jeder Begegnung mit diesem Namen?

Lasset uns zusehen, welche Vorstellungen gewöhnlich geweckt werden bei den Namen der Dinge. Ein Unteroffizier läßt eine Abtheilung der Compagnie zusammentreten. In seiner Hand hat er einen beschriebenen Bogen Papier, von welchem er einzelne Wörter ablieſt, und auf jedes Wort aus der Truppe eine kurze Antwort empfängt: kannst du wohl errathen, was es ist, das von jenem Bogen gelesen, und wiederum, was von den Soldaten geantwortet wird? Liegt denn aber dem Unteroffizier etwas daran, auszumitteln, wie viel Namen er in der Compagnie hat, und wie viel Namen sich dort auf dem Platze finden? Was will er eigentlich durch das Lesen der Namen kenntlich machen? Und was will er von den Personen erfahren? Wie wirst du daher auch wohl den Vers dir erklären, in welchem uns die Apostelgeschichte (1, 15.) von der Wahl des Apostels Matthias also Bericht erstattet: „Es war aber die Schaar der Namen zu Haufen bei hundert und zwanzig?" Gewiß soll das nichts Anderes heißen, als es waren hundert und zwanzig Personen zugegen.

Welche Vorstellung wird uns also erweckt, wenn Namen von Menschen genannt werden? Und was erfahren wir dann zugleich von den Personen? Der Name, das merke dir, ruft also hervor die Vorstellung einer Person und des Daseins derselben. Wir wollen einen Schritt weiter gehen. — Als Hanna, Elkanas Weib, ihren von Gott geschenkten Knaben geboren hatte, da nannte sie ihn Samuel, und gab auch (1 Sam. 1, 20.) einen Grund dafür an, daß sie den Knaben nur so, und nicht anders, genannt wissen wollte. Weißt du welchen? Samuel heißt soviel als: „Von Gott erhört": woran wollte sie also sich erinnern lassen, so oft das Kind gerufen wurde? Was sagte denn die Königstochter in Egyptenland, als das feine Knäblein aus dem Schilfe des Nil, ich meine den Sohn des Amram und der Jochebed, zu ihr gebracht wurde, daß er sollte ihr Sohn sein? (2 Mos. 2, 10.) Wozu sollte also auch der Name Mose der Prinzessin dienen? Und wie sprach der Engel zur Maria von dem Namen des Sohnes, welchen sie gebären sollte? Du siehst aus diesen Beispielen, daß die Namen sehr oft auch etwas bedeuten. Der Name Jesus z. B. giebt uns

also nicht bloß die Vorstellung von Jesu Person und von seiner Gegenwart bei uns, sondern bei dem Namen schauen wir auch, was er ist, d. h. sein Wesen. Auch an dem Namen anderer Geschöpfe läßt sich diese Entdeckung machen. Als unsre Voreltern den Thieren deutsche Namen austheilten und nannten das eine Löwe, das andre Hirsch, das dritte Roß, das vierte Wiesel, das fünfte Weihe, da hatten sie auch einen Grund, solche Namen zu wählen und zu geben. Was für ein Wesen und was für Eigenschaften der Löwe habe, und der Hirsch, und das Roß, und der Weihe, das sollte sich beim Namen schon ankündigen und offenbaren.

Mit dem Namen eines Dinges verbindet sich also auch noch eine anderweite Vorstellung; und welche? Die Vorstellung des Wesens und der Eigenschaften ist mithin das Zweite, was der Name mit sich führt und in uns hervorrufen kann.

Ich habe noch auf Eins hinzuweisen. Viele Jünglinge, wenn sie sich ein Buch gekauft haben, schreiben schnell vor das Titelblatt ihren Namen. Wollen sie dadurch sich für die Verfasser ausgeben? Was aber sollen die Leute, welche das Buch in die Hand nehmen, durch jenen Namen erfahren? Nicht an den Verfasser wird dabei erinnert, auch nicht an das Wesen und die Eigenschaften des Buches, sondern wer das Recht hat zu sagen: Das Buch ist mein, ich bin der Herr! davon zeugt der Name. Wenn zwei Personen sich mündlich verabredet haben, der Eine: Ich verkaufe mein Haus an dich! der Andere: Ich zahle dir 6000 Thaler dafür! so nennt man sie schon Käufer und Verkäufer. Gesetzt aber, nach einer Stunde gereut es Einen von Beiden: was ist dann noch möglich? Was thun darum in der Regel beide Theile nach jener mündlichen Abrede? Sobald nun, was sie verabredet haben, auf das Papier gebracht ist, pflegt man den Vertrag Beiden vorzulesen und zu fragen, ob sie ihn genehmigen wollen: was kann auch in diesem Augenblicke noch geschehen? Aber was geschieht nun schließlich, daß der Kauf Geltung und Kraft behalte? Welche Vorstellung verbindet sich also noch weiter mit dem Namen einer Person? Ich glaube daher, daß wir die Vorstellung des Rechts, der Herrschaft, der Kraft und Geltung, als das Dritte bezeichnen dürfen, was an dem Namen haftet.

Jetzt fassen wir Alles zusammen und sagen: Der Name ist das sprachliche Zeichen zur Unterscheidung eines Gegenstandes, durch welches ein geistiges Bild von diesem vor unsre Seele tritt, und mit welchem sich die Vorstellung von dem Dasein einer Person, die Anschauung von dem Wesen und von den Eigenschaften derselben und der Begriff von der Geltung, dem Recht und der Gewalt derselben zu verbinden pflegt.

Wir werden, wie es scheint, jetzt im Stande sein, über die

tiefe Bedeutung des Namens Gottes in der heiligen Schrift uns belehren zu lassen.

Vor einiger Zeit habe ich euch schon erinnert, daß zur Zeit des Enos, welcher ein Enkel Adams war, man angefangen habe zu predigen von dem Namen des Herrn: was scheint dir der Inhalt jener Predigt gewesen zu sein? und welche Vorstellung sollte dadurch wieder hervorgerufen werden? Wenn das schon damals nöthig wurde, wo das Gedächtniß an die Offenbarung des lebendigen Gottes gewiß nur unter einigen Abkömmlingen der ersten Menschenfamilie verwischt war: wie mußte es nach der Sündfluth mit den Bewohnern von Kanaan aussehen, als Abraham bei Bethel seinen Altar bauete und abermals predigte von dem Namen des Herrn? (1 Mos. 12, 8.). Welcher Glaube sollte durch diese Verkündigung in die Seelen gepflanzt werden?

Hier haben wir den Fall, wo sich mit dem Namen Gottes die lebendige Vorstellung von seinem Dasein verbindet. Hieher gehört zum Theil auch noch eine wichtige Schriftstelle. Als Moses den Herrn gefragt hatte, unter welchem Namen er von ihm zu den Kindern Israels reden dürfe (2 Mos. 3, 13. 14.), bekam er die Antwort: „Ich werde sein, der ich sein werde!“ In welche Zeit weisen dann die Worte: „Ich werde sein!“? Wenn nun dieselbe Stimme hinzusetzt: „Das ist mein Name ewiglich“: ist es dann erlaubt, zu denken, daß einmal eine Zeit kommen könne, wo dieser Gott ein neuer oder ein anderer sei? Hier wird also nicht bloß ausgesagt, daß er ist und da ist, sondern auch, daß sein Dasein ein ewiges ist. In diese Benennung ist also schon eine Anzeige von dem Wesen Gottes aufgenommen. Und wenn du bei dem Propheten Jesaias liesest (63, 16.): „Du bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name!“ was für ein Wesen Gottes spricht sich in diesem Namen aus? Und wenn Ps. 111, 9. gesungen wird: „Heilig und hehr ist sein Name!“ welches Wesen oder welche Eigenschaft seines Wesens wird hier Gott beigelegt?

Hier haben wir also den Fall, wo sich mit dem Namen Gottes die Anschauung seines Wesens und seiner Eigenschaften verknüpft. Als die Apostel Petrus und Johannes einen Lahmen geheilt hatten, wurden sie Beide von den Hohenpriestern verhört und sehr scharf darauf gefragt: „Aus welcher Gewalt oder in welchem Namen habt ihr das gethan?“ Wirst du nicht gewahr, daß hier zwei Worte gebraucht werden, welche dieselbe Bedeutung haben? Welcher Begriff wird demnach in dieser Stelle mit dem Worte „Name“ ausgedrückt? Und wenn (Apostg. 4, 10.) der Apostel Petrus, des heiligen Geistes voll, die Antwort giebt: „In dem Namen Jesu Christi steht dieser Lahme hier vor euch gesund!“ welchen Sinn findest du in dieser Erklärung des Apostels? Und wenn Jesus einst (Joh. 10, 25.) in der Halle Salomonis

sagte: „Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir!“ wie wird auch in dieser Rede das Wort „Name“ zu verstehen sein? Und was wirst du künftig dabei denken, wenn sonntäglich in der Liturgie die Betworte vorkommen: „Unsre Hülfe steht in dem Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat?“

Hier haben wir also den Fall, wo, wie wir oben gesagt, der Name Gottes den Begriff der Geltung, der Kraft und Wirksamkeit Gottes in sich faßt.

Es würde also derjenige nicht irren, welcher sagte: Der Name Gottes ist das von Gott in seinem Worte uns gegebene geistige Bild, durch welches er selbst in seinem **Dasein**, in seinem **Wesen** und in seiner **wirkenden Kraft** von uns angeschaut werden will.

Da nun unser Gott, der lebendige, persönliche, wahrhaftige Gott, in Einem Alles ist, so wird auch in jedem Namen, welchen er sich in der heiligen Schrift giebt, von jenem Dreifachen etwas sein. Aber jedenfalls liegt in dem einen Namen mehr von der ersten Bedeutung, in einem zweiten mehr von der andern, in einem dritten Namen mehr von der dritten Bedeutung. Und so wollen wir jetzt versuchen, diese heiligen Namen in etliche Reihen zusammenzustellen.

Den Anfang werden wir durchaus machen müssen mit dem Bescheid, welchen Moses vom Herrn empfing (2 Mos. 3, 14.). Wie heißt doch jener heilige hebräische Name, welchen die Juden, wenn sie die Schrift lesen, gar nicht aussprechen, und welcher unter den Worten verborgen ist: „Ich werde sein, der ich sein werde?“ Weißt du auch wohl, daß wir den Namen so zu erklären pflegen: Ich bin, der da war, und der da ist, und der da sein wird. In welche Vorstellung führt uns nun dieser Name Jehova ein, und in welche Reihe wird er gehören?

Wir wollen weiter gehen, und zwar zu dem Namen hin, welcher in der ersten Zeile der heiligen Schrift steht: wie heißt diese Zeile? Und wenn (Ps. 48, 11.) gesungen werden kann: „Gott, wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Ende!“ wie weit erschallet dieser Name? Woran erinnert uns aber der Name Gott in unserer Sprache? Und was für ein Gut ist unser Gott? Du hörst schon an der Frage: Was für ein? daß nicht mehr bloß von dem Dasein die Rede ist, sondern von dem, was Paulus „Gottes unsichtbares Wesen“ nennt. In welche Reihe wird demnach der Name Gott zu setzen sein? Doch du findest noch andere Namen, welche hieher gehören. In jener ersten Zeile der heiligen Schrift wird uns auch das erste unaufhörliche Werk dieses Gottes angekündigt. Welches ist das? Und welchen großen Namen führt er um dieses Werkes willen? Petrus nennt ihn (1 Petr. 4, 19.) den treuen Schöpfer in guten Werken, als wolle er uns auffordern, in Gott hineinzuschauen und zu

erkennen, wie und was er ist. Wovon wird uns daher auch in diesem Namen eine Anschauung gegeben?

Und, daß ich noch Eins hinzuthue: wie lautet denn unser ganzes Bekenntniß auf den Schöpfer Gott, nach dem ersten Artikel? Welcher Name tritt hier noch hinzu? Von welcher Zeit ab versichert Jesaias (63, 16.), daß Gott diesen Namen trage? Welche Stellung hat daher auch der Sohn Gottes, als er beten lehrte, diesem Namen gegeben? Und wenn du liesest (Jerem. 3, 19.), daß Gott selbst von seinem Volke verlangt: „Du sollst mich nennen lieber Vater, und nicht von mir weichen!“ so dringt dir das an's Herz, weil es vom Herzen kommt. Wohin schauest du also auch bei diesem Namen?

Die Namen „Gott, Schöpfer, Vater“ — werden folglich in die zweite Reihe zu stehen kommen, obwohl der Name „Schöpfer“ auch recht füglich in die dritte aufgenommen werden kann, von welcher wir nun zu reden haben.

Als die Kinder Israel aus dem rothen Meere kamen (2 Mos. 15, 3.), da sangen Moses und das gerettete Volk: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann; Herr ist sein Name!“ Ihr erinnert euch noch, liebe Kinder, mit welchen Worten die heiligen zehn Gebote anfangen? — Ihr denkt auch daran, wie nachdrücklich und oft Gott gesagt hat: „Ich bin der Herr, und sonst Keiner mehr; kein Gott ist, ohne ich!“ Schon im Anfange des Unterrichts haben wir nun gelernt, den Namen „Herr“ führe derjenige, von dem in einem gewissen Gebiete Alles herrührt, dem Alles gehört, dem Alles dienet. Was für ein Vermögen muß wohl derjenige haben, von dem in einem großen Gartenraume Alles herrührt? Und wenn es darauf ankommt, in diesem Garten etwas zu ändern und über etwas zu verfügen: was stehet in dieser Beziehung nur ihm allein und keinem Andern zu? Und wenn seinem Befehl und Willen Alles unterworfen ist und dienet: was besitzt ein solcher Herr über die Andern? — Wird euch nun hieraus nicht deutlich, daß sich mit dem Namen „Herr“ die Begriffe der Geltung, des Rechts, der Macht und Gewalt verbinden? — Wir wollen hier zum Schluß noch eines Namens gedenken, welcher in den heiligen Schriften des Alten Testamentes in feierlichem Gebrauche ist. So lesen wir (Jes. 51, 15.): „Ich bin der Herr, dein Gott, der das Meer bewegt, daß seine Wellen wüthen: sein Name heißt „Herr Zebaoth!“ Und Ps. 89, 9.: „Herr, Gott Zebaoth, wer ist, wie du, ein mächtiger Gott, und deine Wahrheit ist um dich her“. — Wenn du erwägst, daß diese Benennung in unserer deutschen Sprache so viel heißt, als Herr der himmlischen Heerschaaren, und daß Gottes Mächtigkeit immer dabei erwähnt wird: in welche Reihe scheint dir dann auch der Name „Zebaoth“ gesetzt werden zu müssen? Und eben dahin rechnen wir auch den Namen Immanuel oder Emmanuel (Jes. 8, 10. Matth. 1, 23.), welchen auch der

Sohn Gottes führet (Jes. 7, 14.), und welcher übersetzt werden muß: „Gott mit uns!“

So haben wir jetzt die Namen kennen gelernt, welche Gott sich beilegt in seinem Worte. Und wir müssen bekennen: „Heilig und hehr ist sein Name!“ (Ps. 111, 9.)

Dieser Name, in welchem uns die geistige Gestalt Gottes als in einem Seelenbilde erscheint, soll nun nicht gemißbraucht werden.

Von zwei Brüdern klagte der ältere den jüngeren bei dem Vater darüber an, daß dieser das Federmesser aus dem Schreibzeuge geholt und mit demselben geschnitzt habe. Der Vater gab zu verstehen: dieser Mißbrauch erkläre sich daher, daß der kleinere Bruder den rechten Gebrauch des Federmessers noch nicht begriffen habe. Bei welchen Menschen wird also eine Sache in der Regel in Gefahr stehen, gemißbraucht zu werden? Und was wird ein Vater, ein Lehrer, ein Warner zu lehren haben, wenn er seinen Kindern eine gute Gabe giebt?

Worauf wird es denn nun wohl auch ankommen bei dem göttlichen Namen? Und hat denn vielleicht der treueste Warner, der beste Vater, Gott selbst, gelehrt, wozu wir seinen Namen gebrauchen sollen? Lasset uns miteinander lesen, was (2 Mos. 3, 15.) Gott zu Mose sagt, indem er seinen Namen ihm angiebt:

„Das ist mein Name ewiglich; dabei soll man meiner gedenken für und für!“

Was soll also ein frommer Mensch thun, so oft er den Namen Gottes nennen hört oder selbst nennt? Wenn ich mir den Abendstern denke, so nehme ich ihn vor allen andern Sternen allein und setze ihn vor die Augen meiner Seele und betrachte ihn. Wenn wir nun Gottes bei seinem Namen gedenken: was thun wir dann auch mit Gott? Und wenn ein Mensch erst einmal jenen Abendstern gedacht hat, wie hell und strahlend und still und treu er durch die Nacht geht, als ein Nachbar unsrer Erde: muß man ihm dann diesen Stern am Himmel immer wieder einmal zeigen und vorhalten, damit er das Bild davon nicht verliere? Wo behält und bewahrt er diesen Stern? Und wie lange? Nun spricht Gott: So ist mein Name. Dabei soll man meiner gedenken für und für! Du siehst also, es ist ihm nicht genug, daß du ihn jetzt einmal, und nach einiger Zeit wieder einmal so recht in deine Seele nimmst und ihn betrachtest, wie nah und rein und treu und mächtig er ist, sondern, was dünket dich, fordert er wohl noch weiter von dir? Was zeigen dir denn die Worte an: „Für und für?“ Auf welche Zeitdauer hinaus forderte auch der alte Tobias, daß sein Sohn Gott vor Augen und im Herzen haben solle? Wenn ein Knabe von seinem Großvater ein Goldstück beim Tauftage zum Andenken empfangen hat, so wird dasselbe von Vater und Mutter für ihn aufgehoben, also nicht mit anderem Gelde zusammengethan,

nicht ausgegeben oder verwechselt, sondern dem Knaben, wenn er groß geworden ist, mit den Worten übergeben: Hier ist dein Gedenkthaler! wir haben ihn dir heilig aufgehoben!

Hat Gott uns nun seinen Namen offenbaret, daß wir dabei seiner gedenken sollen: wie wird dann dieser Name ebenfalls von uns zu halten sein? Wie zeigt uns dieß Jesus im Vater unser an? Wohlan, dieses Gebet: Geheiliget werde dein Name! lasset euch recht vorschweben bei der Erklärung unsres zweiten Gebots. Es ist ja eine zweite göttliche Antwort auf die Frage: Wie gebrauchet man den Namen Gottes recht?

Der König David hatte viel Gutes von Gott unverdient empfangen. Er war krank gewesen und war wieder gesund und frisch geworden; er war in schwere Sünden gefallen und hatte Vergebung vom Herrn empfangen; er war Jahre lang ein Verfolgter und ein Kreuzträger gewesen und trug nun eine siegreiche Königskrone. Indem er nun dieses Alles sich vergegenwärtigte, da fiel ihm nicht etwa sein Name ein, daß er gesagt hätte: Seht mich an, diesen David, den Sohn Isai, und verwundert euch, was aus dem geringen Hirtenknaben geworden ist! sondern er dichtete ein feines Lied, einen köstlichen Psalm (Ps. 103, 1. f.), der hebt also an:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!"

O vergesset es nicht, meine Kinder, was das Wort des Herrn euch zuruft: Gedenket des Namens, heiliget den Namen, lobet den Namen des Herrn!

Derselbe David sang einstmals nach einer Rettung aus großer Gefahr den 54. Psalm, und sprach in demselben das Gelübde aus:

„So will ich dir ein Freudenopfer thun, und deinem Namen, Herr, danken, daß er so tröstlich ist."

Von welchem Gebrauche des göttlichen Namens ist hier die Rede? Meint ihr aber wohl, daß ein frommer Mensch erst dann des Namens Gottes gedenke, wenn eine Gefahr überstanden, in einer Noth ihm Hülfe widerfahren ist und er nun zum Loben und Danken sich gedrungen fühlt? Zu welcher Zeit schon wendet er sich diesem Namen zu? und was sucht er denn bei ihm? Davon hat uns Salomo, der Sohn Davids, ein Zeugniß hinterlassen, in dem er erinnert (Sprüchw. 18, 10.):

„Der Name des Herrn ist ein festes Schloß; der Gerechte läuft dahin und wird beschirmet!"

Welche Antwort werden wir also noch weiter geben können auf die Frage: Wie gebraucht man den Namen Gottes recht?

Und das Alles stimmt ja fast wörtlich überein mit dem Bescheide in unserm Katechismus:

„Wir sollen denselben Namen Gottes in allen Nöthen anrufen, beten, loben und danken!"

Es sind noch nicht vierzig Jahre her, da hörte man in unserm Volke, und namentlich in unserm Vaterlande, auf einmal recht viel von dem großen und herrlichen Namen des Herrn. In den vorangegangenen Zeiten hatte man ihn fast vergessen, wenn auch nicht in den Häusern, doch aber im Lande. Der Name eines großen Kaisers, die Namen seiner berühmten Generale, die Namen der Städte und Dörfer, wo jener Kaiser und seine Heerführer Schlachten gewonnen hatten, waren in aller Leute Mund. Wenn jener Kaiser an eines Landes Grenze, oder an die Thore einer Stadt kam, da zogen ihm Befehlshaber und Bürgermeister und auch gar manche Geistliche entgegen, hielten ihm prächtige Reden, nannten ihn den Helden des Jahrhunderts, den Beglücker der Völker, den Schöpfer einer neuen Zeit. — Die Zahl derer, die den Namen des Herrn im Himmel anriefen, war sehr klein geworden. Da kam aber wirklich eine neue Zeit, deren Schöpfer und Herzubringer Gott selbst war. Jener Kaiser selbst strafte nämlich die Abgötterei und die Sünden unsres Volkes; er führte unsre Männer und Jünglinge auf seine Schlachtfelder, unsre treuen und muthigen Bürger in seine Gefängnisse und vor seine Kriegsgerichte, unsre Reichthümer in seine Schatzkammern, unsre Denkmäler in seine Hauptstadt. Als nun der Schmerz darüber recht groß ward, da wuchs auch von Stunde zu Stunde die Sehnsucht und das Fragen nach dem Namen des Herrn. In den Kammern und in den Herzen der Gläubigen hörte man das Angstgeschrei, wie einst auf dem See Genesareth: „Herr, hilf uns, wir verderben!"

Und zu derselben Zeit erhob sich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., wie einst Josaphat, der Gerechte im Lande Juda. Er verstand, was das Gebet sagen will: Geheiliget werde Dein Name! Und so trat er dar vor das Angesicht des Herrn und sprach: „Herr, unserer Väter Gott, bist du nicht Gott im Himmel, und Herrscher in allen Königreichen der Heiden? Und in deiner Hand ist Kraft und Macht, und ist Niemand, der wider dich stehen möge. Nun siehe, es kommen die Feinde, uns auszustoßen aus dem Erbe, das du uns hast eingegeben! Wir wissen nicht, was wir thun sollen, aber unsre Augen sehen nach dir!" (2 Chron. 20, 5. 6. 11. 12.). Und der Geist des Herrn ging aus, und zog den König an, und die Fürsten und die Hauptleute und die Männer im Streit, und man hörte eine Stimme in Dörfern und Städten, die rief und sprach: „Fürchtet euch nicht und zaget nicht! Ziehet aus wider sie: der Herr ist mit euch!" Und viele Tausende antworteten in ihrem Herzen: „In dem Namen des Herrn werfen wir Panier auf!" Die aber zu Hause bleiben mußten, kamen des

Abends in ihren Kirchen zusammen, wo die Pastoren Kriegsbetstunden hielten, und den Herrn anriefen, wie einst zur Zeit Assas: „Herr, es ist bei dir kein Unterschied, helfen unter Vielen, oder da keine Kraft ist. Hilf uns, Herr unser Gott, denn wir verlassen uns auf dich, und in deinem Namen sind wir gekommen wider diese Menge!" (2 Chron. 14, 11.). Und Gott erhörete und schenkte auf diese Gebete einen großen Sieg auf den Feldern vor Leipzig. Als nun beinah das ganze französische Heer gebrochen war, da gedachten die drei mächtigen Herrscher, deren Kriegsheere den Feind geschlagen hatten, nämlich der österreichische Kaiser, der russische Kaiser und der König von Preußen, an die Worte des 115. Psalm:

„Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre, um deine Gnade und Wahrheit!"

Und sie beugten sich vor dem lebendigen Gott, und schütteten ihr Herz vor ihm aus mit Beten, Loben und Danken. In unseren Kirchen aber wurde ein großes Siegesfest gefeiert, nicht den Kaisern, Königen und Fürsten, auch nicht den Generalen und Hauptleuten und Kriegsmannschaften, sondern dem Herrn aller Herren zu Ehren, und wer nur ein Herz hatte, sich zu freuen, und einen Odem, zu singen, der stimmte das Lied an:

„Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir!"

Seht da, meine Kinder, ein großes Exempel aus der Zeit eurer Väter, daraus sich erkennen läßt, was das heißt: Wir sollen den Namen des Herrn in allen Nöthen anrufen, beten, loben und danken. Kleine Exempel, die aber auch etwas werth sind, könnt ihr gewahr werden unter frommen Menschen, die ein stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Jene Landwehrmänner, welche in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten, hatten auf ihren Mützen (Tzschako's) die Inschrift: „Mit Gott, für König und Vaterland!" welche paar Worte könnt ihr aber auch von den Lippen eines Hüttenmannes hören, der am Morgen vor die Gluth des Ofens tritt? oder von den Lippen eines Fuhrherrn, der seine Fracht geladen hat, und die Pferde anschirren heißt, um zur Messe zu fahren? oder von den Lippen eines Baumeisters, welcher auf den Grundstein eines Gebäudes drei Hammerschläge thut? — Ja, der Ausruf: „Mit Gott!" oder „In Gottes Namen!" zeigt durch seine weite Verbreitung an, daß das zweite Gebot einen guten Grund im Herzen der Menschen hat. Auch die Leute, welche im Felde und Walde saure Arbeit haben, werden daran erinnert, wenn ein freundlicher und gottesfürchtiger Mensch bei ihnen vorübergeht. Ihr wisset ja wohl, daß einem Engel es nicht zu viel gewesen ist, zu sagen: „Gegrüßet seist du Maria!" und daß selbst der Herr Jesus, obwohl er Gottes Sohn war, sich nicht zu hoch geachtet hat, zu den Frauen, welche ihm nach der Auferstehung begegneten, zu sagen: „Seid gegrüßt!" Wozu werden daher schon die Kinder in

der Schule von ihrem Lehrer angehalten? Wo nun in Feld und Wald Tagelöhner saure Arbeit haben und gebückt ihr Werk schaffen: welchen Zuruf hören sie wohl, wenn ein Christ des Wegs daher kommt und ihnen das Angesicht nach dem Himmel richten will? Oder welchen ähnlichen Gruß, wenn der Wanderer ihnen den Glauben erwecken will, sie könnten zu dem großen Tagewerke einen himmlischen Helfer bekommen? Wohlan, meine Lieben, so oft ihr die Anrede vernehmet: „Gott grüß euch!" oder: „Helfe Gott!" so lasset euch dadurch belehren, daß der Hauptgedanke des zweiten Gebots in unserm Volke noch lebt. Von solchen Exempeln, die für klein gehalten werden, will ich euch nur noch zwei erzählen. Ein zartes Mädchen von fünf Jahren hatte mit ihrem rechten Fuße in ein tiefes Fahrgeleis getreten und hatte beim Fallen diesen Fuß über den Knöcheln gebrochen. Das ist ein sehr schlimmer Bruch, sagte der herbeigeholte Wundarzt; da kann man rufen wie im Sonntags-Altargebete: Unsre Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat! Nachdem nun nach heftigen Schmerzen das Füßchen eingerichtet war, erklärte der Wundarzt: er habe jetzt den Verband angelegt und Schienen angebracht, von da ab müsse das Bein ausgestreckt und in diesem Verbande liegen bleiben, bis nach drei Wochen er wiederkommen werde und nachsehen, wie die Sache gerathen sei, und nahm Abschied mit den Worten: „Nun Gott befohlen!" Da wurden nun die Tage und die Stunden gezählt, und es war viel Fragens und Wartens und Sehnens in dem Hause. Endlich, als die Zeit verstrichen war, erschien der Wundarzt, nahm ganz still die Schienen und Binden hinweg, und an seinen hellen Augen und an der heitern Stirn konnten Vater, Mutter und Kind, noch ehe sie fragten, eine beglückende Antwort lesen. Ich will euch nichts weiter als die ersten drei Worte dieser Antwort mittheilen. Der demüthige Mann sagte nicht: Das Werk lobt mich, den Meister! sondern er rief aus: „Gelobt sei Gott!"

Das zweite Beispiel ist aus der rührenden Geschichte Josephs genommen. Als der alte Jakob fühlte, daß seine Kräfte schwanden, auch seine Augen dunkel geworden waren, ließ er sich seine Enkel, Josephs Söhne, herzubringen, herzte sie, legte die Hände auf sie, und segnete sie, mit den Worten (1 Mos. 48, 15.): „Der Gott, vor dem meine Väter, Abraham und Isaak, gewandelt haben, der segne die Knaben, daß sie wachsen und viel werden auf Erden!" Und es ist bis auf den heutigen Tag noch der schönste Abschiedsgruß der Eltern, wenn sie sterben: „Meine Kinder, Gott segne euch!"

Auch an diesen Reden: „Gott befohlen!" „Gelobet sei Gott!" „Der Herr segne!" kann man merken, wie tief das göttliche Gebot in die Seelen der Menschen geschrieben worden:

> „Das ist mein Name ewiglich! Dabei soll man meiner gedenken für und für!"

Doch ich habe noch einen sehr wichtigen Fall euch vorzutragen, liebe Kinder, in welchem wir urtheilen, der Name Gottes werde dabei recht gebraucht.

Unser Katechismus heißt es gut und recht, daß wir in allen Nöthen den Namen Gottes anrufen. Es kann sich aber auch zutragen, daß Menschen in allerlei Nöthen Leibes und der Seele sich auf den Namen Gottes berufen.

Denket jetzt mit mir an diese Berufung der Menschen auf den Namen Gottes, oder an die Berufung auf das Dasein, das Wesen und die Gewalt Gottes.

Wer nennt mir jenen bösen und abgöttischen König von Israel, welcher den unschuldigen Naboth hat steinigen lassen? Und wer weiß, welcher große Prophet zur Zeit dieses Ahab gelebt hat? Der eben gedachte Prophet Elias stand in sehr hohem Ansehen bei seinem Volke. Seine Hauswirthin, welche ihm ein Kämmerlein eingeräumt hatte, redete ihn mit den Worten an: „Du Mann Gottes!" Sein Schüler — wer weiß es, wen ich meine? — hielt ihm die Klage, als er aufgenommen war gen Himmel: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter! Also wie ein Lehrer von Gott, wie ein Vater galt er unter ihnen. Aber wie behandelte ihn Ahab? Und welchen Anschlag hatte er gemacht und bekannt werden lassen, um den Propheten Elias zu schrecken, und ihm durch Furcht den Mund zu stopfen? Nun wäre es in der That ein wahrer Nothstand in Israel gewesen und ein rechtes Unglück, wenn von einem Gottesmann und Vater des Volks irgend wer, oder gar der König selber, die Meinung gehegt hätte, die Furcht habe ihn stumm gemacht und in die Enge getrieben. Darum (1 Kön. 18, 8. 15.) erklärte Elias dem königlichen Hofmeister Obadja, der ihn gern geschützt und versteckt gehalten hätte: „Gehe hin, und sage deinem Herrn, siehe, Elias ist hier! So wahr der Herr lebt, vor dem ich stehe: ich will mich ihm heute zeigen!" Findet sich wohl in dieser Erklärung eine Berufung auf Gott und dessen Namen? In welchen Worten ist sie eingeschlossen? In welcher Absicht scheint aber der Prophet den feierlichen Zusatz — so wahr der Herr lebt! — gemacht zu haben? Wenn ein Mann Gottes, ein Vater in Israel, sich also auf Gott berief: wofür mußte nun seine Ankündigung gehalten werden? Es war mithin diese Berufung auf Gottes Namen ungefähr von derselben Geltung, wie die vier letzten Worte von Luthers Erklärung des ersten, zweiten und dritten Artikels: „Das ist gewißlich wahr!" Nun erinnert ihr euch wohl eines Spruchs (1 Tim. 1, 15.), in welchem der Apostel Paulus von der Ankunft Christi als Seligmacher schreibt: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort." Wofür will demnach Paulus ein gewißlich wahres Wort auch noch gehalten haben? Was für ein Wort sollte daher auch des Elias

Berufung: „So wahr der Herr lebt, vor dem ich heute stehe!" für Israels Volk, ja für den König selber werden?

Wenn daher ein Lehrer oder Vater beim Aussprechen einer Wahrheit sich feierlich auf Gott beruft und dessen Namen zum Pfand einsetzt, so wird eine solche Rede eine Betheuerung genannt.

Ein Lehrer vieler Christengemeinden war auch der Apostel Paulus. Und wenn er seine Christen in Corinth (1 Cor. 4, 14.) und in Galatia (Gal. 4, 19.) seine lieben Kinder nennt: wofür wird er bei ihnen gegolten haben? Nun waren hier und da Gegner wider ihn aufgestanden, welche die Gläubigen irre machen wollten und den Verdacht ausstreuten, man könne den Worten und Entschließungen des Apostels kein Vertrauen schenken. Gegen diese, um der Verführung zu wehren, erhob Paulus seine Stimme laut und frisch, und sprach (2 Cor. 11, 31.): „Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, welcher sei gelobet in Ewigkeit, weiß, daß ich nicht lüge!" Hier haben wir abermals aus dem Munde eines treuen Gottesmannes, Lehrers und Vaters, eine Berufung auf Gott und auf den göttlichen Namen zur Bürgschaft für die Wahrheit: wie werden wir auch diese Art der Berufung nennen können?

Was sagte denn aber Nikodemus (Joh. 3.) von Jesu aus, als was dieser von Gott gekommen sei? Und dieser Lehrer, dem Keiner gleicht, pflegte seine Jünger mit dem Gruße: „Meine Kinder!" anzureden (Joh. 21, 5.): wofür hat er also bei Allen zu gelten, die ihm angehören? Ist er nicht, weil er das für und für bleibet, schon einmal im Alten Testamente „Ewig — Vater" genannt worden? Und wo? Wenn nun dieser himmlische Lehrer und geistliche Vater unter seinen Jüngern auftrat, und diese zeigten sich noch im Glauben schwach und trägen Herzens: hat er dann nicht auch manchmal eine ähnliche Betheurung ausgesprochen? Und welche? Diese Betheurung hat er auch unter den Juden gebraucht. Wir lesen Joh. 5, 19.:

> „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von ihm selber thun, denn was er sieht den Vater thun. Denn was derselbe thut, das thut gleich auch der Sohn!"

Sollte es nun aber wohl jedem Menschen erlaubt und an jedem Menschen Gott wohlgefällig sein, wenn er solche Berufung auf Gottes Namen in seine Reden mischte und sich der Betheurung bediente? Ihr scheint zu zweifeln. Welche Exempel habe ich euch angeführt von derjenigen Berufung auf Gott, die wir Betheurung nennen? Elias, Paulus und Jesus Christus sind weit voneinander verschieden; aber in welchem Amte haben sie doch alle drei gestanden? In welchem Amte und Stande wird es also auch noch jetzt zulässig sein, sich der Betheurung zu bedienen, wenn es wirklich als vor Gott, mithin in heiligem Ernste, geschieht? Wenn also ein

frommer Meister oder Vormund einen Knaben, der ihm als Lehrling oder Mündel anvertraut ist, mit sich auf seine Stube nähme, um ihn von einem bösen Wege zurückzubringen, und legte ihm die Hand auf's Herz und spräche: Mein Sohn, der Herr, unser Gott, ist zwischen uns Beiden; in seinem heiligen Namen rede ich zu dir: wahrlich, in dem Hause, welches du des Sonntags in den Abendstunden schon einigemal besucht hast, ist eine breite Straße getreten, welche zur Hölle hinunter führet: um Gottes willen bleibe davon! — würdest du meinen, dazu habe der Meister oder Vormund kein Recht gehabt? Oder wenn ein Lehrer gesehen hätte, daß ein Knabe während des Morgengebets seine Mitschüler durch Grimassen zum Lachen gereizt, oder durch Neckereien die Andacht gestört: würde es zu tadeln sein, wenn er dieses verirrte Kind beim Schluß der Schule zurückbehielte, und nähme beide Hände desselben in seine Hände und spräche: „Ich weiß es, was du heute gethan hast, und ob ich's nicht wüßte, wahrlich, Gott weiß es! Jetzt höre mich, mein Sohn, auf daß dich Gott auch höre! Es steht geschrieben in seinem heiligen Worte: Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen!?" Du kannst das gewiß nicht mißbilligen. In einer ähnlichen Lage befand sich einst ein Vater, dessen Sohn eine höhere Schulanstalt besuchte. Der Jüngling war seit geraumer Zeit sichtbarlich dahin gewelket. Seine Augen waren matt, sein Gang ungewiß, seine Lippen bleich, seine Geisteskräfte fast lahm geworden: wie ein Baum, dem die Wurzeln weggewaschen sind, so stand er da. Der Vater fürchtete, daß dieser sein Sohn ein heimliches Laster treibe, welches Leib und Seele zerstört, und fühlte nun, er dürfe nicht länger schweigen. Eines Abends, etliche Stunden nach Sonnenuntergang, führte er den Jüngling in die einsame Gartenlaube, durch deren Blätterdach die klaren Sterne ihr Licht fallen ließen. Dort schilderte er ihm jene Sünde und ihre zerstörende Macht, und sprach dann zu ihm: „Mein Kind, im Namen Gottes, der mit seinen Sternen in unsre Herzen leuchtet, im Angesichte Gottes, der dich einstmals an diese Stunde erinnern wird, fordere ich dich auf, mir zu sagen: kennst du jene Sünde und begehst du sie?" Der Sohn soll darauf geständig gewesen, und von der Stunde an soll seine Rettung gelungen sein: darf nun aber auch ein Vater, darf eine Mutter in solcher Weise mit dem Kinde reden? — Ihr antwortet Ja! und mit Recht.

Also haben wir abermals von einem rechten Gebrauche des göttlichen Namens etwas vernommen; ich meine von der Betheurung, deren sich Eltern, Lehrer und Erzieher in ihrem Amte bedienen dürfen. Sie ist, wie wir an vielen Beispielen gesehen haben, nicht ein Anrufen Gottes, sondern eine feierliche Berufung auf Gott.

Von einer solchen Berufung auf Gott, durch welche etwas

recht gewiß und theuer werden soll, giebt es nun aber noch eine zweite Art, welche wir nothwendig auch kennen lernen müssen. Diese geschieht indessen nicht von Vätern, Erziehern und Meistern, sondern von uns selbst, auf Anordnung und in Gegenwart derjenigen Väter, Herren und Meister, welche über uns gesetzt sind nach menschlicher und doch auch göttlicher Ordnung, — ich meine auf Anordnung und in Gegenwart der Obrigkeit.

Wißt ihr vielleicht, wie man eine solche auf Anordnung und in Gegenwart der Obrigkeit ausgesprochene feierliche Berufung auf Gott zur Versicherung der Wahrheit zu nennen pflegt? Ich glaube, ihr wißt es, daß ich vom Eide reden will. Aber wir wollen lieber durch die Geschichte über diese wichtige Sache uns belehren lassen.

Als die Kinder Israel unter Josua, ihrem Herzoge, eingerückt waren in das heilige Land, da war ein Verbrechen begangen worden. Gott hatte dem Volke bei Strafe des Bannes verboten, Gold und Silber, Vieh und Kleider der heidnischen Bewohner zu rauben und als Beute an sich zu bringen. Aber eine solche That war geschehen, und ein großes Unglück, allgemeine Muthlosigkeit, war zur Strafe dafür auf Israel gefallen. Durch's Loos brachte Josua heraus, in welches Haus der Raub gebracht worden sei. Der Vormann dieses Hauses war Achan. Diesen ließ der Feldhauptmann Josua fassen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, gieb dem Herrn, dem Gott Israels, die Ehre, und gieb ihm das Lob, und sage mir an, was hast du gethan? Und läugne mir nichts!"

Wozu wird hier der Achan aufgefordert? Wer nimmt sich das Recht dazu? In welches Amtes Uebung konnte das Josua? Was soll aber durch diese Berufung erreicht werden? Leset, was Josua 7, 20. f. von dem Geständniß und von dem Raube und von der Strafe des Achan erzählt wird. Wie der Mantel und das Silber und Gold anfänglich versteckt und vergraben lagen, so verhielt es sich auch mit der Wahrheit. Nun stellt aber Josua den Achan vor das Angesicht Gottes und spricht zu ihm: Gieb Gott die Ehre! was geht nun zu Tage, weil Achan noch Gottesfurcht hat? Wovon will sich also die Obrigkeit versichern, wenn sie einen solchen Eid veranstaltet? Diese Gattung des Eides pflegt zweierlei Namen zu tragen. Der den Eid abnimmt, spricht zu dem Angeschuldigten: Sage mir an, oder, sage mir aus! Eine solche Erklärung könnte man also eine Ansage, oder eine Aussage nennen: welches von beiden scheint dir die richtige Bezeichnung zu sein? Solch eine Berufung auf Gott zur Ermittelung und Versicherung der Wahrheit heißt daher ein Aussage-Eid. Hätte Achan mit richtigem Herzen vor Gott aussagen können: Ich bin's nicht! ich weiß von keiner Beraubung des Heiligen! wie wäre dann sein befleckter Ruf in der Menschen Augen geworden? Wozu kann also ein frommer Eid auch dienen? In diesem Falle nimmt indessen

Achan die Schuld auf sich: er also wird nicht rein; aber der böse Verdacht lag bisher auf allen Gliedern seines Hauses, und was wird diesen nun zu Theil? Wie kann also ein Aussage-Eid, welchen der Angeschuldigte ablegt, mit Recht genannt werden? So viel vom Reinigungseide.

Aber in seltenen Fällen nur wird der Angeschuldigte der Einzige sein, der vor der Obrigkeit etwas feierlich und vor Gott aussagt. Es steht geschrieben (Ebr. 10, 28.): „Wenn Jemand das Gesetz Mosis gebrochen hätte, der müßte ohne Barmherzigkeit sterben, wenn nur zwei oder drei Zeugen das erhärten könnten.“ Finden sich nun zwei oder drei Zeugen für oder wider eine Sache, so läßt man sie herzu; aber auf wen werden auch diese sich berufen müssen? Und wie heißt darum auch die Aussage, welche sie so feierlich vor Gott thun? Dieser Aussage-Eid führt nun aber von den Personen, welche ihn ablegen, den besondern Namen „Zeugen-Eid“. — Laßt uns noch einmal zurückblicken, damit wir diesen Unterschied fest halten: die Obrigkeit kann also fordern, daß ein Unterthan etwas aussage, und zwar mit feierlicher Berufung auf Gott. Eine solche Aussage zur Versicherung der Wahrheit wird ein Eid genannt. In wie viel Fällen kann ein solcher Eid vorkommen? Und wie nennt man einen dergleichen Aussage-Eid in dem einen und in dem andern Falle?

Wir wollen uns nun zu einer andern Gattung des Eides wenden.

Ihr wißt schon, daß die Veranstaltung des Eides von der Obrigkeit ausgeht. Wer war denn aber an Statt der Obrigkeit im heiligen Lande, ehe es noch Richter und Priester und Könige gab? Vor wem mußten sich alle Glieder der Familie, als vor ihrem Fürsten, beugen? Ein solcher Fürst war einst Abraham. Dieser hatte einen sehr treuen Unterthanen, der seinem Hause als Hausvoigt vorstand. Wer war es, der dies Amt bekleidete? Als nun Abrahams einziger Sohn, Isaak, ein Weib nehmen sollte, erhielt jener Eliezer den Befehl: er habe um eine Jungfrau zu werben, welche gläubig sei und nicht aus den Heiden stamme. Diese Werbung sollte aber recht gewissenhaft und als vor Gottes Angesicht geschehen. Darum nahm Abraham seinen Hausvoigt Eliezer allein, und sprach zu ihm (1 Mos. 24, 2. 3.): „Lege deine Hand unter meine Hüfte, und schwöre mir bei dem Herrn, dem Gott des Himmels und der Erde, daß du meinem Sohne kein Weib nehmest von den Töchtern der Kananiter!“ — Bedenket das! Stoßen wir in dieser Erzählung nicht abermals auf ein Gebot, welches von der Obrigkeit, gleichsam von dem Fürsten, ausgeht? Wird aber verlangt, daß der Unterthan etwas aussage? Es scheint vielmehr, es solle hier das Gegentheil eintreten von dem, was Ps. 119, 76. zu lesen ist: „Herr, du hast deinem Knechte zugesagt!“ Was erwartet demnach ein Herr diesmal von seinem

Knecht? Wenn er nun aber spricht: Schwöre mir bei dem Herrn, dem Gotte des Himmels und der Erde! was soll mit der Zusage sich verbinden? Und worein verwandelt sich die einfache Zusage durch die feierliche Berufung auf Gott? Sehet da eine andere Gattung des Eides. Haben wir die erste den Aussage-Eid genannt: welchen Namen wird diese führen? Bei dem Eide der ersten Gattung soll die Berufung auf Gott gewiß machen, daß die Aussage wahr und vollständig sei: worauf kommt es dagegen bei dem Zusage-Eide an? Wenn mir Jemand etwas zusagt, so sehe ich nicht bloß auf seine Lippen, sondern auch in seine Augen. Von den Lippen will ich abnehmen, was er verspricht, oder das gegebene Wort: was will ich aber in seinen Augen lesen? Salomo sagt (Sprüchw. 16, 30.): „Wer mit den Augen winkt, der denkt nichts Gutes," der meint es nicht aufrichtig mit seinem Nächsten. Was hoffe ich aber in den Augen des Versprechers zu sehen? Und daran ist ja bei der Zusage so viel gelegen. Doch mancher Handwerksmann sieht uns mit ehrlichen Augen an, wenn wir ein Bekleidungsstück oder ein Bauwerk bestellen, welches in acht Tagen bestimmt abgeliefert sein muß, und sagt: Verlassen sie sich darauf, ehe der achte Tag anbricht, ist die Arbeit gethan! Aber an demselben Tage giebt er noch zehn Andern ebenso aufrichtig dasselbe Versprechen; und was müssen am Ende alle Besteller sich einander erzählen? Und unter welches Urtheil pflegt dann ein solcher Mensch zu fallen, auf welchen kein Verlaß ist? Wessen will sich also wohl die Obrigkeit versichern, wenn sie bei der Zusage einen Eid fordert? Und auf wen muß sich daher der Zusagende berufen? —

Ihr habt jetzt erkannt, daß es verschiedene Arten des Eides giebt. Wir wollen gleich eine Anwendung davon machen. Wenn die geistliche Obrigkeit der Juden, der Hohepriester, Jesum aufforderte: „Ich beschwöre dich, daß du mir sagest, ob du seist Christus, des lebendigen Gottes Sohn?" auf was für einen Eid kam es dabei an? — Ehe noch jene Frage an Christum gerichtet wurde, waren zwei Männer an Gerichtsstelle wider ihn aufgetreten mit der Angabe: „Er hat gesagt: ich kann den Tempel Gottes abbrechen, und in drei Tagen denselben bauen!" Wäre diese Aussage ihnen eidlich abgenommen worden: wohin würde dann dieser Eid zu rechnen gewesen sein? — Als einstmals nach dem Zuge in die Heimath der Schriftgelehrte und Priester Esra einen Bußtag gehalten und von einem wackern Manne aus dem Volke die Zusage erhalten hatte: sie wollten hinfort züchtig und streng nach dem Gesetze Gottes leben und alle fremden Weiber von sich thun: da „stand Esra auf und nahm einen Eid von den obersten Priestern und Leviten und dem ganzen Israel, daß sie nach diesem Worte thun sollten. Und sie schwuren." (Esra 10, 5.) Wohin rechnet ihr diesen Eid? —

Nach diesem Allen werden wir schon jetzt sagen dürfen, es sei der Eid eine von der Obrigkeit angeordnete feierliche Berufung auf Gott, zur Versicherung von der Wahrheit einer Aussage, oder von der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit einer Zusage.

Bedenket nun noch mit mir, was wohl die Berufung auf Gott in sich schließt. In allen Fällen, welche ich euch angeführt habe, verband sich mit der Berufung auf Gott die Nennung und der Gebrauch seines Namens. Wir haben aber schon gesehen, daß man den Namen Gottes nicht nennen kann, ohne eine recht lebendige Vorstellung davon zu bekommen, daß er ist, und was er ist, und welche Macht ihm beiwohnt. Darum haben wir ja schon behauptet, dieses Dreifache trete bei der Berufung auf Gott vor die Seele des gottesfürchtigen Menschen: das Dasein, das Wesen und das Vermögen Gottes.

Wenn aber Jemand erfüllt ist von der Vorstellung: Gott ist da und überall zugegen: welche Eigenschaft legt er dann Gott bei? Wie viel aber, liebe Kinder, thut sich erst vor uns auf, wenn wir das Wesen Gottes denken und aussprechen? Wo ein Mensch mit seinen heimlichsten Gedanken sich allein weiß, muß er doch bekennen: „Herr, du erforschest mich und kennest mich; du verstehest meine Gedanken von ferne!“ Welche Eigenschaft Gottes bekennt er damit im Glauben? Wenn ferner ein Mensch sich umsieht unter einer Schaar von Klägern, Zeugen, Schergen und Richtern, welche ihn umgeben, so kann er im Stillen die Frage bei sich aufwerfen: „Wer will einen Reinen finden, da Keiner rein ist?“ Aber wie, wenn er nun den Namen Gottes nennt, und bei diesem Namen in das Wesen Gottes hineinschaut: an welchen Lobgesang des Cherubim im Tempel wird er dann erinnert werden?

Noch Eins vom Wesen Gottes! In der Gerichtsstube kann der Gedanke kommen: Das Schwert des Richters wird manchmal durch einen Buchstaben des Gesetzes aufgehalten, oder gar irre geführt; und wenn ein Verklagter geschickt ist, eine rührende Vertheidigungsrede zu halten, so kann er das Urtheil der Geschworenen bestechen, daß sie ihn losgeben: aber wird der Name Gottes mit Ernst genannt, dann tönt auch der Spruch alsbald mit: „Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung!“ —

Daß Gott allgegenwärtig, allwissend, heilig und gerecht ist, diese Gedanken können also nicht ausbleiben, wenn eine Berufung auf Gott erfolgt, und also Gottes Dasein und Wesen in's Licht tritt.

Wie steht es aber mit dem Vermögen Gottes? Mit welchen Worten hat einstmals der Herr selbst dem Abraham dieses Vermögen vorgehalten, damit dieser vor Gott wandle und fromm sei? (1 Mose 17, 1.) Wer Gottes Namen nennt, der bekennt sich also auch zu dem Glauben an den allmächtigen Gott! —

Wohlan, so dürfen wir schon deutlicher reden von diesem Gebrauche des göttlichen Namens, und erklären: der Eid ist eine von der Obrigkeit verordnete, feierliche Berufung auf den allgegenwärtigen, allwissenden, heiligen, gerechten und allmächtigen Gott zur Versicherung von der Wahrheit einer Aussage, oder von der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit einer Zusage.

Es ist aber dem Eide in der Regel noch etwas ganz Eigenthümliches beigemischt, und daran kann uns schon wieder das Wort „Berufung" erinnern. Als einstmals (Apost. Gesch. 25, 11. 12.) der Apostel Paulus als Verklagter vor dem Landpfleger Festus zu Caesarea stand und gefragt wurde: ob er mit nach Jerusalem gehen und dort in der Mitte seines Volks sich richten lassen wolle? antwortete er: „Ich berufe mich auf den Kaiser." Und Festus erklärte: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen!" Welches Amt sollte hiernach der Kaiser auf sich nehmen? Wenn ein Landpfleger, oder sonst ein Richter niederen Ranges, ein Urtheil gefällt hatte, so folgte noch nicht unter allen Umständen, daß der Verklagte diesem Urtheile sich unterwerfen mußte. Er konnte ja von dem Niederen sich an einen Höheren wenden. Wenn dagegen Paulus alsbald den Spruch vom Kaiser empfangen wollte, wie mußte er sich zu diesem Spruche verhalten? Ich berufe mich auf den Kaiser, wird also nichts Geringeres heißen, als: Ich unterwerfe mich dem Gerichte des Kaisers. Und wie verstehen wir nun die Worte des Schwörenden: Ich berufe mich auf Gott? — Wenn ein Gerichtshof des Landes nach den Gesetzen einen Urtheilsspruch gethan und eine Strafe verhängt hat, so wird der Kaiser oder König einen solchen Spruch nicht umstoßen; aber was kann er, wenn die Strafe vollstreckt werden soll, dem Verurtheilten angedeihen lassen? Man nennt diese Zuständigkeit das Begnadigungsrecht. Gesetzt nun aber, der Regent habe den Spruch selbst gethan: welches Recht findet nun nicht mehr statt? Wenn also Paulus sich dem Kaiser zum Gericht stellte: worauf leistete er eben damit förmlichen Verzicht? Und dies, meine Kinder, ist auch ein Gedanke, der uns beim Eide wieder begegnet. Wenn ein Christenmensch vor Gericht steht und spricht: „Ich schwöre einen Eid zu Gott, dem Allwissenden, dem Heiligen und Gerechten!" so will er damit nicht etwa nur feierlich erklären, was sich von selbst versteht, daß er Gott als seinen höchsten Richter anerkenne, sondern er will auch, falls er bei diesem Eide freveln sollte, auf die letzte Zuflucht des Sünders verzichten. Welches scheint dir wohl die letzte Zuflucht eines Sünders bei Gott zu sein? Durch wen ist uns nach Gottes Rathschluß diese Vergebung der Sünden aus Gnaden geschenkt? Wessen Hülfe werden wir daher auch in der Todesstunde bedürfen und begehren? Und was weiset der Schwörende zurück, im Falle, daß seine Aussage

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

oder Zusage eine Lüge enthalte? Gleichwie die Israeliten zu ihrer Zeit beim Eide, ja auch wohl bei der Betheuerung, hinzusetzten: „Der Herr thue mir dies und das!" (1 Sam. 3, 17. 2 Kön. 6, 31.) so ist es evangelisch-christlicher Gebrauch, den Eid mit den Worten zu schließen: „So wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum. Amen!" Und was hat dieser Zusatz in dem einen wie in dem andern Falle zu bedeuten? —

Wollen wir also recht deutlich die Natur des Eides erklären, so werden wir sagen müssen, er sei eine von der Obrigkeit angeordnete feierliche Berufung eines Menschen auf den allgegenwärtigen, allwissenden, heiligen, gerechten und allmächtigen Gott, zur Versicherung von der Wahrheit einer Aussage, oder von der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit einer Zusage, durch welche Berufung der Schwörende erklärt, er wolle, falls ein Frevel dabei wäre, ausdrücklich Verzicht thun auf die Gnade Gottes in Christo Jesu — für Zeit und Ewigkeit.

Wir haben gesagt: diese Berufung auf Gott, welche Eid genannt wird, gehöre mit zum rechten Gebrauche des Namens Gottes, wenn anders Lüge und Frevel fern davon bleiben. Aber es scheint, daß gerade ein gewissenhafter Christ ein sehr schweres Bedenken haben könnte, einen Eid zu schwören, selbst dann, wenn Alles in Wahrheit und Treue hergeht. Leset doch einmal, was Jakobus, der Apostel, sagt (Brief Jak. 5, 12.):

„Vor allen Dingen aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch mit keinem andern Eide. Es sei aber euer Wort Ja, das ja ist, und Nein, das nein ist; auf daß ihr nicht in Heuchelei fallet."

Und nehmet zu dieser apostolischen Ermahnung noch hinzu, was Jesus selbst in der Bergpredigt erklärt hat (Matth. 5, 33—37.):

„Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid thun, und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören; denn du vermagst nicht ein einiges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: Ja, ja; Nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel!"

Wenn nun ein Christ von zartem Herzen dieser Aussprüche eingedenk wäre und fragte: Wie ist es zu verantworten, daß man den Eid unter den Christen nicht schon längst abgeschafft hat, sondern noch immer fortfährt, Reinigungseide, Zeugeneide, Huldigungseide, Diensteide, Amtseide abzunehmen? Laden wir damit nicht

auf unser Volk und auf unser Herz eine immer anwachsende Sünde? — welche Antwort werden wir geben können? Höret zu: es giebt drei Antworten auf diese Frage, — haben wir erst diese, und namentlich die dritte, gefunden, so werden wir über jene Bedenken ruhiger sein.

Zum Ersten haben wir ja eingesehen, daß der Eid, welcher unter Christen fortbesteht, stets auf Anordnung der Obrigkeit erfolgt: sollte wohl nun in irgend einem christlichen Rathhause oder Gerichtshofe ein Eid vorkommen können mit Berufung auf den Himmel, oder die Erde, oder auf Jerusalem, oder auf das Haupt? An welchen Orten und in welchen Unterredungen möchte sich so etwas nur hören lassen? Worauf scheint also die Vorschrift: Eure Rede sei Ja, ja; Nein, nein, nur angewendet werden zu können? Und worauf nicht?

Zum Andern: Es war ein altes, göttliches Gebot (5 Mos. 6, 13.): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, fürchten, und ihm dienen, und bei seinem Namen schwören!“ Wie, wenn nun Jemand nicht bei Gottes Namen schwor, sondern beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem, also eine Vertauschung vornahm: meinst du, es sei geschehen, damit die Zuhörer merkten, die Aussage oder Zusage sei doch nicht so ganz gewiß? das Wort sei nicht ernstlich gemeint? — Diese Frage verneinst du mit Recht. Also für einen eifrigen Wahrheitsfreund wollte der Schwörende vor den Leuten immer gelten und in seiner Rede Recht behalten. Aber gegen Gott wollte er auch einen Schein annehmen, als möge er sich nicht versündigen durch den Gebrauch des göttlichen Namens bei leichtfertigen Dingen, und er bediene sich eben darum anderer Namen, mit denen es weniger auf sich habe. Mit welchen Worten überführt nun Jesus einen solchen Täuscher, daß es mit jenen Reden doch allerdings etwas auf sich habe? Und in welche Gesellschaft rechnet man solche Menschen, welche einen falschen Schein annehmen in heiligen Dingen? Gegen welche Sünde mag daher auch wohl der Ausspruch des Herrn gerichtet sein? Aus welchen Worten des Jakobus läßt sich das beweisen?

Zum Dritten müssen wir freilich sagen: Ein besonderes Wohlgefallen scheint Jesus an dem Eide, wie er unter uns besteht, nicht gehabt zu haben. Er erinnert seine Jünger und Zuhörer, zu ihren Vätern sei gesagt worden: Du sollst keinen falschen Eid thun, und Gott deinen Eid halten! Dieses Gebot verwirft er nicht; aber er zeigt an, für seine rechten Jünger habe er noch ein anderes Gebot aufgehoben. Und worin bestand denn dies Gebot Christi und seines Apostels? Mit welchem kleinen Wörtlein sollten sie untereinander auskommen? Und das hat auch einen guten und gewissen Grund. Wie heißt denn das Reich, welches Christus zu stiften gekommen ist? Und von wem sagt er: Solcher ist das Reich Gottes? Wie müssen wir also wieder werden, um in das Reich

Gottes zu kommen? Werden aber wohl gute, herzige Kinder ihrem Vater etwas mit einem Eide versichern? Werden sie den Bruder oder die Schwester auffordern: Beschwöre mir das? Was wird also bei ihnen gar nicht angetroffen werden? Und wenn wir Alle, die wir Jesu Namen nennen, einmal zu Gottes Kindern umgeschaffen sind, und nicht mehr nur beten: Dein Reich komme! sondern frohlocken: nun ist das Reich unseres Gottes, seines Christus worden: was wird dann mit dem Eide unter uns geschehen? Und daß dies Gottes Wille gewesen von Anbeginn, das lernen wir ja aus der Schrift. Ein Mensch, welcher schwört, giebt die Versicherung, er gedenke jetzt seines Gottes: was sagte aber der Herr, als er Mosen angab, wie sein Name heiße und was man bei diesem Namen thun solle? (2 Mose 3, 15.) Und was bedeuten die Worte „für und für!" Ein Mensch, welcher schwört, erklärt seinen Vorgesetzten, daß er in diesem wichtigen Augenblicke Gott vor Augen und im Herzen habe: wozu verpflichtete aber schon vor alten Zeiten der alte Tobias seinen Sohn?

Und wenn nun in diesem Sinne viele Menschen beisammen sind ihr Leben lang: was wird dann unter diesen in Frömmigkeit verbundenen Menschen nicht mehr vorkommen können und dürfen? Und mit welchen Worten wird dagegen unter solchen Gotteskindern überall auszureichen sein? Dazu soll aber ein Jeder unter uns beitragen an seinem Theile. Einstmals (Röm. 12, 18.) trieb der heilige Geist den Apostel Paulus dazu, daß er seine Gemeinde zu Rom ermahnte, unter sich in Frieden zu leben. Indem er aber diese Pflicht recht eindringlich an's Herz legen wollte, fiel ihm ein, daß das Gebot: Friede sei mit euch! nicht von einer Seite allein gehalten werden könne; und darum schrieb er: „Ist's möglich, so viel an euch ist, habet mit allen Menschen Friede!" Wenn wir nun über unser Verhalten beim Eid und über unser Enthalten vom Eid als Christen reden sollten, und zwar in ähnlicher Weise, wie der Apostel: wie würde wohl die Ermahnung lauten?

Vernehmet noch ein Gleichniß, von welchem ihr die Auslegung selbst machen möget. Ein sehr geschickter und ernster Arzt hatte ein Buch geschrieben, welches Regeln enthielt, wie des Leibes Frische und Gesundheit zu erhalten sei. In jedem Hause, dem er als Rathgeber und Helfer zur Seite stand, befand sich ein Abdruck von diesem Buche. Unter den Vorschriften befanden sich viele, welche die Haltung, Bekleidung und Beköstigung der Kinder betrafen, z. B. Sorge, daß die Fenster des Wohnzimmers fleißig geöffnet werden, daß täglich ein Waschen des ganzen Körpers mit frischem Wasser erfolge, daß die Zudecke des Bettes nicht mit Federn gefüllt sei, daß zum gewöhnlichen Getränke reines Quellwasser diene, daß es an Wandern in's Freie und an Bergsteigen nicht fehle. Zu den Freunden und Verehrern jenes Arztes gehörte nun auch eine liebliche

Jungfrau, die Tochter eines verstorbenen Predigers, welche zur Pflegerin eines sehr kränklichen Mädchens von 3 Jahren, Namens Elise, in den Dienst eines vornehmen Hauses getreten war. Die Pflegerin hieß Friederike. Sie hatte es sich zum strengen Gesetz gemacht, alle jene Vorschriften an sich selbst gewissenhaft zu befolgen, und sie war dadurch sichtlich gestärkt worden; aber mit dem kränklichen und sehr verwöhnten Kinde, welches an immer wiederkehrendem Hustenreize litt und bei jeder Bewegung in Schweiß kam, hatte sie viele Sorge und Noth. Das Sitzen bei offenem Fenster mußte vermieden werden; das Waschen mit kaltem Wasser, sagte Elisens Mutter, hat unser Hausarzt für schädlich erklärt; das Federbett, fuhr sie weiter fort, darf jetzt unter keinen Umständen weggethan werden; das Bergsteigen erhöht den Hustenreiz, und was das Trinken betrifft, so muß das Quellwasser durchaus erst an die Sonne gestellt, oder durch ein wenig gewärmtes Wasser abgeschreckt werden. Unsere Friederike gerieth durch diese neuen, ganz entgegengesetzten Vorschriften in eine wahre Beängstigung. Die Elise hatte schon nach acht Tagen sich zärtlich an sie angeschlossen; aber so oft sie ihr Pflegeramt versah, das Kind kleidete, speiste, tränkte, zu Bett brachte, kam es ihr immer vor, als ob sie sich an dem Leben desselben einer Sünde schuldig mache. Da entschloß sie sich eines Tages, mit Erlaubniß des Hausvaters, ihre Sorgen und Zweifel zu ihrem Arzte hinzutragen. Nachdem sie diesem ihr ganzes Herz ausgeschüttet hatte, schloß sie mit der Frage: Was soll ich nun thun? Ihr Freund antwortete und sprach zu ihr: Liebe Friederike, meine Vorschriften nehme ich nicht zurück, und es wird die Zeit kommen, wo auch Ihre Elise nach denselben behandelt werden darf, und dann wird sich meine Anordnung gewiß bewähren. Aber für jetzt steht es anders. Elise ist kränklich, auch ihre Eltern haben sich verweichlicht und sind nichts weniger, als gesund zu nennen. Da ist's denn zu meinen Regeln noch nicht Zeit, und so viel ich von hier aus beurtheilen kann, so mag der dortige Arzt mit seinen Forderungen nicht Unrecht haben. Darum gehen Sie jetzt mit Geduld den vorgeschriebenen Weg; für Ihre Person aber — nun, da bleiben Sie an meinen Worten! Friederike wollte schon freundlich danken und mit ihrem Bescheide von hinnen gehen, da trat sie noch einmal mit einem neuen Bedenken ihren Freund an, und sprach: Für meine Person, rathen Sie, soll ich an Ihren Worten halten; das thäte ich ja so gern. Aber die Elise ist so anhänglich, daß sie nicht trinkt, ich habe denn zuvor getrunken; und ihr Getränk ist eben gewärmtes Wasser. Und wenn sie des Nachts erwacht, so ruht sie nicht eher, als bis ich mich zu ihr lege und ihr in meinen Armen ein Lager bereite. Dann aber breitet sich über uns Beide das weiche Federbett. Was soll ich nun thun? Der Arzt sprach: Ich glaube, Sie haben die Elise lieb. Nun wohlan, so trinken Sie mit ihr gewärmtes Wasser, und schlafen mit ihr unter der warmen Decke;

denn die Liebe verträgt Alles! Damit gingen die Beiden auseinander, und Friederike fühlte, ihr Herz war still und froh.

Was meint ihr, sollte wohl dieses Gleichniß so ausgelegt werden können, daß wir von den Worten Christi: „Ich sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt!" ein Verständniß für das Leben bekämen?? —

Auf das Gleichniß will ich aber zum Schluß eine Geschichte folgen lassen.

Es war vor Zeiten ein Knabe, der einzige Sohn sehr reicher Eltern, in seinem zehnten Jahre vater- und mutterlose Waise geworden. Die Eltern hatten ein Testament errichtet und in demselben einen sehr verständigen, im Stillen wandelnden und unbescholtenen Rechtsgelehrten zum Vormund ihres Kindes und zugleich zum Verwalter des großen Vermögens ernannt. Das Gericht, als das Testament eröffnet war, nahm dem Vormund den Eid ab, daß er für den Knaben an Leib und Seele treulich sorgen, auch die Güter desselben wie ein guter Hausvater verwahren, verwenden und mehren wolle. Der Knabe bezog die Wohnung seines Vormundes, erfuhr eine sehr gute Behandlung, wuchs so unter liebevoller Begegnung zum Jüngling heran, begab sich auf eine hohe Schule, und nachdem er hier vier Jahre verlebt hatte, rückte die Zeit heran, wo ihm sein ganzes Vermögen ausgeantwortet werden sollte. Eines Morgens — der Vormund war gerade abwesend — sahen die Hausbewohnerschaft und die Dienstleute den Jüngling, wie zu einer Wanderung gerüstet, das Haus verlassen. Auf Befragen: Wohin? hatte er von einem kleinen Ausflug in's Gebirge gesprochen. Die Dienerschaft erwartete, daß er des Abends heimkehren werde; aber die Hoffnung schlug fehl. Der zweite Tag verging unter immer größerer Beängstigung der Hausbewohner, und abermals ohne Lösung des Räthsels. Kurz vor Mitternacht dieses Tages war der Rechtsgelehrte von einer Reise in Geschäften zurückgekehrt. Am dritten des Morgens machte er sich früh auf und ging mit klopfendem Herzen in das Gebirge hinein. Gegen sieben Uhr Vormittags hörte er auf einmal seitwärts von der Landstraße ein winselndes Bellen, woraus er die Stimme des Hundes erkannte, welcher den Jüngling gern in das Feld begleitete. Er folgte der Spur dieser Laute und fand bald in einem Dickicht die Leiche seines Mündels. Der Leib war halb entkleidet, der Uhr und des Geldbeutels beraubt; ein Stich in die Brust und ein Schlag auf den Hirnschädel hatte, wie es schien, ihm das Leben genommen. Der Fußboden war mit Blut bedeckt, so auch das Hemd des Erschlagenen. Der bestürzte und von Schreck und Schmerz überwältigte Vormund, nachdem er umsonst sich bemüht hatte, den Leichnam aufzurichten, oder nur umzuwenden, schrie heftig nach Hülfe. Zwei Holzhauer, welche nach einiger Zeit herbeikamen, fanden ihn zitternd, blaß, mit Blut an den Händen und Kleidern befleckt, und fast sprachlos. Durch die

vereinten Kräfte dieser Männer wurde der entseelte Jüngling auf eine Holzkarre geladen, mit Fichtenzweigen bedeckt, und in seiner Wohnung zu großem Jammer der Hausgenossen abgeladen. Nach wenigen Stunden, während welcher der Vormund auf seinem Zimmer sich eingeschlossen hatte, um über das schreckliche Ereigniß nachzudenken und in seinem Gemüthe ruhiger zu werden, erschien der Gerichtsdiener mit zwei Bewaffneten und verlangte Einlaß. Man bat ihn, sich etwas zu gedulden, bis der Herr des Hauses zu sprechen sei. Der Gerichtsdiener erklärte bei seinem Diensteide, er werde die Thüre erbrechen lassen, wenn nicht in dieser Minute geöffnet werden sollte, und so war denn an einen Aufschub nicht mehr zu denken. Der inzwischen eingetroffene Gerichtsschreiber versiegelte das Zimmer, in welchem die Leiche lag, legte ebenfalls das Gerichtssiegel an die Schreibeschränke und Papierkasten des Rechtsgelehrten und forderte den letzteren auf, dem Diener und den Schaarwächtern in den Wagen zu folgen, welcher vor dem Hofthore warte, um ihn als Gefangenen an den Ort des Gerichts und sofort in Haft zu bringen. Dieses Alles geschah in großer Raschheit, und ehe der Rechtsgelehrte sich von seiner Betäubung erholt hatte, befand er sich in einem Gefängnißzimmer hinter Schloß und Riegel und vor vergitterten Fenstern. Nach Verlauf einer Stunde, gegen zwölf Uhr Mittags, wurde er in das Verhörzimmer geführt, in welches inzwischen auch die Leiche, mit einem Tuche bedeckt, gebracht worden war. Man wies ihn an, sich auf die Bank des Angeklagten zu setzen, und las ihm nun im Namen des Königs vor: er sei in Anklagestand versetzt und in engsten Gewahrsam gebracht worden, weil ein schwerer Verdacht auf ihn gefallen, daß er um die Ermordung des heute aufgefundenen Jünglings wisse, und dieselbe entweder veranstaltet, oder gar verübt habe. Der Verdacht stütze sich auf drei Punkte: 1) auf die beschworene Aussage der Holzhauer, daß man ihn allein bei der Leiche angetroffen, daß er Blutflecken an sich gehabt, todtenbleich ausgesehen und an allen Gliedern gezittert habe; 2) daß er gestern ganz wider seine Gewohnheit kurz vor Mitternacht erst in sein Haus zurückgekehrt sei; 3) daß der Zeitpunkt ganz nahe bevorstehe, wo er die Rechnung von der ganzen Vermögensverwaltung hätte legen und alle Güter in die Hände seines Mündels ausantworten müssen. — Was auch der tieferschütterte Mann auf der Verbrecherbank zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, das Gericht blieb dabei, daß die Untersuchungshaft fortgesetzt und die Untersuchung nach allen Seiten hin weiter geführt werden müsse. Der vorsitzende Richter aber führte den Angeklagten vor den Leichnam, hob die Decke ab, und richtete an ihn die Frage: ob er, wenn im Fortgange der Untersuchung sich nichts Näheres herausstellen sollte, bereit sei, einen feierlichen Eid darauf abzulegen, daß er ohne alle Wissenschaft von diesem Verbrechen und an diesem Blute ganz unschuldig sei? Da trat in die

bleichen Wangen des Vormunds die entschwunden gewesene Röthe, in seine starren Züge Bewegung des Lebens, in seine düstern Augen ein Strahl des Lichts zurück. Er hob sein Haupt empor und sprach mit klangvoller Stimme: „Ihr Männer, die ihr zu Gericht sitzet in dem Namen des Herrn, höret, was ich sage! Dreimal in meinem bisherigen Leben habe ich einen Eid geleistet; das erste Mal den Amtseid, als Anwalt, da ich die Rechte auszuüben begann; das andere Mal den Huldigungseid, als der König an die Regierung kam; das dritte Mal den Vormundschaftseid, als mir die Güter dieses Erschlagenen anvertraut wurden; jedesmal ist es mit gutem Gewissen geschehen, aber auch jedesmal mit dem Bedauern, daß wir noch nicht dahin gekommen sind, an dem Ja und Nein, wie es der Sohn des lebendigen Gottes gewollt hat, genug zu haben. Heute preise ich den Herrn des Himmels und der Erde mit lauter Stimme, daß es einen Reinigungseid zur Rettung der Unschuld giebt, und ich sage euch: ich werde, sobald es zulässig ist, mit Muth und Freudigkeit zu diesem Eide mich stellen, meine rechte Hand zum Himmel heben, die drei ersten Finger derselben emporrichten zu einem Zeugniß vor dem dreieinigen Gott, und meine linke Hand auf die offene Todeswunde meines lieben Mündels legen und schwören vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes und bei offenen Thüren des Gerichts, daß ich unschuldig bin an diesem Blute!" Das war so herzhaft gesagt, und so fromm verlautbart, daß alle Anwesenden einen tiefen Eindruck empfingen. „Aber," fuhr der Verklagte weiter fort, „aber es kann zuvor noch ein anderer Beweis meiner Unschuld geführt werden. Ich trage darauf an, daß ein Arzt, welcher zur Ausübung der gerichtlichen Arzeneikunde vereidigt ist, den Leichnam besichtige und zu Protokoll auf seinen Eid aussage, wie viel Zeit wohl schon seit dem Verscheiden des Jünglings vergangen sein muß?" Dieß wurde ausgeführt. Der Gerichtsarzt erklärte in der angegebenen Weise, es seien schon Spuren der innern Auflösung vorhanden, und mit Bestimmtheit lasse sich aussprechen, daß die Ermordung in den letzten 24 Stunden nicht erfolgt sein könne. — Der Verklagte trug nun ferner darauf an, daß man einen bejahrten Gutsbesitzer in der nahe gelegenen Stadt als Zeugen darüber eidlich abhören möge, daß er, der Rechtsgelehrte, die ganze Zeit von 24 Stunden rückwärts gerechnet, bis an den Augenblick des Abschieds des Ermordeten, in der Wohnung und unter den Augen des Zeugen gewesen, von diesem auch auf der Heimfahrt stets begleitet worden sei. Das Gericht willigte in diesen Antrag. Der Gutsbesitzer, ein Greis in weißen Haaren, wurde am nächsten Morgen in Gegenwart des Gerichts befragt: ob er die Angabe der Zeit, wie geschehen, bestätigen könne und darauf den Zeugeneid ablegen wolle? Der alte Mann trat dar und sprach: Bis heute habe ich noch niemals meine drei Finger vor Gericht aufgehoben, und habe auch Gott gebeten, um eines heimlichen

Grauens willen, mich mit der Ablegung eines Eides bis an mein Lebensende gnädig verschonen zu wollen. Aber heute gilt es, die Unschuld eines rechtschaffenen Mannes Gott zu Ehren klar zu machen; darum lege ich den vorgeschriebenen Eid und meine Aussagen ohne Grauen, ja mit großer Herzensfreudigkeit ab. Nachdem dies geschehen war, wurde der Rechtsgelehrte von dem Verdachte frei gesprochen und sofort auch in Freiheit gesetzt. Als man gegen Abend eben im Begriff stand, die Leiche zur Erde zu bestatten, verbreitete sich plötzlich das Gerücht: der kleine Hund, welcher sich seit gestern ganz verloren hatte, habe sich vor dem Thore der Stadt gegen einen fremden Mann gestellt, dringe mit wüthenden Bissen auf denselben ein, und lasse ihn nicht von dem Platze, auf welchem sich bereits eine große Volksmenge versammelt habe. Der Fremde wurde verhaftet; in seinem Reisebündel versteckt fand sich die Uhr des Erschlagenen und das Oberkleid, ingleichen in Tücher gewickelt ein Spitzhammer und ein Messer. Noch an demselben Abende gestand der Mörder seine That.

Wenn wir nun diese Geschichte überblicken, so können wir daraus ersehen, wie in so gar vielen Fällen der Gebrauch des Eides, oder die Berufung auf den göttlichen Namen, im Angesichte der Obrigkeit vorkommt. Wer unter euch, ihr Kinder, wird mir wohl diese Fälle aus der Erinnerung aufzählen? Aber dieß ist es doch eigentlich nicht, was aus der Erzählung abgenommen werden soll. Laßt euch an die Hauptsache erinnern. Zweimal in der Erzählung haben wir eines Eides gedacht, welcher recht mit Herzensfreudigkeit gesprochen werden konnte, und bei dessen Anhörung wir Alle fühlten, wie gut und wohlgefällig das sei. Nennet mir diese beiden Eidesleistungen! Welchen Personen wurden sie vorgelegt? Zu welcher Gattung des Eides gehörten sie? Was war es denn aber, was den Rechtsgelehrten mitten in dem schrecklichen Ereigniß so freudig machte, sich zu einem Eide zu verstehen? Und was war es, was dem Gutsbesitzer eben dazu so herzliche Willigkeit einflößte? Dort also die Unschuld, hier die Nächstenliebe, und beide Mal das Bestehen in der Wahrheit — das ist es, worauf sich das Urtheil gründen kann, der Eid gehöre auch unter uns Christen, die wir noch warten auf das Reich Gottes, zu dem rechten Gebrauch des göttlichen Namens, welcher noch unter uns fortbestehen darf und soll, wie geschrieben ist:

Hebr. 6, 16. „Der Eid macht ein Ende alles Haders, dabei es fest bleibet unter ihnen."

Werdet ihr in künftigen Tagen einmal das Rathhaus oder Richthaus betreten, um einen Eid zu thun, so fraget euch, ob die drei Engel — Wahrheit, Unschuld, Liebe, in eurem Geleite gehen? und nehmet den Wahlspruch wohl in Acht:

Ps. 119, 109. „Ich trage meine Seele immer in meinen Händen und ich vergesse deines Gesetzes nicht!"

So viel von dem rechten Gebrauche des göttlichen Namens!

§. 7.

Von dem Mißbrauche des göttlichen Namens.

Vorlesung aus Psalm 99.

„Der Herr ist groß zu Zion und hoch über alle Völker. Man danke Deinem großen und wunderbarlichen Namen, der da heilig ist. Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb. Du giebst Frömmigkeit, Du schaffest Gericht und Gerechtigkeit in Jakob. Erhebet den Herrn, unsern Gott, betet an zu seinem Fußschemel; denn Er ist heilig."

Gesang.

Du sollst nicht führen zu Unehr'n Den Namen Gottes Deines Herrn; Du sollst nicht preisen recht noch gut, Ohn' was Gott selbst red't und thut. Kyrieleis!

Gebet.

Blicke uns, o Vater, in Gnaden an! Sende uns auf den Weg und in das Herz Deinen heiligen Geist, und stelle ihn selbst zum Wächter und Zuchtmeister über uns, daß wir nicht übertreten Deine Zeugnisse und in Verdammniß gerathen. Als vor Zeiten Dein Volk versammelt war am Berge Sinai, da hießest Du Deinen Knecht Moses ein Gehege um denselbigen Berg machen und ausrufen: wer das Gehege überschreiten würde und den Berg anrühren, der solle des Todes sterben! O lehre uns bedenken, daß wie ein zweiter Sinai, wie ein heiliger Berg, Dein Name sich vor uns und über uns erhebet, Dein Name, Du Höchster! und daß um denselben Du ein Gehege aufgerichtet hast, Deine Heiligkeit, davor unsre Füße zurückweichen, unsre Worte unter Zucht treten, unsre Gedanken sich scheuen sollen, auf daß wir nicht dem Tode verfallen, sondern das Leben haben! Amen!

Ihr seid wohl eingedenk, meine Kinder, daß wir bisher vom rechten Gebrauche des göttlichen Namens geredet haben. Aber ihr erinnert euch auch, daß das Hinschauen auf den rechten Gebrauch nur als Vorbereitung dienen sollte zu der Warnung, welche das zweite Gebot in sich faßt.

Wenn ein Jüngling das Glück hätte, von einem unbescholtenen, ehrenwerthen und weit und breit geliebten Vater abzustammen, und nicht allein des Vaters Vor- und Zuname wäre auf ihn übergegangen, sondern er wäre auch darauf geübt, den Namenszug des Vaters in ganz ähnlicher Weise nachzubilden: würde der Jüngling es wagen, Briefe zu erbrechen, die an seinen Vater eingehen? Gelder einzunehmen, die in des Vaters Rechnungen geführt werden? oder Schulden zu machen auf denselben Namen? Gewiß würde des Sohnes Seele erzittern, wenn man ihm das nur zumuthen wollte; er würde sagen: Nein, des Vaters Name ist mir zu heilig, um ihn so zu mißbrauchen. Ich müßte mich selbst

verbannen von seinem Angesicht, wenn ich das gethan hätte, oder auch nur im Ernst gewollt.

An wen denkst du, mein Kind, bei der Erwähnung dieses theuern, hochgeehrten Vaters? Und wer mag abgebildet sein sollen in der Gestalt des Sohnes? Und welches ist das heilige Kleinod, an welchem sich der Sohn nicht vergreifen will? Und um welches schwere Verbrechen handelt es sich hier im Katechismus. Der Sohn, welcher dieses Verbrechen verabscheute, sprach gegen sich selbst eine Strafe aus, wenn er den Namen seines Vaters jemals so entheiligen sollte. Wie lautet die Androhung, welche Gott selbst mit dem zweiten Gebote verbunden hat?

Lasset uns still stehen vor dem Ernste dieser schweren Worte. Die Kinder des Volkes Israel hatten schon alle Ursache dazu, denn, wie ich euch früherhin gesagt habe, es lebte in ihnen der Gedanke: „Heilig und hehr" (Ps. 111, 9.), „herrlich und schrecklich" (5 Mos. 28, 58.) „ist sein Name!" — Aber den Christenkindern hat sich dieser Name weiter aufgeschlossen; denn das sind Jesu, des betenden Hohenpriesters, Worte (Joh. 17, 6.): „Ich habe deinen Namen offenbaret den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast!" Und sollten wir nicht auffinden und aussagen können, welche tiefere Erkenntniß des göttlichen Namens sich vor uns durch Christum enthüllet hat? —

Als Jesus in jenem Gebete begriffen war, da sprach er (Joh. 17, 11.): „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast!" Welcher Name wird hier nicht zwar als ein neuer, aber als ein jetzt reicher und tiefbedeutender hervorgehoben? — Als der Apostel Petrus mit Johannes als ein Gefangener vor dem hohen Rathe stand und den Hohenpriestern viel daran lag, daß der Name Jesu nicht mehr genannt würde, sprach Jener (Apostg. 4, 12.) das feurige Bekenntniß aus: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden!" Sag' mir, wessen Namen hatte der Apostel hierbei im Sinne? Wer also ist für uns in den heiligen Namen des Vaters mit eingeschlossen? Thut endlich noch einen Blick in die Eingangsworte des Evangeliums Johannis. Dort ist die Rede (1, 9.) von dem Worte, das vom Anfang an war, als ein wahrhaftiges Licht, welches alle Menschen erleuchtet: wer giebt sich abermals in dieser Beschreibung zu erkennen? Nun aber lautet der Ausspruch weiter also: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben!" Wessen Wirkung ist es denn, wenn ein Mensch ein Kind Gottes wird? In dem Gespräche mit Nikodemus nennt Jesus solche Kinder: „Menschen, die aus dem Geiste geboren sind!" (Joh. 3, 8.). Und er versteht unter dem Geiste den heiligen Geist. An wen hat also Jesus auch gedacht in jenem Gebete, da er bezeugte: Ich habe deinen Namen geoffenbaret den Menschen!? Und

auf welchen Namen sollen darum nach seiner Einsetzung die Seinigen alle getauft werden? Von diesem Reichthum der Erkenntniß Gottes, als des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, war Israel nur ein dunkler Schattenriß gegeben in dem Segen Moses. Wie lautet dieser? (4 Mos. 6, 24—26.). Je heller nun unter uns die Sonne der Offenbarung aufgegangen ist über dem Namen des dreieinigen Gottes, desto gewaltiger treten uns eben auch die Worte gegenüber: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht!"

In welcherlei Weise dieser Mißbrauch getrieben werden kann, darüber laßt uns die Erklärung des zweiten Gebotes im Katechismus hören:

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht **fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen.**"

Ehe wir in diese Reihe eintreten, wollet noch einmal zurücksehen auf die Forderung, welche der Herr, unser Gott, selbst ausgesprochen hat (2 Mos. 3, 15.): „Bei diesem meinen Namen soll man meiner gedenken für und für! Wenn er nun dieses Andenken für und für, d. i. ohne alle Ausnahme, gebietet, so oft wir seinen Namen nennen, so muß es doch Menschen geben, bei denen eine solche Ausnahme vorkommt: wie werden diese den Namen Gottes gebrauchen und im Munde führen? Wir haben Ausgaben des lutherischen Katechismus, in welchen dieses gedankenlose und eitele Aussprechen des göttlichen Namens noch besonders bezeichnet wird durch den Beisatz „unnützlich führen." Es giebt nämlich Menschen, welche, wenn ihnen etwas Ueberraschendes begegnet, ausrufen: „Herr Gott!" — oder wenn sie über etwas Großes und Mächtiges erstaunen, sich der Worte bedienen: „Gott's Tausend!" oder bei einem kleinen Schmerz oder Schrecken aufschreien: „Herr Jesus!" Wenn ihr sie fragt: was sie denn bei diesem göttlichen Namen gedacht haben? so werden sie nichts zu antworten wissen, als etwa: sie hätten sich dergleichen Anrufungen angewöhnt. Wie geschieht es denn, daß man sich ein Thun ohne Gedanken angewöhnt? Zu welcher Zeit wird man also aufmerksam sein müssen, daß eine böse Gewohnheit sich nicht festsetze? Wir pflegen im alltäglichen Leben, wenn wir besorgen, es könnte etwas Wichtiges von uns vergessen werden, den Vater, die Mutter, die Geschwister, die Freunde zu bitten: Erinnere mich doch! Wenn nun etwa Kinder unter euch wären, welche sich an die gedankenlosen Worte: O Gott! Gott's Wunder! Herr Jesus! gewöhnt hätten, und immer wieder vergäßen, bei diesen Worten etwas zu denken: welche Bitte sollten dieselben wohl an die Ihrigen richten? Und was könnten sie dann gewiß hoffen? Irre ich nicht, so sind unter

euch nicht Wenige, welche mit jener Sünde schon behaftet sind. Einem betrunkenen Menschen vergiebt man es wohl, wenn er allerlei ohne Sinn und Verstand redet: sollten wir es uns wohl in nüchternem Zustande vergeben dürfen, wenn wir so umgingen mit dem göttlichen Namen? Nun so behaltet, was Paulus an die Corinther geschrieben hat (1 Cor. 15, 34.):

„Werdet doch einmal recht nüchtern und sündiget nicht! Denn Etliche wissen nichts von Gott — das sage ich euch zur Schande!“

1. Was wird nun in unserm Katechismus als gröblicher Mißbrauch des Namens Gottes zuerst genannt?

Ich habe vor wenig Stunden erst ein Psalmlied Davids (Ps. 103.) angeführt, in welchem man den rechten Gebrauch des göttlichen Namens, oder, wie es dort hieß, des heiligen Namens, kennen lernen konnte. Wie sang David, als er sich der großen Wohlthaten seines Gottes erinnerte, und gerührt war von der Barmherzigkeit, welche ihn gesund gemacht an Seele und Leib? — Erinnerst du dich nicht auch eines alten schönen Liedes, in welchem eine Aufforderung enthalten ist, solches Lob darzubringen „dem Herrn“, „dem mächtigen König der Ehren?“ Und vielleicht noch eines andern, in welchem dieses Opfer an „Lob und Ehr“ zugewendet wird dem „höchsten Gut, dem Brunnquell aller Güte?“ Wenn solch ein Psalm gebetet, solch ein Lied gesungen wird, da bewegt sich unser Gemüth in heiliger Freude; denn (Ps. 92, 2.): „Das ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster!“

Gleichwie nun aber das Licht ein Gegentheil hat — die Finsterniß, oder wie dem Leben gegenüber tritt, als ein Feind, der Tod, so verhält es sich auch mit dem Loben und Danken in einer Seele beim Namen Gottes: welches ist wohl dieses Gegentheil, diese Ausgeburt der Finsterniß und des Todes? Jakobus sagt einmal (3, 10.): „Aus einem Munde gehet Loben und Fluchen. Das aber, liebe Brüder,“ setzt er hinzu, „soll nicht also sein!“ Sehet, meine Kinder, hier wird uns der erste gräßliche Mißbrauch des göttlichen Namens angeführt, — ich meine das Fluchen. O wie ist doch in einer Seele Licht und Leben, wenn sie beten, loben und danken kann! Was wird dagegen einkehren in die Seele dessen, der da flucht?

Wir nennen Gott mit einem großen und schönen Namen unsern Schöpfer. Der Prediger Salomo ermahnt schon ein jedes Kind (Pred. 12, 1.): „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend!“ — Wenn ich ihn meinen Schöpfer nenne: als was sieht er mich an? Als Hiob sich erinnerte, er sei ein Geschöpf Gottes, da rühmte er: „Leben und Wohlthat hast du an mir gethan und dein Aufsehen bewahret meinen Odem“ (Hiob 10, 12.). Als Paul Gerhardt bei diesem Gedanken verweilte, da sang er: „Ich bin ja

von mir selber nicht entsprungen, noch formiret, mein Gott ist's, der mich zugericht't, an Leib und Seel' gezieret." Nun saget mir doch, wie nennt man denn das reiche Gefühl, welches wir für einen Wohlthäter im Herzen bewahren? Und wie fühlen wir uns da, wo wir eingewurzelt sind mit unserm ganzen Leben, wie ein Kind an der Mutterbrust, wie ein Rebe an dem Weinstock? Als Paul Gerhardt gedachte, so sei es zwischen ihm und Christo bewandt, da stimmte er den Vers an: „Ich hang' und bleib' auch hangen an Christo als ein Glied." Und wirst du etwas Anderes sagen mögen, wenn du an das Verhältniß deiner zu deinem Schöpfer dich erinnerst? So verstehst du mich nun gewiß, wenn ich dir sage: Die Gefühle der Dankbarkeit und der Abhängigkeit sollen in deinem Herzen lebendig sein, so oft du Gottes Namen nennest! Diese Dankbarkeit und dieses Festhangen an Gott erscheint nun gar nicht schwer, so lange uns Alles nach Wunsch geht; aber wann wollen diese Gefühle mit besonderer Treue und Liebe in uns festgehalten sein?

Ihr wisset, den alten Tobias, den treuen Diener Gottes, traf in seinem höheren Alter ein sehr trauriges Schicksal: kannst du mir es erzählen? Als er das theure Augenlicht verloren hatte, da zogen sich seine Freunde von ihm zurück, ja sein eigenes Weib wurde heftig und bitter, und sprach: Man sieht es jetzt, daß dein Vertrauen nichts ist. O höret, meine Kinder, was uns von dem lieben Greise erzählt wird (Tob. 2, 13.): „Nachdem er von Jugend auf Gott gefürchtet und seine Gebote gehalten hatte, zürnete, noch murrete er nicht wider Gott, daß er ihn hatte lassen blind werden, sondern blieb beständig in der Furcht Gottes und dankte Gott all sein Lebenlang." Aus dieser Beschreibung ist zu entnehmen, was wohl mancher Mensch in einer ähnlichen traurigen Lage gethan haben möchte. Wie wird nämlich hier das Gegentheil vom Loben und Danken, also das Fluchen, in seinem ersten Anfange geschildert?

Dieses Zürnen und Murren wider Gott ist eine alte, tief eingefleischte böse Regung in dem Menschen. Schon als die Kinder Israel in der Wüste waren, ließ sich die Frage Gottes hören (4 Mos. 14, 27.): „Wie lange murret diese böse Gemeinde wider mich?" Selbst fromme Freunde Gottes haben sich nicht frei davon erhalten. Was lesen wir von Hiob (3, 1. f.)? — Gar nachdrücklich hatte Jesaias, der Prophet (45, 9.), ausgerufen: „Wehe dem, der mit seinem Schöpfer hadert, der Scherbe mit dem Töpfer des Thons!" Und doch gab es einen Augenblick, wo der treue Knecht Gottes Jeremias, weil ihn sein Amt so drückte und weil er den Jammer und das Herzeleid seines Volkes vor sich sah, sich wie ein Scherbe vor seinem Schöpfer geberdete und sprach (Jer. 20, 14.): „Verflucht sei der Tag, darinnen ich geboren bin; der Tag müsse ungesegnet sein, darinnen mich meine Mutter gebo-

ren hat!" Wenn das solchen Männern widerfahren konnte, wie sehr thut es dann Noth, daß wir auf die Warnung des Apostels Paulus hören (1 Cor. 10, 10.): „Murret auch nicht, wie jener Etliche murreten!" Das Murren und Fluchen oder Lästern stehen aber und wachsen auf einem Stamme. Ich habe wohl ein tolles, thörichtes Kind gesehen, welches, da ihm die Mutter nicht zu Willen war, zuerst seine Hand aus ihrer Hand riß, darnach von ferne trat und mit finsterm Gesichte die Drohung hervorbrachte: Nun habe ich dich auch nicht mehr lieb! endlich aber das Schmähwort ausstieß: Du garstige Mutter! Das kam Alles aus einer Quelle, Alles aus einem vom bösen Geiste getriebenen Herzen. Woran kann uns dieses Exempel aus der Kinderwelt erinnern? Allerdings ist diese Vergleichung gestattet, denn aus der grauen Vorzeit des Alten Testamentes herauf hören wir noch heute die Frage Gottes: „Dankest du also deinem Gott, du toll und thöricht Volk?" (5 Mos. 32, 6.) Wir wollen uns einige Erzählungen der biblischen Geschichte in's Gedächtniß rufen.

Aus wessen Munde ist denn einstmals das strafende Wort gekommen: „Du redest, wie die närrischen Weiber reden! Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?" Durch welche Rede hatte Hiobs Weib dieses Urtheil sich zugezogen? (Hiob 2, 9.). Und diese ihre Rede: „Ja, segne Gott und stirb!" woran erinnert sie dich aus der Geschichte jenes Knaben?

Wer kann mir sagen, wo der Ritter gelebt hat, welcher so weit abgetreten war von seinem Gott, daß er, als einer ausgehungerten Stadt schnelle Hülfe durch wohlfeile Preise verheißen ward, höhnend aussprach: „Und wenn der Herr Fenster am Himmel machte, wie könnte Solches geschehen?" Wißt ihr von der Strafe, die ihn für diese lästernde Frage getroffen hat? (2 Kön. 7, 2. 19. 20). Und wessen Bild erscheint euch abermals in dieser Geschichte?

Ein sehr ähnliches Ereigniß ist in der neueren Zeit erlebt worden. Ein Hauptmann an der Spitze einer Schaar von Kriegsleuten hatte sich am Morgen vor der Schlacht unter einen Baum zurückziehen müssen, weil ein schweres Gewitter unter Wassergüssen und Donnerschlägen über dem Heere dahinzog. Toll und thöricht, wie der Mann war, brach er in die freche Rede aus: „Donnere nur! wir wollen bald wieder donnern!" Er hatte das kaum über seine Lippen gebracht, als ein Wetterstrahl herniederfuhr, seinen Leib als eine Leiche zur Erde warf und seine Seele vor Gottes Richterstuhl rief.

Wie ernst dieser Richter verfahren wird, das hat er vor Zeiten in Israel durch ein besonderes Gesetz zu erkennen gegeben. „Welcher seinem Gott fluchet, der soll seine Sünde tragen, und welcher des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen!"

(3 Mos. 24, 15. f.). Ist das irgend einmal vorgekommen in der Geschichte von Israel? Lasset uns nachlesen, was 3 Mos. 24, 10—16. geschrieben steht! —

O wachet denn über Herz und Lippen, daß Murren, Lästern und Vermessenheit fern von euch bleibe! Das Alles ist begriffen unter der Warnung: daß wir bei seinem Namen nicht fluchen.

Wenn nun aber Jakobus von der bösen Zunge also redet (3, 9.): „Durch sie loben wir Gott den Vater, und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht!" welche Bedeutung ganz anderer Art muß das Wort „Fluchen" wohl noch haben? Du hast eben jetzt aus dem apostolischen Spruche einen lieblichen Namen Gottes vernommen: welcher ist gemeint? Aber warum nenne ich den Vaternamen Gottes einen lieblichen Namen? Könntest du mir vielleicht den Liedervers aufsagen: „Sein Sohn ist ihm nicht zu theuer?" Was quillt in dem „unergründten Brunnen", von welchem hier die Rede ist? Wenn nun aus dem Namen Gottes dir eine solche Quelle der Liebe zuströmt: was für eine Gesinnung wirst du dir auch bewahren müssen, wenn du den Namen Gottes gebrauchst, oder nur denkst? — Noch Eins! Ein Lied, das euch vielleicht bekannt ist, enthält den Trost für bekümmerte und geängstete Gemüther: „Der Schöpfer neiget die Vateraugen denen zu, die sonsten nirgends finden Ruh! Gebt unserm Gott die Ehre." Was theilen demnach die treuen Vateraugen Gottes zugleich mit der Liebe an unruhige und bekümmerte Herzen der Menschen aus? Was wird also auch ein frommer Mensch, wenn er sich zu Gott wendet, in diesem Herzensschrein bewahren müssen? Gewiß verstehen wir uns nun, wenn ich fordere: Die Gesinnung der Liebe und des Friedens muß uns beseelen, wenn wir den Namen Gottes nennen.

Wir haben, als vom rechten Gebrauch des göttlichen Namens die Rede war, Beispiele gehört, in denen ein solches Regen der Liebe, ein solcher Sinn des Friedens sich unter den Menschen kundgab. Wie lautete der Zuruf, mit welchem sich fromme Landleute auf dem Wege begegnen, mit welchem sie sich bei der Arbeit anrufen? Was pflegen gläubige Eltern vom Sterbebette aus über ihre Kinder zu sprechen? Und wie wird beim Ausgange des Gottesdienstes die Gemeinde von dem Pfarrherrn entlassen?

So ist der Segen eine Liebes- und Friedensmittheilung, welche ein Mensch dem andern zudenkt; aber sie ist von besonderer Art. Wenn ein Freund zu seinem Freunde herzlich spricht: Bleib gesund! Komm wohl nach Hause! Schlafe wohl! so sind das gute Wünsche, deren Erfüllung nicht von uns abhängt, aber von Gott erwartet wird. Als der Hohepriester Eli den Elkana und die Hanna segnete (1 Sam. 2, 20.) und sprach: „Der Herr gebe dir Nachkommen von diesem Weibe, um die Bitte, die sie vom Herrn gebeten hat", so war dieß gewiß auch ein guter Wunsch, und

bei wem allein stand es auch in diesem Falle, denselben zu erfüllen? Allein an wen richtete Eli zugleich den Trost seines Gebets? Wodurch wird also der gute Wunsch eines mit Gesinnung der Liebe und des Friedens erfüllten Herzens zum Segen? — Segnen heißt demnach: aus einem Herzen, in welchem Liebe und Friede wohnen, auf den Nächsten herab gute Gaben von Gott erflehen.

Das gerade Gegentheil hiervon wird in der heiligen Schrift einigemal gleich daneben gestellt in Sprüchen, welche euch wohl bekannt sind; z. B. Röm. 12, 14.: „Segnet, die euch verfolgen, **segnet**, und **fluchet** nicht!" und Matth. 5, 44.: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen." Auch hier stehen also wieder zwei Dinge gegeneinander, wie Licht und Finsterniß, wie Tod und Leben. Was tritt da in der Seele des fluchenden Menschen an die Stelle der Liebe und des Friedens? Und was für Wünsche kommen nun aus dieser Seele voll Haß und Zorn? Und wie soll Gott dem aufgebrachten und feindseligen Flucher gegen seinen Nächsten zu Hülfe kommen? Er spricht in seinem Zorn, wenn ihm Jemand ein Leid gethan hat: Den soll ja ein Donnerwetter in die Erde schlagen! Der soll die schwere Noth kriegen! Den muß ja lebendig der Teufel holen! — Ist dieses Schreckliche auszuführen dem Menschen selbst in die Hand gegeben? An wen muß also der Flucher sich wenden? Und wozu soll der liebreiche und barmherzige Gott ihm dienstbar werden? Siehe da, wie schrecklich und grauenhaft der Mißbrauch ist, welchen der Flucher mit dem Namen Gottes treibt! Wenn ein treuer Arzt einem kranken Menschen eine heilsame Arzenei verschrieben hat, und ihm beim Eingeben zuruft: Gesegne dir's Gott! findet ihr dabei ein Unrecht und eine sträfliche Zumuthung gegen Gott? Wenn aber ein Giftmischer für seinen Feind einen tödtlichen Trank bereitete und denselben unter die Suppe heimlich mischte: könnte der wohl aufblicken mit seinen Mörderaugen und zu dem Vater des Lebens sagen: Komm, hilf mir, daß ich meinen Zorn stille und meine Rache sättige? — Darum segnet, und fluchet nicht! — Habt ihr wohl von dem Manne je gehört, welcher dem König David in den Tagen des tiefsten Herzeleids fluchte und ihn mit Steinen warf? Leset die Geschichte (2 Sam. 16, 5—12.) und gedenket dabei noch einmal an das zweite Gebot und an die Warnung: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht fluchen!

2. Nicht schwören — so lautet, was nachfolgt, das Zweite! Wir haben uns schon deutlich gemacht, daß uns der Name Gottes gegeben sei, daß wir dabei Gottes für und für gedenken, diesen Namen heiligen, denselben auch in allen Nöthen anrufen, beten, loben und danken. Eben damals ist uns auch klar geworden, nicht bloß das Anrufen des göttlichen Namens, sondern auch ein Berufen auf denselben sei uns gestattet, und zwar zur

Versicherung von der Wahrheit und Zuverlässigkeit einer Aussage oder Zusage. In wie viel Fällen mußten wir diese Berufung für erlaubt und Gott gefällig halten? Wie nannten wir diese Berufung in dem ersten Falle? Und wie in dem zweiten? Wem steht es eigentlich nur zu, sich einer Betheurung zu bedienen? Von wem muß die Aufforderung zu einem Eide ausgegangen sein, wenn er keine Versündigung sein soll? Und wenn er verordnet ist: wie haben wir die drei Engel genannt, ohne deren Begleitung wir den Weg in das Schwurzimmer nicht betreten dürfen? Lasset uns noch einmal der Worte gedenken: „Ich trage meine Seele immer 2c."

Wie Nacht auf Tag, wie Tod auf Leben, so folgt auch hier wieder auf den rechten Gebrauch des göttlichen Namens die schwere Versündigung an dem göttlichen Namen durch keckes und durch freventliches Schwören.

Liebe Kinder, ihr habt gewiß noch in guter Erinnerung, was zur ersten Bitte von euch gelernt worden ist: Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig. Gott nennen wir ihn: sage mir, welche Bedeutung hat dieser Name? Könntest du nicht gleich antworten mit einem Bibelspruch, in welchem die Erklärung dabeisteht: „Kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er?" Gott oder Gut heißt er also mit Namen, weil er von allem Bösen rein, frei, weil er heilig ist. Woran nun diese Reinheit, Klarheit und Heiligkeit Gottes recht zu erkennen sei, das lehret uns Jesus in seinem Gebete (Joh. 17, 17.): „Heilige sie in deiner Wahrheit!" Und darum versichert er auch an einem andern Orte: „Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, denn seine Werke sind in Gott gethan!" (Joh. 3, 21.).

Jetzt wird nun die Frage zu beantworten sein: was denn in einem Menschenherzen wohnen müsse, welches den Namen Gottes anruft und auf den Namen Gottes sich beruft? Du sagst mit Recht: Reinheit und Wahrheit; aber glaubst du denn, daß es ein Herz gebe, an welchem nichts Unreines hafte? Kennst du auf Erden eine Seele, welche nicht etwas Trübes in sich trüge? Wenn dem so ist: was dürfte eigentlich ein Menschenmund nie aussprechen? Doch ich muß die Frage gleich weiter fortsetzen: Sollte es denn mir wirklich verwehret sein, selbst mit einem noch unreinen und trüben Herzen meinen Gott anzurufen und aufrichtig zu sagen: Mein Vater, meine arme mit der Sünde behaftete Seele suchet deine Gnade und Hülfe; aber sie ist's nicht werth? Gedenket des Petrus am See! Jesus sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht!" als wollte er sagen: Ich weiß es wohl, daß dein Herz noch nicht fest und gewiß ist, aber ich höre aus deinem Bekenntniß, daß du aus der Wahrheit bist. Gedenket der Rede des verlorenen Sohnes! Nicht Reinheit, nicht Klarheit war in dieses Jünglings Leben und Wandel; doch was war in seinem Geständniß ausgesprochen? Und wenn die Wahrheit auf seinen Lippen war: wo mußte sie auch wohnen?

Welches scheint dir nun das Kleinod zu sein, welches ein Mensch sich jedenfalls bewahren muß, wenn er sich auf Gott berufen will? Und zwar die reine Wahrheit. Wenn ich einem Freunde eine Nachricht mittheile und er die Frage folgen läßt: Sie scherzen wohl? was will er dadurch für ein Urtheil über meine Erzählung fällen? Und wenn ich ihm erwiedere: Nein, es ist mein voller Ernst! was will ich damit versichern? Zwei verschiedene Stimmungen, Ernst und Scherz, sind hier genannt — was ist's, das von der Wahrheit, welche du vor Gott bezeugest, ganz fern bleiben muß? Welche Stimmung ist dagegen unzertrennlich von jeder feierlichen Aussage der Wahrheit? Wird also von reiner Wahrheit gesprochen: wie verstehen wir das? Aber es wird noch Eins in Betracht kommen. D. Luther sagt einmal: Das Wort ist die Scheide, worin das Messer des Geistes steckt. Das Wort, welches wir reden, kennest du; was das Messer des Geistes sei, will ich dir sagen: es ist der Gedanke. Was soll also die Rede Luthers bedeuten? Wenn nun ein Messer kurz und schmal ist: wie wird auch die Scheide sein? Wo dieß als Regel gilt: was lernt man dann schon an der Scheide kennen? Aber es könnte Jemand die Scheide lang machen und das untere Ende stumpf, um einen kurzen und spitzen Dolch dadurch zu verhüllen: was würde dann der Beschauer nicht gleich erfahren? Die Wahrheit nun, welche ein Mensch als vor Gott aussprechen will, liegt auch vorher als ein Gedanke in seiner Seele, und welches ist die Scheide für diesen Gedanken? Wenn nun das Wort den Gedanken umfaßt und nicht weniger, auch nicht mehr, dann wird der Zuhörer die volle und nackte Wahrheit erfahren: wie wird's aber sein, wenn die Worte viele Umschweife und Bogengänge machen? Solche verhüllte oder versteckte Wahrheit bestehet nicht vor Gott. Als ich vorhin reine Wahrheit zur Bedingung machte, habe ich also zweierlei fortgewiesen: den Scherz und die Verkleidung; und was ist's dagegen, was Gott von dir verlangt, wenn du dich auf seinen Namen berufst? Du wirst antworten dürfen: Ernste und volle, nackte Wahrheit.

Solche ernste, volle, unverhüllte Wahrheit bezeugte Jesus vor dem Hohenpriester, als er auf die feierliche Aufforderung: „Ich beschwöre dich, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes?" die eben so feierliche Antwort gab: „Du sagst's, ich bin's!"

Nun urtheilt aber doch: ist denn wohl ein reiner Ernst dabei, wenn die Leute in ihren alltäglichen Reden und Erzählungen bald einmal ausrufen: „Weiß es Gott!" „Wahrlich!" bald einmal wieder: „So wahr ich lebe!" oder: „Gott straf' mich!"? Und wenn Andere statt des göttlichen Namens Dinge nennen, welche zwar nicht Gott selbst sind, aber nur allein in ihm ihr Bestehen haben, wie zu Jesu Zeiten, wo sie ausriefen: „Beim Himmel!" „Bei der Erde!" „Bei meinem Haupte!" „Bei Jerusalem!" meint ihr, daß

sie hier die Absicht haben, die volle, nackte Wahrheit zu versichern? Gesetzt aber auch, sie hätten wirklich die Absicht, die Wahrheit, wie sie ist, gewiß zu machen: wird ihnen das bei uns gelingen, wenn sie einen Schwur hinzuthun? Und gesetzt, es gelänge ihnen, bei uns durch ihr Schwören mehr Glauben zu gewinnen, als durch die einfache Treue ihres Wesens: dürften sie darum wider Gottes Willen handeln? Welches göttliche Gebot würden sie durch ihre Berufung brechen? Wie drückt dies Jesus in der Bergpredigt aus? Mit welchen Worten läßt sich Jakobus darüber vernehmen? (Matth. 5, 36. Jakob. 5, 12.).

Nun denn so fliehet, als eine Versündigung, dieses Schwören bei halb scherzhaften, halb leichtfertigen Reden, in welchen die Wahrheit nie rein, nie ernst und voll erscheinen kann. Wir haben dies vorhin das keckliche Schwören genannt. Ach es ist dasselbe in dem Leben sonst guter Menschen, des David (1 Sam. 24, 23.), des Petrus (Matth. 26, 74.), vorgekommen.

Lasset daher Jesu Christi drohenden Ausspruch (Matth. 12, 36.) euch begleiten: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben.“

Wie dürfte ich aber an dieser Stelle schweigen von dem freventlichen Schwören, welches das zweite und gräßlichste unter den Vergehen gegen den Namen Gottes ist? Ich glaube zuversichtlich, daß euer Herz erzittert bei dem bloßen Gedanken, ihr könntet jemals eurer Seele Seligkeit von euch werfen und einen falschen Eid thun; oder ihr könntet von Jemandem vermuthen, der euch in Liebe angehört, er sei im Begriff, ein solches Verbrechen zu begehen. Aber die Sünde reißt den Menschen, welcher sich einmal in ihre Ketten begeben hat, von einem Abgrunde in den andern fort. Darum thut uns Allen Noth, daß wir aufblicken, wo Gottes Finger drohend aufgehoben ist.

In der Geschichte von dem erschlagenen Jünglinge, welche ich euch jüngst erzählt habe, kamen zwei Menschen vor, welche einen freudigen Muth und ein hochgehobenes Herz hatten bei dem Gedanken: Die Obrigkeit wird dich rufen, daß du vor Gottes Angesicht einen Reinigungseid oder einen Zeugeneid ablegest! Kannst du mir diese beiden Männer näher bezeichnen?

Welches Bewußtsein machte den Rechtsgelehrten getrost und freudig? Welches Gefühl drängte den alten Gutsbesitzer zu der Handlung des Eides, welche er bis dahin ängstlich gemieden hatte? Welches Kleinod war es, wofür Jener und Dieser in die Schranken des Gerichts eintreten wollte? Siehe, da kommen die drei Engel wieder: Unschuld, Liebe, Wahrheit! Wo diese Gäste einkehren, da gehöret auch das Herz dem Herrn. Es steht aber ge-

schrieben (2 Chron. 16, 9.): „Des Herren Augen schauen alle Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind!" Würde ich nun bei der Ablegung eines Eides das Gefühl der Unschuld vor Menschen, und das Gefühl der Liebe gegen meine Brüder und das Bewußtsein der Wahrheit in mir tragen: was würde dann auf meinem Herzen ruhen? und welche Wirkung würde ich davon verspüren? Nun aber denket euch einmal das Schreckliche: Ein Mensch, der mit Schuld beladen ist, und dem die Schuld im Herzen brennt, hebet seine Finger auf und schwöret bei dem allgegenwärtigen, allwissenden, heiligen, gerechten und allmächtigen Gott: Ich bin mir nichts bewußt! Ich habe keine Schuld! Vor seinen Augen zucket das Flammenschwert Gottes, in seiner Seele zittern die Schläge Gottes — er aber schwöret doch: Ich habe keine Schuld! Denket euch das Schreckliche: Ein andrer Mensch hat einer Seele zugesagt, er wolle ihr Treue halten und Liebe bewahren in Freude und Leid, und die Stunde, wo er das gethan, weiß er noch; sie steht unauslöschlich in seiner Erinnerung angeschrieben. Und die Seele, welche sich ihm hingegeben und seine Zusage für redlich gehalten hat, muß jetzt vor den Richter kommen und klagen: Er hat mir die Liebe mit Haß vergolten, er hat mich verrathen, verstoßen und sein Gelübde gebrochen! Jetzt erfolgt des Richters Ladung, und es tritt der Verklagte dem Gott unter die Augen, von dem geschrieben steht: „Er siehet das Herz an!" und schwöret bei seiner Seelen Seligkeit: Es ist nie ein Gedanke an Liebe, ein Wort von Liebe, ein Versprechen von Treue zwischen mir und dieser Person gewesen; ich will ewig verloren sein, wenn es anders ist!

Denkt euch das Schreckliche! Ein reicher Bauersohn hat bei einem Streit im Trinkhause den Sohn eines Tagelöhners erschlagen, und zwar mit einem hölzernen Stuhl, welchen er ihm nach dem Kopfe geschleudert. Der Thäter behauptet, sein Gegner sei mit dem Stuhle auf ihn eingedrungen; er aber habe sich nur gewehrt und den Stuhl mit Kraft zurückgestoßen. So sei das Unglück geschehen. Während Niemand von dieser Ausrede etwas wissen will, stellt der Angeklagte zwei Zeugen auf, denen er heimlich Geld gegeben hat. Diese erzählen nun, es sei Alles so hergegangen, wie der Bauernsohn angegeben hat. Der Richter fragt, ob sie im Stande und bereit seien, darauf den Zeugeneid zu thun, daß sie Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide ihre Angabe gemacht und daß sie nichts als die reine, ganze, volle Wahrheit sagen gewollt und wirklich gesagt? Nachdem sie das bejaht, werden sie in ein schwarz behängtes Zimmer geführt und vor einen Tisch gestellt, auf welchem die Bibel liegt und ein Bild des Heilandes am Kreuze aufgestellt ist. Da wird ihnen die ganze lügenhafte Ausrede vorgelesen, welche sie vorgebracht, und sie sprechen dasselbe nach, Wort für Wort. Ihr Seelsorger hat sie vorher nachdrücklich verwarnt, er hat ihnen mit bewegtem Tone aus ihrem Taufbunde und aus

ihrem Glaubensbekenntnisse vorgehalten, daß Jesus die Herzen kennt, daß er entschieden hat, die Lüge stamme vom Vater dem Teufel; daß Jesus selig machen kann, die durch ihn zu Gott kommen; daß er uns aber auch einst entgegentreten soll als der Richter über die Lebendigen und die Todten, und daß er jedem Frevler entgegenrufen wird: „Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk!“ Das Alles wissen sie, auch den Spruch des Sohnes Gottes hat ihnen ihr Beichtvater aus Matth. 16, 26. vorgelesen:

> Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder, was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?

Und doch stellen sie sich auf, verhärten ihr Herz, nehmen die Lüge auf ihre Lippen, recken die mit Sündengeld befleckte Hand zum Himmel empor und schwören einen falschen Eid!

Wie Donner ruft ihnen die Stimme des Herrn zu: „Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen und entheiligen den Namen eures Gottes; denn ich bin der Herr!“ (3 Mos. 19, 12.) aber sie achten es nicht!

Liebe Kinder, ihr habt die Beschreibung eines grauenhaften Verbrechens gehört; ihr wisset auch wohl schon, welch ein grauenhafter Name diesem Verbrechen beigelegt wird? — Vor alter Zeit, wenn eine Greuelthat, ein Ehebruch, eine Vergiftung, ein Raubmord geschehen war, sprachen unsre deutschen Vorfahren von einer Meinthat; der Mensch, welcher eine solche Nachricht überbrachte, wurde ein Meinbote genannt. Welchen Sinn hat es also, wenn der falsche Eid ein Meineid genannt wird? (Zach. 5, 1 — 4.) — Lasset uns etwas hören von den letzten Stunden eines meineidigen Menschen.

Ich habe gehört von einem Manne, welcher zwanzig Jahre lang einen Meineid auf seinem Gewissen getragen hatte, ganz heimlich, aber quälender, als Eiter in den Gebeinen. Die Seinigen wußten nichts von der Sünde; aber sie ängstigten sich viel um ihn; denn er stieg oft des Nachts auf, rannte im Zimmer umher und ächzte, und beim Tischgebete seiner Kinder zuckte es ihm in den Armen und auf den Lippen, und die Farbe seines Angesichts war stets mit Bläße bedeckt. Zweimal des Jahres, wenn sein Weib und seine erwachsenen Kinder zum heiligen Abendmahl gingen, legte er sich als ein Kranker nieder, und stand mehrere Tage nachher erst wieder vom Lager auf, und wenn der Prediger am Schlusse des Gottesdienstes den Segen sprach und an die Worte kam: Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden! da schüttelte es ihn durch und durch, wie Fieberfrost. Dieser unglückliche Mensch rannte in den letzten Jahren oft auf die Spitze eines Felsen und starrte hinab in's Thal; ein andresmal beugte er sich über das Geländer eines Brunnens und blickte mit Murmeln in die Tiefe,

und dann kehrte er, wie von Entsetzen ergriffen, wieder um. Eines Tages fand ihn sein Seelsorger im Walde, wo er zwischen den Bäumen umherschlich und die Augen starr auf den Boden geheftet hatte. Auf die Frage: Lieber Freund, habt ihr denn was verloren? antwortete er hastig: Ich suche, ich suche nach dem Anfang einer Geschichte, welche mir meine selige Mutter erzählt hat; aber ich finde immer nur das Ende; das Ende hieß: Gott verloren, Alles verloren! Der Seelsorger sprach freundlich: Höret mir zu! ich will euch an einen heiligen Spruch des göttlichen Wortes erinnern, von welchem wir den Anfang und das Ende wissen. Er lautet also: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.“ — Darauf wendete sich der Mann schnell um, bedeckte mit beiden Händen seine Augen und ging rasch waldeinwärts mit dem Ausruf: Ach, Herr Pastor, „es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ (Ebr. 10, 31.). Der Pastor sah ihm mitleidig nach und dachte bei sich selbst: Dieser Unglückliche ist nahe daran, den Verstand zu verlieren und ich fürchte, es nagt ein Wurm in ihm, der nicht stirbt. Nach etlichen Wochen verbreitete sich die Nachricht, der trübsinnige Mann sei bettlägerig geworden und es zeige sich eine fürchterliche Krankheit an seinem Leibe, dieselbe, an welcher vormals der König Herodes Agrippa (Apostg. 12, 23.) kläglich gestorben ist. Der Kranke, welchen kein Wechseln der Leibwäsche, kein Baden, kein Salben, keine Arzenei von seiner Plage befreien konnte, stöhnte, winselte, heulte abwechselnd, und wenn ihn sein Weib fragte: Kann ich Dir vielleicht eine Hülfe thun? gab er zur Antwort: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir könnte vergeben werden!“ (1 Mos. 4, 13.), und wenn sie ihn freundlich und liebreich aufforderte: Wir wollen Gott bitten, — seine Hand ist ja nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne! entgegnete er heftig: Ich weiß, daß geschrieben steht: „Weil du nun des Herren Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen!“ — (1 Sam. 15, 23.) und als sie einmal ihr jüngstes Töchterchen an das Bett führte und den Trostspruch beten hieß: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde!“ schrie er laut: Führet das Kind hinweg, weit hinweg, daß ich's nicht höre! Ach, für mich giebt es ein anderes Wort. Da, wo es steht (Ebr. 10, 29.), habe ich ein schwarzes Band in die Bibel gelegt. Laßt es meine Kinder lesen, wenn ich todt bin, wenn ich zur Hölle gefahren bin! Er meinte die Stelle: „Viel ärgere Strafe wird derjenige verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen tritt, und das Blut des Testamentes unrein achtet, durch welches er geheiligt ist, und den Geist der Gnade schmähet!“ — Sein Seelsorger, welcher täglich nach ihm sah, brachte es nicht weiter, als Weib und Kind. Er gedachte des heiligen Abendmahls; da zog der Leidende sich krampfhaft zusammen, hielt dann einen Finger auf seine Brust und sprach: „Der isset und trinket ihm selber

das Gericht!" Er erbot sich, am nächsten Sonntage, vor und mit der Gemeinde eine Fürbitte für ihn zu thun um ein seliges Ende; darauf fiel Jener ein: Das hilft mir nicht! Neun Worte stehen wie eine Mauer zwischen mir und Gott! Neun Worte? — fragten sich die Umstehenden, was soll das heißen? — Vier Wochen lang kämpfte der Kranke so. Bei den Nachbarn hieß es: Man erwartet das Ende jede Stunde! Aber wenn einmal in dem Sterbenden das Lebensflämmchen verlöscht schien, da wurde es von Angst und Verzweiflung wieder angefacht. Endlich, eines Abends spät, raffte sich der Unglückliche noch einmal auf, ließ den Pastor rufen, Weib, Kinder und Gesinde in das Zimmer treten, und sprach mit der letzten Anstrengung seiner Stimme: Sehet hieher auf meine Jammergestalt, höret auf mein Aechzen, merket auf meine Todesangst: hier liegt und ringt und stirbt ein Mensch, der einen Meineid gethan hat! Herr Pastor, die Mauer aus neun Felsenstücken zwischen mir und Gott, sie liegt auf meiner Seele, sie bricht mein Herz. Fassen Sie an, fest an! Reißen Sie durch, durch! Mit diesem Geschrei sank er zusammen, und als man hinblickte, da war er todt.

Der Geistliche stand lange still vor der Leiche. Dann kehrte er sich zu der Familie und sprach: Ich will euch die neun Worte nennen, an denen das Herz dieses Mannes gebrochen ist. Es sind die Schwurworte: So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum. Amen! Lasset uns miteinander knieend das „Christe, du Lamm Gottes" und ein Vater Unser beten. —

3. Nicht zaubern! So lautet die dritte Untersagung, welche unser Katechismus zur Auslegung des zweiten Gebots beibringt.

Ich erinnere euch daran, liebe Kinder, wie wir versucht haben, die verschiedenen Namen Gottes für unsre Betrachtung zu ordnen und abzutheilen. Werdet ihr wohl im Stande sein, mir noch einmal die Namen anzuführen, welche zunächst den Gedanken an das Sein und Dasein desselben lebendig machen? Und sodann diejenigen, welche das Wesen und die inneren Eigenschaften Gottes uns vor die Seele bringen? Und endlich in dritter Reihe diejenigen, welche die Vorstellung von seiner Gewalt und Wirksamkeit erwecken?

Wie lautet denn im Alten und Neuen Testamente der Name, welcher unserm Gott gegeben ist, daß daraus vornehmlich seine Gewalt und Wirksamkeit von uns erkannt werde? Wie sangen Moses und die Kinder Israel (2 Mos. 15, 3.), nachdem Pharaos Wagen und Rosse in's Meer gestürzt worden waren durch den, der Allem gebeut, dem Alles dienet? Und er selbst, der treue Gott unsres Heils, er hat es nicht bloß durch den Propheten verkündigt (Jes. 45, 5. 6.): „Ich bin der Herr und sonst Keiner mehr, kein Gott ist ohne ich!" sondern schon damals am rothen Meere, als das Volk den Lobgesang gesprochen hatte: „Der Herr ist der

rechte Kriegsmann! Herr, das ist sein Name!" Dort sprach er: „Ich bin der Herr, dein Arzt. Was erwartet denn ein kranker Mensch bei dem Arzt zu finden? Darum gehört es auch zu dem Ruhm eines Arztes, daß ihm nachgesagt werden kann, er habe schon vielen Menschen geholfen. Wenn nun Gott selbst sich die Namen Herr und Arzt beilegt, so stellt er sich einerseits als Gebieter und Machthaber über uns dar; aber als was will er ebenfalls von uns erkannt sein? Darum singt David (Ps. 54, 3.): „Hilf mir, Gott, durch deinen Namen!"

Nun laßt uns doch einmal nachfragen, wie es in dem Herzen eines frommen Menschen aussieht, wenn er den Namen Gottes seines Herrn und Helfers nennt. Der Psalmendichter Assaph sagt es uns besser, als ich's abfragen kann (Ps. 73, 28.): „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn. Und in demselben Sinne singt unser lieber Doctor Luther in dem bekannten Weihnachtsliede:

„Er kann und will euch lassen nicht.
Setzt nur auf ihn eur' Zuversicht.
Es mögen euch viel fechten an —
Dem sei Trutz, der's nicht lassen kann!"

Was für ein Kleinod wird also von der Seele ergriffen, wenn sie Gott als ihren alleinigen Herrn und Helfer im Glauben anschaut? Wie haben wir aber im ersten Gebote das zuversichtliche Erwarten genannt, daß Gott, unser Herr und Helfer, nach seinem Vermögen und nach seinem Herzen sich an uns und allen Dingen wirksam erweisen werde zum Besten? (Ps. 7, 2.) Nun seht, solch ein Vertrauen, solch' eine freudige Zuversicht sollen wir zu Gott haben, daran erinnert uns sein Name Helfer und Herr!

Helfer, so nennen wir Gott. Wer uns hilft, der macht eine Arbeit nicht allein; aber er unterstützt die vorhandene schwache Kraft mit seiner Kraft oder Kunst. Darum spricht der Arzt, wenn in einem Kranken die natürlichen Kräfte schon versunken sind: Meine Hülfe kommt zu spät! Wer also rechtes Vertrauen zu seinem göttlichen Helfer hat: was wird der vor allen Dingen auch anwenden müssen? Und was soll er dabei von Gott zu gewärtigen haben? Aber wenn ihm selbst alle Mittel gebrächen, ihn alle Kräfte verließen: würde er dann zu fürchten haben, es sei für Gott zu spät? Wohin dürfte er nun seine Blicke richten? — Merket hier den Spruch (2 Chron. 14, 11.):

„Herr, es ist bei dir kein Unterschied, helfen unter Vielen, oder da keine Kraft ist!"

Und behaltet mir auch den andern fein im Herzen (Ps. 62, 2.): „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!"

So viel von Gott, als Helfer!

Von ihm, dem Herrn, wird gesagt (Ps. 119, 91.): „Es muß ihm Alles dienen." Ein Ohnmächtiger kann aber nicht dienen; was muß also jeder Diener besitzen und daran setzen? Wenn wir sagen „Alles", so müssen wir „Himmel und Erde" zusammenrechnen. Und wie heißt wohl sonst dieses All, was Gott der Herr gemacht hat? Wie also werden wir die ganze Fülle von Kräften nennen, welche Gott, dem Herrn, zu Gebote stehen? Diese Weltkräfte sind aber von zwiefacher Natur, wie du schon an dir selbst sehen kannst, mein Kind. Es wird dir jetzt nicht zu schwer, sechs Bibeln übereinander zu legen und auf dem Tische fortzuheben? Wenn dein Körper noch einige Jahre zugenommen hat: wirst du dann bei der Zahl sechs stehen bleiben? Denn was wird dann mit deinem Körper auch gewachsen sein? Diese Kräfte aber: welchen Namen werden sie bekommen, weil sie von dem Körper abhängig sind? Desgleichen kommt es dir nicht schwer an, mit mir nachzudenken und zu sprechen über das Wort Gottes. Würde ich das länger als eine Stunde fortsetzen, so hätte ich Ermattung bei euch zu fürchten. Was scheint also der Mensch auch beim Denken zu gebrauchen und anzustrengen? Und wenn der Geist, mit welchem ihr denkt, reifer geworden ist, als jetzt: werde ich dann auch schon nach einer Stunde aufhören müssen, mit euch zu denken? Wie werde ich aber diese deine Kräfte bezeichnen können, da sie mit der Entwickelung des Geistes gleichen Schritt halten? Wenn wir nun alle Kräfte der ersteren Art zusammen thun, welche im Raume wirksam sind, am Himmel und auf Erden, und dieselben zu der Körperwelt zählen: welche andere Welt, von welcher auch du ein Theil bist, thut sich daneben auf? Was begreift nun der Ausspruch in sich: Es muß ihm Alles dienen? So stehen denn alle Kräfte der Körperwelt und alle Kräfte der Geisterwelt ihm, und ihm allein, zu Gebote, eben weil er der Herr ist.

Es giebt zusammengesetzte Werke menschlicher Kunst und Erfindung, welche wir bewundern und groß nennen. So ist mir in meinem Knabenalter ein Salzwerk erschienen. Dort sah ich einen Bach aus dem Gebirge kommen, welcher ein großes Rad in Bewegung setzte. Dieses Rad bewegte wiederum den Schwengel einer Pumpe, welche aus den tiefsten Gründen der Erde eine Flüssigkeit heraufhob, die stark nach Salz schmeckte. Wie diese Flüssigkeit bereitet wurde, und wo, das war vor Menschenaugen verborgen; aber das konnte man sehen, wie sie aus den Röhren sich auf eine hohe und dichte Wand von Reisigholz in Bächen ausgoß, und wie diese Bäche in Tropfen von oben herab durch die Reisigwellen rieselten, und in diesen ihre wässerigen und erdigen Theile hangen ließen; und wie zuletzt die so gereinigte Salzflüssigkeit über starkem Feuer in großen Pfannen gesotten und als sternförmige Salzkörner in Körben gesammelt wurde.

Ihr werdet mir zugeben, daß in diesem Werke eine große Menge verschiedener Kräfte wirksam waren: wer zählt mir die verborgenen auf? wer die offenbarlichen? Welche dieser Kräfte würden in die Körperwelt einzuordnen sein? Aber sollte der verständige Betrachter nicht auch das Wirken eines Geistes gewahr werden? Und woran wohl?

Welch einer Welt gehören nun die auf dieser Seite thätigen Kräfte an? — Nun wollen wir annehmen, daß ein hochbegabter, gedankenreicher und sehr vermögender Mann diesen ganzen Grund erworben, diese ganze Anlage gemacht, das ganze Triebwerk erfunden, alle Arbeiter angestellt und in Sold genommen, und über Alles, was da gewonnen und bereitet wird, das Recht des Besitzes erlangt hätte: welchen Namen würde dieser Mann bekommen? und was würde er allein über alle diese Kräfte auszuüben haben? Und wenn über seinem Tisch ein Glockenzug angebracht wäre, um allen Werken und Werkleuten ein Zeichen zum Beginnen oder zum Stillstehen der Arbeit zu geben: wem würde es zustehen, diese Glocke zu ziehen? Oder wenn eine Karte, mit seinem Namen beschrieben, die Erlaubniß ertheilte, in das Bergwerk einzufahren, die Kammer des Triebwerkes zu betreten: wem dürfte das Recht eingeräumt sein, diese Karten auszutheilen? Oder wenn in einem Buche eingetragen wären die aufeinander folgenden Arbeitstagewerke und an jedem Morgen ginge eine Schrift aus, welche für die Zeit bis an den Abend bestimmte, was geschehen soll: wessen Buch und wessen Schrift könnte das nur sein? Und was würde mit jenen Zeichen und mit diesem Namen und mit dieser Schrift getrieben, wenn irgend ein Arbeiter oder Diener sich herausnähme, nach dem Glockenzuge zu greifen und mit den Karten zu schalten, oder ein Blatt aus jenem Buche herauszugeben?

Jetzt erinnere ich euch an das Vorhingesagte, daß alle Kräfte der Körperwelt und der Geisterwelt Gott, und nur Gott allein, zu Gebote stehen. Wie heißt denn das große Werk, welches diese beiden Welten in sich faßt? Und wie die Inhaber der Kräfte, welche von ihm in's Dasein gerufen sind? Wir kennen solche erschaffenen Dinge, zum Beispiel Elemente, heimliche und offenbarliche, aber sehr gewaltige, welche seinen Willen thun. Nennt mir solche! Denkt dabei an die Angst der Jünger auf dem See Genezareth; an den Untergang der Rotte Kora; an den Propheten Elias auf Horeb! Wir kennen lebendige Geschöpfe, denen geheißen ist zu nähren oder zu zerstören: denket an die Wachteln, welche in die Wüste gesandt wurden, und an die Heuschrecken zu Pharaos Zeit! Wir kennen Himmelskörper, welche dem Herrn dienen, zu regieren Tage und Nächte — welche sind das? Wer weckt das Siebengestirn, und wer zeigt der Sonne ihre Bahn? Aber wir lesen auch von Geschöpfen Gottes, welche „dienstbare Geister heißen, die da ausgesandt werden zum Dienst um derer willen, die ererben

sollen die Seligkeit?" (Ebr. 1, 14.) In welche Welt gehören nun diese? Es spricht Jesus ferner von einem ewigen Feuer, welches bereitet sei dem Teufel und seinen Engeln, und in welche Welt versetzt uns auch diese Rede des Herrn? Der Apostel Jakobus sagt von diesen Teufeln: Sie glauben auch an Gott, aber sie zittern: wem also müssen auch diese Geister als Herrn unterworfen sein? So bestätigt sich der Spruch: Es muß ihm Alles dienen. Der Mensch, der Christenmensch insonderheit, ist es nun, welchen Gott zu seinem Dienst und zum Anschauen des Dienstes der Geschöpfe berufen hat an allen Orten seiner Herrschaft. Kennt ihr wohl ein heiliges Zeichen, welches wir schon als Kinder in der Taufe bekommen haben auf Stirn und Brust, mit der Bedeutung, daß wir durch Christum erlöst und sein Eigenthum geworden sind? Und ist euch wohl der heilige Name bekannt, auf welchen wir in der Taufe unsern Bund geschlossen haben, ihm anzugehören in Liebe und Leid? Und wißt ihr mir das Buch zu nennen, in welches Gott der Herr selbst hat schreiben lassen seinen Willen? Wir nennen heilig jenes Zeichen, jenen Namen des dreieinigen Gottes, und diese Schrift von Gott eingegeben, weil Gottes Rath und Gnade und Wille von uns daraus erkannt werden kann. Was könnte nun aber auch möglicher Weise mit jenem Zeichen des Kreuzes, oder mit dem Namen des dreieinigen Gottes, oder mit der heiligen Schrift, getrieben werden? Betrachtet euch folgende Exempel!

Da kommt ein Mensch in's Land, welcher vorgiebt, oder meint, er könne Schätze graben. Er beredet eine arme Bauernfamilie, ihr weniges gespartes Geld in einen Beutel zu binden und diesen in einen Handkorb zu legen, mit ihm aber und diesem Korbe in den Wald zu gehen, ohne ein Wort zu reden, — er wisse nämlich den Weg zu einem Schatze zu finden, der ihnen beschieden sei. Die einzige Großmutter weigert sich mitzugehen, und spricht: Es steht geschrieben: „Des Fleißigen Hand macht reich!" Die Andern ziehen dem Schatzgräber nach. In seiner Hand hat er ein Stäbchen, welches die Wünschelruthe heißt, und nach der Erde sich neigen soll, wo der Schatz liegt. Als sie an einem dunkeln Orte angekommen sind, gebietet er, der Korb soll gegen Mitternacht gesetzt werden hinter das Gebüsch, zieht darnach mit der Ruthe einen Kreis um sich und seine Begleiter, und schlägt nun mit dem Grabscheit ein. Jetzt, spricht er, hör' ich einen Klang! es bricht auch etwas, wie ein Flämmchen hervor! Nun mache Jeder von euch dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes und bete ein stilles Vater unser! Ist das geschehen, spricht er ferner, so nimmt der Hausvater den Spaten und gräbt weiter; ihr Andern aber bleibt im Kreise, und schauet alle in die Tiefe, bis die Flamme ganz hell hervorbricht, und dann habt ihr den Schatz zu heben! Meinen Dank will ich mir morgen früh beim ersten Hahnenschrei in eurem Hause holen! Die

Geschichte berichtet nun, daß die armen Leute nichts gefunden haben, auch nicht den Korb hinter dem Busche, und daß am andern Morgen Niemand erschienen ist, den Dank abzuholen. Mit was für einem Menschen haben denn also wohl jene unglücklichen Bauern zu thun gehabt? Betrüger giebt es nun auf allen Märkten: was ist's denn aber, was diesen Betrug vor jedem andern als ein abscheuliches Verbrechen bezeichnet? — Es ist der Mißbrauch dessen, was heilig ist. Jene Bauern dachten nun aber gar nicht daran, daß sie in den Händen eines Betrügers wären: was glaubten sie vielmehr, was in der Ruthe vom Haselstrauch verborgen sei? Und wem diese verborgene Kraft zu Dienste stehe? Und wer, meinten sie, müsse ihn in den Besitz dieser Macht gesetzt haben, da er doch das Vater unser beten lasse und das Kreuz schlagen? Sie dachten sich also in dem Schatzgräber einen Menschen, der mit Verlassung der natürlichen und geordneten Wege, und mit Zuhülfenehmen heiliger Zeichen und Worte die verborgenen Weltkräfte sich dienstbar machen könne, um seine Zwecke zu erreichen. Befand sich nun unter allen Personen dieser Geschichte eine, welche ihr Vertrauen auf Gott festgehalten hatte? Und wer war diese eine? Was müssen wir aber von den Uebrigen ohne Ausnahme sagen?

In der ersten christlichen Gemeinde zu Samaria (Apost. Gesch. 8, 9—24.) ließ ein Mensch, Namens Simon, es sich gefallen, daß man von ihm sagte: „Der ist die Kraft Gottes, welche groß ist!" Und er blieb auch dabei, daß er geschickt sei, wie ein Gott in die Kräfte der Körperwelt und der Geisterwelt hineinzugreifen und zu herrschen; und selbst nachdem er sich hatte taufen lassen, bot er dem Petrus Geld, wenn er ihm auch noch die Gabe geben wolle, den heiligen Geist mitzutheilen. Leset doch die Antwort, welche er von dem Apostel hat hören müssen! (V. 20. 21.) Leset aber auch, wie ebendaselbst das gottlose Beginnen dieses Simon genannt wird! (V. 11.) Wie wird daher auch das Thun jenes Schatzgräbers von den Landleuten angesehen sein? Und wenn der Schatzgräber nicht darauf ausgegangen wäre, arme Leute um das Ihrige zu bringen, sondern selbst in der Meinung gestanden hätte, daß ihm das Vermögen beiwohne, durch einen solchen Gebrauch heiliger Zeichen und Worte die Kräfte der Natur zu beherrschen: wofür würde er sich dann selbst gehalten haben? An diesem ersten Beispiele wird es uns schon ein wenig hell, was Zaubern heißt und worin das Verbrechen besteht.

Laßt mich ein anderes Beispiel anführen. Ein reicher Landwirth hatte seit mehreren Monaten in seinem Rinderstalle das Mißgeschick, daß ihm ein Stück Vieh nach dem andern fiel. Die Mittel, welche das Nachdenken an die Hand gab, oder die Erfahrung nachdenkender Leute als heilsam empfahl: fleißiges Räuchern und Lüften im Stalle, Wechsel des Futters, Aderschlagen u. s. w. hatten bis

jetzt keine Hülfe geschafft. Da erzählte man ihm, im Gebirge wohne ein alter Hirt, welcher auf wundersame Weise Krankheiten besprechen, heimliche Uebel bannen könne u. s. w. Er ließ den Mann zu sich bescheiden und klagte ihm seine Noth. Nachdem der Hirt sich den Stall angesehen hatte, sprach er: Hier ist mit Räuchern und Arzeneigeben gar nichts auszurichten! Es ist dem Stalle durch böse Geister angethan, daß der Tod nicht über die Schwelle hinaus kann: es muß eine feierliche Besprechung erfolgen. Er schloß die Thüre, bezeichnete sie mit drei Paar kreuzweise gezogenen Kreidestrichen, und versprach eine halbe Stunde vor Mitternacht wiederzukommen. Zu der gedachten Zeit stellte er sich ein und ging mit gekreuzten Armen im Stalle auf und nieder und murmelte einen Spruch, von welchem der letzte Theil ungefähr also lautete:

Vater, Sohn und heil'ger Geist, schaffe, daß der Bann zerreißt!
Hieher, du Wind vom Walde — balde, balde!
Fege du Wasserwelle, — schnelle, schnelle!
Bös Wetter ohne Besinnen, heb' dich von hinnen!

Darauf warf er sich zu Boden, bedeckte seinen Kopf mit seinem Mantel, und lag lange wie erstarrt. Endlich erhob er sich plötzlich und sprach: „Es ist gethan! Tod zerrinnt, Leben gewinnt!" —

Wenn ihr diese Geschichte ansehet, so wird sich Manches wiederfinden, was wir bei dem Schatzgräber beobachtet haben. Von welchen Mitteln wollte der Hirt für seine Zwecke gar keinen Gebrauch machen? Welche Kräfte, die Gott uns nicht untergeben hat, rufte er dagegen zu Hülfe? Nun würde zwar, wenn Jemand in einem ähnlichen Falle den Wind aus dem Walde, die Wasserwelle aus dem Thale, ja den Mond und die Sterne vom Himmel riefe, ein Solcher allerdings verlacht und für einen Thoren oder Wahnsinnigen ausgeschrieen werden; aber man würde darum doch wohl nicht sagen, Gott werde ihn nicht ungestraft lassen; was erscheint uns aber als das Strafbare in dem Beginnen dieses Hirten und in seinen Reden? Wir werden also von ihm sagen müssen: er habe mit heiligen Zeichen und mit heiligen Worten Mißbrauch getrieben, und dabei von dem Wege abgeführt, den Gott gewiesen hat.

Als der Apostel Paulus auf seinen Reisen mit Barnabas nach der Insel Cyprus und bis an die Stadt Paphos gekommen war, trat seiner Predigt vom Glauben ein gewisser Elymas, ein Zauberer, entgegen. (Apost. Gesch. 13, 4—12) Paulus sprach zu ihm: „Du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit, und Feind aller Gerechtigkeit, du hörest nicht auf abzuwenden die rechten Wege des Herrn. Und nun siehe, die Hand des Herrn kommt über dich, und sollst blind sein und die Sonne eine Zeit lang nicht sehen!" Welchen Vorwurf macht der Apostel diesem Elymas? Wodurch aber hatte sich derselbe diesen Vorwurf und

die scheinbar harte Strafe zugezogen? Siehe, so hast du schon wieder denselben Namen für die Sünde, von welcher wir reden.

Ich habe noch ein Exempel anzuführen versprochen. In einer waldigen Gegend des mittleren Deutschlands ließ sich vor nicht gar langer Zeit wiederholentlich ein altes Weib sehen, dessen Haupthaar kohlschwarz, dessen Hautfarbe gebräunt und gelblich schimmernd, dessen Stimme fast gellend war. Sie trieb viele vorwitzige Künste (Apost. Gesch. 19, 19.) und man hielt sie für eine Zigeunerin. Sie selbst behauptete, daß sie getauft sei, und sie war auch mit vielen Bibelsprüchen wohl bekannt. Die Leute aber hielten dafür, daß mit Hülfe des bösen Geistes sie die Macht besitze, die Geheimnisse der Zukunft zu erfahren, und auch Andere sehen zu lassen, was geschehen wird. Nahe am Walde wohnte eine Försterwittwe, welche zwei Söhne und zwei Töchter hatte, in deren künftige Tage sie gar zu gern sehen mochte. Schon bei Lebzeiten ihres Mannes hatte sie öfters das Verlangen ausgesprochen, die alte Wahrsagerin kommen lassen zu dürfen. Aber der nun verstorbene Förster hatte diesem Beginnen ganz ernstlich aus Gottes Wort gewehrt und gesagt (Pred. 7, 15.): „Am guten Tage sei guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schaffet Gott neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist!“ Und wenn seine Frau ihm entgegnete: Ja, aber eine Mutter will doch gern erfahren, wie es einst ihren Kindern ergehen wird! pflegte er ganz nachdrücklich zu antworten: Liebes Weib, das weiß eine christliche Mutter recht gut, auch ohne daß die alte Hexe herkommt; denn es steht geschrieben (Ps. 37, 37.): „Bleibe fromm, und halte dich recht; denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen!“ Noch nicht lange war indeß der alte Hausvater aus der Welt gegangen, da verbreitete sich die Nachricht: das alte Weib lasse sich wieder im Walde blicken; und nun wurde die Begierde sehr heftig, dieselbe zu hören. Am ersten Sonntage im Vollmond, kurz vor Sonnenanfgang, sagte sie ihr Erscheinen unter einer alten Eiche im Walde zu, und schrieb vor, man solle die Hausbibel mit zur Stelle bringen, in welcher die Namen der Familienglieder eingeschrieben zu werden pflegen. Die Mutter mit den vier Kindern traf sie auch richtig an dem bezeichneten Orte und Tage an, und zwar sitzend auf gekreuzten Füßen vor einem kleinen Altar, welchen die Wahrsagerin aus Steinen gebauet und mit Moos und grünen Zweigen bedeckt hatte. Hinter der Eiche brannte ein Feuer, und ein Dreifuß stand darüber, welcher einen Kessel mit erwärmtem Wasser trug. Jeder Angekommene mußte sich in dem Kessel die Hände waschen. Dann erhob sie sich feierlich, sprach mehrere unverständliche Worte, wendete dabei das Antlitz nach den vier Himmelsgegenden und nahm sodann die Bibel in die Hand. Nachdem sie die Namen der vier Kinder: Gottfried, Martha, Christian und Catharina gelesen hatte, reichte sie dem jüngern Sohne das heilige Buch mit dem Gebote: Schlage du auf,

Christian, was 1 Mos. 49, 1. zu lesen ist, und breite die Schrift aus auf dem grünen Tische vor dir! Du aber, Gottfried, tritt heran, und lies uns vor, wie die Worte lauten! Und Gottfried las alsbald: „Versammelt euch, daß ich euch verkündige, was euch begegnen wird in künftigen Zeiten!“ — Nach dieser Vorlesung blickte das Weib einem jeden der Kinder scharf in die rechte Hand und dann auch in die linke, als müsse sie die Wege der Adern studiren, und dann mußten sie alle in einen weiten Kreis um sie treten. Der Kessel wurde ausgeschüttet, dann mit reinem und kalten Wasser wieder gefüllt und auf den Altar gesetzt, und für jedes Kind goß nun die Alte einen Löffel geschmolzenes Blei in das Gefäß. „Was sehe ich?“ sprach sie; „das ist für dich, Gottfried! ein großes Haus und eine grüne Tanne davor! Du wirst einmal Schulze werden! Was sehe ich weiter?“ Damit wandte sie sich an Martha. — „Siehe, da kommt ein Wagen mit drei Pferden bespannt! Liebes Kind, du wirst einen reichen Freier bekommen! Was sehe ich?“ so rief sie ferner dem Christian zu: „ein Schwert mit einem grünen Zweig und rothem Bande am Griff; du wirst als Soldat zwei Dinge sehen: Ruhm sprießen und Blut fließen! Was sehe ich?“ so wandte sie sich zur Catharina hin: „da windet sich ein Kranz und eine Schnur von Perlen drin! Das ist eine schöne Braut in Thränen!“

Nach diesen Geschichten bekam das alte Weib ihren ausbedungenen Lohn; und die Andern gingen, Alle mit unruhigem, Keiner mit fröhlichem Herzen nach Hause, und es kam ihnen vor, als riefe ihnen der alte Vater aus dem Fenster entgegen: Warum habt ihr das gethan?

Auch dieses Exempel erinnert uns an den Bruch des zweiten Gebotes. Worin bestand hier der Mißbrauch des heiligen Namens Gottes? Was für ein Zweck sollte durch die strafbare Handlung erreicht werden? Wer hatte den rechten, geordneten Weg gezeigt, von der Zukunft Gutes zu hoffen? Und in diesem festen Vertrauen war derselbe gestorben. Aber wie ging's dem alten Förster mit seinem Rathe? Welche Mittel wendete das alte Weib dagegen an? Und welchen Dienst erwartete sie von den geheimnißvollen Kräften der Körper- und der Geisterwelt? Was meinst du aber, wenn ich es versuchte, dir in die Hand zu sehen, um den Lauf deiner Adern zu betrachten, oder wenn ich geschmolzenes Blei für dich in das Wasser gösse und die Gestalten zu deuten unternähme, welche das Metall bildet, was für eine Erfahrung würde ich machen? Also weder der Adern Linien, noch des Bleies Bildungen würden mir zu Hülfe kommen; wem aber scheinen diese heimlichen Kräfte wie Bundesgenossen mit ihren Diensten aufzuwarten? Wir haben demnach auch in diesem Falle das Thun eines Menschen gesehen, welcher die natürlichen, von Gott geordneten Wege, etwas zu wirken oder zu erfahren, verläßt, und

mit Zuhülfenahme heiliger Zeichen, Worte und Schriften, die verborgenen Kräfte der Körper- und der Geisterwelt sich dienstbar zu machen trachtet, um seine Zwecke zu erreichen.

Jene Wahrsagerin stand allein vor dem Kessel, und sagte den Geschwistern aus dem Försterhause an, was ihr erschienen sei. Man muß dabei an jenes Weib zu Endor denken (1 Sam. 28.), welches dem von Gott abgefallenen Könige Saul den Geist des Samuel heraufbeschwören sollte, und auf die Frage des Königs: Was siehest du? ihm nun erzählte: „Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde!“ Der König sprach: „Wie ist er gestaltet?“ Sie sagte: „Es kommt ein alter Mann herauf, und ist bekleidet mit einem seidenen Rock!“ Da vernahm Saul, daß es Samuel war, und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde, und betete an. — Manche fromme Bibelleser sind der Meinung, dieses Weib, bei welcher, als einer Zauberin, Saul sich Raths erholt, sei nichts als eine Betrügerin gewesen. Andere bemerken dagegen, daß die heilige Schrift ihr einen „Wahrsagergeist“ beilegt (1 Sam. 28, 7.), und daß ein solcher Fall auch im Neuen Testamente vorkommt während des Aufenthalts des Apostels Paulus zu Philippi (Apost. Gesch. 16, 16—18.). Wie dem aber auch sein möge, das ist klar, daß eine vor Gott strafbare Handlung dort und hier gemeldet wird, und daß dieses Vergehen nichts Anderes ist, als die Zauberei, durch deren Begünstigung auch einst ein König von Juda — kennt ihr ihn? — sich schwer an Gott versündigte, der es darum zuließ, daß ihn die Feinde gefangen nahmen und in Ketten nach Babel führten, bis er Buße that. (2 Chron. 33, 1—13.)

Wer wird mir nun wohl kurz sagen können, welch ein Thun unter Zauberei verstanden wird? Wer sich aber dessen zum Schein oder im Ernst unterfinge, die geheimen Kräfte der Körper und Geister sich dienstbar zu machen: in wessen Regiment würde der einen Eingriff versuchen? Von wem müßte aber ein solcher schon selbst abgefallen sein? Mit welcher schweren Sünde steht also die Zauberei in einem genauen Zusammenhange? Und schon darum wird sie zu den Greueln und Scheueln gerechnet. Doch es ist noch Eins zu bedenken, was unsern Abscheu vermehrt. Nicht bloß ein Feind Gottes würde ja ein Zauberer sein, sondern als was müßte er auch den Menschen erscheinen, wenn er geheime Weltkräfte zu seinen Zwecken gebrauchen könnte? Wollte man daher Jemanden dem Haß und der Verfolgung aller Menschen preisgeben: welche Beschuldigung dürfte man nur gegen ihn aussprechen? Mit welchem Namen dürfte man ihn nur belegen? Und wenn es die Könige und Obrigkeiten vergäßen, daß ein menschlicher Richter nur sehen kann, was vor Augen ist: was für Untersuchungen würden dann entstehen? Und welches schreckliche Loos würde dann ganz unschuldige Menschen treffen?

Meine Kinder, solche Greuelthaten haben wirklich bis vor etwa 130 Jahren noch in Deutschland auf schreckliche Weise stattgefunden. Man hat Anklagen auf Zauberei bei den Gerichtshöfen angebracht und angenommen, man hat Hexenmeister und Hexen gefangen gesetzt, man hat sie auf die Folter gespannt, und auf Scheiterhaufen schmählich sterben lassen, nicht etwa zehn oder zwanzig, sondern Hunderte und Tausende.

Darum auch nicht zum Spiel oder Schein sollen diese bösen Künste unter uns getrieben werden. Und wenn es euch einmal begegnen sollte, daß wüthende Menschen über eine unglückliche Person herfallen und sie schreien: Diese ist eine Hexe! dann erinnert recht nachdrücklich daran, daß im zweiten Gebote nichts davon steht, daß wir das Gericht haben, sondern im Gegentheil: „Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht!“ —

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht lügen oder trügen. Auf dieses Vierte müssen wir auch noch aufmerksam sein.

Ich habe euch schon früher einmal einen Namen Gottes genannt, welcher ebenfalls an seine Macht und Herrlichkeit erinnert. Wir finden diesen Namen in dem Spruche, welcher Ps. 89, 9. geschrieben steht: „Herr, **Gott Zebaoth**, wer ist wie du ein mächtiger Gott, und deine Wahrheit ist um dich her!“ Es ist euch schon bekannt, daß das hebräische Wort „Herr Zebaoth“ so viel bedeutet, als Herr der Heerschaaren. Unter den himmlischen Heerschaaren verstehen wir aber nicht bloß, wie in der Geschichte des Weihnachtsfestes, die Engel im Himmel, sondern auch die Erzähler der Ehre Gottes (Ps. 19, 1 f.) am Himmel. Und wer sind wohl diese? — Beiden nun, den Engeln und den Gestirnen, ist ein gleiches Geschäft angewiesen (Ps. 148, 2. 3.), nämlich dieses: „Lobet ihn, alle seine Engel, lobet ihn, alles sein Heer! Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn, alle leuchtende Sterne!“ Und wie heißt er, weil aller Engel Heer und aller Sterne Schaar ihm dienen und seine Ehre verkündigen?

Wenn aber von diesem Herrn Zebaoth, welchen die leuchtenden Gestirne loben und die Engel des Himmels preisend umgeben, es in jenem Spruche weiter heißt: „und deine Wahrheit ist um dich her,“ an welche Anbetung Gottes und seines heiligen Namens haben wir dann nur zu denken? Bei welcher Gelegenheit hat auch der Sohn Gottes es feierlich ausgesprochen, daß nur eine solche Anbetung im Geiste und in der Wahrheit von Gott dem Vater gewollt werde? Und wenn schon in den Zeiten des Alten Testamentes David (Ps. 139, 23.) sagt: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ich's meine!“ was für ein Herz wünscht sich auch dieser andächtige König zu seinen Psalmenliedern und seinem Harfenspiel? Auch wir, meine Kinder, sollen uns

lehren und vermahnen mit Psalmen und Lobgesängen, mit geistlichen lieblichen Liedern; auch wir sollen mit der ganzen Christenschaar das Engelamt ausrichten in Gebet, Gesang, Gottesdienst u. s. w. Und wenn wir das thun und bei diesem Werk den Namen des Herrn gebrauchen: mit welch einem Herzen und in welcher Gesinnung muß das geschehen? Merkt, was Paul Gerhardt gesungen hat:

Ich will mit Danken kommen In den gemeinen Rath
Der rechten, wahren Frommen, Die Gottes Rath und That
Mit süßem Lob erhöh'n; Zu denen will ich treten,
Da soll mein Dank und Beten Von ganzem Herzen geh'n!

Ja, lasset uns nimmer weichen von dem Gebote des Herrn: „Die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!"

An das gerade Gegentheil, an eine völlige Umkehrung des göttlichen Gebots erinnert uns nun die vierte Warnung: daß wir bei Gottes Namen nicht lügen und trügen.

Ihr habt soeben den Vorsatz Paul Gerhardts gehört: Ich will mit Danken kommen: vor wessen Angesicht will er kommen? Wer unter euch wird mir sagen können, was von dem erwartet wird, der zu Gott kommen will? (Ebr. 11, 6.) Nun sagt aber Paulus von Allem, was zum Glaubensinbegriff gehört (Röm. 14, 22.): „Hast du Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott!" Wo und wie soll also ein frommer Mensch den Glauben haben? Jesus hatte aber sehr häufig mit Menschen zu thun, welche lange Gebete hielten, die nur über die Lippen kamen; welche das Wort Gottes stets vor Augen hatten, aber weil es auf den Saum ihres Kleides geheftet war; welche die vorgeschriebenen Fasten pünktlich hielten, aber an den Fasttagen mit sauren und betrübten Geberden einhergingen: wo hatte bei diesen Menschen der Glaube seinen Sitz? Und wo fehlte er gänzlich? Weißt du wohl, wer diese Leute waren? Weißt du auch, mit welchem Namen Jesus sie belegte, wenn er Wehe! Wehe! über sie ausrief? (Matth. 23, 13.) Vor welchem Laster, vor welchem schrecklichen Mißbrauch des göttlichen Namens warnt also der Katechismus uns durch die Worte: „Lügen und Trügen?" Darum sagte Jesus zu seinen Jüngern (Luc. 12, 1.): „Zum Ersten hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei!"

Ich habe aber hier noch eines Andern Erwähnung zu thun. Der Apostel Paulus hatte eine Gemeinde zu Thessalonich, welche er ein Vorbild aller Gläubigen in Macedonien nannte. Als er anhob, den ersten Brief an dieselbe zu schreiben (1 Theff. 1, 3.), sagt er: Wir gedenken an euer Werk im Glauben. Was mochte also wohl der Glaube dieser Gemeinde in seinem Gefolge gehabt haben? Der Jünger Johannes glaubte auch, und er glaubte an Jesum. Als der Maria und ihm der Herr am Kreuze die

Worte zugerufen hatte: „Weib, siehe, das ist dein Sohn! Sohn, siehe, das ist deine Mutter!“ berichtet uns der Evangelist: „Und von Stund' an nahm sie der Jünger zu sich.“ (Joh. 19, 27.) Wir sehen abermals in diesem Falle, daß aus dem frommen Glauben ein frommes Werk geboren wird. Wie werden wir daher auch dieses Werk wohl nennen? Und daß ein Weib zu Sunem (2 Kön. 4, 10.) dem Propheten Elisa mit Zustimmung ihres Mannes eine kleine bretterne Kammer zur Herberge in ihrem Hause bereitete: wohin wird gewißlich auch dieses Werk zu rechnen sein? Wenn also ein Anbeter, einer von den rechten, wahren Frommen, vor Gott käme mit Gebet und Flehen, und Gott hätte von diesem Menschen ein solches „Werk im Glauben“ gesehen und in sein Buch geschrieben: würde da nicht eintreffen, was einstmals ein Blindgeborener von Jesu sagte (Joh. 9, 31.): „So Jemand gottesfürchtig ist und thut seinen Willen, den höret er?“ — Und wenn dagegen ein Anderer eifrig Gottesdienst thäte und seinen Glauben bezeugte, aber dieser Glaube wäre so kalt und unfruchtbar, wie das Herz jenes Priesters und jenes Leviten im Gleichnisse, welche an dem zerschlagenen Juden in der Wüste vorübergingen: was könnte ein solcher Gottesdienst bei Gott nicht finden? Nun aber haben wir wohl schon einmal gelesen, was Paulus 1 Cor. 13, 3. schreibt: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze.“ Was wird also in einem Werke des Glaubens nicht fehlen dürfen, wenn du damit vor Gottes Angesicht treten willst? Darum auch derselbe Apostel, nachdem er ermahnt hat, daß wir wachen und männlich und stark sein sollen im Glauben, alsbald hinzusetzt (1 Cor. 16, 14.): „Alle eure Dinge lasset **in der Liebe** geschehen;“ und überhaupt nur einen solchen Glauben anerkennt, der in der Liebe thätig ist. Auch in diesem Stücke hatte unser Herr Jesus Christus unter seinen Zeitgenossen sehr schmerzliche Beobachtungen gemacht. Die Pharisäer hielten es für ein Werk im Glauben, wenn dem Herrn ein freiwilliges Opfer als Geschenk oder Gelübde dargebracht wurde. Eine solche Darbringung, von welcher viel Geräusch gemacht wurde, pflegte man Korban zu nennen. (Matth. 15, 4—6.) Nun trug sich's aber zu, daß wenn ein armer Vater, oder eine elende Mutter ihren wohlhabenden Sohn um eine Beisteuer in der Noth angingen, dieser den Kopf schüttelte und ganz kurz antwortete (Marc. 7, 11.): Korban! das hieß: „Diese Summe ist einmal zu einem heiligen Weihgeschenke an den Herrn bestimmt; darum kann ich euch nicht damit helfen. Indessen der liebe Gott kann es euch ja auch zu Gute rechnen, was ich ihm zu Ehren gethan habe!“ Wenn nun jener Sohn mit seinem Gottesgeschenk (Korban) in das Heiligthum eintrat: geschah damit wirklich ein Werk im rechten Glauben? Woran fehlte es diesem Glauben? Welches göttliche Gebot wurde durch jenes Thun geradezu

gebrochen? Wenn nun aber die in der Straße wohnenden Israeliten zusahen, wie jener Sohn sein Geschenk feierlich in den Tempel trug, und wie die Leviten die Gabe annahmen und in ein Buch schrieben: was mochten diese Zuschauer urtheilen? Was für ein Mann mußte der Geschenkgeber vor ihren Augen scheinen? Die Haut einer giftigen Schlange scheint auch schön, sie glänzt und strahlt, ja, wir pflegen zu sagen: sie gleißt! wir bekommen aber einen Todesschrecken, wenn dieses gleißende Thier uns naht. Welchen Spruch wird wohl der Herr ebenfalls über die Werke solcher Menschen thun? Und wenn man jene Lügner und Trüger, welche den Glauben nicht bei sich selbst und vor Gott haben, sondern auf den Lippen und in ihren Geberden, Heuchler nennt: welchen Namen werden diejenigen Täuscher bekommen, welche gleißende Werke thun, Almosen geben und sonst Gutes stiften, als geschehe es um Jesu Christi willen, im Grunde aber darum, daß sie von den Leuten gesehen werden? Von dieser „Gleißnerei der Menschen, welche Lügenredner sind und Brandmahl in ihrem Gewissen haben“ (1 Tim. 4, 2.), spricht auch der Apostel Paulus gegen den Timotheus. Zu Allen aber, die da lügen und trügen bei dem Namen des Herrn, zu dem ganzen Volke der Heuchler und Gleißner spricht Christus: „Dieß Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir!“ (Matth. 15, 8.)

Ob die Schlange Gift bei sich hat, das wissen wir; ein naturkundiger Mann ist im Stande, an gewissen Zeichen die giftigen Schlangen von den unschädlichen zu unterscheiden. In dem Heuchler und Gleißner ist auch ein Gift: wo vermuthest du, daß es seinen Sitz habe? Aber wie weit müßte dein Blick reichen, wenn du zwei Anbetern im Tempel gegenüber ständest, welche Beide bei dem Namen Jesu ihr Haupt neigen, beim Gebet ihre Augen niederschlagen, beim Genuß des heiligen Abendmahls vor der Communicantenbank ihre Kniee beugen, bei beweglichen Worten der Predigt einen Seufzer ausstoßen, und du solltest nun ausmachen, ob der Eine ein Heuchler oder Gleißner sei, der Andere nicht? oder ob der Vorwurf auf Beide falle? Wer ist der Einzige, von dem die Schrift vermeldet: „Er wußte wohl, was im Menschen war?“ (Joh. 2, 25.) Und dieser Einzige hat zu uns gesagt (Joh. 8, 23.): „Ihr seid von unten her, ich bin von oben herab. Ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt!“ Was sein Auge sieht, das kann demnach mein Auge und dein Auge nicht erkennen: welche Unterscheidung wirst du also nie mit Sicherheit treffen können? Vor welchem Urtheile wirst du dich also auf das Sorgfältigste zu hüten haben? Wer seinen Bruder mit Unrecht der Heuchelei und Gleißnerei anklagt, ist ärger, als der Mörder, welcher seinem Nächsten mit einem Dolche das Herz durchbohrt. Darum geselle dich nicht zu denen, welche schnell sind, ihren Nächsten zu beschuldigen, daß er

ein Heuchler oder Gleißner sei; sondern denke daran, daß ein solcher Angeklagter das Recht haben würde, zu fragen: Woher kennest du mich? — Giebt es denn nun aber gar kein menschliches Wesen auf der Welt, in dessen Inneres du einblicken könntest? Wer ist der Einzige, von dem du, wenn er gebetet hat, urtheilen darfst: das Gebet war aufrichtig gemeint? oder dem du, zusehend bei einer guten That, zu erkennen geben dürfest: das kam dir von Herzen? Wenn aber du selbst es bist, und du allein, dem Gott verstattet hat, wenn auch nicht bis auf den Grund (Jerem. 17, 9. 10.), doch hinter den Vorhang deines Herzens zu schauen, und dir das gute Zeugniß auszustellen, daß du aus der Wahrheit seist, — gegen wen wirst du auch mit dem Vorwurf der Heuchelei und Gleißnerei anrücken dürfen und müssen, sobald ein Anlaß dazu vorhanden ist? — Ja, die Warnung: Wir sollen bei seinem Namen nicht lügen und trügen! ist für Jeden unter uns geschrieben. Ich könnte euch von einem Hausvater erzählen, welcher den frommen Gebrauch befolgte, jeden Morgen in seiner Kammer auf die Kniee zu fallen und sein Gebet zu verrichten, und der mir gestanden hat, beim Aufstehen von der Erde erschrecke er manchmal vor sich selber, und müsse sich anschuldigen: o Mensch, deine Hände waren jetzt gefaltet, deine Kniee gebeugt, deine Lippen bewegten sich, aber wie waren doch deine Gedanken ganz andere Wege hinausgegangen, und dein Herz war fern von Gott!? Du hast jetzt nicht Menschen, sondern Gott gelogen! Wiederhole mir das Hauptsächlichste in diesem Vorwurfe! Und nun sage mir: du betest bei Tische, du singst in der Kirche, du verbeugst dich, wenn du an den Schwellen des Altars ein Hauptstück aus dem Katechismus aufgesagt hast: ist dir das Alles jedesmal von Herzen gegangen? Wie wirst also auch du mit jenem Hausvater sagen müssen? — Ich habe einstmals mit einem Manne gesprochen, welcher dafür bekannt und belobt war, daß er mit seinen Kräften und mit seinem Vermögen viel Gutes unter seinen Mitmenschen, ja auch in weiter Ferne, gestiftet habe, und nicht selten ein treuer Wohlthäter seiner Feinde gewesen sei. Als ich ihm sagte: Gott habe alle diese Werke im Glauben in sein Buch geschrieben, antwortete er mir: Der Gott, welcher anschreibt, streicht auch aus, nämlich Alles, was nur vor den Leuten scheint. Ich fürchte, es wird nicht viel stehen bleiben von meinen Thaten; denn jener Morgenländer hat Recht gehabt, welcher zu sagen pflegte:

„Thue das Gute, und wirf's in's Meer!
„Sieht es der Fisch nicht, doch sieht es der Herr!" —

Habt ihr verstanden, was der Mann sagen wollte? —

Der kleine Otto hatte einen reichen Vater, welcher seinen Kindern ein reichliches Wochengeld gab, ihnen aber dabei recht ernstlich einschärfte: Vergesset nicht die Jesus-Worte: „Was ihr gethan habt euren geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!" Und dann

haltet euch bereit, eure Einnahme= und Ausgabe=Rechnung mir vorzulegen, so oft ich's verlange. Als Otto nach Verlauf mehrerer Monate sein Rechnungsbuch auf Verlangen vorgewiesen hatte, und von dem Vater zurückbekam, sagte dieser: Otto, ich habe dir eine ganze Reihe von deinen Ausgaben streichen müssen; gehe in deine Kammer, siehe dir die Posten nach, und frage dich selbst — warum? — Otto eilte bestürzt in die Einsamkeit, schlug die Blätter auf, und entdeckte, daß der Vater folgende Zeilen mit einem dicken Federzuge durchstrichen hatte:

1) Um Christi willen, der Wittwe K.	5	Sgr.	— Pf.
2) In dem Namen des Herrn Jesu, dem alten Invaliden	10	„	— „
3) Solche Opfer gefallen Gott wohl — der lahmen Susanna	7	„	6 „
4) So wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln, — dem lahmen Flurschützen, der mir einstmals mein Rosenstöckchen abgebrochen	5	„	— „
5) Gedenke meiner, mein Gott, im Besten! in die Collecte	15	„	— „
6) Lasset die Kindlein zu mir kommen! dem armen Caspar zu einem Schulbüchlein	2	„	6 „

Kaum hatte Otto dieß gesehen, als er mit raschen Schritten in des Vaters Stube zurückkehrte und in etwas erregtem Tone sprach: Lieber Vater, ich muß dich um deutliche Auskunft bitten: hältst du dafür, daß ich dieses Geld übel angewendet habe? Der Vater erwiederte: Nein! Oder zweifelst du etwa gar daran, daß diese Ausgaben wirklich gemacht sind? Der Vater entgegnete: Nein, das bezweifle ich nicht. Nun, fiel Otto fast heftig ein, warum verwirfst du, was dein Kind nach deiner Vorschrift gethan hat? Darauf wurde ihm nun der Bescheid gegeben: Wenn du das Warum noch nicht gefunden hast, so suche noch länger! Ich halte es nicht für rathsam, dir zu sagen, was ich meine.

Würdet ihr dem Otto wohl helfen können, daß er begreife, was sein Vater gethan hat?

Wir schließen hiermit unsere Unterredung über das Gebot: *Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen!*

III.

Das dritte Gebot.

Du sollst den Feiertag heiligen!

§. 8.

Von der heiligen Gemeinschaft und Erbauung der Frommen.

Vorlesung aus Psalm 36.

„Wie theuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen. Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses; und du tränkest sie mit Wollust, als mit einem Strom. Denn bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht. Breite deine Güte über die, die dich kennen, und deine Gerechtigkeit über die Frommen."

Gesang.

Dem Höchsten Herz, Gemüth und Sinn Laßt heute sein ergeben;
Legt das, was fleischlich, von euch hin, Dient Gott mit eurem Leben,
Auf daß er durch des Geistes Stärk' Hab' in uns seiner Gnaden Werk
Und stetig ob uns walte!

Gebet.

Herr, Du sendest nach jedem Tag der Arbeit einen Feierabend über die Werke Deiner Schöpfung und legst eine stille Nacht auf Feld und Wald. Da öffnest Du die heimlichen Brunnen Deines Segens, da sendest Du Gaben der Erquickung in die ruhende Welt, und Deine Sterne schauen darein. Gleich also deckest Du am siebenten Tage die Werke Deiner Menschenkinder mit dem heiligen Kleide der Stille und des Friedens zu, und breitest über uns aus die Thauwolken Deiner Gnade, und lässest uns hell scheinen das Licht der Erkenntniß Deines Sohnes, und sprichst: Dieser Tag ist mein! Heiligt ihn auf euren Feldern und in euren Häusern, ihr und eure Kinder! O hilf uns, daß wir dies Dein göttliches Gebot fest in's Herz fassen, und, bis der himmlische Sabbath anbrechen wird, nimmermehr vergessen. Amen.

Es war im zweiten Gebote unsere Betrachtung auf den Namen Gottes gerichtet. Nun singen die Kinder Korahs (Ps. 48, 11.): „Gott, wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Ende." Was wird in diesem Spruche einander gleichgestellt? Der Ruhm ist aber eine Ausbreitung des Löblichen und Herrlichen, was man von Jemandem weiß: was soll demnach auch mit dem Namen des Herrn geschehen? Und wie weit soll dieser Name genannt werden? Abermals hören wir im Ps. 45, 18. das Gelübde: „Ich will deines Namens gedenken von Kind zu Kindeskind!": wie lange soll also das Gedächtniß dieses Namens gefeiert

werden? Gewiß dürfen wir das zusammenfassen und sagen: Gelobet sei der Name des Herrn zu allen Zeiten und an allen Orten! Weiter aber singt David (Ps. 34, 4.): „Preiset mit mir den Herrn und lasset uns miteinander seinen Namen erhöhen!“ Wen mag denn der fromme König anreden, wenn er sagt: „Preiset!“ „Lasset uns!“ Ihr versteht, daß man in der Einöde oder auf einer wüsten Insel solch eine Sprache nicht führen kann, sondern mit wem muß man sich wohl in Gemeinschaft wissen, wenn man spricht: Lasset uns beten, preisen, lasset uns miteinander seinen Namen erhöhen? Der Ps. 33. hebt mit den Worten an: „Freuet euch des Herrn, ihr Gerechten; die Frommen sollen ihn schön preisen!“ — was dünket euch nun, an welcher Leute Gemeinschaft hat wohl der König David gedacht bei jener Aufforderung? Giebt es nun vielleicht eine große Gemeinschaft frommer Menschen, welche sich von den ältesten Zeiten her zusammengefunden haben, den Namen des Herrn zu loben, und welche je mehr und mehr sich ausbreiten nach allen Orten? Wie heißt denn diese Gemeinschaft der Frommen, die verbunden sind in dem Namen des Herrn und in welche ihr schon durch die Taufe eingetreten seid? Hatte ein ähnliches Zusammensein auch schon stattgehabt in den Tagen der Erzväter und Moses, der Richter, der Könige, und der Propheten? Die jetzt genannten heiligen Männer gehören aber in die Zeiten des Alten Testamentes: wie wird man also die Gemeinschaft der Frommen, oder die Kirche, aus jener Periode nennen können? Und wie die andere, welche darauf folgt? — Seht, geliebte Kinder, wohin uns auf einmal dieses Gespräch über den Namen Gottes geführt hat! Der Name Gottes will ausgebreitet und wie ein Saame des Lebens gemehret sein unter den Frommen, und die Gemeinschaft der Frommen, wo dies geschieht, das ist die Kirche des Alten und Neuen Testamentes. Diese Kirche pflegt aber noch einen Beinamen zu bekommen. Einstmals klagte David darüber, daß die Anzahl der Frommen, welche den Namen des Herrn anrufen, so klein geworden sei; er sagte (Ps. 12, 2.): „Hilf, Herr, deine Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern.“ Welchen Namen erhalten hier die Frommen und Gläubigen, welche miteinander Gemeinschaft haben vor dem Herrn? Werden sie wohl darum die Heiligen genannt, weil sie heilig, ohne Sünde sind? Das bezweifelst du mit Recht. Vielleicht lernst du den Sinn dieser Rede an einem Beispiele gleich richtig fassen. Wenn an einem Orte mehrere Pastoren, Prediger und Diakonen eine Besprechung halten, so pflegen die Leute zu sagen: Die Geistlichen sind zusammengekommen. Diese Rede verdroß einst einen angesehenen Mann; er sagte: Das ist eine stolze Sprache, gerade, als wären wir Andern alle weltlich, und diese Leute allein geistlich gesinnt! Ein Freund zog ihn auf die Seite und sprach zu ihm heimlich und freundlich: Mein Lieber, die Männer in diesem

Vereine heißen wohl nicht deßwegen Geistliche, weil sie vor Andern geistlich gesinnt sind, sondern weil sie vor Andern dazu berufen sind, mit geistlichen Dingen sich zu beschäftigen, und zu einem geistlichen Leben sich untereinander zu stärken. Wirst du mir nun wohl eine richtige Erklärung darüber geben können, daß David die frommen Glieder der Kirche „die Heiligen“ nennt. Wie wird aber, wenn die Glieder diesen Namen tragen, die Kirche selbst heißen dürfen? Wie lautet darum der Anfang des dritten Artikels?

Wir, liebe Kinder, die wir den Namen des Herrn Jesu Christi anrufen, wir dürfen also am Schlusse des zweiten Gebotes schon einen Blick thun in den dritten Artikel, und wenn wir etwa gefragt würden: Wie heißt die Versammlung, oder die Gemeinschaft der Frommen, welche den Namen des Herrn erhöhen zu allen Zeiten und an allen Orten der Offenbarung Gottes? welche Antwort würden wir in Bereitschaft haben?

Aber wir denken bei dem Worte Kirche nicht bloß an die heilige Verbindung der Frommen vor dem Herrn. Wenn wir sagen: Es gehen viele Leute vor der Kirche spazieren; oder: Die Kaufleute sollen unter der Kirche ihren Laden schließen; oder: Nach der Kirche wollen wir einen Brief auf die Post senden, so wird damit eine Zeit bestimmt, zu welcher sich die Frommen miteinander versammeln, um den Namen des Herrn anzubeten.

Wird nun die Kirche, als Versammlung der Frommen, eine heilige genannt: welche Ehre kommt auch der Zeit zu, in welcher man sich also versammelt? Es giebt also nicht bloß eine heilige Verbindung der Frommen, sondern auch heilige Zeiten zu dieser Verbindung. Woran denkt man aber, wenn gesagt wird: Die Kirche ist geöffnet; die Kirche ist gedrängt voll; über acht Tage haben wir Kirchweihfest? Haben wir dann die Versammlung der Frommen im Sinne, welche den Namen des Herrn verkündigt bis an die Grenzen der Erde? Oder die Stunden von 9—11 Uhr Vormittags und von 1 — 3 Uhr Nachmittags, in welcher fromme Versammlungen gehalten werden? Gewiß nicht, sondern wir befinden uns dann in der Stimmung des Erzvaters Jakob, der, als er vom Traume erwachte, ausrief: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und ich wußte es nicht! Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels!“ (1 Mos. 28, 16. 17.). — Also das Wort Kirche bezeichnet auch einen heiligen Ort.

Es giebt demnach für Alle, welche den Namen des Herrn anrufen, eine heilige Gemeinschaft, und heilige Zeiten, und heilige Orte; und in welchem Namen liegen alle drei Bedeutungen eingeschlossen?

Haben wir nun hiernach wirklich ein Recht, beim dritten Gebote zu handeln von der heiligen Gemeinschaft, von

den heiligen Zeiten, und von den heiligen Orten der Frommen? Wie lautet denn aber das dritte Gebot? Von welchem jener drei Theile scheint beim Feiertage nun eigentlich die Rede zu sein? Wenn aber bei der näheren Ausführung dieses Gebotes (2 Mos. 20, 10.) gesagt wird: „Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist", so erblicken wir die Glieder einer großen Hausgenossenschaft; und geht wohl die Meinung des Herrn unsres Gottes dahin, daß diese Hausgenossen, weil sie am Sabbath kein Werk thun, um diese Zeit auseinandergehen sollen und sich verlaufen, ein Jeglicher nach seinem Gefallen, hierhin und dorthin? Was wird im Gegentheil seinem Willen gemäß sein? Unter welchen Abschnitt fällt aber nun die Betrachtung dieses Zusammenseins? Auf die Frage: „Was ist das?" enthält aber ferner unser Katechismus die Antwort: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten u. s. w. Wenn Jesus predigte und seines Vaters Wort verkündigte, da begab er sich auf eine Anhöhe, oder auf ein Schiff, und um diesen Ort her versammelten sich seine Zuhörer; wenn nun das dritte Gebot uns zur Pflicht macht: die Predigt und das Wort des Herrn zu hören, was wird dabei ebenfalls vorausgesetzt sein? Und in welchem Abschnitte unsrer Besprechung wird dies vorkommen?

Wie heißt nun das Dreifache, was wir beim dritten Gebote durchzugehen haben? Laßt uns mit dem Ersten beginnen!

A. Von der heiligen Gemeinschaft oder Verbindung der Frommen.

Wenn man dir erzählt, daß die Fürsten von Deutschland eine Gemeinschaft oder einen Bund miteinander geschlossen haben — welche Frage legt sich nah? Oder, wenn wir lesen von einem Verein der Apotheker, der Aerzte, der Lehrer: was wird man ebenfalls zu wissen begehren? Welche Frage wird uns nun auch gleich einfallen, wenn wir an den Verein erinnert werden, welcher zwischen den Frommen besteht? Nun scheint es wohl, die Frage: wozu die heilige Gemeinschaft der Frommen gestiftet sei? habe schon in Davids Worten: „Lasset uns miteinander seinen Namen erhöhn!" den gewünschten Bescheid empfangen, denn was würdest du mir entgegnen können, wenn ich zu wissen begehrte, wozu der kirchliche Verein der Frommen oder die Kirche bestehe? Aber wenn wir uns an Gottes Freunde halten, um mit ihnen den Namen des Herrn anzubeten und zu erhöhen, so wird unstreitig an uns eintreffen, was der Herr zu dem alten Eli (1 Sam. 2, 30.) gesagt hat: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren!" Was werden demnach zu erwarten haben, die den Herrn erhöhen? Dieses Verlangen sprach auch einst David recht feierlich also aus (Ps. 28, 9.): „Hilf

deinem Volke, und segne dein Erbe, und weide sie und erhöhe sie ewiglich." Wer einen Thurm erhöhet, d. i. in die Höhe aufsteigen läßt, oder auch ein Haus, der ist der Erbauer: was ist's nun wohl, was Gott an seinem Volke thut, indem er dasselbe erhöht? Was hört man auch aus dem Munde eines Frommen, der in der Gemeinschaft der Andacht, des Gebets u. s. w. mit seinen Glaubensgenossen zusammengewesen ist, und sich durch Gott innerlich erhöhet, d. i. im Herzen und Gemüth erhoben fühlt — was ihm zu Theil geworden sei? Schon in den ersten christlichen Gemeinden wurde eine solche Erbauung der Gemüther durch Gottes Gnade erwartet und erfahren; darum sagte Paulus zu den Gemeinde-Aeltesten von Ephesus (Apostg. 20, 32.): „Ich befehle euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden!" Diese Erbauung, welche Gott schafft, geht aber auch von einem Menschen auf den andern über. Wenn z. B. ein gläubiger Christ ein recht frisches und freudiges Bekenntniß zu Christo thut, oder wenn in einer großen Versammlung mit herzlicher Andacht gesungen wird: was pflegt man dann von dem Eindrucke zu sagen, welcher auf die Seele dadurch gemacht worden ist? Daß dies also geschehe, ist der Wille Gottes, welchen seine Apostel uns kund gethan haben. Paulus schreibt (1 Theff. 5, 11.): „Darum ermahnet euch untereinander, und bauet Einer den Andern, wie ihr denn thut!" Und Petrus schreibt (1 Petr. 2, 5.): „Und auch ihr, als die lebendigen Steine, erbauet euch zum geistlichen Hause!" —

Was werden wir nun kurz antworten, wenn Jemand Auskunft darüber fordert, welches der Zweck der Kirche sei, oder wozu unsre fromme Gemeinschaft dienen solle?

Es wird also recht hieher gehören, daß wir miteinander überdenken, was unter Erbauung zu verstehen ist, und durch welche Mittel bewirkt werden kann, daß wir uns erbauen. —

Meine lieben Kinder mögen vor allen Dingen die Worte auswendig lernen, welche der Apostel Paulus geschrieben hat (Eph. 2, 19—22.):

> „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, ineinander gefüget, wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist." —

Aus welchen Worten dieses Ausspruchs geht hervor, daß uns der Apostel nicht als einzelne ab- und zugehende Leute, sondern als Glieder einer frommen Gemeinschaft betrachtet? Und wie drückt er das aus, was in dieser Gemeinschaft an uns geschehen müsse? Wir

erfahren zugleich aus dieser Stelle, was zu dem Wesen der Erbauung wesentlich gehört.

Merkt zuerst, daß er sagt — nicht: ihr werdet gebauet, sondern: ihr werdet erbauet. Sage mir, ob du den Unterschied fassen kannst zwischen reichen und erreichen, zwischen langen und erlangen, steigen und ersteigen? Wohin ist derjenige gekommen, der erreicht, erlangt, erstiegen hat? Was zeigt also die Vorsylbe er gewöhnlich an? — Beim Bauen kann nun aber das Ziel, wohin wir gelangen wollen, vor uns liegen, oder auch unter uns, oder auch über uns. Sagen wir nun, bei Anlegung einer Straße, wo das Ziel vor uns liegt, sie sei erbaut? Wie drücken wir uns vielmehr dann aus? Sagen wir bei der Anlage eines Stollen oder Schachtes, wo das Ziel unter uns liegt, er sei erbaut? Wie heißt vielmehr die gewöhnliche Aussage? — Wo haben wir dagegen das Ziel und den Schlußpunkt eines Baues zu suchen, wenn von einem Erbauen die Rede ist? Welche Gegenstände werden demnach erbaut?

Wird nun ein Schacht gebaut, so pflegt man die Pfeiler und Riegel da hinabzulassen; wird eine Straße gebaut, so pflegt man die Werkstücke und Steine nebeneinander zu legen; aber was muß mit den Pfeilern, Ständern und Riegeln geschehen, welche vor der Baustätte übereinander liegen, wenn es zum Erbauen kommt? So werden Häuser aufgerichtet bis an den Giebel, Thürme bis in die Spindel; und wer dabei zusehen will, was muß der auch mit seinem Haupte und mit seinen Augen thun? —

Eine Aufrichtung ist also auch das Erste, woran man beim Erbauen zu denken hat. Darum auch David, wie wir eben erst gehört, für die Glieder des Volkes Gottes in der Kirche des Alten Testamentes betete: „Weide und erhöhe sie ewiglich!" Wenn wir aber einen Pfeiler oder Ständer aufrichten, so graben wir zuvor in den Boden so tief ein, daß wir einen Grund gewinnen, worauf der Pfeiler oder Ständer zu stehen kommen kann. Was muß auch der Aufrichtung eines Hauses oder Thurmes vorangehen? Worauf wird es demnach überhaupt bei jeder Aufrichtung, auch bei der geistlichen, ankommen?

Die Aufrichtung auf einem Grunde wird nun auch in dem auswendig gelernten Bibelspruche erwähnt; und zwar in welchen Worten? Was wird hier als der Grund genannt, worauf die Hausgenossen Gottes sich zu erbauen haben? Ein Dreifaches — die Apostel, die Propheten und der Eckstein Christus — wird hier angeführt: was haben denn die Apostel verkündigt? was verdanken wir den Propheten? Wo ist das Evangelium der Apostel zu finden? und wo die Weissagung der Propheten? Als der Grund unsrer Erbauung ist also zu betrachten das Wort Gottes, wie es in sich faßt die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Auf wen weisen aber die alttestamentlichen Propheten? Und

wessen Zeugen sollten in den Zeiten des Neuen Testamentes die Apostel sein? Was ist also von jenem Grunde wieder der unterste Grund? Und welchen Namen trägt daher der von ihm gelegte Stein? Auf Christo demnach und auf seinem Worte erhöhet Gott sein Volk, erbauet er seine Gemeinde.

Was also auf Christo und seinem heiligen Worte erhöhet, aufgerichtet, erbauet wird, das nannten wir soeben die Gemeinde. Als nach dem Pfingstfeste die christliche Gemeinde zum ersten Mal als eine große Versammlung erscheint, berichtet darüber die Apostelgeschichte (Apostg. 2, 41.) mit den Worten: „Die nun sein Wort, d. i. das apostolische Wort, gern annahmen, ließen sich taufen, und wurden hinzugethan an dem Tage bei dreitausend Seelen." Während man die bürgerlichen Gemeinden nach Köpfen zählt: welches Maß hat man nach dem Vorigen, um die christliche Gemeinde zu messen? Was ist's daher auch, was in der Gemeinde erbauet werden soll und kann? David singt (Ps. 103, 1.): „Lobe den Herrn, meine Seele, und, was in mir ist, seinen heiligen Namen." Hier wird ganz richtig die Seele genannt; aber man sieht aus dem Zusatze „und was in mir ist", daß noch etwas Anderes in dem Menschen wohnt, was, wie die Seele, Gott loben und erhöhen, also auch von Gott erhöhet und erbaut werden kann: was mag dies sein? Im Briefe an die Hebräer (4, 12.) wird von dem göttlichen Worte gesagt: es dringe ein und scheide Seele und Geist, und werde ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Was könnte also David wohl neben der Seele noch gemeint haben, als er sagte: „und was in mir ist"? Als jener Schriftgelehrte (Luc. 10, 27.) dem Herrn Jesu das vornehmste Gebot im Gesetze anführte: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn!" da nannte derselbe neben Seele und Herz noch ein drittes Vermögen, welches von der Liebe Gottes ganz müsse erfüllt und durchdrungen sein: weißt du vielleicht welches? Nun siehe also, des Christen Seele, Herz, Sinn, Geist und Gemüth meint jener fromme König, wenn er singt: „und was in mir ist!" Was ist's nun auch, was in der Gemeinschaft der Frommen erbaut werden soll? Bedenke aber jetzt noch einmal, was du gelernt hast, daß die Erbauung deines inwendigen Menschen nur erfolgen kann auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist! Wenn du daher etwas lesen wolltest zu deiner Erbauung: nach welchem Buche würdest du zuerst greifen? Wenn du dich erbauen wolltest durch Gebet: in wessen Namen würdest du die Hände betend erheben? Von welcher Predigt wirst du sagen, sie habe dich erbaut? Jede andere, welche nicht Christum und sein Wort zum Grunde hat, kann vielleicht eine wohlgesetzte, gut durchdachte, fließende, auch etwa rührende oder hinreißende genannt werden; aber welche Eigenschaft wird ihr nie zukommen? Doch wir

müssen uns noch weiter deutlich machen, was bei der Erbauung ganz wesentlich ist.

Ueber einem Grunde aufrichten, das heißt erbauen. So viel haben wir bereits gelernt. Aber ein Meilenstein, ein Wegweiser, ein Telegraph wird auch aufgerichtet, und ruht ebenfalls auf einem zuvor gelegten Grunde: hast du nun wohl je gehört, daß einem Steinmetz oder einem Zimmermann aufgetragen worden, er solle einen Meilenstein, einen Wegweiser, eine Telegraphensäule erbauen? Wie pflegt man in solch einem Falle richtiger zu sagen? Derselbe Zimmermann dagegen, wenn er neben der hohen Telegraphensäule ein ganz niedriges und enges Wärterhäuschen hergerichtet hat, wird sich nicht bedenken, zu sagen: Dieses Häuschen habe ich erbaut! worin mag da der Unterschied zu suchen sein? Wenn du den Meilenstein betrachtest vom Fuße bis an die Spitze, so wirst du keine Fuge gewahr, keine Verklammerung, welche einen Theil mit dem andern verbände: er ist ein Ganzes. War er das auch schon, ehe er aufgestellt wurde? Wie verhält sich aber die Sache mit dem Wärterhäuschen? Wenn du in dasselbe eintrittst, so kannst du jetzt noch die Schwellen, die Säulen, die Riegel, das Gesparre unterscheiden, welche miteinander verbundene Theile des Ganzen sind: seit wann besteht diese Verbindung? Und wie darf sich nun derjenige nennen, welcher diese einstmals getrennt gewesenen Theile zusammengefügt und zu einem Ganzen verbunden hat? Erinnerst du dich jetzt wohl der Ausdrücke, welche in unserm Bibelspruche vorkommen und denselben Gedanken aussprechen? Gewiß stehen die Worte nicht umsonst da: Auf welchem der ganze Bau ineinander gefügt ist. Wenn also die Aufrichtung auf einem Grunde das Erste ist, worauf es bei der Erbauung ankommt: was wirst du als das Zweite bezeichnen?

Aus der Zeit der ersten christlichen Kirche berichtet uns die Apostelgeschichte (4, 32.): „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele!“ Was war hiernach die ganze Menge geworden? Dieses eine Herz aber, diese eine Seele, dieses Ganze der Gemeinde: woraus war es denn zusammengesetzt? Vergleiche noch einmal, was ich vor Kurzem erst erzählt habe, daß bei dreitausend Seelen in einem Tage hinzugethan worden waren. Welches sind also die Theile in der Versammlung der Gläubigen? Und was muß mit diesen Seelen geschehen, wenn eine Erbauung derselben bewirkt werden soll? Giebt es nun wohl für die Glieder eines Hauses Gelegenheit, sich also untereinander zusammen zu schließen und zu erbauen? Welche Stunden oder Zeitabschnitte möchten sich dazu eignen? Wenn nun ein Vater die Einrichtung träfe, daß jedes Glied des Hauses am Morgen jeden Tages eine halbe Stunde auf sein Zimmer, oder in seine Kammer allein gehe und ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus dem Gesangbuche für sich lese, und auch ein Gebet spreche, beim Frühstück aber jeden

Hausgenossen fragte: Hast du das gethan? würde man von diesem Vater sagen können, daß er auf die häusliche Erbauung etwas halte und dieselbe pflege? Woran fehlt es in diesem Hause, obgleich die Schrift gelesen und gebetet wird? Wie dürfte es sich ferner wohl erklären lassen, wenn eine christliche Frau am Sonntage aus dem schönen Gotteshause heimkehrte und erzählte: die Predigt sei recht ein Gotteswort gewesen und von Herzen gekommen, und auch auf der Orgel habe sich ein rechter Meister hören lassen, aber sie habe sich doch gar nicht so, wie sonst, erbauen können? Was dürfte hier auch gemangelt haben? Vielleicht erklärt ihr mir nun auch das Gespräch, welches ich einst beim Heimgehen aus einer Dorfkirche zwischen Vater und Sohn gehört habe. Der Sohn klagte, daß das Hauptlied mit so schneidenden und ungebildeten Stimmen gesungen worden, und daß die ächte Weise (Melodie) durch eine Menge von Schnörkeln und Haken verunstaltet worden sei! Der Vater antwortete: Du hast in beiden Stücken ganz Recht, mein Sohn; aber ich gestehe dir, ich habe mich kaum je an einem Kirchengesange so erbaut, wie an diesem! Wer unter euch versteht des Vaters Meinung, und löst mir das Räthsel?

Die Verbindung und Zusammenfügung mehrerer Theile zu einem Ganzen, das ist das Zweite, was zur Erbauung wesentlich gehört. Ich möchte aber gern noch einen Schritt weiter mit euch gehen. So lange die Arbeiter noch mit dem Erbauen eines Hauses beschäftigt sind, bemerken die Vorübergehenden jeden Tag etwas Neues, was zu den Theilen hinzugekommen ist. Mancher richtet täglich seinen Spaziergang nach der Baustelle, um die Zunahme gewahr zu werden. Die meisten Betrachter wissen aber nicht, ja auch viele der Handlanger und Arbeiter wissen nicht, wie lange noch das Zunehmen sich fortsetzen wird: wann wird es ein Ende haben? Meinst du nun wohl, daß auch der Zimmermeister und der Maurermeister von diesem Fertigwerden, von dieser Vollendung des Bauwerks nichts erfahren? Du wirst oft gesehen haben, daß diese Meister eine Rolle Papier vor sich ausbreiten, dieselbe betrachten und auf derselben messen: was mag wohl auf diesem Papiere zu sehen sein? Und was wird allen Meistern der Baugewerke auf diesem Risse angegeben worden sein? Woraus wird man also auch die Maße dafür bekommen, wie lange noch das Zunehmen dauern mag? Sollte nun nicht etwa ein Mensch da sein, welcher den Bauriß gar nicht mit sich herumzutragen brauchte, der jeden Augenblick wüßte, wie viel noch hinzugethan werden müsse, ehe es heißen kann: Jetzt sind wir fertig? Und wer ist dieser Mensch, der seinen Bauriß im Geiste hat, und nach dessen Maße sich Alle zu richten haben? — Fasse dies zusammen, mein Kind! So lange im gewöhnlichen Sinne ein Erbauen währet, ist täglich ein Zunehmen des Bauwerks zu beobachten. Dieses Zunehmen erfolgt aber nach einem Plane oder

Risse, richtet sich also nach gewissen Maßen, und das Vorbild zu Allem ist in dem Geiste des Baumeisters zu suchen. — Ich muß hiervon eine Anwendung machen, wozu ich aufmerksame Zuhörer bedarf. Wir lesen im Briefe an die Hebräer (3, 4.): „Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet, der aber Alles bereitet, das ist Gott!“ Dieser Gott hat nun nicht bloß das große Weltenhaus mit allen seinen Kammern und Gewölben, mit allen seinen Feuerstätten und Lichtern erbaut, also daß man sagen kann: Es ist fertig! oder wie es in der Schrift heißt (1 Mos. 2, 1.): „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer!“ sondern er erbauet auch immerfort Millionen kleiner, aber wundersamer Häuser, von denen wir eigentlich hier auf Erden niemals sagen können, daß sie fertig oder vollendet seien: welche Häuser (ihr wohnet selbst in solchen —) welche meine ich? Im ersten Artikel dankt euer Glaube dafür, daß euch Gott erschaffen hat, und euch Leib und Seele gegeben: wie heißt hier der Bewohner, und wie das Haus? Nun wohl! Sage mir jetzt: Wie nennt man denn die Theile eines solchen Menschenhauses, ich meine eines Leibes? Finden sich denn diese Glieder, wie die Theile und Stockwerke eines Hauses, erst nach und nach an dem Leibe ein, so daß der Betrachter von Zeit zu Zeit immer wieder etwas Neues entdeckt, was noch gar nicht dagewesen ist? Zu welcher Zeit finden sich schon alle Glieder in ihrem ersten Ansatze an dem Leibe? Was sollte man also von dem Menschenleibe, wenn anders er ohne Gebrechen geboren ist, alsbald bei seiner ersten Erscheinung aussprechen können? Was bemerkst du aber doch von Zeit zu Zeit an dem Leibe eines Kindes, eines Knaben, eines Jünglings, wenn du denselben vergleichst mit der Gestalt und Größe, welche er früher gehabt hat? Was berichtet uns die heilige Geschichte selbst von dem zwölfjährigen Jesusknaben? Dieses Zunehmen aber bei lebendigen Gebäuden Gottes, welches in der weiteren Entwickelung und Erstarkung der Glieder besteht, ist, wie du siehst, ein ganz anderes, als wir es vorhin an den Theilen des todten Hauses wahrgenommen haben: worin findest du den Unterschied? Wie nennen wir dieses Zunehmen in allen lebendigen Bauwerken Gottes, in Pflanzen, Thieren und Menschen? Wenn dieses Wachsen im ersten Anfange ist, gleich nach der Geburt des Menschen: trifft sich's wohl, daß ein Freund der Familie schon die Bemerkung macht: Siehe da, des Vaters, oder der Mutter Ebenbild!? Wenige andere Menschen stimmen dem Freunde darin bei: kann also wohl das Bild, was dieser Mann erblickt hat, schon ein fertiges und vollendetes sein? Wie nannten wir denn bei einem Hause das Bild, aus welchem der Zimmermeister erkannte, wie sein fertiges Haus werden würde? Was scheint denn also auch schon in dem Antlitze des Kindes gelegen zu haben von der künftigen Gestalt seines Hauses? Mit welchem andern fertigen Bilde mußte aber der Freund des Hauses

diese zarten Züge schon damals vergleichen? Holte er dazu den Vater oder die Mutter herbei, oder hielt er gemalte Bilder derselben daneben? Wenn dies nicht nöthig war: wo hatte er den Grundriß oder das Urbild aufgehoben, nach welchem er die Züge des Kindes maß und mit zunehmenden Jahren immer wieder mißt? Nicht in einem Rahmen, nicht auf einer Leinwand, nicht in körperlicher Gestalt, sondern im Geiste sah er den Grundriß, und wenn jener Zimmermeister dessen gewiß war, daß nach seinem Risse auf dem Papiere das Haus immer zunehmen und fertig erbaut werden würde: was wird jener unser Freund auch von dem Leibeshause des zarten Kindes hoffen? Und nach welchem Maße wird er das Wachsthum desselben erwarten?

Wir haben nun bisher nur vergleichungsweise von einem Bau des Hauses und des Leibes gesprochen: was ist es eigentlich, was nach Gottes Willen in der Gemeinde erbaut werden soll? Scheint dir nun die Erbauung der Seelen und des Inwendigen in dem Menschen besser und passender verglichen zu werden mit einem todten Hause, oder mit einem lebendigen Leibe? Gewiß wird das Letztere das Richtigere sein. Das lehret uns die heilige Schrift selbst, denn sie nennt die Verbindung der Frommen, welche den Namen des Herrn anrufen, den Leib Christi, und sagt uns (Eph. 4, 11. f.), derselbe Herr habe in seiner Kirche allerlei Aemter der Lehre gestiftet, damit „der Leib Christi dadurch erbauet werde". Dieser Leib habe ein Haupt; nämlich Christum, „aus welchem (Eph. 4, 16.) der ganze Leib zusammengefügt werde, und ein Glied am andern hange durch alle Gelenke." Wenn nun die Gemeinschaft der Frommen mit einem Leibe zu vergleichen ist, man aber beim Erbauen eines Leibes an ein Zunehmen desselben denken muß: was wird dann auch zur Erbauung der Gemeinde gehören? Und wie haben wir oben schon dieses Zunehmen lebendiger Körper nennen müssen? Woran kann demnach die Gemeinde und jedes Glied der Gemeinde nur bemerken, daß eine Erbauung stattfindet? Dieses Wachsthum erfolgte nun bei jenem Kinde nach einem Bilde, welches der Hausfreund in seinem Geiste aufgehoben hatte: wer wird wohl im Stande sein, mir zu sagen, nach wessen Bilde die ganze Christenheit emporwachsen und sich erbauen soll? Von wem heißt es, er habe uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen? Von wem hofft Paulus (Gal. 4, 19.), daß er in den Galatern eine Gestalt gewinnen werde? Vergleichet hierzu, was derselbe Apostel den Ephesern (4, 13.) schreibt: „daß wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da sei nach der Maß des vollkommenen Alters Christi!" —

Wo daher von einer Erbauung der Gläubigen geredet wird: was muß da in der ganzen Gemeinde Gottes, und in jedem ein-

zelnen Gliede zu verspüren sein? Und in wem liegt der Grundriß, das Urbild zu diesem Wachsthum? Findet sich aber irgendwo in der sichtbaren Welt dieses Bild und dieses Maß, dem wir zuwachsen sollen? Denket nun an jenen Hausfreund zurück, und ihr werdet mir sagen können, wo und wie wir diese Gestalt, dieses Urbild des Leibes Christi sehen und aufbewahren?

Jetzt sind wir gewiß im Stande, auch den Schluß des Spruchs Eph. 2, 19—22. recht zu fassen. Es hat nun eine gar reiche und schöne Bedeutung, wenn Paulus von der Gemeinschaft der Frommen sagt: „Der ganze Bau ineinander gefügt, **wächst** zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist.“

Die Verständigen unter euch werden mir nun Antwort geben können auf die Fragen:

An wen haben wir bei dem ganzen Bau zu denken?

Mit welchen Worten wird das stete und lebendige Zunehmen der Gemeinde Gottes bezeichnet?

Und zu welcher Gestalt soll die Christenheit auferbauet werden und hinanwachsen?

Wenn aber der vollendete Bau genannt wird ein heiliger Tempel in dem Herrn: was lernen wir aus diesem Zusatze: „in dem Herrn“, hinsichtlich des Grundrisses zu dem Bau?

Und wo ist dieser Grundriß aufbewahrt?

Und wie wird darum die Wohnung genannt, in welche wir Alle mit eingebaut werden sollen?

Noch einige Augenblicke lasset uns bei den Worten stillstehen: Der Bau wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Ihr erinnert euch noch: die Aufrichtung auf dem Grunde des Sohnes Gottes und seines heiligen Wortes war bei der Erbauung das erste Stück. Das Zusammengefügt- und Verknüpftwerden aller Glieder im Glauben und in der Liebe — war das Zweite. Das Dritte aber, was wesentlich zur Erbauung gehört, das ist eben nun das Wachsthum aller Glieder zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.

Wir haben (Apostg. 9, 31.) eine schöne Beschreibung von dem Zustande der christlichen Gemeinde in einer glücklichen Zeit. Es heißt da: „So hatte nun die Gemeinde Frieden durch ganz Judäa und Galiläa und Samaria, und baute sich, und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Trost des heiligen Geistes.“ In dieser Stelle wird uns mit wenigen Zügen das Wesen der Erbauung geschildert. Wenn der Trost des heiligen Geistes in unser Herz sich giebt: wohinwärts blickt dann unser Auge? wohin erhebet sich dann die Seele? Sehet, das ist die Aufrichtung des Gemüths. Nun ist ferner die Rede von einem Frieden im ganzen heiligen Lande. Wenn's Frieden ist, da thut man sich miteinander

zusammen, da fasset Einer den Andern an, da werden die Leute recht ein Herz und eine Seele. Sehet, das ist die Verbindung, die Zusammenfügung der Glieder, ohne welche ein Erbauen nicht möglich ist. Endlich erzählt uns dieser Vers: „Die Gemeinde wandelte in der Furcht des Herrn.“ Wandeln ist das Gegentheil vom Stillstehen. Wandeln heißt weiterkommen. Die neue Gemeinde kam also weiter, nahm zu, wuchs in der Furcht des Herrn, d. i. in dem Abscheu gegen das Böse und im Gehorsam zu allem Guten. Sehet, hier ist das Dritte, das Wachsthum, angezeigt. Unsre Gemeinde, ihr lieben Kinder heißt die Domgemeinde, oder auch die Mauritiusgemeinde. Wäre nun auch unter uns Trost des heiligen Geistes, und herzliche, friedevolle Gemeinschaft unter Allen, und bei Jungen und Alten ein Wandeln in der Furcht des Herrn: was könnte man dann von dieser Mauritiusgemeinde auch sagen? Aber auch von dem Einzelnen gilt dasselbe. Wenn du betrübt und bekümmert und recht mit niedergeschlagenem Muth in den lieben Sonntag hereingetreten wärest, und die Gemeinde sänge dir entgegen, also daß du mit einstimmen müßtest: „O heilige Brunst, süßer Trost, nun hilf uns fröhlich und getrost in Deinem Dienst beständig bleiben, die Trübsal uns nicht abtreiben!“ und in der Predigt hörtest du das Psalmenwort: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“ was würde dann aus deiner betrübten Seele werden? und aus deinem niedergeschlagenen Muth? Und was würdest du sagen, daß dir geschehen sei an diesem Tage? Höret eine andere Anwendung! Ein paar Leute, welche in Bitterkeit und Groll miteinander gelebt hatten, und sich auf dem Wege ausgewichen waren, trafen einstmals, ohne daß sie vorher daran gedacht hatten, am Altartische zusammen, wo das heilige Abendmahl verwaltet und von ihnen begangen werden sollte. Als sie sich gewahr wurden, traten sie ebenfalls fern voneinander. Nachdem der Geistliche die Einsetzungsworte gesungen hatte, wendete er sich, wie herkömmlich, noch einmal an die Gemeinde mit den Worten: Der Friede des Herrn sei mit euch Allen! Amen! Da kam es dem Einen der beiden Männer (es waren Geschwisterkinder, welche um eine Erbschaft miteinander haderten) so vor, als müsse er doch ein paar Schritte unbemerkt seinem Gegner näher treten. Und er that so. Der Andere, der Jüngere von Beiden, wurde nichts davon gewahr, sondern war eben im Begriffe an die Brüstung des Altars zu treten, und, weil die Männer vor ihm Paar und Paar sich genaht hatten, erwartete er, daß irgend ein Fremder aus der Reihe sich an ihn anschließen würde, — und was geschah? plötzlich erblickte er seinen Vetter neben sich; in dem Augenblicke, wo er seine Kniee beugte, that es der Andre auch, und die Worte: „Nehmet hin . . . . für Euch gegeben — —, für Euch vergossen!“ warfen ihren Lichtstrahl auf einmal in beide Seelen tief hinein. Und als sie nun an ihren Platz zurückgetreten waren, sahen sie sich einander an, und beide Augenpaare strömten

von Thränen über. In einem Nachbarhause, wo die Tochter einst von diesen beiden Männern aus der Taufe gehoben worden war, nahm dieses junge Mädchen bei Tische das Wort, und sagte zu seinem Vater: Höre mir zu, ich muß dir eine Geschichte erzählen, welche heute der ganzen Gemeinde zur Erbauung gereicht hat! Sagt, was wird sie wohl erzählt haben? Was ist denn aber so Erbauliches in dieser Geschichte? Ganz recht wirst du sagen, es sei das Zweite, was wir zur Erbauung gerechnet haben, nämlich die Zusammenfügung und Verknüpfung der Seelen im Glauben und in der Liebe. So hatten es auch jene beiden Männer selbst empfunden. Es blieb nicht bei dem Thränenstrom auf ihren Wangen. Gegen Abend holte der Jüngere, der auch gern etwas zuerst thun wollte, den Aelteren zu einem Spaziergange in das Feld ab. Da schlossen sie Frieden. Der Heimweg führte an dem Pfarrgarten vorüber; vor der Laube mußten sie stehen bleiben, denn dort saß der Mann, aus dessen Munde sie das Gotteswort vom Frieden, aus dessen Hand sie die himmlische Gabe der Gnade heute empfangen hatten. Sie grüßten hinüber, und der Aeltere konnte es nicht lassen, zu sagen: „Herr Pastor, nehmen Sie unsern Dank! Wir haben uns heute bei Ihnen recht erbaut!“ Der Geistliche sah freundlich herüber, schüttelte aber seine weißen Locken und sprach: Liebe Freunde! bei mir ist es nicht geschehen: kennt ihr den nicht, der bei uns war, und der da mächtig ist, uns zu erbauen? Die beiden Männer verstanden das: verstehst du es auch, mein Kind? —

Nun laßt mich noch Eins anführen, damit wir das Capitel von der Erbauung recht auskaufen. Ein Landmädchen, Namens Martha, war nach ihrer Einsegnung in eine große Stadt in Dienst gegangen. Diese Martha war gesund, wohlgebildet, klug im Geist, freundlich in ihren Geberden, geschickt in der Arbeit, und auf dem Grunde ihrer Seele barg sich auch noch manches fromme Wort und Lied aus der Kinderzeit, als läge es zum Aufgange bereit. Aber drei Jahre Dienstzeit in vornehmen Häusern hatten der Seele der Martha großen Schaden gethan: der Leichtsinn war eingezogen, die Eitelkeit hatte ihr Unkraut ausgesäet, die Sucht, sich zu putzen und zu gefallen, ließ ihr keinen Augenblick Ruhe, sich auf etwas Reines und Heiliges zu besinnen, ihre vormals liebliche und sanfte Stimme hatte in einen kecken Ton und in ein wildes Lachen sich verkehrt, das sich am liebsten in den Abendstunden auf der Gasse vor der Hausthüre hören ließ. Manche wohlgesinnte Hausmutter, wenn diese Martha ihr zu Gesichte kam, mußte einen Seufzer ausstoßen, und Eine, die es recht gut meinen wollte, flüsterte ihr sogar einmal ins Ohr: „Kind, Kind, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht!“ Aber das Mädchen sollte nicht untergehen: eine fromme Mutter betete daheim recht fleißig und inbrünstig für ihre Seele, und der Herr erhöret Gebet. Ein Hausmädchen, welches bei einem

Brauherrn in der Nachbarschaft Marthas diente, Christine mit Namen, pflegte öfters des Abends vor der Hausthüre mit dieser zusammenzukommen, jedes Mal aber, wenn die Glocke 7 Uhr geschlagen hatte, abgerufen zu werden. Was ist doch das, fragte Martha eines Abends, daß es dich um diese Zeit gar nicht mehr hier leidet, und daß du nach der Abrufung niemals wieder zu mir kommst? Christine antwortete: Wir haben um 7 Uhr Abendandacht, und der Herr verträgt es nicht, daß Jemand zurückbleibt, noch auch, daß Jedermann später noch einmal ausgeht. Kann man auch einmal mitkommen? fragte Jene weiter, und erhielt die Antwort: Wenn es deine Herrschaft dir erlaubt, gewiß! So geschah es nun, daß Martha Besucherin dieser stillen Andachtsstunden wurde, in welchen man ein Lied sang, ein Stück aus der Bibel las, und dem Hausvater zuhörte, welcher eine herzliche Ermahnung und Auslegung folgen ließ und dann mit einem Gebete schloß. Wovor dem Mädchen Anfangs bange gewesen, ja worüber sie sich fast geschämt, das wurde ihr bald theuer und werth. Wie ein Kind, das den Eltern geraubt worden und ein Jahr lang nur trutzige Gestalten um sich gesehen, nur rauhe und rohe Menschenstimmen gehört hat, fröhlich wird, wenn es auch nur im Traume des Vaters Tritte hört, der Mutter Ruf vernimmt, und wie es Seligkeit empfindet, sobald der Traum ausgeht und Wirklichkeit wird: so ging es der Martha in diesen Abendstunden. Ihre alten Bekannten und Freunde, die in der Jugend gelernten Bibelsprüche und Lieder, fingen auf einmal an in ihrem Herzen aufzuwachen und zu tönen, und was der liebe alte Hausvater so einfach aussprach, dazu mußte sie Herz, Ohr und Haupt neigen, als käme die Botschaft vom Himmel. Und wie ihre Seele nun voll war vom Worte des Lebens, so bekam sie auch ein Verlangen, davon zu reden. Ihre Dienstfrau war schwer erkrankt, und es lag ihr ob, der kleinen Kinder sich anzunehmen. Sie erzählte diesen aus der heiligen Geschichte, und lehrte sie in gar sanftem und süßem Tone kleine Gebete und Lieder; und täglich mehr wurde sie gewahr, daß diese Kinder sie mit Liebe umgaben, und daß wiederum ihre Freudigkeit zunahm und auch ihr Geschick, ihnen zu dienen. Endlich wagte Martha noch mehr. Sie fragte ihre leidende und von heftigen Schmerzen gequälte Dienstfrau, ob sie ihr wohl dürfe ein frommes Lied vorlesen? Auf die Bitte: Thue das, meine Tochter! ging ihr das Herz noch weiter auf, und ihr Lesen klang so lieblich, und ihre Blicke ruhten auf dem Antlitz der Kranken so wohlthuend und freundlich, daß diese bald nur von Martha Arzenei empfangen und Handreichung annehmen wollte, und sagte: Du bist mir manchmal wie ein Engel Gottes. Und Martha wurde darüber nicht stolz, aber das Herz zitterte ihr von Dank und Freude. Seitdem hörte man ihre Stimme nicht mehr auf der Gasse, ihr Gang wurde sittsam, ihr Schmuck ganz einfach, ihr Thun still und treu, und es kam ihr oft selber so vor, als

lägen Millionen Thautropfen der Freundlichkeit Gottes auf ihrer Seele; ja, was das Meiste, sie war auf einmal aus einem einsamen Mädchen ein ganzes Heer geworden, denn die Kinder alle, vom Größten bis zum Kleinsten, und die kranke Hausfrau, und die ganze betende Hausgemeinde des Brauherrn, und ihre Eltern daheim, an welche sie seit einiger Zeit mit immer wachsender Liebe dachte — die Alle schlossen im Geiste einen Kreis um ihr Herz herum, und so oft sie am Abend oder am Morgen betete, da trat sie mit diesen Allen vor Gott hin.

Meine Kinder, seit welchem Besuche ist diese Veränderung mit der Martha vor sich gegangen? Zu welchem Zwecke wurden denn jene Abendstunden des Brauherrn gehalten? Und was erfuhr auch die Martha je länger je mehr, wenn sie in diesen Stunden gewesen war? Nun betrachtet euch aber einmal recht mit Fleiß, was unter dieser Erbauung mit dem Mädchen vor sich gegangen war. Wie kleine Saamenkörner hatten Worte Gottes in ihrer Seele gelegen, als sie vom Elternhause wegging, — was war jetzt aus diesen Körnlein geworden? Wie mit kleinen Funken hatte einstmals der Glaube ihr Herz erregt: was wurde jetzt aus diesen Fünklein. Wie in einer engen einsamen Zelle hatte es in ihrem Gemüthe ausgesehen, und worein hatte sich diese enge Zelle nach und nach verwandelt? Wenn Keime sich ausbreiten und zunehmen, so redet man von Wachsthum: was läßt sich auch von der Martha sagen im geistlichen Sinne? Welches dritte Merkmal von der Erbauung wird dabei erkannt? O wie trifft es hier zu, was ihr neulich auswendig gelernt habt: daß der Bau wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, und wir mit erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist.

Ueber diesen ersten Abschnitt — von der heiligen Gemeinschaft oder Verbindung der Frommen zur Erbauung — ist genug gesagt.

§. 10.

B. Von den heiligen Zeiten, welche zur Erbauung dienen.

Vorlesung aus Psalm 118.

„Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid!“

Gesang.

Komm heute in mein Herz, Du König aller Frommen! Laß mit Dir Segen, Heil Und Seelenfrieden kommen! Die Sonne Deiner Huld Kehr' heute bei mir ein, So wird mir dieser Tag Ein rechter Sonntag sein.

Gebet.

„Ein großes Geschenk, Du lieber treuer Herr und Vater, hast Du für uns bereit. Das theilt sich für Alle aus, für Kleine und Große, für Arme und Reiche, wie das Licht der Sonne; das kehrt immer wieder und wird nicht müde, wie die Sterne des Himmels erscheinen zu ihrer Stunde. Und dieses Geschenk, das ist Dein Tag, o Herr, an welchem die Frommen feiern vor Deinem Angesichte. Nimm unsern Dank dafür, und laß Dir unser Gelübde wohlgefallen: wir wollen hochhalten diesen Deinen Tag, daß er bei uns heilig sei, wie Du ihn für uns geheiligt hast. Amen."

Seit wann hat es schon Verbindungen der Frommen gegeben, in denen man das Gemüth zu Gott aufrichtete, sich aneinander im Glauben und in der Liebe anschloß, und zu wachsen trachtete an dem inwendigen Menschen? — Was hat auf Gottes Befehl Noah im Beisein seiner Familienglieder gethan, als sie nach der Sündfluth aus der Arche gingen? (1 Mos. 8, 20. f.). Was ist von Abraham in der Gegend von Bethel erbauet worden, als ihm der Herr erschienen war? (1 Mos. 12, 8.). Wozu hatte Moses in dem Treffen wider die Amalekiter sich mit Aaron und Hur auf die Spitze eines Hügels begeben? (2 Mos. 17, 10—13.). Was gelobte Josua auf dem letzten Landtage für sich und sein Haus vor dem Volke Israel? (Josua 24, 15.). — Was mögen wohl jene Prophetenkinder begonnen haben, als sie (1 Sam. 10, 5.) mit Psalter, Pauken, Pfeifen und Harfen dem Könige Saul entgegenzogen? Und was für ein Geschäft haben zu Davids Zeit die Kinder Korahs gehabt? (Ps. 44, 1. f.) Darum haben wir ja, wie ihr wißt, schon vor einigen Stunden von einer Kirche des Alten Testamentes geredet, welche den Zweck hatte, dem Herrn zu dienen, die Menschen zu erbauen.

Zum Erbauen gehörte nun aber ein Wachsen; und das Wachsen kostet nicht nur Zeit, sondern es giebt auch gewisse Zeiten, wo dasselbe besser, als gewöhnlich, ja, wo es besonders gut vonstatten geht: wie haben wir neulich schon solche Zeiten genannt?

Von einer solchen heiligen Zeit nun, die Gott selbst geheiligt hat von der Schöpfung der Welt her, handelt das dritte Gebot. Wie lautet dasselbe in unserm Katechismus? Wie lautet es aber in der ersten Abfassung, welche 2 Mose 20, 8—11. zu lesen ist?

Hier wird also die heilige Zeit der Sabbathtag genannt?

Und an welchen Ursprung des Sabbathtages erinnert Gott selbst den Moses auf dem Berge Sinai? Wie liesest du am Schluß der Schöpfungsgeschichte von der Vollendung des Himmels und der Erde am siebenten Tage (1 Mos. 2, 1—3.)? Und was wird hier von Gott ausgesagt? Welche Bedeutung hat also das Wort Sabbathtag in unserer deutschen Sprache? Aber bedenket nun, meine Kinder, ob man auch sagen kann von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, er habe geruht? Einst (Marc. 6, 31.) sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Lasset uns besonders in eine Wüste gehen und ruhet ein wenig!" Als der Herr so mit ihnen redete: was mochte er ihnen anmerken? Und wenn sie also ermüdet im Grase anlangten: wozu wird er ihnen gerathen haben? Und was sollten sie während dieser Lagerung wieder sammeln? Meinest du nun, daß in diesem Sinne Gott je einmal geruhet habe von seinen Werken? Was sagt der Psalmendichter (Ps. 121, 4.) von dem Hüter Israels? Und was der Prophet Jesaias (40, 28.) von dem ewigen Gott? Und was sagt Jesus (Joh. 5, 17.) von dem Wirken seines Vaters? Du siehest also, das Ruhen Gottes muß in einem ganz andern Sinne verstanden werden, als man das gewöhnlich thut. Ich will mich bemühen, die Sache euch deutlich zu machen. Als ein Orgelbauer die Pfeifen zur Flötenstimme eines Orgelwerks gearbeitet und auf die Windlade aufgesetzt und so das ganze Register vollendet hatte, fragte ihn sein Sohn: Lieber Vater, morgen fängst du nun wohl das Glockenspiel an? Mit nichten, antwortete der Vater, morgen lassen wir das Werk ruhen; ich aber will dann mein Ohr und Herz zu diesen Flötenstimmen neigen, und hören, wie sie klingen und untereinander Zeugniß geben vor mir! Ein anderes Beispiel werde ich euch vorführen können aus meinem Leben. Als ich einmal in meiner Schulklasse mit der biblischen Geschichte des Alten Testaments bis zu Josephs Tode gekommen war, sagte ein lebhafter Knabe zu mir: Nun freue ich mich auf morgen! denn da werden Sie uns von Moses Geburt erzählen. Ich antwortete dem Knaben: Mein Kind, ich habe jetzt viele Wochen lang euch die heiligen Geschichten vorgetragen und in euch hineingebaut; morgen wollen wir das Bauen einmal anstehen und ruhen lassen; und dafür sollen meine Schüler morgen sich um mich sammeln und Einer nach dem Andern erzählen, was sie behalten haben, und bezeugen, was sie wissen; und darauf freue ich mich auch. Scheinet dir nun wohl in diesem Sinne die Vergleichung mit Gott möglich zu sein? Siehe, der Orgelbauer selbst wollte nicht ausruhen; aber was wollte er ruhen lassen? Ich, der Lehrer, wollte auch nicht ausruhen, sondern ich wollte einen Stillstand machen in meinem Wirken und Bauen. Und wohin wollte jener Meister Ohr und Herz neigen? Und was sollten seine Flötenstimmen kund thun? An wen wollte ich, der Lehrer, mich wenden? Und was wollte ich von ihnen vernehmen? —

Wenn es nun in dem Buche Gottes heißt: Er, der Herr, heiligte und segnete den siebenten Tag, weil er an ihm geruhet hatte von seinen Werken, so kannst du das nun auch erklären. Was sollte ruhen? Worin wollte der Herr des Himmels und der Erde einen Stillstand eintreten lassen? Wohin aber sollte sich an diesem Tage insonderheit sein gnädiges Antlitz richten? Und was sollten die von ihm erschaffenen Wesen zu derselben Zeit von ihm aussprechen? Hier lasset uns einmal lesen, welche Stimmen in der Schöpfung sich erheben konnten schon an diesem siebenten Tage zur Ehre des Schöpfers, und wie sie lauteten: Ps. 148, 1—10. Als nun aber Gott der Herr sich ein Volk versammelt, und diesem Volke seinen Namen kund gethan hatte, da konnte man an jedem siebenten Tage singen und sagen (Ps. 148, 14.): „Alle seine Heiligen sollen loben, die Kinder Israel, das Volk, das ihm dienet! Halleluja! So verstehen wir das Ruhen Gottes am Sabbathtage, und das Werk, was dabei uns zufällt. Wenn aber an diesem Sabbath das Volk Israel vor Gott dem Herrn sich sammeln sollte, auf ihn sehen und von ihm Zeugniß geben: von welchen Geschäften mußte Jedermann fern bleiben? Wo durften sich die Israeliten nicht finden lassen? Was mußten sie auch dem Fremdling, dem Knecht und selbst dem Spannvieh gönnen an diesem Tage? Wißt ihr wohl, welche Strafe demjenigen Israeliten gedroht war, der dieses Sabbathsgebot brach? (2 Mos. 31, 14—16.) Ist euch auch ein Beispiel bekannt, daß an einem Uebertreter des Gebots eine Todesstrafe wirklich vollzogen wurde? (4 Mos. 15, 32—36.) Erinnert ihr euch wohl, aus den Zeiten nach der Gefangenschaft von Israel den Namen eines treuen Dieners Gottes gehört zu haben, welcher mit heiligem Eifer die Stille des Sabbaths in Jerusalem aufrecht erhalten und der Schändung des Sabbaths durch Marktverkehr gewehret hat? (Nehem. 13, 15—22.)

Wie ist nun das Wort Sabbath oder Ruhetag im Katechismus übersetzt? Und welche Bedeutung scheint dir auch wirklich in dem Worte Feiertag zu liegen? Gesetzt, das Wort hieße Feierabend, und du sprächest das Wort aus vor der Schmiede, oder vor der Tenne, oder auf der Wiese, wo Arbeiter versammelt sind: woran würden die Gesellen, die Drescher, die Mäher augenblicklich erinnert werden? Was würden sie von sich thun? und welches Verlangen würden ihre müden Glieder empfinden und stillen können? Ihr seht hieraus, daß der Name Feiertag eine gute Uebersetzung ist von dem Worte Sabbath oder Ruhetag. Wie war es daher auch wohl zu verstehen, daß Pharao (2 Mos. 5, 5.) mit strafendem Tone dem Mose und Aaron vorwarf: Ihr wollt das Volk feiern heißen?

Aber es wäre wohl möglich, daß der Ausdruck „Feiertag“ auch noch etwas Anderes meinte, als bloß Ruhetag. Als Josephs Brüder aus Egypten nach Kanaan zurückgingen, schenkte ihnen Joseph einem Jeglichen ein Feierkleid, und Benjamin erhielt gar fünf

solcher Feierkleider: denkst du dir dabei Kleider, welche besonders bequem waren und zum Ausruhen eingerichtet? Gewiß nicht; sondern was für welche? Ein schönes Kleid dient aber zum Schmuck, und wer in Schmuck einhergeht, der ist vor Andern ausgezeichnet. Als was für ein Tag wäre denn nun auch ein solcher anzusehen, welcher den Namen Feiertag führt? — Siehe, dies Gefühl haben wir auch wirklich, wenn von den Weihnachtsfeiertagen, von den Oster- und Pfingstfeiertagen unter uns die Rede ist: es sind das schöne, ausgezeichnete Tage in der Christenheit, und jeder Sonntag kann und soll auch ein solcher für uns sein.

Aber eben jetzt habe ich den Sonntag genannt: ist das auch die rechte Uebersetzung des Wortes Sabbath? Der wievielste Tag in der Woche ist dieser? Und welche Stelle nimmt unser Sonntag ein? War es nun der erste Wochentag, oder war es der letzte, an welchem die Schöpfungsfeier begangen wurde? Wenn es aber von dem letzten Tage heißt: Der Herr heiligte ihn! wie ist man dazu gekommen, von der göttlichen Ordnung abzuweichen? Ich bin gewiß, ihr könnt mir in Erinnerung an eure Schulzeit sagen, wodurch Gott der Herr den Sonntag für uns besonders geheiligt hat? Der Tag, welcher bei hohen Festen der Juden auf den eigentlichen Sabbath folgte, wurde ein Sabbather genannt. Weißt du nun wohl, welche unvergeßliche Geschichte des Neuen Testamentes mit den Worten anfängt: „Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbather sehr frühe, da die Sonne aufging!"? Was war also an diesem Sabbather oder Sonntag geschehen? Zähle nun weiter, mein Kind, von diesem heiligen Oster-Sonntag sieben volle Wochen — wie viel sind das Tage? Und der nächst folgende Tag einer neuen Woche, welche Nummer wird dieser tragen? Der Funfzigste heißt aber im Griechischen Pentekoste, in unserer Kirchensprache kurz zusammen gezogen — Pfingsten. Auf welchen Tag mußte nun dieses Pfingsten wieder fallen? Und was hat Gott der Herr an diesem Pfingstsonntage abermals Großes und Unvergeßliches gethan? — Bei der ersten Schöpfung im Anbeginn der Welt, da denken wir an das Sichtbare, an die Werke in der Natur. Als aber der Sohn Gottes Mensch wurde und sein Reich aufrichtete in den Herzen der Frommen: was für eine Schöpfung wurde da hervorgerufen? Lasset uns einmal jene erste und diese zweite Schöpfung, das Werk Gottes im Sichtbaren und im Unsichtbaren, miteinander vergleichen. — Dort war es finster auf der Tiefe: was war es, das mit Finsterniß bedeckt war, als Christus zu den Menschen kam? (Joh. 1, 5.) Wer schwebte im Anfang auf den Wassern? Und wer ließ sich auf Jesum nieder und wurde von ihm den Jüngern zugedacht und zugesandt? Was geschah auf das erste „Werde" Gottes? Und wie nannte sich und was ist Christus der Herr? — Wie nannte Gott die Veste, welche über der Erde wie ein Gewölbe hervortrat? Und wie nannte der Sohn Gottes

das Reich, welches er den Seinigen aufthat? — Welches war das letzte der Werke Gottes in der sichtbaren Natur? Und wonach war dieser Mensch geschaffen? Und was ist durch den Sündenfall dieses ersten Adam über alle Menschen gekommen? — Wer aber ist nun der Erste und Letzte in der geistlichen Schöpfung Gottes, von dem geschrieben steht: „Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit?" Von ihm heißt es nicht, daß er nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, wie jener erste Adam, sondern er konnte sagen: „Wer mich siehet, der siehet den Vater!" und wie wird er darum (Col. 1, 15.) von dem Apostel Paulus genannt? Und wenn jener erste Adam geschaffen war in das natürliche Leben: welches Menschenleben hat sich durch Christum aufgethan? Und was ist durch ihn über alle Menschen gekommen?

Durch welche große That Gottes ist nun aber, nachdem dieser Christus sich in den Tod gegeben hatte für die Sünden der Welt, die neue Schöpfung des menschlichen Geschlechts zum ewigen Leben bestätigt und versiegelt worden? Und an welchem Tage ist Christus auferstanden? Und an welchem Tage ist es geschehen, daß der Glaube an die Auferstehung in die Herzen der Jünger ausgegossen wurde? Und wenn nun am Schlusse der Geschichte der ersten Schöpfung vermeldet steht: „Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn!" was können wir Christen nun urtheilen und sagen vom ersten Tage?

So steht es also in der Christenheit fest, daß der Segen und die Heiligung von Gott auf unsern Sonntag gelegt ist. Woran haben wir daher im dritten Gebote bei dem Worte Feiertag zu denken? Du hast aber vorhin gehört, daß ein Feiertag auch so viel heißt, als ein ausgezeichneter Tag. Laßt uns jetzt einmal solche in der Christenheit ausgezeichnete Tage noch weiter aufsuchen, auf welche das dritte Gebot ebenfalls angewendet sein will, auch wenn sie nicht mit dem Sonntage zusammen fallen.

In euren Bibeln findet sich auf den letzten Blättern ein Verzeichniß der sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien durch das ganze Jahr. Nach diesem Verzeichnisse werden wir uns leicht zurecht finden können auf dem Wege, welchen wir gehen wollen.

Für welchen Sonntag finden wir die erste Angabe gemacht? Und welcher steht als der letzte in der Reihe? Stimmt denn diese Ordnung mit dem Kalender überein? Wo beginnt dieser? wo endet er? wie nennen wir den Zeitraum vom ersten Januar bis zum letzten December? Und weil nach diesem Maße alle Bürger in Stadt und Land messen, die Christen und die Juden, so heißt ein solcher Zeitabschnitt das bürgerliche Jahr. Das Verzeichniß, von welchem wir jetzt reden, wird aber in der Kirche gebraucht, in der römischen und in der evangelischen. Welchen Namen bekommt nun wohl das Jahr, welches mit dem ersten Adventsonn-

tage beginnt? Und was werden wir in diesem Kirchenjahre neben den Sonntagen auch noch verzeichnet finden? Und wenn diese wie jene vom Herrn für heilig erklärt sind — was für Zeiten sind dann überhaupt in unserm Register aufgezeichnet? Wohlan, so betrachten wir nun diese heiligen Zeiten miteinander!

Advent hieß der erste Sonntag: — wie viele führen noch diesen Namen? Wie pflegen daher auch wohl diese vier Wochen zusammen genannt zu werden? Was das Wort „Advent" heißt, das erfahren wir aus einem sehr alten Adventsliede, in welchem der Vers vorkommt: „Sein' erste Zukunft in die Welt war in sanftmüthiger Gestalt: die andre wird erschrecklich sein, den Gottlosen zu großer Pein!" Was soll also in dieser Adventszeit vor den Augen unserer Seele stehen und mit dem Herzen betrachtet werden? Und wie vielfach ist dieses Kommen Christi, oder diese Ankunft oder Zukunft? An welches Kommen dachte das Volk Gottes bei dem Rufe: Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn? Und an welches andere denkest du im zweiten Artikel bei den Worten „von dannen er kommen wird?" Aber sollte es nicht noch ein drittes und ein viertes Kommen Christi geben, auf welches wir warten und uns freuen können? Wie heißt denn das Kindertischgebet, in welchem Jesus gerufen wird? Und wenn das Kind spricht: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! wohin wird denn dann Jesus eingeladen? wo soll er Platz nehmen und wohnen? Und hat er denn verheißen, daß er zu uns kommen und Wohnung in unserm Herzen machen will? Leset doch, was Joh. 14, 23. geschrieben steht! Darum singen wir so gern mit Paul Gerhardt: Mein Herz sei deine Hütte! — Wie glücklich wäret ihr, liebe Kinder, wenn dieses dritte Kommen Christi euch reichlich zu Theil würde! Aber noch Eins lasset uns bedenken. Als einstmals die Jünger ein betrübtes und erschrockenes Herz hatten, wies Jesus himmelan (Joh. 14, 2. 3.) in die Wohnungen des Vaters, und sprach zu ihnen: „Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin!" In welcher Stunde ihres irdischen Daseins mögen wohl jene lieben Männer an diese Zusage sich recht sehnsüchtig erinnert haben? Aber solch eine Sterbestunde wartet auf uns Alle; und wenn sie naht: auf wen sollen wir dann sehen und hoffen? So heißt es in einem schönen Sterbeliede: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, von dieser Welt zu scheiden, so hilf du mir, Herr Jesu Christ, in meinem letzten Leiden!" O seht, wie ist doch die Adventszeit eine recht heilige Zeit! Vier große Gedanken von Christo gehen dann mit uns: sein Kommen in die Welt, sein Kommen in unser Herz, sein Kommen an unserm Ende, und sein Kommen am Tage des Gerichts. Vergesset das nicht, wenn und so oft ihr in die heilige Adventszeit tretet.

Welches hohe Fest der Christenheit schließt sich nun hier an? Wie viele Feiertage werden diesem Feste jetzt unter uns gewidmet? Das Wort Weihnachten bringt, sobald es genannt wird, Licht und Freude auf das Angesicht der Kinder — warum das? Wie wird dann aber diese erfreuende Bescheerung unter uns genannt? Und aus welchem Grunde die Christbescheerung oder der heilige Christ? Vielleicht ist dir das Lutherslied bekannt: „Vom Himmel kam der Engel Schaar, erschien den Hirten offenbar; sie sagten ihn'n: ein Kindlein zart, das liegt dort in der Krippen hart!" Wer wird mir nun hieraus die Geschichte dieses Festes erzählen? Welcher Bescheerung freuen sich dann die Jungen und Alten? Aber warum mag man die Nacht, in welcher die Hirten auf dem Felde die Menschwerdung des Sohnes Gottes erfuhren, eine Weihnacht nennen? Wenn eine Kirche gebauet, ein Altar und Taufstein errichtet ist, so wird nicht eher die Kirche gehalten, und der Altar und der Taufstein gebraucht, als bis ein Oberpfarrer gekommen ist und über diese Orte gebetet und die Hände segnend aufgehoben hat. Ist das geschehen, so sagt man: die Kirche und ihre heiligen Orte und Geräthe seien geweiht, d. i. zum Dienste Gottes auserkoren und bereitet. Wenn ich euch nun noch daran erinnere, daß Weihnacht ebensoviel heißt, als geweihte Nacht, so könnt ihr auch erklären, warum man von einem Weihnachten redet? Wer hat diese Nacht geweiht, d. i. auserkoren und gesegnet? Und wozu ist sie von Gott ausersehen und bereitet worden? Seht, darum sang man vor Zeiten, und singt auch hier und da noch jetzt das schöne Lied: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit; das Kind, dem alle Engel dienen, bringt Licht in meine Dunkelheit, und dieses Welt- und Himmelslicht weicht hunderttausend Sonnen nicht!"

Wenn nun, von dem ersten Weihnachtsfeiertage an gezählt, sieben Tage um sind, und der achte bricht an, dann suchen Kinder ihre Eltern und Lehrer, Freunde ihre Freunde, Untergebene ihre Herrschaften auf und rufen denselben zu: Viel Glück! Wozu pflegt man dann Glück zu wünschen? Wir haben aber eben erst im Advent den Antritt eines neuen Kirchenjahres gefeiert: was für ein neues Jahr muß also hier gemeint sein? Mit welchem Tage beginnt dieses? Wir wollen den ersten Vers eines schönen Kirchenliedes hier einlernen, welches zum bürgerlichen Neujahr von den evangelischen Christen gesungen wird. Es lautet dieser Vers also: „Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten zum Herrn, der unserm Leben bis hieher Kraft gegeben!" Aber gewiß ist, daß die Christen an diesem Feste noch an etwas ganz Anderes, als an das bürgerliche Neujahr, zu denken haben. Als nach jener heiligen Nacht acht Tage um waren: wohin wurde (Luc. 2, 21.) das Kind Jesus gebracht? Bei Gelegenheit der Beschneidung, welche an ihm damals nach jüdischem

Gebrauche vollzogen wurde, erzählt uns der Evangelist: „da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen war!“ Jener jüdische Gebrauch ist aufgehoben; aber was tönet noch durch alle Zeiten und durch alle christlichen Länder und in alle gläubigen Herzen mit süßem Ton und Himmelsklang? Und was bedeutet denn, nach dem Worte des Engels, der theure Jesusname? Und welcher Gedanke wird also beim Neujahrsfeste in der Seele eines Christen lebendig sein? — Darum betet ein alter, lieber Dichter, mit Namen Heermann: „Laß uns das Jahr vollbringen zu Lob dem Namen dein, daß wir demselben singen in der Christengemein!“

Am sechsten Tage des neuen Jahres geht ein Fest auf, welches genannt wird Epiphanias, oder das Fest der Erscheinung Christi. Welche Begebenheit ist wohl damit gemeint? Wenn Paulus schreibt: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen,“ so werden wir Alle in jene heilige Nacht gewiesen, wo man den Lobgesang hörte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Zu welchem Feste paßt also jener apostol. Spruch? Konnte aber nicht auch Paulus, nachdem er auf dem Wege nach Damaskus dem Herrn begegnet war, von sich selber sagen: Mir ist erschienen die heilsame Gnade Gottes? Und wenn du, mein Kind, bisher von Jesu noch nichts weiter gewußt hättest, als jener Nikodemus, nämlich, daß er sei ein Lehrer, von Gott gekommen, und ein Ausrichter großer Thaten, und auf einmal gäbe dir Gott zu erkennen, daß dir Jesus Gottes Sohn sei und dich durch sein Leiden, Sterben und Auferstehen erlöst habe von Sünde und Tod: welche Worte würden dann auch von deinen Lippen kommen? Alles dieses Erscheinen der Gnade Gottes in Christo heißt in griechischer Sprache Epiphania. Aber die Menschen kommen doch nicht alle alsbald dazu, daß Jesus Christus ihnen erscheint. Ich hoffe indeß, daß meine lieben Schüler sich erinnern, daß das Jesus-Kind schon in den ersten Tagen seines Lebens von Leuten gesehen worden ist, welche aus weiter Ferne herkamen. Wie heißen diese Leute in der heiligen Schrift? Und wie heißt die Gegend, von wannen sie kamen? In diesem Morgenlande wohnten aber heidnische Völker: wer war es also, der durch diese Weisen eine Botschaft von dem Sohne Gottes und von der Erlösung bekam? Und welcher Name wird insonderheit auf das Fest dieser Erscheinung passen, welche bis in die Länder der Heidenwelt hineinleuchtete? — Das wird denn auch bei uns unter dem Epiphaniasfeste verstanden. Merkt hier den kleinen Vers von D. Martin Luther: „Dem Stern die Weisen folgen nach; solch Licht zum rechten Licht sie bracht'. Sie zeugen mit den Gaben drei, dies Kind Gott, Mensch und König sei!“

Weil nun der Herr Jesus nicht bloß diesen Heiden in seiner

Herrlichkeit erschienen ist, sondern auch den Bewohnern im heiligen Lande, bald als ein Kind im Tempel, bald als Täufling in dem Wasser des Jordan, bald als ein Hochzeitsgast in Cana, bald in der Nähe von Capernaum einem Kriegsmann, dessen Knecht todtkrank war, bald bei einem Sturm auf dem See Genesareth, bald auf einem Berge mit Moses und Elias, so wird auch an mehreren Sonntagen hintereinander von diesen Erscheinungen Zeugniß gegeben, und diese Wochen werden die Epiphaniaszeit genannt, welche bald kürzer, bald länger ist, je nachdem Ostern früher oder später fällt.

Näher tritt uns nun die Zeit des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Jesus selbst, als er sein Amt antrat und in die Wüste ging, wo er von dem Teufel versucht wurde, hatte dort gefastet: weißt du wie lange? Als die Zeit seines Leidens herannahte, da sprach er mehrere Male: Nun kommt der Fürst dieser Welt, und unter diesem Fürsten verstand er ebenfalls den Satan: an welche Begebenheit mußten daher die Christen wohl zurückdenken, wenn sie die Leidenstage Jesu sich zurückriefen? Darum erzählte man auch in der Gemeinde die Versuchungsgeschichte, und weil Jesus gefastet hatte, so wurde in der alten Kirche ebenfalls ein Fasten eingeführt. Einige Gegenden hielten das nur 40 Stunden, später führte man ein vierzigtägiges Fasten ein. Und welchen Namen haben die Wochen vor Ostern daher bekommen? Haben denn Jesus und seine Apostel das Fasten den Jüngern auferlegt? Welchen Vorwurf mußte sich darum Jesus von den Pharisäern machen lassen (Matth. 9, 14.)? — Damals gab Jesus (V. 15.) die merkwürdige Antwort: „Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, alsdann werden sie fasten?“ Wen mag er wohl gemeint haben mit dem Bräutigam? Und an wen sollen wir denken bei der Erwähnung der Hochzeitleute? Durch welche Begebenheit ist aber dieser Bräutigam von den Hochzeitleuten wirklich weggenommen worden? — Und was sah er voraus, was dann geschehen werde? Was wird also vielleicht die römisch-katholische Kirche, welche das Fasten vorschreibt, aus den Reden Jesu anführen können zum Beweis, daß die Fastengebote guten Grund haben? Aber was, denkt euch, wird von uns, die wir solch eine Vorschrift nicht machen, sondern Jedermann frei lassen zu thun, wie es ihm ums Herz ist, zur Rechtfertigung zu sagen sein? Ich würde sagen: Als Jesus sein Leiden und seinen Tod ganz nahe vor sich sah, erinnerte er die Seinigen auch daran, daß nun die Weissagung des Propheten Zacharias in Erfüllung gehen werde: „Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen!“ (Matth. 26, 31.) Hat denn nun Jesus damit die Verordnung ausgesprochen, daß seine Heerde sich zerstreuen solle? Welchen Befehl hatte er im Gegentheil ihnen gegeben? (Apost. Gesch. 1, 4.)

Kann man nun wohl mit Recht behaupten, daß die Jünger in seinen Leidenstagen sich wirklich zerstreuten, das sei mit seinem Willen so geschehen? Man wird in diesem Falle gewiß urtheilen: er hat es nicht gewollt, aber er hat es vorher gesehen! Wie werden wir nun auch die Worte zu verstehen haben: alsdann werden sie fasten? Daß wir richtig so auslegen, das sehen wir aus der Warnung des Apostels Paulus (Col. 2, 16.): „So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise oder über Trank!“—

Wo übrigens wahre Christen zusammen leben, da wird man es doch gewahr werden in der Gemeinde, wenn die sogenannte Fastenzeit eintritt. Damit wir uns gleich recht verstehen, will ich eine Erzählung vorausschicken. Einstmals ging ein begüterter Landwirth zu einem Kriegsmann, der sein Anverwandter war, und bat ihn: Komm in der nächsten Woche auf's Land zu mir; wir halten dann Kirchweihfest; da giebt es jeden Mittag Gäste zu einem kleinen Schmaus, und an jedem Abend wird ein fröhlicher Ball gehalten. Der Kriegsmann antwortete: Das ist gerade die Woche, in welcher vor Jahren mein bester, treuester Freund neben mir in der Schlacht fiel und nach achttägigem schweren Leiden an seinen Wunden starb. In dieser Woche schmause ich nicht und tanze auch nicht, sondern lebe ganz still und gedenke sein. Das ist mir sehr leid, erwiederte der Andere; aber sage mir doch: an welchem Wochentage ist dein Freund gefallen? und von wo an rechnest du denn die stille Zeit? Der Kriegsmann nannte den Mittwoch. Ei nun, entgegnete der Landwirth — da läßt sich die Sache noch machen: ich bitte demnach, daß du wenigstens ganz gewiß Montag und Dienstag mein Gast bist und unsere Freuden theilst! Der Kriegsmann hatte eine kleine Weile geschwiegen; dann sagte er: Lieber Freund, ich verkenne die gute Meinung dieser Einladung nicht; aber ich muß auch dazu Nein sagen, denn am Dienstage schmausen und tanzen und dann am Mittwoch trauern und in die Stille gehen — das will mir so hintereinander gestellt gar nicht gefallen! — Hat der Kriegsmann wohl recht geurtheilt? Von dieser Erzählung aus dem gewöhnlichen Leben läßt sich aber eine Anwendung auf etwas Großes und Heiliges machen. Wer ist denn wohl der beste, treueste Freund unser Aller, der uns auch die Seinigen genannt hat? — Und wie nennen wir die Wochen, wo er für uns gelitten hat und gestorben ist? Worauf werden gerade in dieser Zeit unsere Gedanken gerichtet sein? Wenn wir nun auch in diesen Fastenwochen uns nicht der Fleischspeisen enthalten, oder doch Jedermann in dieser Sache so handeln lassen, wie es ihm gut dünkt: wie, meinst du, wird doch unser Leben sich gestalten? Was wird in einer Christengemeinde gar nicht vorkommen dürfen während dieser heiligen Zeit? Oder was würdest du dazu sagen, wenn zwar Schmausereien, Gelage und Tänze so lange nicht gestattet wären,

aber am letzten Tage vor den Fasten tobte man sich noch recht aus in wilder Lust und schwärmte bis tief hinein in die Nacht? Wenn ihr einmal zu den erwachsenen Christen gehören werdet, so rufet euch in das Gedächtniß zurück, was wir heute miteinander geredet haben. Aber heute schon wollen wir ein paar Liederverse in unser Gedächtniß pflanzen, welche für die heilige Fastenzeit den rechten Klang haben. Sie lauten so: „Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deine Todesschmerzen, da du's so gut gemeint. Ach gieb, daß ich mich halte zu dir und deiner Treu, und wenn ich nun erkalte, in dir mein Ende sei. Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür! Wenn mir's am allerbängsten wird um mein Herze sein, so reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein!" Wißt ihr, aus welchem Liede diese Verse stammen? Wißt ihr, wer der Dichter des Liedes ist? Ehe wir weiter gehen, nennt mir noch den Anfang etlicher andern Fastenlieder, welche ihr lieb habet!

Warum wird in der letzten Fastenwoche der erste Tag Palmsonntag genannt? Auf welchem Wege geschah es, daß man Jesu Palmen streute? Und was geschah schon in den nächsten Tagen nach seinem Einzuge in Jerusalem von seinen Feinden? Und wie lautete dann das Geschrei der Volkshaufen, welche bei seinem Einzuge „Hosianna!" gerufen hatten? Seht, so führt uns der Name des Sonntags in wehmüthige Erinnerungen und unter das Kreuz des Herrn. Als aber an jenem Tage des Einzugs in Jerusalem Jesus in den Tempel getreten war, da empfing ihn auch ein Jubelgesang, ein Hosianna aus dem Munde der Kinder. Die Hohenpriester ärgerten sich; Jesus freute sich daran. Auch jetzt noch, wenn Palmensonntag ist, sieht man Knaben und Mädchen im festlichen Schmucke vor dem Altare stehen. Ihr Herz lobt und preist den, der für sie am Kreuze gestorben ist; Hohepriester, welche sich daran ärgern, finden sich nicht mehr, wohl aber Väter, Mütter, Großeltern, Geschwister und Pathen, welche für die Seelen dieser Söhne und Töchter beten, und Seelsorger, welche diesen die Hand auflegen und sie segnen. Wißt ihr von dieser Feier des Palmensonntags wohl? O wie wird sich mein Herz freuen, wenn ihr einmal dort steht, und wenn ich euch singen höre: „Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr! Von dir laß mich nichts treiben; halt mich bei reiner Lehr'! Ach, Herr, laß mich nicht wanken; gieb mir Beständigkeit; dafür will ich dir danken in alle Ewigkeit."

Seht nun noch einmal in diese letzte Fastenwoche mit mir hinein. Welche unvergeßliche Stiftung hat Jesus aufgerichtet in der Nacht, da er verrathen ward? Ist dir vielleicht noch eine rührende Handlung erinnerlich, welche nach der Erzählung des Jüngers Johannes (13, 1 f.) stattfand, als man vom Tische

aufgestanden war? An welchem Tage der gedachten Woche pflegt in der christlichen Kirche das Gedächtniß der Einsetzung des heiligen Abendmahls und der Handlung des Fußwaschens begangen zu werden? Warum dieser Tag den Namen Gründonnerstag führt, das wissen wir nicht mit Gewißheit. Man hat gesagt: was rein und sündlos ist, das nenne man billig grün. Nun habe aber bei dem Fußwaschen Jesus damals zu den Jüngern gesagt: Ihr seid rein, aber nicht alle (Joh. 13, 10.) Und darum werde dieser Tag ein grüner genannt, oder der Tag der Grünen. Der Jünger Johannes denkt an die Begebenheiten dieses heiligen Abends und dieser wehmüthigen Nacht mit den Worten (13, 1.): „Wie Jesus geliebt hatte die Seinigen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis an's Ende!" Wir wollen uns den Vers behalten: „Liebe, die mich hat gebunden an ihr Joch mit Leib und Sinn; Liebe, die mich überwunden und mein Herz hat ganz dahin: Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich!"

Um dieser Liebe willen (das lateinische Wort carus heißt so viel als lieb und theuer; das griechische Wort Charis bedeutet so viel als Gnade und Huld) soll diese ganze Woche die Charwoche genannt worden sein. Wenn diese Erklärung richtig ist, was nicht ganz fest steht: welche Bedeutung wird dann der Name Charfreitag in sich schließen? Nun sagt aber Jesus: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde: worauf wird also der Christen Andacht am Charfreitage ganz besonders gerichtet sein? Und woran mahnt es dich, daß in manchen Gegenden dieser Feiertag der stille Freitag heißt? Wir wollen nun von der ganzen Charwoche Abschied nehmen mit dem alten Liederverse: „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist, und hast uns durch dein theures Blut gemacht vor Gott gerecht und gut!"

Zu welchem großen Feste geht nun am nächsten Tage des Herrn die Sonne über uns auf? Wer erzählt mir wohl, was die Frauen am Grabe an diesem Morgen erlebt? Und wer weiß etwas aus der Geschichte der Jünger, welche nach dem Flecken Emmaus gegangen? Wie lautete der Zuruf, mit welchem diese Wanderer nach Emmaus bei ihrer Rückkehr von den Eilfen am Abend empfangen wurden? Und mit welchem Gruße trat Jesus mitten unter sie? Seht, das sind die schönen Ostertage, an welchen Paul Gerhardts Lied in unsern Kirchen ertönt: „Auf, auf, mein Herz mit Freuden, nimm wahr, was heut geschieht! Wie kommt nach großem Leiden nun ein so helles Licht? Mein Heiland war gelegt da, wo man uns hinträgt, wenn von uns unser Geist gen Himmel ist gereist. Er war in's Grab gesenket. Der Feind trieb groß Geschrei. Eh' er's vermeint und denket, ist Christus wieder frei, und ruft Victoria! schwingt fröhlich hier und da sein Fähnlein als ein Held, der Feld und Muth behält!"

Ihr wisset nun, daß nach dem Osterfest noch ein drittes hohes und zweitägiges Fest in der Christenheit begangen wird — welches meine ich? Der wie vielste Tag von Ostern ab ist es, auf welchen, wie wir vor Kurzem erst erfahren haben, das Pfingstfest fällt? Wie viel Wochen fallen also in diesen Zeitraum? Diese Reihe von Wochen pflegen wir die österliche Zeit zu nennen. Nun sind Altar und Kanzel nicht mehr schwarz bedeckt; nun tönet das Halleluja noch einmal so hell und voll aus der Gemeinde! Auch in diese österliche Zeit fallen noch einige Feiertage, ein sehr ernster und ein festlich froher.

Als Jesus nach der Auferstehung seinen Jüngern feierlichen Auftrag gab, sich nun zu ihrem apostolischen Werke anzuschicken, gebot er ihnen (Luc. 24, 47.): „sie sollten nun Buße predigen und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem." Auch in den Gemeinden unseres evangelischen Preußenlandes ergeht in der österlichen Zeit eine solche Bußpredigt an die Christenheit: wer nennt mir den Tag? und wer weiß, wann er erscheint? In welchem Theile des Alten Testaments finden wir denn mehrere sehr erbauliche Bußgebete und Bußlieder? Wer kennt den Psalm (130.): „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir?" Und wer wird im Stande sein, mir den Anfang eines Bußliedes von D. Martin Luther zu nennen, welcher seine Gedanken aus diesem Psalm geschöpft hat? Wir wollen uns heute den letzten Vers dieses Liedes merken: „Ob bei uns ist der Sünde viel: bei Gott ist viel mehr Gnade. Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade. Er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird aus seinen Sünden allen." — Dies ist der ernste Feiertag in der österlichen Zeit! Aber wir begehen auch einen festlich frohen in den angezeigten Wochen.

An dem Tage der Auferstehung aus dem Grabe begegnete Jesus der Maria Magdalena in Josephs Garten. Sie hatte ihn für den Gärtner gehalten und ihn gefragt, wo denn der Leichnam des Gekreuzigten hingekommen sei? Als aber Jesus sie bei Namen rief, da erkannte sie ihn an dem Tone seiner Stimme, sprang herzu und umschlang seine Kniee, um sich zu überzeugen, daß er nicht eine bloße Erscheinung, nicht ein Gespenst sei. Der Herr redete ihr freundlich zu und sprach: „Rühre mich nicht an!" (Du brauchst diese Probe nicht anzustellen — ich bin nicht ein bloßer Geist!) „denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater! Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott!" Ist denn diese Voraussagung eingetroffen? Wie nennen wir das am Donnerstage nach dem Sonntage Rogate zu feiernde Fest dieser Auffahrt? Ist euch wohl ein Himmelfahrtslied bekannt? Wir wollen uns den Vers hier merken: „Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe, und allen Zweifel,

Angst und Pein hiermit stets überwinde, denn weil das Haupt im Himmel ist, wird seine Glieder Jesus Christ zu rechter Zeit nachholen."

Nun hören wir im Geist jenes Brausen wie eines gewaltigen Windes, welcher das ganze Haus erfüllte, wo die Jünger saßen. Sehr oft in den letzten Tagen seines Wandelns auf Erden hatte der Herr von dem Tröster, dem heiligen Geist, geredet, welchen er seinen Jüngern senden werde vom Vater. Als diese Verheißung eintraf, da waren die Tage der Pfingsten erfüllt, in welchen die Juden ein Fest der Früherernte begingen und zugleich das Gedächtniß der Gesetzgebung auf Sinai feierten. An eine Ernte sollten dann die Jünger auch erinnert werden; aber an eine geistliche, von welcher Jesus der Säemann in ihrem Herzen gewesen. So nämlich lautete die Verheißung von dem heiligen Geiste: „Der wird euch erinnern alles dessen, was ich euch gesagt habe!" Einer Gesetzgebung sollten sie sich dann auch bewußt werden; aber jener neuen, wie sie von den Propheten angekündigt war: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben!" Und das hatte ja Jesus ebenfalls dem heiligen Geist beigelegt mit den Worten: „Der wird in euch sein und wird euch in alle Wahrheit leiten!" Endlich jene Früherernte war im heiligen Lande der Herold einer reichen Späternte, deren Vollendung an dem sogenannten Lauberhüttenfeste mit großen Freuden gefeiert zu werden pflegte. Und einen solchen Blick auf das selige Sein in den ewigen Hütten sollte den Jüngern auch aufgethan werden durch den heiligen Geist; denn das hatte Jesus versprochen als eine Wirkung des heiligen Geistes: „Was zukünftig ist, wird er euch verkündigen!" Alles das ist der Inhalt und die Freude des Pfingstfestes. Das schwebt uns vor, wenn gesungen wird: „Zeuch ein zu meinen Thoren; sei meines Herzens Gast, der du, da ich geboren, mich neu geboren hast, o hochgeliebter Geist des Vaters und des Sohnes, mit beiden gleichen Thrones, mit beiden gleich gepreist!" —

Wenn Pfingsten vorüber ist, folgt nun und zieht sich bis an's Ende des Kirchenjahres eine Reihe von Sonntagen, in welchen es keine hohen Feste mehr giebt: welcher Name wird allen diesen Sonntagen in dem Verzeichnisse deiner Bibel beigelegt? Und welcher Sonntag macht hier in der Reihe das erste Glied? Der Name „Sonntag Trinitatis" heißt aber so viel als „Sonntag der Dreieinigkeit," welches Wort dem getauften Christenkinde nicht fremd, sondern heilig ist. Auf wen, oder in welchen Namen seid ihr denn getauft worden? Haben wir denn nun bei „Vater, Sohn und heiliger Geist" an drei verschiedene göttliche Wesen zu denken, welche neben- und außereinander bestehen? In welchem Gebote ist es uns schon eingeschärft worden, daß nur ein einiger Gott ist? Denkt nun ein Christenkind: Vater, Sohn und heiliger

Geist — das sind ja doch drei, so erinnert das Wort Gottes daran: diese drei sind eins! Davon werden wir zu anderer Zeit weiter zu reden haben; heute haben wir nur fragen müssen, was das Wort Trinitatis-Sonntag bedeute? Wie kommt aber nun der Gedanke an den dreieinigen Gott gleich hinter das Pfingstfest zu stehen? Wie viel hohe Feste haben wir denn zurückgelegt, wenn Pfingsten hinter uns liegt? Diese drei hohen Feste kann man nun auch in einen ganz bekannten Gottesspruch zusammen fassen als in Eins; nämlich in diesen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ An welchem Feste denken wir daran und danken wir dafür, daß Gott seinen Sohn der Welt gegeben hat? Wenn aber wir Gott ansehen als den, der seinen eingeborenen Sohn gab, also einen Sohn hat: welchen Namen müssen wir dann Gott beilegen? Hier haben wir nun Beide, den Vater und den Sohn. Der Vater giebt den Sohn der Welt, und der Sohn giebt für die Welt sich in den Tod, daß wir mit ihm leben; der für uns gelitten hat, gestorben und auferstanden ist. Wenn wir zu Weihnachten des Vaters eingedenk sind, so wirst du mir nun sagen können, wessen Offenbarung die ganze Epiphaniaszeit und die Fastenzeit und die Osterzeit vor uns erscheinen läßt? Nun aber, daß der Vater den Sohn gab, und der Sohn sich hingab, das, sagt jener Spruch, ist geschehen, damit wir durch den Glauben an ihn selig werden: an welchem Feste wurde denn der Glaube der Jünger an Jesum Christum recht lebendig in die Herzen ausgegossen? Und von wem wird überhaupt der Glaube gewirkt? So kann man also mit Recht sagen, daß Weihnachten, Ostern und Pfingsten drei hohe Feste sind, welche als ein Ganzes vor uns stehen, gleichwie Vater, Sohn und heiliger Geist als ein Gott anzubeten ist. — Daran haben wir denn insonderheit an denjenigen Sonntag zu denken, welcher gleich auf das Pfingstfest folgt, und welcher seit länger als vierhundert Jahren in vielen Ländern der Christenheit als ein besonders heiliger Tag angesehen und das Trinitatisfest genannt wird. Merket euch hier den letzten Vers aus Rinckarts Liede: Nun danket Alle Gott! Er heißt: „Lob, Ehr' und Preis sei Gott, dem Vater und dem Sohne, und auch dem heil'gen Geist im höchsten Himmelsthrone: dem dreieinigen Gott, als der im Anfang war, und ist und bleiben wird jetzund und immerdar.“

Noch finden sich in der Zeit der Trinitatissonntage, deren 27 sein können, wenn Ostern sehr früh fällt, einige denkwürdige Tage, welche gar sehr unsere Herzen bewegen. Ich meine nicht so sehr das Fest Johannes des Täufers in der schönen Rosenzeit, noch das der Heimsuchung der Maria, welches, wie die andern Marienfeste, nur in einigen evangelischen Landen noch an einem besondern Kirchtage begangen wird, noch das Fest der Engel auf Michaelistag;

sondern drei andere uns sehr wichtige Feste. Ich will euch an diese drei erinnern, indem ich euch je einen Liedervers dazu nenne.

Fürs Erste, wenn die Felder und Gärten und Weinberge leer geworden sind, und der letzte Wagen voll Früchte in die Scheuer gerückt ist, da hört man am Sonntage von der Gemeinde singen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren ꝛc.“, oder: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut ꝛc.“, oder: „Ich singe dir mit Herz und Mund ꝛc.“, oder jedenfalls nach der Predigt: „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ Wer unter euch kann mir von diesen Liedern den ersten Vers ganz sagen? Welches Fest aber ist es, zu dessen Begehung wir uns dann versammeln? An dieses Erntedankfest schließt sich bald ein anderes an. Gewiß habt ihr ja eine Erinnerung daran, daß im Spätherbst einmal die Melodie in der Kirche gesungen, auch wohl an manchen Orten vom Thurme geblasen wird: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ Sagt mir den Vers ganz auf! Und nun den Namen des Mannes, welcher das Lied gedichtet und in Töne gesetzt hat! Und nun den Namen des großen Werks, welches wir, die evangelische Christenheit, diesem D. M. Luther zu danken haben! Und nun, wer es weiß, den Herbsttag, auf welchen eigentlich dieses Reformationsfest fällt! — Seht, das ist das zweite Fest in der Trinitatiszeit, und zwar ein frohes und herrliches.

Nun aber, am letzten Sonntage des Kirchenjahres, findet ihr die kirchliche Versammlung zu großem Ernst gestimmt. An vielen Orten sind Kanzel und Altar schwarz bedeckt; manche Personen in der Gemeinde tragen Trauerkleider; in der Predigt wird daran gedacht, wie viele Personen, junge und alte, nun nicht mehr da sind, welche beim Antritt des Kirchenjahres noch in der Gemeinde mit gebetet und gedankt; man hört Lieder singen, wie: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, von dieser Welt zu scheiden ꝛc.“, oder: „Christus, der ist mein Leben ꝛc.“, oder: „Jesus meine Zuversicht ꝛc.“, auch wohl: „Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc.“; und zum Ausgange tönet eines Knaben Stimme vom Chore herab: „Gute Nacht, ihr, meine Freund', alle meine Lieben, Alle, die ihr um mich weint, laßt euch nicht betrüben diesen Hintritt, den ich thu' in die Erde nieder; schaut, die Sonne geht zur Ruh, kommt doch morgen wieder!“ — An wen wird denn nun bei allen diesen Vorgängen und Liedern gedacht? Darum führt diese Begehung den Namen „Todtenfest“, oder „Gedächtnißtag der Verstorbenen.“

Und nun sind wir mit den Fest- und Feiertagen der evangelischen Kirche zu Ende, und fragen noch einmal im Rückblick auf die ganze Reihe: Wie lautet das dritte Gebot?

Was soll mit dem Feiertage hiernach geschehen? Aber wir werden uns nun wohl in den Stand setzen müssen, zu antworten, wenn Jemand fragt: Was ist das, oder was heißt heiligen?

Das Wort reinigen erklären wir uns so, daß wir auf das einfache Stammwort „rein" zurückblicken: wie wirst du nun dir deutlich machen können, was heiligen heißt? Woher hast du dieses Geschwür? fragt ein Wundarzt einen Knaben, den er verbindet. Der Knabe antwortet ihm: Von heiler Haut! Was will das sagen? Was pflegt sonst wohl vorausgegangen zu sein, wenn man die Hand oder den Fuß verbinden lassen muß? Was wollte demnach jener Wundarzt erfahren? Wenn aber Jemand einen Fall gethan, einen Stich, oder Schuß, oder eine Brandwunde bekommen hat: was ist dadurch seinem Körper widerfahren? Und wenn von dieser Verletzung keine Spur mehr zu sehen ist: was sagt man dann von der Hand oder dem Fuß? Was soll es nun wohl heißen, wenn der Knabe behauptet, er habe ein Geschwür von heiler Haut bekommen? Heil heißt also das, woran man keine Verletzung oder Beschädigung gewahr wird. Heilig heißt also das, was vor jeder Verletzung oder Beschädigung geschirmt und verwahrt ist. Wie verstehst du nun die Rede, wenn Jemand seinem Nächsten etwas versprochen hat und hinzusetzt: Mein Wort soll mir heilig sein! oder wenn von einem Araber erzählt wird, daß ihm das Gastrecht heilig sei? oder wenn Jemand erklärt, er sei Willens, in den heiligen Ehestand zu treten? Wenn nun Gott gebietet: Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligst: wovor wirst du dadurch gewarnt? Wie und auf wie mancherlei Weise der Feiertag verletzt und geschändet werden kann, das werden wir bald sehen. Aber der Sinn des Wortes heiligen ist noch nicht vollständig von uns begriffen. Wir verglichen eben erst das Wort heiligen mit dem andern Worte reinigen. Reinigen z. B. ein Zimmer, heißt ebensoviel, als — machen und sorgen, daß ein Ding rein werde. Was heißt nun heiligen? Wie kann man aber schaffen und sorgen, daß ein Tag, oder nur eine Stunde heilig gehalten und vor jeder Verletzung behütet werde?

Ihr werdet mir zugeben, daß es gar nicht bloß Glieder des Leibes sind, welche einen Schaden leiden, eine Verletzung erfahren können. In einem alten Liede — „O Gott, du frommer Gott rc." kommt das Gebet vor: „Gesunden Leib gieb mir, und daß in solchem Leib ein' unverletzte Seel' und rein Gewissen bleib'!" Und wer kann mir das viel ältere Wort Christi sagen, welches also anhebt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne rc." Eine unverletzte und unbeschädigte Seele würde demnach dasselbe sein, was vorhin vom Worte, vom Gastrechte, vom Ehestande ausgesagt ist. — Was ist es aber wohl, wodurch eine Seele verletzt und beschädigt wird? — Und wenn man von irgend einer Seele aussprechen wollte, daß sie heilig sei, wovon müßte sie ganz unberührt geblieben sein? Und wie müßte derjenige beschaffen sein, dem wir zutrauen wollten, daß er Andere heilige, d. i. heilig mache? In wessen Wesen allein liegt nun aber die Heiligkeit?

Mit welchen Worten wendet sich daher auch Jesus an Gott den Vater? (Joh. 17, 11.) Und als er seine Jünger vor Seelenschaden und Verletzung sicher gestellt wissen will: wem übergiebt er sie? (V. 11.) und um was bittet er den Vater? (V. 17.) Wenn aber Christus seine Jünger dem Vater übergab, auf daß sie geheiligt würden: was werden wir thun müssen mit den Feiertagen, damit sie geheiligt werden? Was heißt also: Du sollst den Feiertag heiligen!? — Und wie ist es zu verstehen, wenn wir lesen (2 Mos. 13, 2.): „Alle Erstgeburt soll dem Herrn geheiligt sein?“ Wenn eine Kirche Gott übergeben wird, daß sie zu nichts Anderem diene, als zur Anbetung, und unter Gottes Schutze stehe, so sagt man, sie sei geweihet worden, und die Zeit dieser Feier, wenn sie im nächsten Jahre wiederkommt, heißt das Kirchweihfest. Was ist nun auch mit den Tagen geschehen, welche wir Gott übergeben, d. i. heiligen? Darum, weil sie Gott geweihte Tage sind, werden sie auch Tage des Herrn genannt.

So spricht also der Herr im dritten Gebote zu uns: O Menschenkind, siehe von sieben Tagen, der eine in jeder Woche gehört mir, ich habe ihn mir selbst geweiht. So oft ein Tag in der Woche aufgeht, magst du denken: Mein Gott, du giebst ihn mir; wenn der Sonntag anbricht, dann sollst du sagen: „Mein Gott, ich geb' ihn dir!“ Sechs Tage, so spricht weiter der Herr, will ich zu dir kommen auf deinen Acker, in deine Werkstätte, in deine Schreibstube, und will dein Thun segnen; aber am siebenten Tage, oder am ersten, sollst du zu mir kommen mit allen deinen Hausgenossen und meinen Namen anrufen und mein Angesicht suchen. An den sechs Tagen sollst du am Ruder deines Schiffleins sitzen und arbeiten, und das Gebet soll mitfahren und in deine Segel wehen, damit die Arbeit leicht von Statten gehe; an dem einen Tage aber sollst du mit deinem Schiff stillhalten und in meinen Felsengrund Anker werfen, und ich will dir predigen lassen meinen Namen. An den sechs Tagen magst du bei der Welt zu Tische sitzen, an dem einen will ich dir Brot vom Himmel geben. An den sechs Tagen sollst du sagen lernen, wie Moses: Wie hat der Herr die Leute so lieb! An dem einen Tage magst du mit Johannes zu deiner Hausgemeinde sagen: „Lasset uns Ihn wieder lieben, denn Er hat uns erst geliebet!“ Siehe, das heißt: „Du sollst den Feiertag heiligen!“

Wir wollen dem weiter nachdenken, geliebte Kinder. Wenn Gott spricht: Diese sechs Tage sollen euer sein! und draußen auf der Wiese steht hoch das grüne Gras, und auf dem Acker krümmt sich der weiße Roggen und der gelbe Weizen, und auf dem Bauplatze liegen die behauenen Steine und das Gebälke: was wird während der sechs Tage der Landmann thun? was der Maurer und der Zimmermann? Wo wirst du den Schneider und Schuhmacher finden? Wohin werden die Schüler und Schülerinnen sich bege-

ben? Merke, was Ps. 104, 23. geschrieben steht: „So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend.“ — Und was hat Gott versprochen, auf unsre fleißige Arbeit zu legen? Wenn also die sechs Tage um sind, und der Mensch denkt zurück an Alles, was ihm Gott hat gerathen lassen, dann wird er zu sich sagen dürfen (5 Mos. 2, 7.): „Der Herr, dein Gott, hat dich gesegnet in allen Werken deiner Hände!“ Was sagt nun aber der Segensgeber von dem einen Tage außer den sechsen? Wem soll dieser gehören? Zu wem sollen wir dann kommen? Wie wird es dann auf dem Anger werden, wo die vielen Mäher und Heumacher sich versammelt hatten? und wie auf dem großen Rübenfelde? Wo aber wird sich nun die Fülle der Menschen finden? Wie wird es nun in der Schmiede werden, wo die ganze Woche der Hammer auf den Ambos fiel? und wie in der Mühle, wo die Räder sich schwangen und die Steine umliefen? Wo wird man aber nun ein Brausen hören, und wovon? Wo wird ein Hammer tönen, und welcher? (Jerem. 23, 29.). — Sehet, liebe Kinder, dann wird eintreffen, was der Prophet Habakuk (3, 20.) geschrieben hat: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel; es sei vor ihm stille alle Welt!“

Wir haben unser Leben während der Werkeltage vorhin mit der Fahrt eines Ruderschiffs verglichen: was thaten die Schiffsleute am Tage des Herrn? Und wer ist wohl der Fels, in welchen der Anker geworfen wird? (Ps. 18, 3.). Wenn nun ein Mensch mit seiner Seele in Gott ruht: muß dann auch sein Fuß stillstehen? auch seine Hand im Schoße liegen? Von wem werden wir mit Recht sagen können, sein ganzes Leben sei gewesen ein Tag des Herrn, und seine Seele habe stets vor Anker gelegen in Gott? Was hat aber dieser Jesus doch gethan, als man ihm am Sabbath einen Menschen zuführte mit einer verdorrten Hand? (Matth. 12, 1—13.). Was für ein Thun am Sabbath hat er überhaupt für recht und erlaubt erklärt? (Vgl. V. 12.: „Darum mag man wohl am Sabbath Gutes thun!“). Welchen Namen führen denn die Werke, welche eine Mutter verrichtet, wenn sie für Arme eine Suppe kocht; ein Dienstbote, wenn er für seinen kranken Herrn über Feld läuft, um den Arzt zu holen; ein Sohn, wenn er seinen besorgten Eltern einen Brief schreibt und von sich Nachricht giebt? Und was muß von solchen Liebeswerken geurtheilt werden, wenn sie am Sonntage geschehen? Wie pflegt man ferner solche Werke zu nennen, wie sie ein Wundarzt verrichtet, wenn er einem Verwundeten zu Hülfe eilt, oder ein Wächter, wenn er gewahr wird, wie aus dem Dache oder den Fenstern eines Bürgers Feuerflammen ausbrechen; oder ein Jüngling, wenn er auf dem Teiche den Arm eines Kindes hervorkommen und wieder untertauchen sieht? Und

was wird man von solchen Nothwerken sagen müssen, wenn sie am Tage des Herrn verrichtet werden?

Ihr seht also, wenn uns die heilige Schrift des Alten Bundes sagt: Am Sabbath sollst du kein Werk thun! da dürfen wir um Christi willen zweierlei Werke ausnehmen, und welche sind das? Wir werden noch Eins zu bedenken haben. Gott spricht: An diesem Tage sollst du zu mir kommen: wen meint er wohl mit der Anrede du? Und welchen Theil von dir? Giebt es nun wohl Geschäfte und Werke, welche die Seele nicht aufhalten oder abhalten, zu Gott zu kommen? Nenne mir solche, welche bei Frauen vorkommen! Nenne andre, denen die Männer sich hingeben dürfen. Aber antworte mir mit Nachdenken gleich hier auf etliche Fragen: Wirst du es für erlaubt halten, wenn Jemand am Sonntag früh auf die Wiese geht und etliche Stunden das Heu wendet, sich aber so einrichtet, daß er, ehe geläutet wird, heimkommt und die Kirche besuchen kann? Und warum zweifelst du, dies gelten zu lassen? In welcher Verfassung, Leibes und der Seele, wird ein Mann in der Kirche gefunden werden, welcher mehrere Stunden im Heu gearbeitet hat? Oder wenn ein Anderer um dieselbe Zeit seine Einnahme und Ausgabe in der vergangenen Woche zusammenrechnet, Beides miteinander vergleicht, und nun die Kasse nachzählt und sich überzeugt, daß Alles zutreffe, und dann sich in die Kirche begiebt? Sollen wir das gestatten? Und warum wohl nicht? Meinst du, daß dieses Geschäft müde oder auch nur schläfrig mache? Aber welche andre Gefahr wird der Seele dadurch bereitet? Welchen Namen giebt Jesus dem Götzen, welcher uns recht nahe ist mit seinem Strick, wenn wir beschäftigt und recht darauf aus sind, unser Geld zu zählen? Wenn du aber ein Mammonsdiener geworden bist: aus wessen Dienste bist du dann geschieden? Endlich: Was dünket euch davon, wenn Jemand am Morgen des Feiertags in seiner Küche Holz auf dem Hackeklotz spalten wollte, nur so viel als einen Arm voll: würde dabei nicht seine Seele können zu Gott gekehret sein? Oder sollte dieses kleine Geschäft ihn ermüden, oder sein Herz bestricken? Werden wir nun nicht urtheilen müssen: dieses Werk, obgleich kein Liebeswerk, auch nicht ein Nothwerk, könne Jedem erlaubt sein? Du scheinst Bedenken zu haben; ich bin deiner Meinung, — aber warum? Wenn Jemand in einer heiligen Stimmung nach dem Hintergrunde des Zimmers gegangen wäre, um im Gebet sich zu Gott zu erheben, und ein Gast setzte sich während dessen an das Clavier, einen Marsch zu spielen, so würde der Betende hinausgehen in den Garten, oder in seine Kammer, und welchen Grund würde er dir angeben, warum er nicht geblieben? Das Geschäft aber, welches dieser Bewohner verrichten wollte und gestört sah, das ist am Feiertage allen Frommen von Gott verordnet, auch dem Nachbar, welcher an jener Küche wohnt: verstehst du nun, woher unser Bedenken kam? — Vergiß nicht, daß Gott

der Herr durch seinen Propheten gesagt hat: es sei vor ihm stille alle Welt!

Bedenket noch einmal, welche Stimme ich vorhin habe hören lassen als eine Stimme Gottes. Sie lautete also: An den sechs Tagen magst du bei der Welt zu Tische sitzen, an dem einen will ich dir Brot vom Himmel geben! Wie es hergeht, wenn die Menschen nur allein bei der Welt zu Tische sitzen, das wird uns 2 Mos. 32, 6. also beschrieben: „Da setzte sich das Volk, zu essen und zu trinken, und stand auf, zu spielen!" Unter dem Spielen ist zu verstehen: sie tanzten um das güldne Kalb! Das war eine wilde Freude. Wie es ist, wenn uns Gott speiset durch das Brot vom Himmel, das ist, durch Jesum Christum, davon läßt sich Jesaias etwas merken in den Worten (9, 3.): „Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austheilet." — Sagt: wie freuet man sich in der Ernte? — Nun, da sieht sich der Mensch umgeben von den reichen Gütern im Hause seines Vaters, und ist nun selbst reich. Kann er nun wohl seinen Weinstock abernten mit dem Gedanken: Ich habe die Trauben erworben? seinen Weizen einscheuern mit dem Gedanken: Ich habe die Garben geerbt? Von wem und in wem ist denn ein kindlicher Mensch reich am Erntefeste? Von diesem Reichsein in Gott hat Jesus geredet (Luc. 12, 21.). Wann kommt denn die Zeit, wo ein Kriegsmann die Beute seinen Hausgenossen austheilt mit fröhlichem Herzen? Thut er das, so lange der Feind noch unter Waffen ihm gegenübersteht? Was muß an die Stelle des Streits und Kriegs getreten sein? Und wenn nun Jesaias ausruft: „Vor dir wird man sich freuen": wessen Frieden hat er wohl dabei im Sinne? Die beglückende Gabe, die himmlische Speise, die uns zugedacht ist am Tage des Herrn, das ist also der Reichthum in Gott und der Friede in Gott, zwei theure und seltene Gäste. Wenn aber Vater und Mutter einen theuern Gast erwarten: woran kann man das im Hause sehen, selbst bei armen Leuten? Und wenn die Kinder derselben des Morgens sich vom Lager erheben: was finden diese vor dem Bette ausgebreitet um der Gäste willen? und wie sieht es den Mittag auf dem Tische aus? Da lernt ihr schon ein wenig von der Sonntagsfreude kennen, wie sie sich in der Gestalt des äußerlichen Lebens offenbart auch in den niederen Hütten der Christen. Es wird ja nicht bloß die Straße gekehrt und abgegossen, wenn der Sonntag herannaht: wofür wird auch in den Häusern gesorgt? Welche Antwort hört man von der Hausfrau auch des geringen Mannes auf die heimliche Frage der Kinder: Was werden wir heute essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Und das gefällt Gott wohl. Aber an welchem Orte der Stadt oder des Dorfes wird denn eigentlich die Speise des Himmels uns vorgesetzt, der Segen gesprochen, der Friede ausgetheilt?

An welchen Ort denkt wohl David (Ps. 36, 9.), wenn er von den Frommen sagt: „Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses?" Dahin also wird gewandert. Und wenn nun die eigentliche Sonntagsfreude im Hause Gottes genossen ist und die Sonne freundlich über der Stadt und den Feldern ihr Licht und ihre Wärme ausgießt, dann zieht der Hausvater die Mutter und die Kinder in einen Kreis und spricht zu ihnen: So steht geschrieben (Ps. 118, 24.): „Dies ist der Tag, den der Herr macht; laßt uns freuen und fröhlich darinnen sein!" Und die Kinder verstehen es gleich, was der Vater meint, holen sich Hüte und Stäbe, um zu wandern — wißt ihr wohin? So giebt der Vater droben uns das Brot vom Himmel. Aber nicht Jeder nimmt es von daher. Viele Dienstboten in den Häusern, viele Gesellen und Lehrlinge in den Werkstätten, sehnen sich die ganze Woche hindurch nach dem Sonntage, als sei er dazu da, daß wir bei der Welt zu Tische gehen und wie die Kinder Israel um das goldne Kalb spielen und tanzen. Ich bitte euch, lasset die Warnung Gottes euch zu Herzen dringen (Jes. 5, 11. 12.): „Wehe denen, die des Morgens früh auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet, und haben Harfen, Psalter, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben, und sehen nicht auf das Werk des Herrn, und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände!"

Mancher elende, kurzathmige, blasse, geschwollene, schwindsüchtige Meister, in dessen Hause eine Schaar verkommener, unreinlicher und hungriger Kinder umherliegt und der armen Mutter Herzeleid macht, wenn man ihn fragte: Woher kommt dieser Jammer in dir und um dich her? würde bekennen müssen: Ach, das habe ich durch Uebertretung des dritten Gebots verschuldet! Was ich meinem Seelsorger und meinen Eltern heilig versprochen, als ich von ihnen Abschied nahm, das habe ich schon nach einem Jahre hinter mich geworfen; die Sonntage habe ich in Branntweinhäusern, am Kartentische, oder in Tanzgelagen hingewüstet, an den Abenden bin ich betrunken gewesen; alle Seufzer meines Weibes, alle Krankheiten an den Leibern meiner Kinder, alle Stiche in meinen Lungen und alle Gichtschmerzen in meinen Füßen, das sind Malzeichen meiner Versündigungen am Tage des Herrn.

Es giebt eine kleine Schrift, welche den Titel führt: Die Sonntagsheiligung, No. 40. Sie ist für wenige Pfennige zu haben, und erzählt die Geschichte eines Kürschnergesellen aus Arnstadt, welcher an einem Sonntage vor Fastnacht an der Kirchthüre in Lübeck umgewendet, nach der Herberge gegangen, sich da in Punsch betrunken, und von Stund an dreißig Jahre lang von Gott entfremdet, von der Ruthe seiner Bosheit geschlagen worden, bis er endlich in den funfziger Jahren zur Buße gekommen, und

seinen Herrn wiedergefunden. Solltet ihr dies Büchlein zu Gesicht bekommen, so kauft und leset!

Liebe Kinder, ich habe euch noch Eins in Erinnerung zu bringen; nämlich die Mahnung des Herrn unsres Gottes, daß wir an unsern Werkeltagen die Erfahrung machen sollen: „Wie hat der Herr die Leute so lieb!“ daß wir aber am lieben Sonntage Einer dem Andern zurufen sollen: Lasset uns Ihn wieder lieben, denn Er hat uns erst geliebet! Was ist's dennach, was sich am Feiertage regen und recht thätig unter den Christen erweisen soll? Und wer soll es dann sein, den wir mit Liebe umfangen? Wenn aber ihn selbst, d. i. seine Person, im Sichtbaren du nicht finden, nicht speisen, nicht tränken, nicht besuchen, nicht trösten könntest: wo und bei wem willst du dich mit deinen Liebeserweisungen melden? Mit welchen Worten Christi wirst du beweisen können, daß er ein solches Lieben gelten läßt und gern annimmt? (Matth. 25, 40.).

Wohlan, so sage mir: wer mag wohl die Frau sein, welche an jedem Sonntage Mittag zwölf Uhr ein irdenes Geschirr bringt und auf euren Heerd setzt? Und was fängt die Mutter mit dem Geschirr an? Und welchen Weg in kleine, dunkle Gassen pflegt der Pastor in der Abenddämmerung des Sonntags oft zu machen? Und hast du vielleicht schon einmal gesehen, wie die Kinder in dem Hause mit zerbrochenen Fensterscheiben auf ihn warten und sich bei ihm die Hände füllen? Und wenn eine Freundin oder Verwandte eurer Familie krank und leidend ist: was heißt die Mutter nach der Kirche thun? Und wenn in einem Nachbarhause Jemand gestorben ist, und die Bewohner trauern: warum spricht die Mutter, wenn sie aus der Kirche heimkommt: Ich will meinen Mantel noch nicht in den Schrank hängen; denn ich habe noch etwas auszurichten? O verstehet daraus, ihr Kinder, was der liebe Apostel Jakobus meint, wenn er (Jak. 1, 27.) erklärt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt behalten!“

Ich habe aber bisher fast immer nur von den Sonntagsstunden geredet, welche vor oder nach dem Gottesdienste zur Heiligung angewendet werden: wie heißt denn nun aber das heilige Geschäft der Seele, welches an diesem Tage überhaupt verrichtet wird? Im Laufe der Woche hat der Mensch vorzugsweise an seine Werke zu denken: wohin kehret sich am Tage des Herrn sein Denken? Und wie heißt dieses Hinkehren unsres Denkens und Sinnens an und zu Gott. — Von der Andacht, welche die rechte Heiligung des Sonntags ist, wollen wir noch sprechen.

Als Jesus die beiden Schwestern in Bethanien besuchte: was that Martha, wohin wendete sich Maria? Und als diese dort zu den Füßen Jesu saß: wohin neigte sich ihr Herz? und ihr Auge? und ihr Ohr? Und während die Martha hin- und hereilt, keinen

Augenblick zur Ruhe kommt, auch den Andern ihre Bewegung mittheilt — wie wird's in der Seele der Maria? und was findet man um sie her? Es ist also nicht bloß eine Hinkehr des Gemüths zu Jesu, welche man an ihr gewahr wird, sondern auch eine stille, friedliche Hinkehrung des Gemüths zu ihm. Und das ist der Anfang der wahren Andacht, nämlich der christlichen.

Es ist aber nicht möglich, daß du mit Sehnsucht und Liebe ein Wesen, das dir nahe ist, ansehen und dich zu ihm kehren kannst, ohne daß dir das Herz und der Mund übergehen und du etliche Worte mit ihm sprechen mußt. Das fühlte David (Ps. 19, 15.), als er sagte: „Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser." Wie nennt man nun ein solches frommes Herzensgespräch mit Gott? Was macht also einen anderweiten und wesentlichen Bestandtheil der frommen Andacht aus?

Es spricht Jesaias von den Frommen, die auf den Herrn harren, und versichert von ihnen: „Sie kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler; daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." Dies zeigt sich auch an ihrem Gebete. Wenn so ein andächtiges Gebet recht innig wird, so fängt es an zu laufen und wird nicht matt, so bekommt es Flügel und schwingt sich auf. Davon will ich euch einige Beispiele sehen lassen. Doctor Luther wollte einstmals ein Weihnachtsgebet thun; seine Gedanken waren auf die Krippe gerichtet, in welcher das Jesuskind lag, und er wollte vor Gott aussprechen, wie dieser Jesus ein Licht der Welt gewesen und unsre Finsterniß hinweggenommen und uns aus der Fremde zu dem Vater geführt habe. Indem er mit seinen Gedanken daran und darin war, fing sein Gebet an zu laufen und hob sich mit Flügeln zum Himmel also: „Das ew'ge Licht geht da herein, giebt der Welt ein'n neuen Schein. Es leucht't wohl mitten in der Nacht, und uns des Lichtes Kinder macht. Halleluja!" So ist es dem Paul Gerhardt sehr oft mit seinen Gebetgedanken gegangen. Als er beten und danken wollte dafür, daß Gott unser irdisches Leben mit guten Gaben versorgt und uns noch reichere Güter im Himmel aufgehoben hat, da hob seine Seele sich ebenfalls wie ein Vogel auf seinen Schwingen, und er sang: „Du füllst des Lebens Mangel aus mit dem, was ewig steht, und führst uns in des Himmels Haus, wenn uns die Erd' entgeht!" — Ich sagte eben: er sang, — worein verwandelte sich also sein Gebet? Wie nennt man denn die große Sammlung von schönen Gebetliedern, welche sich in der heiligen Schrift befindet? Und wie heißt der König, welcher die meisten dieser Psalmen gesungen hat? Ihr werdet euch hierbei vielleicht erinnern, daß der Apostel Paulus die Christen (Coloss. 3, 16.) ermahnt hat: „Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, mit geistlichen lieblichen Liedern, und

singet dem Herrn in eurem Herzen!" Was werden wir denn also auch für einen wesentlichen Theil der Andacht zu halten haben?

Als der Apostel Petrus in das Haus des Hauptmanns Cornelius zu Cäsarea eingetreten war (Apostg. 10, 33.), da redete ihn der Hausherr sehr freundlich an: „Du hast wohlgethan, daß du gekommen bist; nun sind wir Alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören Alles, was dir von Gott befohlen ist!" Wir Alle, sagte der Mann; also war nicht Einer oder Zwei gegenwärtig, sondern eine kleine Gemeinde. Und worauf war denn diese kleine Gemeinde gefaßt und geschickt? Und was wollte sie aus Petrus Munde hören? Wohin begeben wir uns daher gewöhnlich mit unsrer Sonntagsandacht? Mit wem treffen wir da zusammen? Und was ist ein Hauptbestandtheil der Andacht der versammelten Gemeinde? — Mit welchen Worten bringt das unser Katechismus in der Erklärung zum dritten Gebote in Erinnerung?

Sind wir nun mit dieser bisher beschriebenen Andacht, nämlich mit der stillen Hinkehr des Herzens zu dem Herrn, mit dem Gebet, mit dem Gesange und mit dem Anhören des göttlichen Wortes lediglich an die Kirche gebunden? Mit vollem Rechte sagst du Nein; davon werden wir uns bald überzeugen, wenn wir weiter handeln von den heiligen Orten. — Aber damit ihr nicht in Irrthum fallet, nehmet gleich hier eine Warnung mit. Es giebt Leute, welche den Sonntag entheiligen dadurch, daß sie die gottesdienstlichen Versammlungen verlassen, und wenn man ihnen dies zur Sünde rechnet, alsbald die Antwort geben: Ich kann meine Andacht auch außer der Kirche haben und halten. Wenn euch diese Rede vorkommt, dann streitet nicht, sondern sprecht: Du kannst freilich auch anderwärts eine Andacht halten, aber thust du es auch?

§. 11.

C. Von den heiligen Orten.

Vorlesung: Psalm 84.

„Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in Deinem Hause wohnen; die loben Dich immerdar. Sela. — Gott, unser Schild, schaue doch: siehe an das Reich Deines Gesalbten; denn ein Tag in Deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend. Ich will lieber der Thüre hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten."

Gesang.

Ich will in's Gottes Haus Mit Gottes Kindern gehen. Ich will

in reinem Schmuck Vor seinem Altar stehen. Mein Herz soll kindlich froh In seinem Willen ruh'n; Der Leib soll nur das Werk Der Noth und Liebe thun.

Gebet.

„Herr, Du gnadenreicher Gott, als einst auf dem Berge der Verklärung Dein Apostel vor Dir stand, und sah den Schimmer Deines hellen Gewandes und das Leuchten Deiner Gestalt, da rief er aus: Hier laß uns Hütten bauen! Hier ist gut sein! Solche Hütten Deiner Herrlichkeit hast Du auch unter uns aufgerichtet; in solche Gezelte Deiner Wohnung rufest Du noch heute Deine Kinder, und sprichst: Kommt, kommt, hier ist gut sein! Viele gehen dahin auf ihren Acker, auf ihre Handthierung, als hörten sie Deine Stimme nicht. Wir kommen zu Dir und bitten: Wecke unsre Herzen auf! Laß uns nicht gehören zu denen, die da weichen von Deinem Angesichte, sondern zu denen, die da bleiben und ihren Bund halten! Amen.

Ihr wißt schon, meine Kinder, daß wir noch von heiligen Orten miteinander zu reden haben. Wenn der Apostel Paulus von den Speisen urtheilt (1 Tim. 4, 5.): es werde Alles geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet, so wird sich daraus auch entnehmen lassen, wodurch ein Ort geweiht und heilig werden kann. Sollte nun wohl ein Ort auf Erden ausgenommen sein, als der nicht auf diese Weise könne geheiligt werden? — Denke dir aber, daß ein Arzt über ein kränkliches, an den Augen leidendes Kind das Urtheil ausgesprochen hätte: er könne für jetzt nur fleißigen Gebrauch der Luft empfehlen; und ein Dritter, der das gehört hat, äußerte darauf: Nun, diese Cur ist leicht zu haben! denn Luft ist ja überall, im engsten Schlafkämmerlein, in der ärmsten Hütte, im feuchten Keller und im tiefen Schacht, wie im Walde und auf den Bergen — wird wohl die Mutter des Kindes sich nach dieser Meinung richten wollen? Was für einen Unterschied wird sie machen? Und wenn sie etwa schon selbst erlebt hätte, daß an dieser oder jener Stelle des Thales oder des Gebirges eine recht milde und reine Luft eingeathmet werde und die Lungen weit und stark mache, oder sie erführe, daß es einen Ort gäbe, welcher recht dazu eingerichtet wäre, schwächlichen Kindern einen Aufenthalt und auch Gesellschaft im Freien zu geben — welchen Entschluß würde sie fassen?

Höret nun, was Gott, der Herr, selbst gesagt hat, um uns die rechten, vorzugsweise heiligen Orte zu bezeichnen! Zu Mose sprach er, als von der Erbauung eines Altars die Rede war (2 Mos. 20, 24.): „An welchem Orte ich meines Namens Gedächtniß stiften werde, da will ich zu dir kommen und dich segnen!" — Welche Orte werden hier als geheiligte vor allen hervorgehoben? Und welche Erfahrung wird dem Anbeter verheißen,

welcher an einem Orte verweilt, wo Gott seines Namens Gedächtniß gestiftet hat? —

Ihr wisset, wer gesagt hat (Joh. 5, 43.): „Ich bin gekommen in meines Vaters Namen!" — Durch wen also ist auch dem Namen des Vaters das sicherste und reinste Gedächtniß gestiftet worden auf Erden? Lasset uns sehen wie? und wo?

Zum Ersten lesen wir in der heiligen Schrift von diesem Jesus bald einmal (Matth. 14, 23.): „Er stieg auf einen Berg allein, daß er betete"; bald wieder (Marc. 1, 35.): „Er ging in eine wüste Stätte und betete daselbst"; und abermals im Garten Gethsemane (Matth. 26, 36.): „Setzet euch hier, bis daß ich dorthin gehe und bete!" Welche Orte hat er dadurch zu Betstätten geheiligt? Es heißt aber: er ging allein, er bat: Bleibet hier, setzt euch hier, daß ich dorthin gehe: wie mußte es also an den Orten gewesen sein, die er sich auserwählte in der Natur? Von welchen Orten wirst du also annehmen können, daß Gott allda seines Namens Gedächtniß gestiftet habe?

Zum Andern hat derselbe Jesus in der Bergpredigt einen einsamen Ort, welcher nicht draußen in der Natur belegen ist, ausdrücklich genannt und zum Gebet empfohlen. Wer sagt mir den Ausspruch, welchen der Herr gethan hat? (Matth. 6, 6.). Wenn er nun hier so zutraulich mich und dich anredet: Gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thüre hinter dir zu! so klingt das gerade, als wisse er aus Erfahrung, wie man das macht und wie wohl es thut. Hätte also jemals einer seiner Jünger ihm in das Kämmerlein nachfolgen und sein Thun daselbst beobachten können: was würden wir in der Schrift lesen? Was ist demnach auch in dem Kämmerlein, wo wir ruhen, durch Jesum gestiftet worden? Und zu welchen Orten ist also auch dieser Raum zu zählen?

Ein Drittes offenbaret uns die Schrift. Erinnert euch doch einmal an die Maria, welche zu Jesu Füßen saß und ihm zuhörte, so innig, so von ganzem Herzen, daß Jesus zur Martha sagen konnte: Diese Maria hat das beste Theil erwählet! Wessen Wort bekam sie da zu hören? Und wie haben wir erst vor Kurzem die Stimmung ihres zu dem Herrn Jesu gerichteten Gemüths genannt? An welchem Orte fand diese Andacht ihre Nahrung? Und wessen Haus stand dort in Bethania? Und worein verwandelte sich dieses Haus, so oft Jesus daselbst einkehrte? Da waren liebe treue Freunde in einem engen Kreise um ihn versammelt, und wir dürfen wohl sagen: dieser häusliche Kreis war für Jesum auch ein heiliger Ort. — Und wer waren denn die Männer, welche der Herr also anredete: Ihr seid meine Freunde; ich weiß, welche ich erwählet habe? Wisset ihr auch wohl, daß der Herr über diese Jünger einstmals seine Hände ausgereckt und gesagt hat: „Siehe da, das ist meine Mutter, und das sind meine Brüder!" Was bilden denn Mutter, Vater, Brüder und Schwestern zusammen?

Und welcher Kreis entstehet auf diese Weise? Welche heilige Andacht hat aber (Vgl. Luc. 22, 1—22.) Jesus in dem ebenbezeichneten Jüngerkreise oder Familienkreise gehalten? Welcher Ort war dazu ausersehen? Wo hat demnach Gott drittens seines Namens Gedächtniß gestiftet? Und als was ist demnach auch der häusliche Kreis, auch der Familienbund anzusehen?

Endlich Viertens versetzen wir uns miteinander in die Zeit, da Jesus zwölf Jahr alt war. Wo fanden ihn damals seine Eltern? Und welche Antwort gab er ihnen auf die Frage: „Warum hast du uns das gethan?" (Luc. 2, 49.). Was denkst du dir bei den Worten: „in dem, was meines Vaters ist?" Und welcher Ort wird also hier als ein Stift des göttlichen Namensgedächtnisses bezeichnet? — Wir haben heut an der ersten Stelle einsame Orte in der Natur genannt: wie unterscheidet sich davon der Aufenthalt und die Andacht im Tempel?

5 Mos. 4, 10: „Versammle mir das Volk, daß sie meine Worte hören, und lernen mich fürchten alle ihr Lebetage auf Erden, und lehren ihre Kinder."

Wie wird man nun wohl diese Art der frommen Andacht nennen können, weil sie in Gemeinschaft mit Vielen und vor Aller Augen stattfindet? Jesus, als er das Gebet im Kämmerlein empfiehlt, spricht er: „Dein Vater, der in's Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich." Wir bedienen uns des letzteren Ausdrucks, wenn wir an das Zusammensein der Frommen im Tempel denken, und nennen, was da vorgeht, den öffentlichen Gottesdienst, oder die öffentliche Andacht. Dem entgegengesetzt würde man nun das Recht haben, unser Gebet an einsamen Orten in der Natur und in der Kammer den verborgenen Gottesdienst zu nennen; aber wir bedienen uns statt dessen öfters eines anderen Wortes. Wie man nämlich von Kindern sagt, welche nicht dem öffentlichen Unterrichte in der Schule beiwohnen, sondern allein in einem Zimmer unterrichtet werden, sie bekommen Privat-Stunden, so unterscheidet man auch vom öffentlichen Gottesdienste den Privat-Gottesdienst und die Privatandacht. Wenn endlich ein Hausvater sein Weib und seine Kinder und sein Gesinde Abends oder Morgens im Hause versammelt, um den Schluß oder den Anfang des Tages vor Gott zu begehen und zu heiligen, so wird dies weder öffentlicher, noch Privat-Gottesdienst sein, sondern es wird der häusliche Gottesdienst genannt. Wer nennt mir nun den dreifachen Unterschied, welcher beim Gottesdienst und bei der Andacht dem Orte nach vorkommen kann? Von einem jeden werden wir etwas sagen müssen.

I. Als einstmals Isaak gewärtig war der Ankunft des Hausvogts Elieser und der Braut, welche ihm dieser mitbringen sollte (1 Mos. 24, 62. 63.), da war er ausgegangen zu beten auf dem

Felde um den Abend: an welche Art der Andacht erinnert uns das? Und wo ist hier der geheiligte Ort? — Als Daniel, fortgeführt in die Gefangenschaft des Königs zu Babylon, unter die Herrschaft des Königs Darius von Medien gekommen war, und durch ein hartes Gebot dieses Königs verhindert werden sollte, seinem Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, zu dienen, da (Daniel 6, 10.) „ging er hinauf in sein Haus (er hatte aber an seinem Sommerhause offene Fenster gen Jerusalem). Und er fiel des Tages dreimal auf seine Kniee, betete, lobte und dankte seinem Gott, wie er denn vorhin zu thun pflegte." Wohin wird auch diese heilige Feier zu rechnen sein? Und an wessen stille Ausgänge im heiligen Lande erinnert sie dich? Und wo ist hier der Betstuhl oder der heilige Ort?

Ein Missionar in Afrika kam einst auf einer Bekehrungsreise in eine Gegend zurück, wo er vor mehreren Jahren sich aufgehalten und gepredigt hatte. Es lebten allda heidnische Korannas. Einige derselben erkannten in ihm mit Freuden ihren ehemaligen Lehrer wieder und schlossen sich an ihn an mit der Bitte: er möge doch ihr Geleite und ihren Schutz annehmen. In einer buschigen Gegend, nahe an einem übergetretenen Flusse, legte man sich schlafen. Als der Morgen dämmerte, hörte der Sendbote in einiger Entfernung einer Stimme fast eintöniges und andauerndes Sprechen. Er stand auf, schritt leise vorwärts und sah nun einen der Korannas hinter den Zweigen eines Strauchs auf den Knieen liegen, und hörte von seinen Lippen ein Gebet, welches er einstmals seine Wilden gelehret hatte. Wohin rechnest du auch diese Andacht? Und wo war in diesem Falle der Betaltar? —

Christiane Beck war eine Waise. In ihrem zehnten Jahre hatte sie bald hintereinander ihren Vater, welcher ein frommer Pastor war, und ihre liebe, treue und sorgsame Mutter sterben sehen, aber nicht vergessen. Der Nachfolger ihres Vaters hatte die Christiane zu sich genommen aus Barmherzigkeit und damit seine Frau eine Helferin an ihr bekäme. So geschah es, daß das Mädchen im Pfarrhause blieb, und auch durch ein Pförtchen leicht auf den Kirchhof kommen konnte, wo unter einer Linde die Gräber ihrer Eltern waren. Der Tag ihrer Einsegnung war nach etlichen Jahren herangekommen. Schon war es Abend. Der Tisch war bereitet, auch ein Korb gepackt, in welchem ein neues Kleid und eine Bibel lag, welche Christiane empfangen sollte. Sie wußte davon nicht; sie war ganz still unter die Linde gewandert, sah hinauf zwischen den Zweigen in die Sterne und betete leise: Lieber treuer Gott und Herr, lege mir doch morgen den Segen meines seligen Vaters und meiner seligen Mutter auf mein Herz, vergieb mir alle bösen Gedanken und Werke um meines Jesu willen; schenke mir einen rechten Freudengeist, daß ich nicht traure, sondern fröhlich meine lieben Pflegeeltern ansehen und ihnen für alle Güte danken kann. Amen! — Die

Pflegemutter war inzwischen der Christiane nachgegangen bis an die Pforte; als sie aber die Jungfrau unter der Linde beten sah, da schlich sie nicht herbei, um ihr Gebet zu erlauschen, sondern wendete geschwind um, damit Christiane sich nicht bemerkt sähe; denn sie verstand ihr Herz. Und als der Vater und die Kleinen am Tische ungeduldig wurden und fragten: Wo in aller Welt bleibt denn das Mädchen? da sagte die Pfarrfrau in recht gütigem Tone: Fraget sie heut nicht, und zürnet ihr auch nicht — ich bitte euch darum! Sie wird gleich hier sein! — Saget mir, meine Lieben, was für eine Andacht ich jetzt euch beschrieben habe? Und wie heißt wohl hier der heilige Ort? — Aber antwortet mir auch noch auf eine oder zwei Fragen! Warum ist denn die Pflegemutter nicht näher hingegangen? Wäre es nicht besser gewesen, sie hätte das schöne Gebet mit angehört? Und warum, als die andern Tischgenossen ungeduldig wurden, sagte sie es nicht gleich gerade heraus: Christianchen betet? Mir scheint, sie habe an Jesu Worte gedacht: „Dein Vater, der in's Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich!" Meinst du nicht auch?

Nun aber, weil wir an das stille Kämmerlein im Verborgenen gedacht haben, muß ich doch nothwendig noch eine Erzählung hinzuthun. Ihr seht in mir einen Mann, der viel herumreisen muß in Städten und Dörfern, und zusehen, wie es in Kirchen und Schulen hergeht bei Kleinen und Großen. Da freue ich mich denn jedesmal, wenn ich zu den kleineren Kindern komme, und sie freuen sich auch. Meine erste Frage ist dann gemeiniglich: Habt ihr auch ein Schlafkämmerlein, und was thut ihr darin des Morgens? und was des Abends? Gewöhnlich antworten sie: Wir beten! Aber ist's auch wahr? fahr' ich dann etwas ernsthaft weiter fort. Und da geschieht es wohl, daß manche aufrichtige Kinder recht still werden, als ob sie sich schämen und sagen müßten: Ach, wir thun es nicht immer! Da bekenne ich ihnen darnach und sage: Als ich ein Knabe war, ist es mir gerade so gegangen, wie euch. Ich wollte nämlich gern aus dem Herzen beten, aber wenn ich einmal an die Schmetterlinge dachte, die ich am Tage hatte fangen wollen, oder an meinen Fangball, der mir verloren gegangen war, oder sonst an ein Spiel, da flogen meine Gedanken mit mir fort; oder wenn ich recht müde war, da gingen mir gar die Gedanken aus, und am Morgen erschrak ich oft über die Erinnerung, daß ich mein Gebet schuldig geblieben war. Und des Morgens war's oft ebenso, zumal wenn mir die Aufgabe einfiel, welche ich noch in der Schule aufzusagen hatte. Das machte mich einstmals recht betrübt, und ich klagte dem Lehrer mein Leid. Dieser sah mich freundlich an und sagte zu mir: Mein Sohn! Einen Seufzer kann ein Kind wohl thun, und mit seinen Augen den lieben Gott ein wenig suchen, auch ein paar Gedanken zu ihm hinschicken, aber ein volles Gebet aus dem Herzen thun, das kann es gewiß nur selten. Darum mußt du

fein lernen den Morgensegen und den Abendsegen und etliche Gebetlieder; dann wird dir's sein, wie einer jungen Lerche, wenn ihre Mutter sie auf die Flügel setzt und mit in die helle Luft hinaufnimmt. Dann wirst du beten lernen, wie ein Vöglein fliegen lernt. Diesen guten Rath merkte ich mir und ließ mir solche Gebete zeigen und vorsprechen, die ich jetzt noch bete. Wenn es euch recht ist, dann suchen wir ebenfalls uns gleich etliche solche Gebete aus, und ihr versprecht mir dann, sie sollen auswendig gelernt und fleißig wiederholt werden. Meint ihr nicht, wir könnten das heut auch thun?

1) Wir wollen mit den Morgengebeten den Anfang machen. In den meisten Katechismen von D. Luther findet sich nun sein Morgensegen, welcher also lautet:

„Das walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen. Ich danke Dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christum, Deinen lieben Sohn, daß Du mich diese Nacht vor allem Schaden und Gefahr behütet hast; und bitte Dich, Du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünden und allem Uebel, daß Dir alle mein Thun und Leben wohlgefalle. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele, und Alles in Deine Hände. Dein heiliger Geist sei mit mir, daß der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen."

Ein zweites schönes Morgenlied besitzen wir von Paul Gerhardt. Es hebt mit den Worten an: Wach auf, mein Herz, und singe rc. Aus diesem wollen wir einstweilen nur folgende Verse ausheben:

„Du sprachst: Mein Kind nun liege, trotzdem, der dich betrüge!
Schlaf wohl, laß dir nicht grauen, du sollst die Sonne schauen.
Dein Wort, das ist geschehen; ich kann das Licht noch sehen.
Von Noth bin ich befreiet, dein Schutz hat mich erneuet.
Sprich Ja zu meinen Thaten; hilf selbst das Beste rathen.
Den Anfang, Mitt'l und Ende, ach Herr, zum Besten wende!
Mit Segen mich beschütte, mein Herz sei deine Hütte,
Dein Wort sei meine Speise, bis ich gen Himmel reise."

Ein drittes von Gesenius, auch ein rechtes Kinder-Morgengebet, wollen wir in etlichen Versen noch hinzuthun:

„Des Vaters Huld mich heut' anblick', des Sohnes Weisheit mich erquick';
Des heil'gen Geistes Glanz und Schein erleucht' mein's finstern Herzens Schrein.
Mein Schöpfer, steh mir kräftig bei! O, mein Erlöser, hilf mir frei!
O Tröster werth, weich nicht von mir, mein Herz mit werthen Gaben zier'!
Herr, segne und behüte mich; erleuchte mich, Herr, gnädiglich;
Herr, heb' auf mich dein Angesicht, und deinen Frieden auf mich richt'!"

An eins von Gellert — „Mein erst Gefühl sei Preis und

Dank" — brauche ich nur zu erinnern, denn ich bin gewiß, die schönen Verse 6. 7. 8. 9. 10. dieses Liedes habt ihr schon fest im Gedächtniß. Kommt uns einmal noch mehr Zeit, so wollen wir noch Verse suchen und lernen aus den alten Morgenliedern: „Aus meines Herzens Grunde ꝛc." — „Dank sei Gott in der Höhe ꝛc." „Gott des Himmels und der Erden ꝛc." „O Jesu, süßes Licht ꝛc."

Je reicher und voller unser Herz von solchen Liedern sein wird, desto lieber wird uns das Kämmerlein werden, wo man sie betet.

2) Wir haben nun aber auch uns mit Abendgebeten zu versorgen. Voran stehe wieder der Abendsegen von D. Luther:

„Das walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen. Ich danke Dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christum, Deinen lieben Sohn, daß Du mich diesen Tag gnädiglich behütet hast; und bitte Dich, Du wollest mir vergeben alle meine Sünde, wo ich Unrecht gethan habe, und mich diese Nacht auch gnädiglich behüten. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele, und Alles in Deine Hände. Dein heiliger Engel sei mit mir, daß der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen."

Darnach wollen wir ein kleines Lied von Heermann lernen:

„Hinunter ist der Sonnen Schein, die finstre Nacht bricht stark herein;
Leucht' uns, Herr Christ, du wahres Licht, laß uns im Finstern tappen nicht.
Dir sei Dank, daß du uns den Tag vor Schaden, G'fahr und mancher Plag'
Durch deinen Engel hast behüt' aus Gnad' und väterlicher Güt'.
Womit wir haben erzürnet dich, dasselb' verzeih uns gnädiglich,
Und rechn' es unsrer Seel' nicht zu; laß uns schlafen in Fried' und Ruh."

Sodann soll unser Paul Gerhardt uns auch eine gute Gabe reichen, wenn wir schlafen gehn. Wir nehmen sie aus dem schönen Liede: „Nun ruhen alle Wälder ꝛc."

„Der Tag ist nun vergangen, die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal:
So, so werd' ich auch stehen, wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.
Mein' Augen stehn verdrossen, im Hui sind sie geschlossen,
Wo bleibt dann Leib und Seel'?
Nimm sie zu deinen Gnaden, sei gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel.
Auch euch, ihr meine Lieben, soll heute nicht betrüben
Kein Unfall, noch Gefahr:
Gott laß euch ruhig schlafen, stell' euch die güld'nen Waffen
Um's Bett, — und seiner Engel Schaar!"

Es giebt noch ein Abendlied von dem Dichter Rist, welches

unsre Eltern und Großeltern sehr lieb gehabt haben. Die erste Zeile desselben heißt: „Werde munter mein Gemüthe!“ Aus diesem Liede, welches zwölf Verse zählt, wollen die drei letzten von uns behalten sein. Für's Erste wollen wir uns aber nur den zehnten Vers lernen, und gelegentlich weiter kommen. Er heißt:

Laß mich diese Nacht empfinden eine sanft' und süße Ruh'.
Alles Uebel laß verschwinden, decke mich mit Segen zu.
Leib und Seele, Muth und Blut, All' die Meinen, Hab' und Gut,
Freunde, Feind' und Hausgenossen sei'n in deinen Schutz geschlossen.

Außerdem will ich noch anführen und recht empfehlen das Abendlied von Gellert: „Für alle Güte sei gepreist ꝛc.“ und das andere von Joachim Neander: „Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe! ꝛc.“ und außerdem noch den alten Gesang von Weiße: „Christe, der du bist Tag und Licht ꝛc.“

Seht, so haben wir nun für das Kämmerlein gesorgt, wovon Jesus zu seinen Jüngern geredet hat. Als Jakob auf seiner Reise durch die Wüste sich niedergelegt und geträumt hatte von den Engeln und von der Stimme des Herrn, da rief er beim Erwachen: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist wahrhaftig Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels. Denke dir nun, daß ein Knabe beim Niederlegen so im herzlichen Gebete mit seinem Gott geredet hätte, und beim Erwachen des Morgens wäre das wieder sein erster Gedanke: welchen Ausruf würden wir wohl auch aus seinem Munde hören? Und was für ein Ort wäre jetzt aus seiner Schlafkammer geworden?

II. Es kann aber auch die Wohnstube, oder das Zimmer des Vaters ein heiliges Land werden, wie jener feurige Busch am Berge Horeb, wenn nämlich Eltern und Großeltern, Kinder und Dienstleute in diesem Raume mitunter zusammenkommen, das Wort Gottes hören, beten und singen: wie nennen wir denn diese Art der Andacht? Wer erinnert sich noch jenes Hauptmanns, welcher in seinem Hause viele Verwandte und Freunde versammelt hatte, um den Apostel Petrus zu empfangen und das Wort Gottes von ihm zu hören? Was war demnach aus diesem Hause in Caesarea geworden? Und wenn der Apostel Paulus an die Gemeinde zu Rom schreibt (Röm. 16, 5.): „Grüßet den Aquila und die Priscilla und die Gemeinde in ihrem Hause!“: was für Versammlungen muß es wohl auch in dem Hause dieses Aquila gegeben haben? Ja, daß es solche Versammlungen zur Hausandacht gebe, und daß dieselben zur Erinnerung an Gottes Wohlthaten und Gnade dienen sollen, das hat schon dem Herrn Jesus recht vorgeschwebt. Er befahl nicht bloß seinen Jüngern, bei frommen Leuten einzukehren, sie zu grüßen und ihnen den Frieden zu bringen (Matth. 10, 12. 13.), sondern einstmals, als er einen besessenen Menschen (der an Zuckungen und heftigen Krämpfen litt) geheilt hatte, sprach er

zu diesem (Marc. 5, 19.): „Gehe in dein Haus, und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan, und sich deiner erbarmet hat!“ Dergleichen Hausandachten wurden vor Zeiten viele gehalten, und wenn man des Abends durch ein Dorf ging, oder auch durch die kleinen Gassen der Städte, da hörte man in den Stuben Gesang frommer Lieder und Stimmen Solcher, die Psalmen und Katechismus-Stücke aufsagten und beteten. Wer aber ist es wohl im Hause, dem das Recht zusteht, die Hausgenossen zusammenzurufen, mit ihnen zu singen und zu beten? Und wenn der Hausvater verreist wäre: wer würde an seine Stelle treten und das geistliche oder priesterliche Amt verwalten dürfen?

Was meint ihr aber: wenn ein Kind wüßte, bei ihm zu Hause hielte man solche Andachten nicht, und wünschte sehnlich, daß die alte, fromme Ordnung wieder eingerichtet würde: sollte ein solches Kind nicht befugt sein, einmal ganz unerwartet die Hausgenossen zusammenzurufen, ihnen etwas vorzulesen, und mit ihnen ein bekanntes Lied zu singen, und zu beschließen: wir wollen an jedem Abend also miteinander feiern? Ihr zweifelt, ob das Gott gefallen werde und ich auch; denn es steht geschrieben (Hiob 32, 7.): „Laß die Jahre reden, und die Menge des Alters laß Weisheit beweisen!“ — Den Kindern ist nicht die Gewalt gegeben, zu befehlen, sondern welche andere Gewalt hat Gott, wenn sie ein Verlangen nach etwas tragen, auf ihre Lippen gelegt? Was würde also ein Sohn und eine Tochter thun können, oder doch versuchen dürfen, damit auch unter ihrem Dache der Vorsatz des Josua zu Stande käme: Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen? Aber wir wollen jetzt unsere Augen in die Zukunft richten. Wenn wir durch eine Schonung im Walde gehen und sehen daselbst eine Ansaat junger Birken, die bis zu eurer Größe herangewachsen sind: was erblicken wir dann schon im Geiste, wenn wir auf zwanzig Jahre weiter hinaus denken? Und was wird dann nach einem Zeitraume von gleicher Dauer aus denen, welche heute Söhne und Töchter genannt werden? Dann wird man also euch nicht länger zu den Unmündigen rechnen, sondern zu den Mündigen. Und wenn ihr dann nicht vergessen habt, was ich heute mit euch rede: welches Wort des Josua dürfte hier nicht auch euer Wahlspruch werden? Und welche Einrichtung werdet ihr dann treffen?

Laßt uns einmal zusehen, wie man eine solche Hausandacht einrichten kann. Wen würdet ihr wohl dazu einladen und rufen? Und wen zählst du zu den Hausgenossen? Wäre es aber nicht besser, für Bedienten und Köchinnen, für Knechte und Mägde eine besondere Andacht zu halten? Wenn euch das jemals einfallen könnte, so lasset euch von Paulus Bescheid sagen (Gal. 3, 28.): „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in

Christo Jesu!" Und denket daran, was Jakobus sagt (2, 1.): „Liebe Brüder, haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesum Christum, unsern Herrn der Herrlichkeit, Ansehen der Person leide!" — Wenn nun Alle beisammen sind, und die Dienstleute gewahr werden, nicht bloß an ihren Armen und Händen ist ihrer Herrschaft etwas gelegen, daß sie arbeiten, sondern auch an ihren Seelen, daß sie selig werden — was soll dann geschehen?

Was ist denn das erste heilige Werk, wenn wir in die Kirche treten? Wir verrichten das ganz still: wozu wird also der Hausvater auffordern? Wir haben vorhin von einem Mittel gehandelt, durch welches das Gebet Flügel bekommen könne — welches war das? Wozu wird also auch nun in der Hausandacht geschritten werden? In der Kirche, wo Viele mitsingen und eine Orgel mittönet, da kann man auch eine schwere Melodie durchsingen; aber worauf wird bei der Hausandacht zu sehen sein? Und wie, wenn nun ein Knabe da wäre, der in der Schule das Singen wacker gelernt hat, oder ein Mädchen, welches Clavier spielen kann, was wird der Vater mit denen anfangen? Wir haben eben erst gehört, man denke bei dieser Andacht an die Seelen, daß sie selig werden: saget mir nun doch, was ist's, was von Kind auf uns unterweisen kann zur Seligkeit? Was wird also ein rechter christlicher Hausvater in solch einer Stunde thun? Als Jesus in der Judenschule zu Nazareth war, da ließ er sich dieses heilige Buch auch bringen und schlug auf im Propheten Jesaias das 61. Kapitel. Und als er sich wieder gesetzt hatte, legte er diese Schriftstelle auch aus und sprach (Luc. 4, 21.): „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren." Eine solche Auslegung könnte nun auch jetzt noch ein Hausvater versuchen, wenn ihm die Gabe beiwohnte. Und was wäre wohl zum Schlusse zu thun? Man könnte noch einen Vers singen, und dann, wenn eine Mutter, oder Tante, oder eine ältere Schwester da wäre, so könnte eine solche mit mildem Tone einen Spruch sagen, wie diesen:

2 Thess. 3, 18.: „Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit uns Allen!" oder

1 Thess. 5, 23.: „Der Gott des Friedens heilige uns durch und durch, und unser Geist ganz, sammt Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi!" oder

2 Cor. 13, 13: „Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen! Amen."

Seht da, eine kleine Hausandacht, wodurch das Wohnzimmer zu einem heiligen Orte geweiht wird. Aber wie steht es mit dem Tische, an welchem wir essen? Als Jesus in der Wüste Brote und Fische austheilte: was that er vor der Darreichung? Und am letzten Abendmahl: wie beschreiben uns die drei ersten

Evangelisten und St. Paulus, was bei dieser Feier geschah? Seht, der Sohn, durch welchen der Vater die Welt gemacht hat, betet vor der Mahlzeit, spricht auch nach derselben einen Lobgesang. Was geschieht daher am Tische der Frommen, die Jesum nicht vergessen können? Lasset uns doch etliche Tischgebete aufsagen, welche bei dieser Hausandacht von den Kindern gebraucht werden. Zuerst das kleine Gebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! segne Alles, was du bescheeret hast!“ Beantworte mir auch hier wieder eine Frage: Wenn du an einer Tafel säßest, wo Niemand betet: würde es gut sein, wenn du allein aufständest und sprächest jene Worte laut? Gewiß nicht. Dein Jesus hat gesagt (Matth. 6, 5.): „Die Menschen, welche beten an den Ecken und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden, die haben ihren Lohn dahin!“ Das wollen wir merken. Wird er aber auch ein Kind tadeln, welches ohne aufzustehen, ohne seine Lippen zu öffnen, ganz still bei sich an jenes kleine Gebet denkt? Das wollen wir uns also ebenfalls merken.

Lasset uns ferner das Tischgebet aus D. Martin Luthers Katechismus einmal aufsagen:

„Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese deine Gaben, die wir von deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.“

Und wer kann die schönen Psalmworte von den wartenden Augen?

Ps. 145, 15. 16.: „Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf, und erfüllest Alles, was lebt, mit Wohlgefallen.“

Und nun nehmet noch ein Dankgebet, welches gangbar war zu unsrer Väter Zeit:

„Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben.
Wir bitten Gott, unsern lieben Herrn, er woll' uns hinfort noch mehr bescheer'n;
Er woll uns speisen mit seinem Wort, auf daß wir satt werden hier und dort!
Ach, lieber Gott, du wollest uns geben nach dieser Welt die Freude und das ewige Leben! Amen.“

Wenn ein Kind solch ein Tischgebet kann, und geht damit zu Vater oder Mutter hin, und fragt: Darf ich's denn heute beten? Was werden die Eltern dann antworten?

So, meine Kinder, haben wir uns zu der Hausandacht zugerüstet, und gesehen, wie durch dieselbe unter unserm Dache ein Tempel Gottes entstehen kann. Mit einer solchen Hausandacht pflegt aber nun in frommen Familien jeder Tag entweder angefangen oder geschlossen zu werden. Gewiß darf man dies die Heiligung der Werkeltage nennen: welche Forderung hat denn aber

Gott der Herr im dritten Gebote gemacht? Wie? wenn nun Jemand sagen wollte: Die Heiligung der Werkeltage genügt schon; wer auf diese hält, der braucht keine Heiligung des Feiertags mehr — könntest du diesem Menschen Recht geben? Höre, mein Kind, und nimm zu Herzen, was der Herr, dein Gott, gesagt hat (5 Mos. 12, 32.): „Alles, was ich euch gebiete, das sollt ihr halten, daß ihr darnach thut; ihr sollt nichts dazu thun, noch davon thun!“ Es ist unsres Gottes Art nicht, daß er von seinen heiligen Geboten sich etwas abhandeln läßt. Es war einmal ein Richter in einer großen Stadt, dem hatte der König das Amt auferlegt, daß er an jedem Donnerstage in einem kleinen Städtchen, welches eine Meile von seinem Wohnsitze entfernt war, erscheinen und daselbst einen Gerichtstag halten sollte. Diese Ordnung wurde lange befolgt. Der Richter, welcher ein gutmüthiger Mann war, hatte nun seinen Gerichtseingesessenen gesagt: Es sind zwar die übrigen Tage der Woche mein eigen; allein wer unter euch in meine Stadt kommt, um Geschäfte zu verrichten, und eine Sache hat mit mir zu handeln, dem soll mein Haus des Morgens beim Eingange in die Stadt, oder des Abends beim Ausgange auch offen stehen eine halbe Stunde lang, und ich will ihn hören. Das machten sich viele Leute zu nutze, und als diese Gewohnheit eingeführt war, da dachte der Richter: ich spreche ja täglich diesen Leuten Recht; also brauche ich's mit dem Gerichtstage vor der ganzen Gemeinde nicht mehr ängstlich zu nehmen, sondern will von Zeit zu Zeit einen Donnerstag ausfallen lassen. Und er that also. Da das der König hörte, ward er sehr zornig, und forderte den Richter, und sprach zu ihm: Du hast mein Gebot übertreten: du kannst hinfort nicht mehr Richter sein! Und dabei blieb es! Sage mir, welche Rede mit dieser Geschichte gestraft wird? Der Mensch, welcher jene Rede führte, berief sich auf die Heiligung des Werkeltags; und was meinte er nun unterlassen zu dürfen? Er berief sich auf die Hausandacht, und welche andere meinte er dafür gering achten und versäumen zu dürfen? Wir haben uns aber vorbehalten

III. Von dieser öffentlichen Andacht auch noch zu handeln. Warum wird, was hier vorgeht, öffentlicher Gottesdienst, öffentliche Andacht genannt? Wie hieß die Stadt, wo Joseph und Maria den Knaben Jesus fanden? Von diesem Jerusalem heißt es aber (Ps. 122, 3.): „Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll.“ Und haben wir bei dem Wörtchen „man“ bloß an Hausgenossen und Familienglieder zu denken? An wen sonst? Wie entsteht demnach ein öffentlicher Gottesdienst? Als Jesus aber einstmals (Luc. 5, 1—3.) am See Genesareth stand, und das Volk sich zudrängte, um das Wort Gottes zu hören, begab er sich auf der Schiffe eines und lehrte von da: war das nun ein öffentlicher

Gottesdienst? Was scheint euch zu fehlen? Ein Volk war da, und das Volk war auch zusammengekommen: welchen Namen führt denn aber z. B. dasjenige Volk, welches in unsrer Kirche regelmäßig zusammenkommt? Und wie nannte ich eben jetzt den Ort, wo solch eine Gemeine (Apost. Gesch. 2, 47.) sich sammelt? Jetzt können wir bestimmen, was zum öffentlichen Gottesdienst gehört — nämlich? . . . .

Wie hieß in den Zeiten des Alten Testaments, nachdem ein Volk Gottes sich zusammengethan hatte, die heilige Stätte, welche der allgemeinen Andacht diente? Diese Stiftshütte wanderte mit durch die Wüste: an welchem Orte bekam sie zuerst einen bleibenden Sitz? (Jos. 18, 1.) Und wohin kam die Bundeslade, nachdem sie durch die Philister von Silo fortgeführt und dann verlassen worden war? (1 Sam. 7, 1.) Und wer holte dieselbe festlich von Gibea wieder ab und führte sie gen Zion? (2 Sam. 6, 2 f.) Wer aber richtete nun den herrlichen Tempel auf, der so berühmt geworden ist? (1 Kön. 8.) Und welche rührende und unvergeßliche Verheißung gab Gott der Herr dem Salomo, als das Haus vollendet und geweiht war?

(1 Kön. 9, 3.): „Ich habe dies Haus geheiligt, das du gebauet hast, daß ich meinen Namen daselbst hinsetze ewiglich! Und meine Augen und mein Herz sollen da sein alle Wege!“

Wiederholt mir den letzten Satz dieses Ausspruchs! Was sollen wir in dem Hause des Herrn allewege, d. i. jederzeit, antreffen? Wenn er nun spricht: Meine Augen sollen da sein, was kann dann jeder Besucher dieses Hauses beim Eintreten schon wissen und zu sich sagen, auch wenn noch Niemand erschienen ist und ihn sehen kann? Wenn aber der Herr verheißt: Mein Herz soll da sein! was zeigt dies an? Mancher Mensch geht mit offenen Augen an einer Hütte vorüber, an deren Thür ein gebrechlicher oder kranker Bewohner sitzt und seine Hände nach Hülfe ausstreckt. Der Arme kann sagen: Er kennt mich, er hat mich gesehen; aber er empfängt nicht einen freundlichen Blick, geschweige eine gute Gabe. Hier hat es nicht an den Augen gefehlt; sondern woran? Denn was regt sich da, wo ein Herz ist gegen den Menschen und gegen den leidenden Bruder? Wenn es nun hier heißt: Mein Herz soll da sein, — wessen darfst du dich an dem heiligen Orte recht versichert halten? Wenn eine Mutter an das Bett ihres weinenden, kranken Kindes träte und spräche: Meine Augen sind da, und mein Herz, so hieße das nichts Anderes, als: ich weiß um dich und ich sorge für dich! Welche Zusagen Gottes kommen uns also im Tempel entgegen? Aber sagt mir: sollte ich mich denn derselben Verheißung nicht auch trösten können, wenn ich auf einer Insel wäre mitten im Weltmeer? oder auf der Spitze eines Berges, welcher über Land und Meer hinausschaut? Welchen Sinn kann es nun haben, wenn es gerade

von dem Hause Gottes besonders gesagt wird: Meine Augen und mein Herz soll da sein — oder hier weiß ich um dich, und sorge für dich? Du hast gewiß schon Leute kennen gelernt, welche sehr kurzsichtig sind. Wenn du diesen ein Buch vorhältst, welches mit scharfer und deutlicher Schrift gedruckt ist, trittst aber damit zwei bis drei Fuß von ihnen abwärts: was werden sie dann klagend bemerken? Und was thun sie, um zum deutlichen Lesen zu gelangen? Wirst du nun urtheilen: es liege an der Schrift, daß man sie nur erst erkennen und lesen kann, wenn sie bis zwei oder drei Zoll weit vor die Augen kommt? Sondern woran allein liegt das? Wende das einmal auf uns und Gott an. Als der Apostel Paulus in Athen war (Apost. Gesch. 17, 27.), da bekannte er laut, Gott sei nicht ferne von einem Jeglichen unter uns, und sagte doch, die Geschlechter der Menschen sollten suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Wenn nun bei hellem Tage Jemand noch suchen muß, was nahe bei ihm ist, wie steht es da wohl um sein Gesicht? Was für eine Eigenschaft legt demnach der Apostel Paulus dem ganzen menschlichen Geschlechte bei? Was wird denn also der liebe Gott wohl diesem armen kurzsichtigen Geschlechte zu Gefallen thun müssen, wenn er von demselben recht gefunden, gefühlt und erkannt sein will? Um also unsern schwachen Seelenaugen zu Hülfe zu kommen, nimmt er eine Wohnung bei uns und führt uns unter sein Dach. Aber dürfen wir darum wohl die Vorstellung hegen: weil er aus Gnaden uns so nahe treten will, könne er von Ferne sich gar nicht offenbaren? So verstehen wir nun sein Wort recht.

Wer das nun recht von Herzen glaubt und schaut, was Gott verheißen hat, und tritt in den Tempel mit dem Gedanken: Er weiß um mich, und er sorgt für mich! der wird Davids Wahlspruch in die Seele fassen:

> Ps. 26, 6—8.: „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man predigt alle deine Wunder. Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet!"

Wie wir vorhin gehört haben, darf man den Menschen Glück wünschen, bei denen Hausandacht stattfindet, wenn solche nur wirklich gehalten wird. Welcher Andacht hat aber in jenem Wahlspruch der König David bei weitem den Vorzug gegeben, obgleich er sich noch mit der Wohnung Gottes unter den Zelten begnügen mußte? Laßt uns die Gründe dieses Vorzugs recht fassen, meine Lieben.

Wer ist noch im Stande, mir das Wort Gottes aufzusagen, welches mit der Mahnung schließt: „Es sei vor ihm stille alle Welt!"?

Worauf kann ein Frommer rechnen, wenn er in einer christ-

lichen Kirche sich aufhält, wo eben gebetet oder gepredigt wird? Was ist herrschend darin? Wird ihm da ein Bote einen Brief überreichen? oder ein Fremder einen Besuch machen? oder wird ein Gast zu Wagen anfahren? oder darf man ihm eine Rechnung vorlegen, daß er sie unterschreibe oder bezahle? Wovor ist also auch seine Andacht gesichert? Wie verhält es sich nun aber mit der häuslichen Andacht? Welcher Ausspruch des göttlichen Worts kann da gar nicht in Anwendung kommen?

Wir haben ferner erkannt, daß die Erbauung mit einer Aufrichtung der Seele verbunden sei; wir haben gedacht an die Prophetenworte: Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austheilet; und daraus ist hervorgegangen, daß Freude und Friede in Gott, also nicht bloß Stille, den Tag des Herrn auszeichnen und heiligen solle. Wie muß nun wohl ein Ort beschaffen sein, wo eine Menschenseele sich aufrichten und in die Stimmung des Friedens und der Freude versetzen soll? Ein Führer durch die sächsische Schweiz geleitete mich eines Tages durch enge Höhlen und Steinklüfte, wo mich Dunkel umgab, wo ich nicht aufrecht gehen konnte, sondern auf Händen und Füßen mich fortbewegen mußte. Als ich nun endlich herauskam und einen Blick in's Hohe, Weite und Freie hinausthun konnte, und der Sonne Glanz mich anleuchtete, da breitete sich mein Herz aus, da strahlte mein Blick, da rief ich aus: Nun ist mir wieder wohl! Nun denke dir doch, wenn ein armer Mann, der in einer dumpfen Werkstätte, in einer Kellerwohnung, in einer elenden, niedrigen Hütte, eine ganze Woche lang gearbeitet und geschlafen hat, am lieben Sonntage in die Kirche kommt, und den Kirchenfenstern gegenüber tritt, und an den Kirchenhimmel in die Höhe schauet — was wird seine Seele empfinden? welche Geschenke wird er in sein Herz bekommen? und wie wird auch sein Ausruf lauten? Darum sangen einstmals die Kinder Korah's (Ps. 84, 11.): „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend!" Darum betete einstmals (Ps. 27, 4.) der König David: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen!" — Unser armer Mann versteht's, wie es der König gemeint hat; er weiß die Aufrichtung der Seele, die Freude und den Frieden in Gott recht hoch anzuschlagen, welche ihm das Gotteshaus verschaffen, und wenn ihm ein Mensch entgegenträte und spräche: das kann ich zu Hause Alles haben, würde er das glauben?

Aber wir haben noch etwas recht Wichtiges zu bedenken. Zur Erbauung gehörte ja auch (Ephes. 2, 21.) eine Zusammenfügung der Theile eines Hauses. Wenn nun von einem geistlichen Hause der Christen die Rede wäre: von wem würdest du

sagen, er gehöre zu den Theilen dieses Hauses? Eben erst haben wir die Leute, welche in der Kirche zusammenkommen und zusammengefügt werden, eine Gemeine oder Gemeinde genannt: wirst du schon eine wirkliche Gemeinde zusammen haben, wenn nur deine Eltern, Geschwister und Hausgenossen in einer Stube beisammen sind? Wer muß dazu kommen? Gewiß habt ihr auch noch nicht vergessen, daß gerade am Tage des Herrn die Liebe gegen die Brüder sich recht lebendig erweisen soll. Kann man nun diejenigen lieben, die man meidet, denen man ausweicht, die man nicht sehen mag? Wenn aber ein Mensch meinte, mit der Hausandacht geschehe genug; wenn er sich beschwert fühlte, das Gotteshaus zu betreten, wo man mit dem armen Bruder ein Lied singt, ein Gebet betet, ein Evangelium hört, ein Brot bricht, aus einem Kelche trinkt — woran müßte es einem solchen fehlen? — Und wer den Bruder nicht liebt, den er sehen kann, von wessen Liebe wird der ewig getrennt bleiben? Seht, meine Lieben, darum sehnet sich auch ein Frommer, wenn er krank ist, oder in der Ferne als Auswanderer seine Heimathglocken nicht mehr hören kann, oder am Sonntage als Soldat auf Feldposten steht, recht heiß nach den Vorhöfen des Herrn, und Mancher gedenkt mit Thränen an die Worte (Ps. 42, 5.): „Wenn ich denn deß inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst; denn ich wollte gerne hingehen mit den Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken, unter den Haufen, die da feiern!“

Wenn nun nach dem Allen das Gotteshaus unser heiligster Ort auf Erden ist, so wollen wir uns auch daselbst sonntäglich finden lassen, und nicht gehören zu den irdisch gesinnten, trägen und ausgestorbenen Leuten, denen die heilige Schrift zurufen muß (Ebr. 10, 24. 25.): „Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken; und nicht verlassen unsere Versammlungen, wie Etliche pflegen!“

Und wenn das dritte Gebot ausspricht: Du sollst den Feiertag heiligen, so werden wir das nicht bloß von dem Tage, sondern auch von dem Orte verstehen müssen, wo der Herr sich uns naht und wir uns ihm. —

Wer weiß es, was Jesus einst gethan hat in den Vorhöfen des Tempels, die Geißel in der Hand? (Joh. 2, 13 f. Matth. 21, 12 f.) Gegen welche Versündigung eiferte er dabei? Denket mit mir darüber nach, ob wohl auch unser Gotteshaus eine Entheiligung durch uns erfahren könnte?

Als Paulus an einem Sabbath zu Troas auf dem platten Dache eine Predigt hielt gegen Mitternacht bei Fackelschein, da wurde die Gemeinde sehr erschreckt; denn ein Jüngling, Namens Eutychus, war vom Dache drei Stockwerk hoch hinabgefallen und wurde als todt wieder aufgehoben. (Apost. Gesch. 20, 6—12.) Der

Unglückliche wurde von Paulus in die Arme genommen und wieder zu sich gebracht, aber diese Geschichte steht als ein warnendes Exempel da, — wisset ihr auch, warum und wovor sie warnt? Der Jüngling war unter der Predigt fest eingeschlafen; und ist dies wohl der einzige Fall, daß ein Schläfer den Tempel entweiht? Einen solchen Sturz erlebt man dabei nicht; aber daß dem Schlafenden träumt, er thue einen tiefen Fall, und daß er erschrocken auffährt, nicht zur Erbauung der Gemeinde, dabei ist's geblieben. Liebe Kinder, zwei Naturen kämpfen in dem Menschen miteinander, eine niedere und eine höhere, eine gemeine und eine edlere, das Fleisch und der Geist. Wenn nun die Erbauung immer eine Aufrichtung ist, so sagt mir: was ist's denn, das sich am heiligen Orte in uns erheben soll? Welcher Macht hat denn aber der Schläfer unterliegen müssen?

Als derselbe Paulus in Athen war, und dort auf dem Markte das Evangelium und die Auferstehung des Herrn gepredigt hatte, stellten sich viele Leute um ihn her und sagten: Du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; so wollen wir gern wissen, was das sei? Der Erzähler macht die Bemerkung dazu: die Athener waren gerichtet auf nichts Anderes, als etwas Neues zu sagen und zu hören. Welche Lust und Begierde wird damit geschildert? Dieser Trieb des Menschen aber, durch etwas Neues seine Augen zu ergötzen und seine Ohren zu füllen: geht er vom Geiste aus, oder vom Fleische? Und wenn die Athener am Markte plauderten und gafften, so war dies nicht eben zu verwundern, denn an solchen Orten thut sich noch heute die gemeine Natur des Menschen gütlich, dort regieret das Fleisch; aber in welchem Falle würdest du Recht haben, von Entweihung und Entheiligung zu reden? Und gegen welche Kirchgänger hebt darum der Herr Jesus noch jetzt seine Geißel auf? Ach es ist so schön, wenn ein Paar Menschenaugen im Tempel demüthig und bittend Gott suchen, und wenn ein Paar Ohren in die Seele hereinholen das Wort Gottes; aber ich habe einmal in der Kirche zugehört, als zwei Mädchen nicht fern von mir sich unterhielten von einer Freundin, welche soeben in einem neuen Kleide eingetreten war. „Hast Du die Bäckerstochter nicht gesehen," sagte die Eine, „die mit dem blauen Kleide und mit dem Spitzenkragen, wie sie einherging?" „„Wo sitzt sie denn jetzt?"" antwortete die Nachbarin. „Ich glaube hinter dem Pfeiler," sprach Jene. „Wir können sie jetzt nicht sehen; aber warte nur, wenn das Evangelium gelesen wird, dann muß sie aufstehen, und wir wollen sie dann recht mustern. Ich weiß auch eine Geschichte von ihr," fuhr das Mädchen fort, „die kann ich Dir gleich erzählen!" Ich habe dann nicht weiter zugehört, denn ich erschrak vor der Sünde, die hier begangen wurde. Was war denn so Sündhaftes dabei? Wohin wendeten sich hier die Augen? und wohin die Ohren? und welche heilige Augenblicke wurden gemißbraucht und

geschändet durch Gaffen und Geschwätz? So lernt ihr also wirklich wieder eine Sünde kennen, die begangen werden kann gegen den heiligen Ort. Käme der Herr Jesus mit der Geißel, er würde in der That solche Jungfrauen treffen und hinaustreiben. Seine Anklage würde zwar nicht heißen: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube! wohl aber würde er sagen: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt's gemacht zu einer Schaubude und zu einem Sprechsaale!

Drei Dinge rechnete der Jünger Johannes, wie wir vor Zeiten gehört haben, zu dem, was in der Welt und von der Welt ist: wißt ihr sie noch zu nennen? (1 Joh. 2, 15 f.) Von der Fleischeslust und von der Augen- und Ohrenlust, wie sie im Tempel ihr Wesen treiben, davon haben wir soeben traurige Beispiele gesehen: scheinet euch nicht, daß auch Eitelkeit, Stolz und Hoffart den Tempel Gottes entweihen und entheiligen könnten? Leset doch einmal die Warnung, welche im Briefe Jacobi (2, 2 f.) geschrieben steht! Und was für ein Wesen mochte denn dahinter sein, als die kleine Judith, welche eine neue Boa zum Weihnachten geschenkt bekommen hatte, so bitterlich weinte, daß ihr der Arzt verbot, am ersten Feiertage die Kirche zu besuchen? Was für ein Wesen saß wohl dahinter, als jener Ackermann, der sich zu einem neuen Kirchensitz in der vordersten Reihe für seine Frau und seine Töchter gemeldet hatte, zu dem Pastor des Orts mit eingestemmten Armen sagte: Entweder den Kirchstuhl, oder wir treten in die freie Gemeinde über? Sehet da, wie der arme Mensch von der Sünde und Herzensbosheit verfolgt wird bis mitten in die Kirche hinein! Sehet, wie Schläfer, Gaffer, Schwätzer und Stolze sich an der Stätte versammeln, von welcher Gott gesagt hat: Meine Augen und mein Herz sollen da sein alle Wege!

Doch ich bin mit dem Sünderregister noch nicht fertig. Als ich noch ein junger Prediger war, der nur das Amt hatte, andern Geistlichen zu helfen und zu dienen, war ich des Sonntags auf einem kleinen Dorfe gewesen, und hatte daselbst Frühgottesdienst gehalten; meine Predigt über die Worte Jesu: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" hatte sich gegen den Geiz gerichtet und die Thorheit und die Versündigungen des Geizigen geschildert. Auf dem Wege gesellte sich ein Mann zu mir, welcher ebenfalls aus jenem Gotteshause kam, mich freundlich anredete und sagte: Herr Candidat, heute haben Sie eine schöne Predigt gehalten, von der wird die ganze Woche in allen Wirthshäusern und Backhäusern und Brauhäusern erzählt werden, und der Eine, den sie abgemalt haben, der wird an diese Predigt denken, so lange ihm ein Auge offen steht! Welcher Eine? fragte ich. Nun, nun, fiel Jener lächelnd ein, stellen Sie sich nicht so an, als ob Sie den alten geizigen Kornaufkäufer links vom Pfeiler, gerade unter der Orgel, nicht kennten, den im grauen Rocke. Alle seine Reden, Kniffe und

Schliche haben Sie ihm abgemerkt und in der Beschreibung bis auf ein Haar getroffen. Aber alle Leute haben auch nach dem hingesehen, und er hat da gesessen einmal weiß wie Kreide, und dann wieder roth wie Blut. Ich bitte euch, sagte ich, tief erschreckt, liebster Freund, ich kenne ja den Kornaufkäufer noch gar nicht; und ich sage euch, nicht diesen Mann, sondern euch Alle habe ich gemeint: denn der Geiz sitzt uns Allen im Fleische und im Herzen, und ist eine Wurzel alles Uebels auf Erden. Der Andere aber blieb bei seiner lächelnden Miene, nahm von mir Abschied, und das war zu meiner großen Betrübniß sein letztes Wort: Ihre Predigt war gut und aus der Wahrheit; was Sie aber jetzt angeben, das meinen Sie nicht so!

Nun war ich allein und ging recht demüthig und traurig meines Weges weiter. Was machte mich denn traurig? Wenn mein Begleiter Recht hatte: mit wem hatten sich dann die meisten meiner Zuhörer beschäftigt? Und was hatten sie insgesammt auf diesen Einzigen geworfen? Und über seinen Geizsünden — was hatten sie vergessen? An wen aber soll ich denn denken, wenn in einer Predigt die Sünde geschildert und gestraft wird? — Der Apostel Paulus fragt einmal (Röm. 14, 4.): „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?" An wen in jener Dorfkirche ist diese Frage zu thun? Wer ist aber der fremde Knecht? Und wie heißt das Geschäft, wozu die Leute sich gegen ihn aufwarfen? Welches Amt maßten sie sich an? Welche Leute werden mithin ebenfalls sich darauf gefaßt halten müssen, daß Jesus sie aus dem Tempel treiben werde? Wir wollen sehen, ob wir diese Richter nicht noch etwas näher bezeichnen können. Wer von euch weiß, was Jesus einstmals von dem Splitter und dem Balken im Auge gesagt hat? (Matth. 7, 3—5.) Wie vergleichen sich denn Splitter und Balken miteinander? Wer also den Splitter in des Bruders Auge herausziehen will, und erinnert wird, er möge doch erst den Balken aus seinem Auge ziehen: welche Wahrheit soll der sich zu Herzen nehmen? Wer nun dennoch fortfährt, über die kleineren Flecken an seinem Bruder sich aufzuhalten, oder über Splitter zu richten, den pflegt man eben darum einen Splitterrichter zu heißen. So ergiebt sich uns nun eine ganze Gesellschaft von Leuten, welche alle unter die Geißel fallen und aus dem heiligen Orte der Anbetung hinausgetrieben werden sollten, weil sie ihn entweihen. Nenne mir dieselben noch einmal der Reihe nach!

Und nun lasset euch noch eine Geschichte erzählen. Zwei Gemeindeglieder hatten einen langen Proceß miteinander über eine Erbschaft. Ihre Väter waren Brüder gewesen; in ihrem Herzen sah es aber nicht mehr brüderlich, sondern fremd, finster und grauenhaft aus. Es fügte sich nun, daß die beiden Männer, von denen der eine sehr begütert, der andere nur bemittelt war, ihre Kirchenstühle nebeneinander hatten. Der Reiche ließ daher des Sonntags

Vormittags durch seinen Knecht genau Acht geben, ob sein Widersacher sich zur Kirche anschicke. So oft dies der Fall war, blieb er zu Hause, denn er wollte nicht neben Jenem sitzen. Nun begab es sich, und gerade an dem Todestage unseres Herrn, daß der reiche Mann in seinen Stuhl eintrat, weil er die unrichtige Botschaft empfangen hatte, sein Gegner komme heute nicht, und daß, während er den Hut vor die Augen hielt, um das Vaterunser zu beten, der Andere doch erschien und sich neben ihn stellte. Kaum war der erbitterte Mann des gehaßten Nachbarn ansichtig geworden, als er einen wüthenden, giftigen Blick auf denselben warf und mit starken und schallenden Schritten aus der Kirche rannte, und zwar ohne vorher ein stilles Gebet zu thun. Welche Bitte des heiligen Vaterunsers hätte er auch gar nicht sprechen können? Wird etwa nun Jemand unter euch mir zu sagen vermögen, welches ausdrückliche Gebot Christi in diesem Falle gebrochen worden ist? Das hat ja unser lieber Heiland vorausgesehen (Matth. 5, 23—24.), es könne auf dem Wege zum Altare ein Mensch daran denken, daß sein Bruder etwas wider ihn habe; und wie lautet dann die Vorschrift des Herrn? — Wenn ein unversöhnlicher Hasser diese Vorschrift verletzt, dann wird auch der heilige Ort entweiht.

Ihr seht, daß man recht gefährlich straucheln und recht arge Fehltritte thun kann, wenn man zum Hause Gottes geht. Das hat der Prediger schon gewußt, welcher Salomos Namen trägt; denn von ihm ist (Pred. 4, 17.) die Warnung ausgesprochen: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest, und komm, daß du hörest!“ Den ersten Theil dieses Spruchs können wir nun fassen und auslegen. Welches sind die Fehltritte und Irrwege, durch welche ein Besucher den Tempel entweihen und schänden kann? Was wird aber im zweiten Theile gefordert? Komm, daß du hörest! Was soll denn ein Christ hören im Hause Gottes? Der Katechismus sagt: die Predigt und sein Wort. Aus Luc. 24, 47. können wir wissen, welche Predigt, welches Gotteswort Jesus seinen Aposteln aufgetragen hat? Er will ja predigen lassen Buße und Vergebung der Sünden allem Volk; zu welcher Predigt, zu welchem Wort müssen wir also bereit sein beim Eintreten in das Gotteshaus? — Als nun der verlorene Sohn sich zur Buße wandte, da schlug er in sich. Wohin wird also der Blick eines Menschen beim Eintreten in das Haus Gottes gerichtet sein müssen, wenn dort ihm eine Bußpredigt entgegenkommt? Durch die Vergebung wurde der verlorene Sohn wieder ein Kind: und welches Geschenk wird noch heute durch die Vergebung der Sünden in das Herz ausgegossen? Wir erlangen aber nur dadurch Macht, Gottes Kinder zu werden, wenn wir (Joh. 1, 12.) an Jesu Namen glauben. Einen solchen Kirchgänger will also Gott haben, der den Blick in sein Inneres gerichtet habe und festen Glauben mitbringe an Jesum. Und nun spricht er weiter: Komm,

daß du höreſt! Aber hören heißt in der heiligen Schrift nicht bloß in das Ohr aufnehmen. Als Jeſus zu den Juden ſagte: „Ihr könnt ja mein Wort nicht hören!“ (Joh. 8, 43.) und zu ſeinen Jüngern: „So höret nun ihr dieſes Gleichniß!“ (Matth. 13, 18.) — was bedeutete damals das Hören? — Alſo daß nicht dein Herz ein harter Weg ſei, von welchem der Same durch die Vögel fortgetragen wird, ſondern wie Salomos Herz, verſtändig, auch das verlangt dein Gott. Und Jeſus ſagt weiter (Luc. 11, 28.): „Ja, ſelig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren,“ und abermals (Joh. 6, 45.): „Wer es nun höret und lernet es, der kommt zu mir.“ Was ſchließt ſich alſo recht eng an an das Hören? Und noch Eins darf nicht fehlen, wenn man einem Menſchen vertrauet, er werde hören. Jeſaias klagte einſt über ſein Volk (42, 20.): „Man predigt wohl viel, aber ſie halten es nicht; man ſagt ihnen genug, aber ſie wollen es nicht hören!“ Wie meinte er denn dieſes Hören? —

Ihr erkennet nun mit mir, es will in der That recht viel ſagen, wenn uns Gott auf dem Wege zu ſeinem Hauſe entgegenruft: Komm, daß du höreſt! Wohin weiſt er dann unſern Blick? Was ſollen mir mitbringen im Herzen, damit es ein kindliches ſei? Wonach ſollen wir trachten, wenn uns das Wort gegeben wird? was ſollen wir thun, daß es nicht wieder von uns genommen und vergeſſen werde? Und wer die Rede gehört hat und bei ſich bewahrt: wodurch beweiſt er, daß ſie ſein Eigenthum geworden iſt? O leſet, liebe Kinder, was am Schluſſe der Bergpredigt Jeſus geſagt hat. (Matth. 7, 24—28.)

Daß du aber in dich geheſt und auf dieſem Wege dein Herz findeſt, ſage: kannſt du damit allein zu Stande kommen? Du wirſt dich erinnern, wie David den 139. Pſalm ſchließt: „Erforſche mich, Gott, und erfahre mein Herz!“ auf wen biſt du denn alſo gewieſen? Und daß dein Glaube nicht wanke, ſondern beſtändig und getroſt bleibe: kannſt du das durch eigene Mühe und Sorgfalt erreichen? Jeſus verſprach dem Petrus, er wolle für ihn beten; daß ſein Glaube nicht aufhöre (Luc. 22, 32.), und die Jünger flehten zu Jeſu (Luc. 17, 5.): „Herr, ſtärke uns den Glauben!“ wohin wirſt du dich daher auch mit deiner Seele wenden im Heiligthum und um was wirſt du bitten? Der junge Samuel rief einſt: „Rede Herr, denn dein Knecht höret!“ (1 Sam. 3, 9.): wen wirſt du da alſo rufen, daß er im Tempel zu dir ſpreche? — Salomo bezeugt aus Erfahrung (Sprüchw. 20, 12.): „Ein hörendes Ohr und ein ſehendes Auge, die macht beide der Herr!“ Von wem kann dir's alſo nur geſchenkt werden, daß du recht höreſt, verſteheſt und lerneſt und geneigtes Gemüth habeſt, zu vollbringen das Thun (2 Cor. 8, 11.)?

Ein rechter Kirchgänger, der das Haus Gottes und den Feiertag heilig hält, der wird alſo ſein müſſen wie ein Gewächs, das

zwar auf der Erde mit seinen Wurzeln steht und aus der Erde Saft und Nahrung holt, das aber mit seinem Stengel zum Himmel emporsteigt und seine Blumenkrone vor den Strahlen der Sonne entfaltet; das heißt: er wird ein kindlicher und inniger Beter sein! Merkt euch das! und das schöne Kanzellied dazu:

Ach, Herr Gott, gieb uns deinen Geist
Von oben, der uns Beistand leist'
Im Lehren und im Hören!
Die Sünd' vergieb, Andacht verleih,
Das Herz bereite, daß es sei
Munter zu deiner Ehren.
Den Glauben mehr', die Hoffnung stärk',
Laß unsre Seel' bei diesem Werk
Zu dir, Gott, sich erheben,
Daß wir nicht Hörer nur allein,
Sondern auch wahre Thäter sei'n
Und nach dem Worte leben.

IV.

Das vierte Gebot

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!

§. 12.

A. Du sollst ein frommes Kind sein!

Vorlesung aus 1 Mose 45.

„Joseph sprach zu seinen Brüdern: Eilet nun und ziehet hinauf zu meinem Vater und saget ihm: Das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: Gott hat mich zum Herrn in ganz Egyptenland gesetzet; komm herab zu mir, säume dich nicht. Du sollst im Lande Gosen wohnen und nahe bei mir sein, du und deine Kinder und deine Kindeskinder, dein kleines und großes Vieh, und Alles, was du hast. Ich will dich daselbst versorgen, denn es sind noch fünf Jahre der Theurung, auf daß du nicht verderbest mit deinem Hause und mit Allem, was du hast. Siehe, eure Augen sehen, und die Augen meines Bruders Benjamin, daß ich mündlich mit euch rede. Verkündiget meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Egypten, und Alles, was ihr gesehen habt; eilet und kommt hernieder mit meinem Vater hierher! Und er fiel seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinte; und Benjamin weinte auch an seinem Halse."

Gesang.

Kind, am meisten unter allen Soll dir Christi Weg gefallen, Der fromm und gehorsam war. Alter, Weisheit, Huld und Gnade, Folgten seinem frommen Pfade: Gott war mit ihm immerdar!

Gebet.

Herr Gott, himmlischer Vater, Du hast nicht bloß Deinen Engeln über uns Befehl gethan, daß sie uns behüten und auf den Händen tragen, Du hast uns ja auch sichtbare Helfer, Beschützer, Pfleger und Freunde, einen lieben Vater und eine liebe Mutter, gegeben, welche das Engelamt an uns verrichten, uns begleiten, warten, nähren, und in Deiner Furcht erziehen sollten. Das haben unsere Eltern nach Kräften treulich ausgerichtet. Wir danken Dir für diese große Wohlthat, und bitten Dich von Herzen, vergilt unsern Eltern und Pflegern in Zeit und Ewigkeit, was sie aus Liebe an uns gethan haben, und halte Du durch Deinen heiligen Geist Wache in unsern Seelen, daß wir nie vergessen Dein göttliches Gebot, welches Verheißung hat: „Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld!" Amen.

Ihr habt schon oft die heiligen zehn Gebote auf zwei Tafeln abgebildet gesehen: erinnert ihr euch auch wohl, wie viel solcher Gebote in den Abbildungen zu unserm lutherischen Katechismus auf der ersten, und wie viel auf der zweiten Tafel verzeichnet stehen? Läßt sich von dieser ungleich scheinenden Eintheilung ein Grund angeben? Wer weiß anzuführen, bei welcher Gelegenheit unser Herr Jesus Christus gesagt hat: in zweien Geboten hange das ganze Gesetz und die Propheten? (Matth. 22, 40.) Wie lauten nun diese beiden Gebote? — Das erste, welches Gottesliebe fordert, heißt uns Herz und Seele, Gemüth und Kraft ganz und gar hinwenden zu Gott, dem Vater und Schöpfer Himmels und der Erden. Und was soll dann nach dem zweiten Hauptgebote mit unserm Sinnen und Denken, Handeln und Wollen geschehen? Wer zählt mir nun einmal diejenigen Gebote unseres Katechismus auf, in welchen der inwendige Mensch angewiesen wird, sich lediglich auf Gott hinzurichten! Und wenn nun ferner der liebe Gott gebeut: Wende deine Liebe, deine Fürsorge, deine Treue dem Nächsten zu, so sage mir doch, in welchem Kreise und an welchem Orte der Mensch schon als Kind seine Nächsten findet? Und wer steht denn in diesem Hause oder Familienkreise an der Spitze des Ganzen? Wo wird denn also auch das vierte Gebot seine Stelle bekommen müssen? Du siehest also, es hat in der That einen guten Grund, daß unser viertes Gebot auf der zweiten Tafel die oberste Stelle einnimmt.

Wir werden aber bei näherem Nachdenken der Sache noch gewisser werden. In der Erklärung zur ersten Bitte heißt es bekanntlich, es müsse das Wort Gottes lauter und rein gelehrt werden, daß wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben. Was

nun vom Worte Gottes überhaupt gesagt ist, das gilt auch von den zehn Geboten Gottes: sie müssen uns klar und rein gelehret werden; und zu welchem Zwecke geschieht das? Alle Gebote werden also eine Anwendung im Leben erfahren müssen. Aber, meine Kinder, das Leben, welches ein Mensch lebt, ist nicht ein einfaches: es hat zwei Seiten. Gott machte den ersten Menschen aus Erde: wie wird darum dieser Theil seines Lebens genannt? Und weil dieses Leben nach Jahren, Monaten und Tagen, also nach einem Zeitmaße, gemessen wird — welcher Beiname wird ihm darum gegeben werden? So lebt also der Mensch ein irdisches und zeitliches Leben. Aus derselben Schöpfungsgeschichte lernen wir aber auch, daß durch den Odem Gottes der Mensch eine lebendige Seele geworden ist: wird es passen, wenn du dieses vom Odem Gottes stammende Leben ein irdisches nennst? Und hast du wirklich die Vorstellung von deiner Seele, daß ihr Leben ein zeitliches sei? Siehest du nun wohl deutlich, was ich vorhin dir von ferne gezeigt habe, daß an unserm Leben zwei Seiten zu beobachten und zu unterscheiden seien? Wenn aber jedes Gebot eine Anwendung erfahren muß im Leben: wie viel Seiten oder Bezeichnungen werden auch die zehn Gebote haben? Nenne sie mir! Wir fangen mit dem edelsten, mit dem himmlischen und ewigen Leben unsere Betrachtung an.

Der Vogel schwebt in der Luft, der Baum wurzelt in der Erde, der Fisch hat sein Element im Wasser: von wem stammt denn das himmlische Leben, das in dir sich regt? In wem hat der Mensch, als ein ewiges Wesen, seine Wurzel und sein Element? Alle Gebote, welche für das himmlische und ewige Leben gegeben sind: auf wen werden sie also hinweisen und zu beziehen sein? Suche und nenne mir diejenigen Gebote, welche der Mensch als ein himmlisches und ewiges Wesen heilig zu halten hat. Und sage mir, welchem von diesen dreien ganz unstreitig die erste Stelle oder der Vortritt gebührt? Nun aber giebt es eine andere Seite des menschlichen Lebens, und wie heißt wohl diese? Und auf welcher Tafel werden die Gebote zusammenstehen müssen, welche den Menschen als ein irdisches und zeitliches Wesen angehen? Wenn man aber mich und dich fragt: Von wannen stammt und aus wem ist entsprossen dein zeitliches und irdisches Leben? was werden wir dann antworten müssen? Und welchem Gebote wird demnach auf der zweiten Tafel die erste Stelle gebühren? Siehe, so rechtfertigt sich abermal die Abtheilung der beiden Tafeln!

Das zweite Hauptgebot, an welches wir auf dieser Stelle des Katechismus gekommen sind, heißt also: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! In unserm Evangelienbuche wird einmal die Frage: Wer ist denn mein Nächster? dem Herrn Jesu vorgelegt: weißt du, wie er sie beantwortet hat?

Der auf dem Wege liegende, halb todtgeschlagene Mensch hatte eine Reise von Jerusalem nach Jericho machen wollen: wo mag er also zu Hause gewesen sein? und welchem Volksstamm mag er angehört haben? Zwei Männer werden erwähnt, welche an ihm vorübergingen: wie heißen diese? Wo kamen sie wahrscheinlich ebenfalls her? Und welcher Nation gehörten sie an? Wie nennt man nun Leute, welche aus einem Lande stammen? und wie, wenn sie einer und derselben Stadt als Bürger angehören? Aber dies war nicht die einzige Verbindung, in welcher die vorübergehenden Männer mit dem Verunglückten standen: zu welchem Glauben bekannte man sich auf beiden Seiten? Es waren also diese drei nicht bloß Landsleute und Mitbürger, sondern auch — Glaubensgenossen. Wenn nun der Apostel Paulus (Gal. 6, 10.) vermahnt: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!" wen rechnet er eben damit zu unsern Nächsten? Und wenn derselbe Apostel, der selbst ein Israelit war, die Israeliten seine Gebrüder und seine Freunde nennt nach dem Fleisch (Röm. 9, 3.): wofür wird er auch die Angehörigen einer Nation gehalten haben? Derjenige Mensch pflegt also in der Regel unser Nächster zu heißen, welcher in einer engeren Verbindung mit uns steht, sei es als Glied der Familie, oder als Mitbürger, oder als Glaubensgenosse. Hast du nun etwas dazu gethan, daß das Mädchen, welches mit dir unter einem Dache wohnt und von Jugend auf beisammen war, deine Schwester ist? Wer hat diese Verbindung gestiftet? Hast du einen Antheil daran, daß du singen darfst: Ich bin ein Preuße? Ist etwas durch dich dabei geschehen, daß du evangelisch und nicht römisch-katholisch getauft bist. Von wem rühren denn also die engeren Verbindungen her, wer hat die Lebenskreise gezogen, in welchen wir mit diesem und jenem Menschen stehen? Den Nächsten haben wir also in denjenigen Verbindungen zu suchen, welche Gott selbst in der menschlichen Gesellschaft für uns gegründet hat.

Wer wird denn aber in der Geschichte des Evangeliums als der Nächste bezeichnet dem, der unter die Mörder gefallen war? Waren denn nun der Jude und der Samariter Glieder einer Familie? oder Bürger einer Stadt? oder Glaubensgenossen? Mit Recht sagst du Nein! denn eine solche Verbindung hatte Gott zwischen diesen Menschen nicht gestiftet. Wenn aber nun gefragt würde: Wer hatte es geordnet und gefügt, daß gerade an diesem Tage und dieses Wegs der Samariter kam? und wer hatte den Geist des Erbarmens ausgegossen in das Herz dieses Samariters? und wer hatte gehört auf das Seufzen des Juden: Herr, hilf mir! was wirst du antworten müssen? Wer hat also auch diese Verbindung geordnet und gestiftet? Wir werden daher nun sagen müssen: Ein Jeder, mit welchem nach Gottes Ordnung und Fügung ich in eine Gemeinschaft des Lebens, oder in eine

engere Verbindung gekommen bin, ist mein Nächster. Solche Verbindungen werden wir nun im vierten Gebote aufzusuchen haben; zuvor aber lasset uns noch etwas bedenken. Wenn ein Vater seine liebsten Bücher selbst geordnet und in dieser Aufstellung und Verbindung fortwährend erhalten hätte, und einer seiner Söhne bekäme nach des Vaters Tode diese Büchersammlung: wird dieser Sohn sich wohl gern entschließen, jene Bücher in eine andere Ordnung zu bringen? Und warum nicht? Verständest du seine Meinung wohl, wenn er sagte: Diese Ordnung ist mir heilig, und so oft ich sie ansehe, blickt mich der Vater daraus an und redet mit mir?

Wer ist's denn nun, der die Verbindungen und Ordnungen gestiftet hat, von denen wir jetzt reden und in denen wir unsere Nächsten finden? Was wird daher ein frommer Mensch zumal von diesen Ordnungen und Verbindungen sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, dieselben umzuwerfen? Siehe, so kommst du recht auf den Hauptinhalt des vierten Gebotes:

Die Ordnungen und Verbindungen, in welche der Herr dein Gott dich in der menschlichen Gesellschaft gesetzt hat, die sollen dir heilig sein!

Auch unter wilden Menschen sind solche Ordnungen gemacht, und wie in jeder Gemeinschaft, wo auf Ordnung gehalten wird, Einer den Auftrag hat, diese Ordnung in Acht zu nehmen, so finden sich gleicherweise bei diesen rohen Volksstämmen Männer, welche man Häuptlinge nennt und denen die übrigen Leute unterthan sind. Sind dergleichen Häuptlinge oder Oberhäupter auch unter uns in den menschlichen Verbindungen anzutreffen? Wie nennt man die Vornehmsten derselben in der Schule? und im Hause? und im Lande?

Wem nun die Ordnung, worin er steht, als eine von Gott gegründete heilig ist: wozu wird der sich auch von Gott aufgefordert fühlen gegen das Ansehen und Recht der Eltern, Lehrer und der Obrigkeit?

Was ein Oberhaupt zu fordern hat, und wozu jedes Glied der Gemeinschaft verpflichtet ist, das pflegt schon voraus bestimmt zu werden, wie man denn z. B. den Kindern, wenn sie den Einzug in die Schule halten, solche Bestimmungen bekannt macht, oder in großen Schulanstalten vorliest. Wie nennt man solche im Voraus getroffenen Bestimmungen, wenn sie von oben gegeben werden, um in einer Gemeinschaft Ordnung zu schaffen und zu sichern? Wenn aber man vor dem Oberhaupte einer Gemeinschaft sich beugt und denselben gebührende Ehre anthut: was wird ein frommer Mensch auch dem Gesetze erweisen?

Nun behaltet ihr gewiß die Zusammenfassung des vierten Gebotes dem Inhalte nach also:

Die Ordnungen und Verbindungen, in welche der Herr, dein Gott, dich in der menschlichen Gesellschaft gesetzt hat, sollen dir heilig sein, und dem Oberhaupte und den Gesetzen hast du treuen Gehorsam und Ehre zu erweisen!

Welche Verbindung ist nun die erste, in die wir schon von unserer Geburt an von Gott selbst eingeführt werden? Und welchen Namen bekommt diese Verbindung, wenn man alle Genossen des Hauses zusammen denkt? Wie heißen die Oberhäupter einer solchen Familie? Wie lautet das große, einfache, göttliche Gesetz, bei welchem wir jetzt angekommen sind, und welches die Pflichten gegen Vater und Mutter bestimmt? Und wer sind die Personen, denen dieses Gesetz gegeben ist? Darum stellen wir obenan die Forderung:

Du sollst ein frommes Kind sein!

Nicht lange bleibt das Kind auf sein elterliches Haus und auf die Verbindung mit der Familie beschränkt. Schon vom sechsten Jahre an sieht man die Kleinen täglich nach einem größeren Hause wandern, in welchem sie in eine zahlreichere Gesellschaft gelangen, und wo ihnen auch Arbeiten von mancherlei Art zugewiesen werden: welchen Namen bekommt dieses Haus? Und wie heißt das Oberhaupt desselben? Und wie die Untergebenen? Darum folgt nun gleich die andere Forderung:

Du sollst ein frommer Schüler sein!

Eine gute Anzahl von Jahren bleibt das Kind ein Schüler. Ja mancher Jüngling und manche Jungfrau wachsen zu reiferen Jahren heran, ehe sie ganz aus dem Schulverbande entlassen werden. Endlich aber werden sie frei davon. Denket euch nun einmal einen Jüngling, welcher ein Zimmermann werden will. Aus seiner Schule ist er in die Werkstätte gekommen und das Lernen hat noch nicht aufgehört: wie heißt aber jetzt sein Lehrer? und unter welche Klasse von Leuten gehört er selbst? Und wenn er die Lehrlingszeit überstanden hat, in welchen Stand tritt er dann ein? Er ist nun Geselle, und die Verbindung, in welcher diese Gesellen und die Meister miteinander stehen, heißt die Zunft. Aber wonach sehnt sich nun ein zünftiger Geselle? Ehe er seinen Wunsch erreichen kann, wird er noch Soldat werden und in die Caserne einziehen müssen. Wenn er aber seine Kriegsdienste gethan hat und zuletzt wirklich Meister geworden ist: giebt es nun noch einmal ein Haus, in welches er einzieht mit andern Meistern? Ich glaube, er wird sich nun ein Haus für sich kaufen oder miethen und darin sich niederlassen, um sein Geschäft zu treiben. Schon als er unter den Soldaten war, hatten Vater, Lehrer und Meister nicht mehr die vorige Gewalt über ihn; denn in wessen Dienste steht denn der Soldat? Wer ist also damals sein Oberhaupt geworden? Und nun er als Meister in einem Dorfe oder in einer Stadt sich niedergelassen hat: wem bleibt er unterthan? So lange er die Waffen trug, war er ein

Glied der Armee: wie heißt denn aber die viel größere Verbindung, in welcher er jetzt als Unterthan steht? Und welchen Namen trägt nun der Mann, der früher Kind, Schüler, Lehrling, Gesell, Soldat war, nachdem er ein Glied des Staates geworden ist? Seitdem heißt also das Gebot für ihn — und das ist die dritte Forderung:

Du sollst ein frommer und treuer Bürger sein!

Nach dieser Ordnung wollen wir demnach das vierte Gebot betrachten.

Du sollst ein frommes Kind sein!

Wir wollen das heilige Gottesgebot noch einmal anhören, wie es vom Berge Sinai herabgekommen ist. Es steht geschrieben 2 Mos. 20, 12.:

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt!"

Du erinnerst dich noch des Anfangs der heiligen zehn Gebote: „Ich bin der Herr, dein Gott!" Wer ist's wohl, den Gott hier anredet mit Du, und sein nennt? Aus dem Vorhergegangenen (2 Mose 19, 6.) erfährst du, daß der Herr zu Mose sich wendet und spricht: Das sind die Worte, die du den Kindern Israel sagen sollst. Wen verstehst du nun unter den Kindern Israel? An wen also richtet sich die Rede des Herrn, so oft er in den zehn Geboten spricht: Du sollst!? Es war also ein Gebot nicht bloß für Etliche aus Israel, sondern für das ganze Volk. Aber Jesus, wie ihr wisset, als er auftrat, zu predigen im Namen Gottes, hat die zehn Gebote nicht umgestoßen, sondern erfüllt und geheiligt. Als er nun seine Apostel aussandte in alle Welt und sprach: Lehret alle Völker! durften die Apostel die zehn Gebote bei dieser Belehrung der Völker mit Stillschweigen übergehen? Wenn nun in der apostolischen Predigt die Forderung laut ward: Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst ..... erging sie jetzt nur noch an die Kinder Israel? An wen denn? Behaltet das! — Was verhieß nun der gnädige Gott den Kindern Israel, wenn in diesem Volke Vater und Mutter in Ehren gehalten werden würden? Welches Land hatte er ihnen zugedacht? Und was sollten sie hoffen dürfen von ihrem Aufenthalte im gelobten Lande? Wenn ein Baum, eine Linde oder Eiche, viele Menschengeschlechter lang dauern soll in einem Thalgrunde, durch welches Stürme ziehen und Bergwasser brausen: wie muß der Baum in der Erde haften? wie muß sein Stamm und seine Zweige beschaffen sein? Ueber die Völker der Erde kommen auch Stürme und wilde Wasser, und wenn Gott der Herr nun einem Volke die Aussicht als eine Verheißung mitgiebt, wie Israel: Du sollst lange bleiben in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird! wie müssen wir uns ein solches Volk ebenfalls denken? Ein fest verbundenes und starkes Volk

sollte Israel werden, wenn seine Kinder sich fromm hielten gegen Vater und Mutter. Was dürfen wir als Christen hiernach jedem Volke der Erde voraussagen, in welchem das vierte Gebot Geltung hat? Die Kinder sind Familienglieder, sie machen die erste und engste Verbindung unter den Menschen aus: was wirst du dagegen von der Verbindung eines Volkes aussagen müssen? Wenn aber jene enge Verbindung recht fest und heilig ist: welchen Segen will dann Gott auf die größte und weiteste, auf Volk und Staat, legen? Ihr erkennt daraus schon wieder, wie weit hinaus das vierte Gebot reicht.

Wohlan, wie heißen nun die Häupter, welche Gott selbst in der häuslichen Verbindung über uns gesetzt hat? Und warum heißen sie wohl Eltern? Es war schon bei sehr gebildeten heidnischen Völkern eine heilige Pflicht der Jünglinge, zu schweigen, wenn die Alten redeten: wolltest du nicht hören und lernen, was dem Volke Gottes (3 Mos. 19, 32.) der Herr selbst geboten hat?

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren; denn du sollst dich fürchten vor deinem Gott, denn ich bin der Herr!“

Wenn nun schon um ihres grauen Haares willen die alten Leute in Ehren gehalten werden müssen: was gebühret vollends den Bejahrten, wenn sie Eltern sind, nach dem Gebote des Herrn? Was thut aber, wer Jemand ehren will?

Wenn ein reicher Mann ein großes Gastgebot giebt, und unter seinen Gästen befindet sich einer, der geehrt werden soll: wohin setzt er diesen Gast? Und wenn seltene Früchte auf der Tafel stehen: wem läßt er die Fruchtschüssel zuerst reichen, damit dieser das Beste für sich nehmen könne? Leset einmal vor, was von dem Gastmahl erzählt wird, bei welchem einst Samuel den künftigen König Saul bewirthete? (1 Sam. 9, 22—24.) Unter den Menschen geht es demnach so zu: wen man ehren will, den setzt man obenan, und den hält man des Besten werth! Jetzt denkt einmal, es befände sich unter uns ein armer kleiner Knabe, der hätte ein recht frommes und liebreiches Herz für den Vater und die Mutter, er möchte wohl gern ein Gastmahl für sie anrichten, ihnen die ersten Plätze anweisen, und die schönsten Sachen bei einem Kaufmann einhandeln, nach Hause tragen und sagen: Kommt, liebe Eltern und nehmt, was ich euch ausgesucht habe! Aber könnte er denn das wirklich ausführen? — Doch erwägt einmal: wir haben uns diese Geschichte von dem Knaben jetzt ausgedacht: was könnte auch der Knabe thun mit der Geschichte vom Gastmahl? Und wenn er das thäte: wo befände sich dann der gedeckte Tisch? und wo die Schüssel mit der köstlichen Speise? Und wo ständen dann sein Vater und seine Mutter obenan? Und wo geschähe dann die Austheilung des Besten? Und wenn ein Kind an dieser Vorstellung sich recht innerlich ergötzen könnte: was erwiese es alsdann gleicher-

weise dem Vater und der Mutter? Höret noch ein anderes Beispiel. Ich habe einmal gelesen von einem sehr gelehrten Manne, dessen Mutter, eine arme Bauernwittwe, ihn, ihren Sohn, mit Spinnen ernährt und ihm, da er auf der Schule war, die Speise über Feld zugetragen hatte. Dieser Mann war in der Welt sehr hoch hinaufgekommen, er war Kanzler einer Universität geworden und gab nun wirklich ein großes Gastmahl. Als die Gäste sich im Vorzimmer versammelten, wurden sie zwei Dinge gewahr, über welche sie sich verwunderten: einmal unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock, der gar nicht hierher zu passen schien; sodann aber stand im Speisezimmer an der obersten Stelle der Tafel, neben schön polirten Stühlen nach der neuen Art, ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Ueberzug. Man fragte den Herrn des Hauses: was der Stock zu bedeuten habe? und was er zu erkennen geben wolle durch den altväterlichen Stuhl? Und er antwortete darauf: Ich hatte nichts als diesen Stab, als ich aus meiner Mutter Hause ging! und den Stuhl, liebe Freunde, sehet euch recht an! Er ist der Spinnstuhl meiner lieben Mutter gewesen, an welchem sie so viel gearbeitet hat, daß ich auf der Schule leben konnte. Als nun alle Gäste beisammen waren, bat er dieselben, sie möchten ihm erlauben, daß er einen noch fehlenden Gast holen und auf den Spinnstuhl setzen dürfe. Siehe, da kommt er schon zurück, und an seinem Arm führt er ein altes gekrümmtes Mütterlein in Bauerntracht und setzt sie auf ihren Spinnstuhl obenan. Wer mag diese Frau gewesen sein? — Mit dieser Geschichte, ihr lieben Kinder, verhält es sich aber gerade wie mit der vorigen. Es ist gar Manches darin vor Augen geschehen, was ein anderer Sohn nur im Herzen nachzuthun vermag. Wenn nun aber das Wort des Herrn sagt: Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an: worauf wird es dann beim vierten Gebote wohl hauptsächlich ankommen? Und was wird nun hiernach zu denken sein bei dem Gebote: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!? Wo wird der Platz sein, an welchem Vater und Mutter bei dir obenan stehen, und wo du ihnen dein Bestes und Liebstes schenkst?

Es kann aber einem guten Kinde hierbei ein Zweifel ankommen. Es spricht zu sich selbst: Ich soll meinen Vater und meine Mutter ehren; ich soll sie vor Augen und im Herzen obenan stehen lassen, und sie des Besten werth halten: wie kann es nun damit bestehen, daß wir in der Kirche singen: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!? und daß Gott von mir fordert: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz?

Wir werden uns das deutlich machen müssen, geliebte Kinder. Ihr wisset, unser Königreich besteht aus vielen Provinzen: unter wessen Gewalt sind alle acht Provinzen gestellt? Und wenn der Apostel Petrus uns auffordert: „Fürchtet Gott, ehret den König!“

an wie viel Könige haben wir nur zu denken? Es besteht nun aber bei uns die Einrichtung, daß in jeder Provinz eine Anzahl angesehener und verständiger Grundbesitzer, welche man Stände nennt, von Zeit zu Zeit zusammenkommen und miteinander berathen, was ihnen der König aufgegeben hat. Gewiß wäre es nun recht erwünscht, wenn in diesen Rathsversammlungen der Stände der Provinz der König selbst erscheinen, die erste Anrede halten, oder gar den Vorsitz führen könnte; aber hältst du das für möglich? Was für ein Bedenken steht entgegen? Was wird nun der König thun? Er könnte sein Bildniß in Lebensgröße in die Ständeversammlung schicken und dort aufrichten lassen, daß es sein Stellvertreter wäre, und, gewiß, die versammelten Männer würden mit einem Gefühle der Ehrfurcht auf das Bild hinsehen. Aber gesetzt auch, das Bild sei zum Sprechen ähnlich: wozu würde es doch nicht fähig sein? Vielleicht könnte aber auch der König einen eigenhändigen Brief schicken an seine Stände, daß der Brief diese Männer anredete an des Königs Statt: wie könnte man dann dieses Schreiben ansehen und nennen? Und wenn der Erste unter den Ständen einen solchen Brief entfaltete und spräche: Versammelte Männer, höret des Königs Wort an euch! wie würde es auf einmal in der ganzen Versammlung werden? und in welcher Stellung würden die Männer dieser Vorlesung zuhören? Diese Ehre, daß Alles schweigt, daß Alles sich von seinen Sitzen erhebt, wird sie nun dem Briefe erwiesen? Wem sonst? Warum sind aber dabei Aller Augen auf den Brief gerichtet? — Doch ein Mangel bleibt immer noch fühlbar. Das Bildniß zeigt die ehrwürdige Gestalt des Königs, der Brief offenbaret seine Gesinnung und seinen Willen; aber wenn Jemand gern einen Eingang nehmen wollte in des Königs Herz und ihm zu erkennen geben möchte, daß in der Versammlung Liebe und Treue und Gehorsam gegen den König empfunden werde, dann könnte weder der erste, noch der zweite Stellvertreter dieses Verlangen stillen. Deßwegen sendet der König einen seiner ersten Beamten mit der Vollmacht, in seinem Namen den Tag zu eröffnen, die Berathung einzuleiten und endlich zu schließen. Am Tage der ersten Zusammenkunft, wenn alle Stände erschienen sind und im Sitzungssaale sich befinden, fährt jener Beamte in einem Wagen mit sechs Pferden bespannt vor das Haus; in dem Augenblicke, wo er vor dem Sitzungssaale erscheint, werden beide Flügelthüren geöffnet, die Anwesenden erheben sich alle von ihren Sitzen und hören stehend an, was der Beamte verkündigt. Warum widerfährt diesem Beamten solche hohe Ehre? — Wenn nun an einem Tage in sämmtlichen acht Provinzen die Versammlungen der Stände eröffnet werden sollen: wie viele Beamte muß dann der König entsenden an seiner Statt? Dürfte dann wohl Jemand sagen: Jetzt heißt es nicht mehr: Ehret den König! sondern ehret

die acht Gesandten desselben? Warum würde dies ein ganz unrichtiges Urtheil sein?

Wer wird mir nun recht kurz und bestimmt angeben, wie sich miteinander vertragen der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ und das vierte Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“? Ihr wisset wohl, liebe Kinder, ein Bildniß von sich selber hat Gott schon den ersten Menschen gegeben: wo ist dies Bildniß aufgerichtet? Aber was ist diesem Bilde widerfahren? Ihr wisset ferner, einen großen Brief hat uns Gott auch geschrieben, und wo findet sich dieser? Aber kann auch ein zartes Kind schon in dieser Bibel lesen? Wen sandte darum Gott zu den Kindern an seiner Statt?

Als was sind hiernach Vater und Mutter anzusehen? Und welche Stellung in unserm Herzen gebührt ihnen eben darum, weil sie Gottes Stellvertreter sind?

Wie sie nun Gottes Stellvertreter heißen und sein können, darüber denken wir noch weiter nach.

Als Moses in seiner letzten Rede (5 Mos. 32, 6.) von dem Volke Israel Abschied nahm, strafte er des Volkes Undank und Ungehorsam gegen Gott und sprach: Ist er nicht dein Vater und dein Herr? Ist er es nicht allein, der dich gemacht und bereitet hat? — Welcher Name wird hier Gott, dem Herrn, beigelegt? Und was ist es an uns, was dieser Vater geschenkt und bereitet hat? Lernet es aus Hiobs Munde (Hiob 10, 12.): „Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem!“ Welches unschätzbare Gut hat demnach Gott der Vater uns Allen gegeben? Und wie denkst du dir das Aufsehen Gottes, daß er deinen Odem bewahret? Wenn dir die Mutter einen Vogel im Bauer anvertraut, und spricht: Kind, siehe du darauf, daß der kleine liebe Sänger leben bleibt und nicht verstummt: was thust du dann täglich des Morgens und des Mittags? und wenn etwa die Katze in die Stube geschlichen ist und nach dem Vogelbauer springt: wer wird seine Augen darauf haben und das Vöglein schützen? Was ist's denn nun, was dir Gott von Kindesbeinen an täglich reicht? Und was hat er dir gewährt, wo du in Gefahr kamst an Leib und Seele? Daß Gott ist der Urheber, der Erhalter und der Beschützer deines Lebens, daran denkst du, wenn du ihn Vater nennst. Wie aber, wenn du Jemanden mit deinen Augen suchen, mit deinen Händen mir zeigen wolltest, den du auch mit Recht den Urheber deines Lebens nennst: bei welchen Personen würdest du stehen bleiben? An wessen Stelle, oder an wessen Statt treten da schon Vater und Mutter? Ferner: wenn ein Mann beerdigt worden ist, und die Leute im Heimgehen vom Grabe klagen und sprechen: Da haben vier Menschen ihren Erhalter verloren: was für Menschen sind da gemeint? und wer mag der Erhalter gewesen sein? Siehe,

da wird schon wieder einem Menschen die Ehre Gottes beigelegt, und er ein Erhalter genannt: aber wie und weßhalb kommt dem menschlichen Vater, der kein Körnlein und kein Gräschen schaffen kann, der Name eines Erhalters zu? — Jetzt schreitest du rasch und frisch auf schmalen Wegen dahin, gehst, ohne dich anzuhalten, über den Weg, über die Schrittsteine im Bach, und Niemand macht sich Sorge darüber, daß du fallen könntest: in welcher Zeit deines Lebens warest du dagegen in steter Gefahr beim Stehen, Gehen und Laufen? Und wer hat dir damals die Hand gereicht und dich vor dem Fall geschützt? — Einst war ein Kind an den Pocken sehr gefährlich krank: die Pocken hatten Gesicht und Augen bedeckt; da sagte der Arzt: Das Kind darf jetzt keine Minute allein gelassen werden; es muß Jemand auch die Nacht hindurch bei ihm wachen, daß es nicht bei brennendem Schmerz sich mit den Händen in die Augen fährt, und darnach eine Erblindung erfolgt! Da erbot sich nun der Vater, auch die Schwester des Kindes, und sprachen: Lasset mich wachen und schützen! Das geschah auch, und die beiden Wächter traten zusammen ihr Amt an. Ich weiß aber, es befand sich noch Jemand im Hause, der in seiner Kammer lag und nicht schlafen konnte, obgleich Vater und Schwester wachten, und der immer zur Thüre hereinkam und nachsah, ob auch die Wächter nicht eingeschlummert wären? Wer war die gute, treue Frau? — Dem Aufsehen Gottes wird es beigelegt, daß wir einen Hüter und Wächter haben in großer Gefahr: an wen pflegen wir aber auch gleich zu denken, wenn von Hut und Wacht in unserm Leben die Rede ist? In welchem Sinne aber darf auch eine schwächliche und kränkliche Mutter eine Wächterin und Beschützerin unsres Lebens heißen? So sind Eltern Gottes Statthalter und Stellvertreter auf Erden. — Aber laßt uns wieder an den Vater denken, dem alle Ehre gebührt. Dieser Gott hat versprochen (Ps. 32, 8.) und hält es auch: „Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst; ich will dich mit meinen Augen leiten!" Wiederhole du mir diese schönen und tröstlichen Gottesworte. Nun sage mir: wie heißt denn unter den Menschen derjenige, welcher Kinder unterweist? Wenn Gott nun zu mir sagt und zu dir: Ich will dich unterweisen! welcher Amtsname kommt ihm dann mit Recht zu? Wie heißt denn aber ein Mensch, welcher einem Wanderer in fremden Landen, oder auf hohen Berggipfeln mitgegeben wird, damit er den Weg zeige, den der Wanderer wandeln soll? Und wenn Gott das übernimmt in unserm Leben, wenn du von Gott sagen mußt, wie Ps. 23. geschrieben steht: er führet mich auf rechter Straße: welchen Namen legen wir ihm ferner bei? So ist er unser Lehrer und Führer, wie geschrieben steht (Joh. 6, 45.): „sie werden alle von Gott gelehret sein!" und wie das schöne Gebet lautet (Ps. 143, 10.): „dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn!"

Wer nennt mir nun wohl die große Kunst, welche kein Thier erlernen kann, und in welcher der Mensch als ein kleines Kind schon unterwiesen wird, noch ehe es auf eigenen Füßen stehen und gehen mag? Ich habe schon manchmal zugehört und zugesehen, wenn ein Kindlein lächelnd auf dem Schoße lag, und eine gute, freundliche Frau bog sich darüber und sprach: Ei, wie hat das liebe Kind so süß und lange geschlafen! Sprich mal: Mama! Papa! Und das Kind that seine Augen auf wie ein Paar helle Sterne, und lallte mit Freude: Papa! Mama! Weißt du nun wohl, in welcher Kunst hier unterwiesen wird? Wer versieht denn hier das Lehreramt? Wenn aber Gott spricht: Ich will unterweisen! und wenn die heilige Schrift sagt: sie werden Alle von Gott gelehret sein, — als was ist denn die lehrende Mutter anzusehen? Und nicht die Mutter allein versieht das Lehreramt an Gottes Statt. Ehe ein Mensch Worte auf seinen Lippen spricht, sind diese Worte schon einmal dagewesen: weißt du, wo sie ihre Wohnung gehabt haben? Und wie nennt man die Worte, ehe sie aus der Seele ausgehen und auf die Lippen kommen? Darum heißt es ja von Gott: „Du verstehest meine Gedanken von ferne!“ Welches von beiden hältst du nun für schwerer, das Reden oder das Denken? Wenn nun ein Kind zum Sprechen einen Lehrer haben muß: wessen wird es noch viel mehr zum Denken bedürfen? Vor Kurzem erst, als ich lustwandelte, gingen ein Mann und eine Frau vor mir her, und zwischen Beiden bewegte sich hüpfend und tanzend ein Knabe von etwa fünf Jahren, und ich hörte in Einem fort aus dem Munde des Kindes Fragen laut werden, wie diese: Was ist das? Wie heißt das? Warum geschieht das? Woraus macht man das? Wozu braucht man das? Meinst du, daß die kleinen Lämmer, wenn sie mit Vater und Mutter auf die Weide gehen, auch so fragen: Was? Wie? Warum? Woraus? Wozu? — Gewiß, die Lämmer fragen nicht so, weil sie nicht denken können: was kann und thut aber der Knabe? Als nun der Knabe so häufig fragte, hörte ich die Mutter freundlich sprechen: Wenn mein Gustav so viel wissen will, dann muß er den Vater fragen! wer soll also jetzt Lehrer sein? und in welcher Kunst? Wie viele unter euch, meine lieben Kinder, mögen sich jetzt daran erinnern, wie oft sie so mit ihrem Vater geredet haben beim Spazierengehen, oder Mittags zur Tischzeit, oder Abends, wenn er sie auf seinem Schoße hatte, und ihnen etwas erzählte: was haben sie da von ihm gelernt? — Nun hat aber ein berühmter Apostel, ein frommer Mann (2 Cor. 3, 5.), das Bekenntniß gethan: „Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott!“ und wir singen in der Kirche: „Gutes Denken, Gutes Dichten — mußt du selbst in uns verrichten!“ wie geht es nun zu, daß ein Vater des Kindes Lehrer im Denken heißen darf? — So, als ein Stellvertreter Gottes, ist also das theure Elternpaar, wie wir erkannt

haben, Urheber, Erhalter, Beschützer und Lehrer unsres Lebens. Wir werden alsbald noch mehr hinzufügen müssen. Nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Führer will Gott von uns angesehen sein; wie wir ja auch singen: „Führe mich, wohin du denkest, da es mir am besten ist; wenn nur du, mein Gott, mich lenkest, geht mir's wohl zu jeder Frist!" Daran haben wir uns schon vorhin erinnern lassen; denn wir gedachten ja des Psalmenwortes: Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Welches wird nun wohl für einen Knaben die rechte Straße sein? Im 119ten Psalm im 9ten Verse steht geschrieben: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten." Wenn nun Jemand als ein rechter Stellvertreter Gottes der Führer eines Jünglings werden will: auf welchen Weg muß er die Schritte desselben leiten? Dieses Wort ist nun allerdings in der heiligen Schrift enthalten: von welcher Zeit des Lebens ab soll man denn aber die heilige Schrift schon wissen? (2 Tim. 3, 15.) Darf denn also damit gewartet werden, bis man selbst in der Schrift lesen kann? Wer pflanzte nun die Worte Gottes in unser Herz, als wir noch zarte Kinder waren? Von wem hast du also wohl die Sprüche gelernt: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; oder: Dein Leben lang habe Gott vor Augen 2c.; oder: Bleibe fromm und halte dich recht 2c.; oder: Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes 2c.? So ist dein Vater dein Führer geworden an Gottes Statt in das Wort Gottes, recht so, wie der Herr es den israelitischen Vätern befohlen hat (5 Mos. 6, 6. 7.): „Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegst oder aufstehest!" — Noch Eins: eben hier ist die Rede von Worten, die ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern einschärfen sollen, wenn sie sich niederlegen, oder wenn sie aufstehen. Ich habe schon manchesmal zugesehen, wenn eine Mutter ihr kleines Kind niederlegte, sich an das Bettchen setzte, dem Kinde die Hände faltete und dann still aufhorchte, was das Kind sagen würde: was wollte denn diese Mutter jetzt lehren und üben? Und wie nennt man denn ein solches Gebet beim Niederlegen? Und wie das andere beim Aufstehen? Dazu haben uns Vater und Mutter angehalten. Nun nennt aber die heilige Schrift (Ps. 141, 2.) das Gebet ein Rauchopfer: wohin steigt denn der Rauch des Opfers? Wenn also ein Mensch den Weg zum Himmel finden und behalten will, wie kommt er dazu? Es ist demnach nicht bloß das Wort Gottes, sondern auch das Gebet, welches auf die rechte Straße bringt; und welchen Namen verdienen darnach Eltern, welche ihre Kinder beten lehren? O glaubet mir, solche Eltern, die das an mir gethan, als ich noch ein zartes Kind war, die habe ich jetzt auf

dieser Erde nicht mehr, aber ich habe sie einst gehabt, und ich darf es euch erzählen mit frohem Herzen, sie sind mir Lehrer und Führer gewesen an Gottes Statt!

In jener schönen, trostreichen Verheißung des Herrn befand sich aber noch der Zusatz: Ich will dich mit meinen Augen leiten. Wenn man ein kleines Kind zum ersten Male in die Schule leiten will, wohin zu gehen es keine Lust hat, dann faßt man es am Arme an, hält ihm auch wohl eine Zuckerdüte vor, oder wenn es sich sträubt und ungeberdig stellt, droht man ihm mit der Ruthe: meinst du, daß man ein so behandeltes Kind auch mit den Augen leiten könne? Du zweifelst mit Recht und sagst: Es ist noch ungezogen. Wie wirst du dagegen von einem Kinde urtheilen, welches mit einem ernsten Blick zur Reue gewendet, mit einem liebevollen Blick zum Folgen und zum Fleiß gebracht werden kann? Ungezogen sagten wir dort, wohlgezogen sagst du jetzt: was hat also dort gefehlt? was ist hier schon wirksam gewesen? und was thut uns Allen Noth, so lange wir leben? Als einstmals Jesus (Joh. 12, 32.) von seinem Tode am Kreuze sprach, da verhieß er den Seinigen: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen!“ Wer ist's also, der die Erziehung des Menschengeschlechts auf sich genommen hat? Aber derselbe Jesus versichert wiederum (Joh. 6, 44.): „Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesendet hat!“ Wen bezeichnet also der Sohn Gottes als den ursprünglichen Erzieher der Menschen? Sehet demnach, das ist wieder Gottes Vateramt, daß er uns in seine Erziehung nimmt. Darum sagt er in einer Strafpredigt an die Einwohnerschaft von Jerusalem (Ezech. 16, 7.): „Ich habe dich erzogen und lassen groß werden wie ein Gewächs auf dem Felde;“ und in einer Gnadenpredigt an das Volk Israel (Jerem. 31, 3.): „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte!“ — Und an diese göttliche Erziehung erinnert er mit den Worten: Ich will dich mit meinen Augen leiten! So hat er auch mit den Frommen stets gehandelt. Als Moses in der Wüste war, und das unbändige Volk um ihn her, und vor ihm ein ungebahnter Weg, da hatte der Mann ein sorgenschweres Herz. Und er wendete sich betend zu dem Herrn und sprach: „Herr, habe ich Gnade vor deinen Augen gefunden, so laß mich deinen Weg wissen, damit ich dich kenne!“ Und der Herr antwortete ihm: Mein Angesicht soll gehen, damit will ich dich leiten! (2 Mos. 33, 14.) Mit welcher Zusage scheint diese Antwort übereinzustimmen? Wenn nun Moses Gnade vor Gottes Augen gefunden hatte: wie mochten ihn wohl die Augen des Herrn anschauen? Und so oft sich Moses dessen bewußt war, da regte sich in seinem Herzen Freude. Kennst du aber wohl den Mann, von welchem in der Leidensgeschichte erzählt wird (Luc. 22, 61.): „Und

der Herr wandte sich um, und sah ihn an, und er ging hinaus und weinte bitterlich?" Sage, was hatte hier in den Augen des Herrn sich offenbaret? Und dieser Ernst in dem Blicke des Sohnes Gottes: worein versetzte er des Jüngers Gemüth? Dort war Gnade, welche Freude zubringt, hier war Ernst oder Zorn, welcher Reue und Traurigkeit gebieret: scheinet dir nun wohl, daß Gott auf beiderlei Weise den Menschen leiten und zu sich ziehen kann? Dies bestätigt Paulus in der Ermahnung (Röm. 11, 22.): „Schaue die Güte und den Ernst Gottes!" Wie vielerlei Mittel sind es nun, durch welche Gott die Menschen erzieht? Und welches sind die? Dies sei genug von Gott, unserm Vater, als Erzieher. Jetzt höret nun weiter, was für eine Vorschrift den leiblichen Vätern von Gott gegeben worden ist (Eph. 6, 4.): „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!" In welches Amt werden hier die Väter eingesetzt? — Und wenn Salomo (Sprüchw. 1, 8.) sagt: „Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter!": wem wird damit ebenfalls das Amt der Erziehung überwiesen? Wozu sind also beide Eltern von Gott eingesetzt? Und in wessen Namen verrichten sie dieses Amt? Wie vielfach werden nun auch wohl ihre Mittel zur Erziehung sein, wenn sie wirklich als Stellvertreter Gottes auf Erden handeln? Ja, so ist es auch, meine Kinder. Ich will euch aus jüngst vergangenen Tagen etwas erzählen; höret mir zu! Einst hatte ich eine kleine Reise auf das Land gemacht. Ich war als Gast in das Haus eines wackern Gutsbesitzers gekommen. Er erlaubte mir, eine Woche lang bei und mit ihm zu leben. In dieser Woche habe ich mehr reine Freuden genossen und mehr gelernt, als sonst in einem halben Jahre. Bald, früh um fünf Uhr wurde, die kleinsten und zarten Kinder abgerechnet, Alles im Hause lebendig. Rein wie Blätter, welche der Thau gewaschen hat, und mit Augen, den Sternen gleich, begegneten sich Vater, Mutter, Kinder und Dienstleute, und jedes eilte an seine Arbeit. Nach kurzer Frist rief eine Glocke zum Gebet und Gesang, wobei der Hausvater Pastor und Prediger war. Darauf labten sich Kleine und Große an Speise und Trank, und Herr und Frau sahen so freundlich darein, als wollten die Augen sagen: wir gönnen es euch! Aber eben wie dort sahen freundlich dieselben Augen scharf und eifrig in jede Stätte der Arbeit, auf alle Hände, ob sie fleißig, in alle Kammern und Zimmer, ob sie reinlich und geordnet, in die Ställe, ob die Thiere versorgt und gefüttert, in Garten und Feld, ob die Dienstleute auf ihren Posten gestellt und wacker wären; und mitten in dieser Bewegung aller Kräfte blieb dem lieben Hausvater noch Zeit, nach alten oder kranken Leuten einen theilnehmenden, sorgenden Blick zu werfen. Wer ein Gast des Hauses war, der durfte Alles mitsehen und

anfassen, Alles mitgenießen, was der Tag mit sich brachte; aber mit seinen Anliegen, Fragen und Wünschen wurde er auf die Stunde des Nachtessens vertröstet. Als meine Zeit um war und mein Herz recht voll Dank für alles Gute, was mir zu Theil geworden, reichte ich meinem Wirthe die Hand und sprach: Sagen Sie mir, woher ist Ihnen der Geist der Ordnung, des Fleißes, der Frömmigkeit, der Sauberkeit, der Treue und Liebe gekommen, welcher in allen Bewohnern dieses Hauses regiert und in der Stille so viel gute Werke schafft? Das will ich Ihnen sagen, antwortete der Hausherr: alles Gute kommt von Gott und kein Mensch kann die wunderbaren Wege wissen, auf welchen der Vater dort oben das Böse von uns fern hält, und das Gute uns zuführt. Wenn Sie aber einen Stellvertreter Gottes kennen lernen wollen, durch welchen der treue und barmherzige Herr im Himmel diesem meinen Hause hat Heil widerfahren lassen, so betrachten Sie sich den Greis, der dort auf uns sieht! Und damit zeigte er auf das schön gemalte Brustbild eines alten Mannes, welches an der Wand hing, und sagte: Dieser Mann hat die Ordnungen geschaffen, welche bei uns walten, er hat den Segen des Gebets herbeigerufen, der sich täglich über uns ergießt; er hat den Fleiß in Bewegung gesetzt, welcher unter uns Alle lebendig macht; er hat den Eifer und die Treue im Beruf eingepflanzt, welche meine Kinder und Dienstleute regieren; er hat gemacht, daß Liebe und Treue sich begegnen zwischen Brotherren und Tagelöhnern, zwischen Kindern und Gesinde; und das hat er Alles zu Stande gebracht, weil er mir Lehrer, Führer und Erzieher gewesen ist: denn er war mein Vater. O sehen Sie einmal hinein in diese sanften, freundlichen und ernsten Augen: diese haben mich gewöhnt, das Angesicht Gottes zu suchen; diese sind mir, als wir noch ein kleines Haus und ein kleines Feld besaßen, von Morgen bis an den Abend nachgefolgt; sie haben mich gewarnt und gestraft, wenn mich der böse Geist verlockte; sie haben mich getröstet, wenn mir ein Leid widerfuhr, sie haben mich ermuntert, erquickt und gestärkt, wenn ich auf guten Wegen war; sie sind mir ein Born gewesen, aus welchem täglich etliche Tropfen Liebe und Friede in meine Seele flossen. Ich habe in der Schrift (2 Sam. 14, 17.) gelesen, daß einstmals ein Weib von Thekoa zu David gesagt habe: Mein Herr, der König, ist wie ein Engel Gottes, daß er Gutes und Böses hören kann. Damit hat sie gewiß nicht sagen wollen: Mein Herr, der König, ist so sündlos und unbefleckt wie ein Engel Gottes, sondern das ist ihre Meinung gewesen: Mein Herr, der König, ist wie ein Helfer und Rather von Gott gesandt in guten und bösen Dingen. Glauben Sie mir, wie oft ich dies Bild meines Vaters ansehe, so oft möchte ich in demselben Sinn ausrufen: „Mein lieber Vater ist mir gewesen wie ein Engel Gottes." Aus dieser Geschichte können wir recht verstehen,

daß ein Vater uns gesetzt ist zum Lehrer, Führer und Erzieher an Gottes Statt.

Aber ich muß euch noch eine andere Geschichte erzählen. Denn wir dürfen ja die Mutter nicht vergessen.

Vor vielen Jahren war in meiner Gemeinde eine christliche Wittwe Monate lang schwer krank gewesen; ich hatte sie fleißig besucht und mit ihr gebetet. Eines Morgens, als ich mich der Wohnung derselben nahte, erblickte ich offene Fenster an dem Krankenzimmer, und vermuthete alsbald, was da vorgegangen sein möge. Gleich am Eingange begegnete mir die Tochter mit rothgeweinten Augen, faßte mich bei der Hand und sagte: Ach, Herr Pastor, mein Mütterchen ist diese Nacht eingeschlafen! Und nun führte sie mich in das Wohnzimmer, und nachdem viele Thränen geflossen waren, und wir Beide vor Gott recht herzlich miteinander geredet hatten, wurde das schwarz gekleidete Mädchen etwas ruhiger und faßte sich zum Sprechen Muth. „Ehe Sie bei uns eintraten," sagte sie, „habe ich ihr die Augen zugedrückt. Diese Augen, Herr Pastor, ach warum kann ich sie denn nicht vergessen? sie waren für mich wie ein Buch, in welchem ich allezeit lesen konnte. Wenn mein Geburtstag war und Mutter mich bei der Hand faßte und an den Tisch führte und mir aufdeckte, was sie für mich gesponnen und gestrickt, und was sie sich abgespart hatte, um mir davon ein Kleid oder ein Band zu kaufen, da mußte ich gleich in diese Augen sehen, und darin stand die Frage geschrieben: Kind, freuest du dich auch? Wenn ich krank war, und ungeduldig wurde und über den Arzt schalt, da begegneten mir diese Augen, und es war, als wollten sie sagen: Liebe Tochter, ich wollte dir's gern abnehmen, was dich drückt, aber wir müssen ja Beide lernen, Gott still halten und geduldig sein! Wenn ich zu Spiel und Tanz gegangen war, da ging sie jedesmal mit, und wenn ich einmal zu laut im Lachen wurde, zu keck im Sprechen, zu ausgelassen im Tanzen, da kamen mir diese Augen entgegen; und was las ich darin? Der ganze Spruch stand da vor mir, welchen Sie mir bei der Einsegnung auf meinen Denkzettel geschrieben haben: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, — ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!" Als ich zum ersten Mal zum heiligen Abendmahl ging, und vor der Beichte ihre Hand anfaßte und recht flehentlich sagte: Liebe Mutter, wenn ich dich womit beleidigt habe, so vergieb mir's doch, und sei mir wieder gut! da war es, als ob ein paar Sonnen in ihre Augen kämen, und mit Engelsstimme sprach sie in mein Herz hinein: Mein Kind, wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Er hat Frieden gemacht durch das Blut an seinem Kreuze, durch sich selbst! Und ein paar Quellen süßer Thränen flossen aus ihren Augen auf meine Wangen und Brust. Ach, Herr Pastor, und die Lichtstrahlen, welche in

vergangener Nacht aus diesen lieben Augen leuchteten, als ich mit ihr beten mußte: „Erbarme dich, mein Hüter, mein Hirte nimm mich an ꝛc.", wie kann ich das jemals vergessen? und wo soll ich's denn wiederfinden auf dieser Erde?" Als sie ihre Klage geendet hatte, sprach ich zu ihr: Meine Freundin, der Vater, welcher Dir diese Augen geschickt, und durch diese Augen mit Dir geredet hat, der ist selbst noch da, von dem steht geschrieben (2 Chron. 16, 9.): „Des Herrn Augen schauen alle Lande, daß er stärke, die von ganzem Herzen an ihm sind!" Die liebe, nun selige Mutter hat Dich ja geleitet an Gottes Statt.

Wir wollen jetzt noch einmal eine Summe ziehen in unserem Gespräch. Gewiß werden wir uns erinnern, daß Gott der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, nämlich als Urheber, Erhalter und Beschützer unseres Lebens, als Lehrer, Führer und Erzieher unserer Seelen, und daß die Eltern dieselben Aemter an uns ausrichten an Gottes Statt.

Die Vaterschaft Gottes erstreckt sich aber noch weiter gegen uns. Im Propheten Jesaias (63, 16.) lesen wir ein schönes Gebet, in welchem die Worte vorkommen: „Du, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name!" An wen denken wir gewöhnlich, wenn von Gott als Erlöser die Rede ist? Der Sohn Gottes als Erlöser wird aber im Alten Testamente erst noch erwartet; es fragt sich daher, an welches Thun Gottes der Prophet Jesaias hier erinnert hat. Der König in Medien, Darius, legte, nachdem er den Daniel und dessen Botschaft kennen gelernt hatte, das Zeugniß ab vor allem Volk (Daniel 6, 27.): „Der Gott Daniels ist der lebendige Gott, der ewiglich bleibet. Er ist ein Erlöser und Nothhelfer." Denselben Glauben hatte auch Jeremias (14, 8.), denn er redete den Herrn also an: „Du bist der Trost Israel und ihr Nothhelfer." — Woran haben also die Frommen von Alters her gedacht, wenn sie den Vater im Himmel ihren Erlöser nannten? Und fürwahr, als einen solchen Nothhelfer hat er sich auch an denen erwiesen, die auf ihn hoffen. Was widerfuhr der Hagar (1 Mos. 21, 19.) in der Wüste durch ihn? Und welche Gabe ließ er dem verschmachtenden Elias durch einen Engel bringen? (1 Kön. 19, 5.) Und mit welcher Erscheinung tröstete er den Knaben des Elisa in der belagerten Stadt? (2 Kön. 6, 17.) Und was gewährte er dem todtkranken Könige Hiskias auf sein Gebet? (Jesaias 38, 5.) Da war überall leibliche Noth, und der Helfer war Gott. Aber es giebt auch Bekümmerniß und Noth der Seele. Als David verfolgt wurde von einer Stätte zur andern von seinen Feinden, da war er ein bekümmerter Mann, und damals sang er das Lied (Ps. 62, 1.): „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft." Als David gesündigt hatte, da war er ein geängstigter Mann, und

damals betete er zu dem Herrn (Ps. 51, 14.): „Tröste mich wieder mit deiner Hülfe!“ und man hörte die Stimme seines Dankes (Ps. 32, 1.): „Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist!“

Seht, so ist Gott ein Erlöser und Nothhelfer, und darin offenbart sich seine Vaterschaft und seine herzliche Barmherzigkeit. Das Neue Testament aber rühmt nun freilich durch den Mund des Priesters Zacharias ganz besonders einen Beweis der herzlichen Barmherzigkeit unseres Gottes, durch welche uns gegeben sei Erkenntniß des Heils in Vergebung der Sünde: wer weiß es, durch wen wir dieses Heil haben in Vergebung der Sünde? Welche That hat der Sohn Gottes für uns gethan, daß wir erlöset würden von unsern Sünden? Und was lernen wir dabei aus den Worten der Schrift (Joh. 3, 16.): „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab!“ Seht, dadurch ist Gott recht unser Vater und Nothhelfer geworden. Die Apostel, so oft sie daran denken, nennen sie ihn Gott und den Vater unsres Herrn Jesu Christi. — Nun laßt uns doch sehen, ob es Herzen giebt unter den Menschenkindern, welche von Gottes Barmherzigkeit ein Fünklein in sich tragen, und bereit sind, an Gottes Statt Barmherzigkeit zu üben. Bei Jesaias 49, 15. thut der Herr selbst die Frage: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will Ich doch deiner nicht vergessen!“ Was für ein Weib ist da wohl gemeint? Wer war denn jenem Knäbchen nachgegangen, das im Schilf am Ufer des Wassers gefunden wurde? (2 Mos. 2, 4.) Wer aber harrte von fern schon und sehnte sich, herbeigerufen zu werden, das Kind zu stillen? (2 Mos. 2, 8. 9.) Wen also pflegt denn der liebe Gott zu einer Stellvertreterin seines Erbarmens zu machen? — Kannst du ferner mir wohl sagen, aus wessen Munde die Worte stammen: „Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt!“? (Joh. 4, 49.) Und wer die Seelennoth eines kranken Kindes dem Herrn Jesu so unermüdlich vortrug, schrie und sprach: „Herr, hilf mir!“? Und aus welcher Seele vor alter Zeit der Seufzer aufgestiegen ist: „Mein Sohn, mein Sohn, wollte Gott, ich müßte für dich sterben!?“ (2 Sam. 18, 33.) Und wer hat dem bittersten Tode zugesehen bis an's Ende, obgleich der Schmerz wie ein Schwert durch die eigene Seele ging? (Joh. 19, 25.) — Wohlan, das sind Mütter und Väter, von denen uns die heilige Geschichte erzählt: was haben diese geübt an Gottes Statt? Und welchen Namen, den der Vater Gott trägt, kann man also auch auf Eltern übertragen?

Davon weiß gar mancher Mensch zu erzählen. Ein unbemittelter Landmann, Vater von sechs Kindern, kam einstmals in das Zimmer eines sehr begüterten Gutsherrn seines Orts. Die Augen des Mannes sahen sehr trübe aus, auf seiner Stirn hatte der

Kummer Furchen gezogen. „Was bringt ihr mir, Nachbar Gottfried?" fragte der Gutsherr. „„Was ich bringe"" — antwortete der Landmann, „„davon will ich lieber schweigen, denn das ist nichts Anderes, als ein bekümmertes Herz. Aber was ich Ihnen darbiete, das will ich Ihnen sagen, denn das könnte Ihnen, da Sie ein reicher Mann sind, lieb sein. Neben Ihrer großen Wiese in der Aue liegt eine schmale, die gesundes Gewächs hat und mir als Eigenthum zugehört: Herr Oberamtmann, kaufen Sie mir diese Wiese ab!"" Und Jener fragte weiter: „Warum wollt ihr jetzt verkaufen? Vor fünf Jahren habe ich dreimal mich als Käufer euch angeboten, und Ihr wolltet nicht!" Da nahm der Andere wieder das Wort und sprach: „„Lieber Herr, vor fünf Jahren da hatte ich meinen Nothhelfer noch; heute müßte ich ihn unter der Erde suchen. Damals, so oft der Sonntag Abend kam, gingen wir zu meinem Vater, dem Zimmermann, hin, und wenn ich Sorgen und Kümmernisse auf dem Herzen hatte, die brachte ich mit und erzählte ihm Alles, und er hielt mir still und hörte mir zu, und schaffte auch Rath. Manchesmal, wenn wir von dem theuern Brote gesprochen hatten, wurde ein Korb mit Broten und Lebensmitteln heimlich gepackt, und wenn wir heimgehen wollten, da rief er meiner ältesten Tochter, seiner Pathe, zu: Martha, fasse einmal an, und trage das heim; aber daß du mir den Korb nicht dort behältst! hörst du? Einstmals, das vergesse ich nicht — es war in der Fastenzeit — da sagte ich zu meinem Vater halblaut, daß es die Kinder nicht hören sollten: Lieber Vater, du weißt, daß ich die Wiese in der Aue nach dem Tode meiner seligen Mutter als Erbtheil bekommen habe; sie ist mir ein theuerwerthes Gut, und unsre Kuh nährt sich vom Gras und Heu derselben jahraus, jahrein. Aber ich muß sie jetzt verkaufen, damit ich meinen ehrlichen Namen behalte. Mein Sohn Georg, der Schlosserlehrling in der Stadt, hat seinem Meister das Lehrgeld zu bezahlen und auch noch das Bett zu schaffen; die Sache aber läßt mir keine Ruh. Mein Vater sagte darauf: Lieber Sohn, warte nur noch drei Tage, ehe du die Wiese losschlägst. Zwei Tage darauf kam mein Sohn Georg aus der Stadt hurtig und fröhlich gegangen, und brachte die Nachricht, es sei ein Bett gestern angekommen, und auch das Lehrgeld sei bezahlt; woher? das konnte ich nicht erfahren, denn mein Vater schwieg. Aber meine Frau konnte es nicht lassen, nachzuforschen, und als sie das nächste Mal in der Stadt bei Georg gewesen war, hatte sie sich das Bett zeigen lassen und auch das Geld. Der Name im Inlett bewies, daß der alte Vater sein eigenes Unterbett hingegeben hatte; das Lehrgeld aber war in alten Pathenthalern und in einer silbernen Denkmünze bezahlt worden. Die Pathenthaler waren aus des Vaters Truhe, und die Denkmünze auch: mein Vater hatte sie als Zimmergeselle vom Könige bekommen nach einem großen Brande, in welchem er etlichen armen Leuten in einem Dachstübchen durch

Kühnheit und Kraft das Leben gerettet hatte. So lernten wir den einen Nothhelfer kennen, den andern hatten wir schon damals nicht mehr; denn als wir Beide, ich und mein Weib, vor sieben Jahren an der Cholera darnieder lagen, und kein Mensch den Muth hatte, uns beizustehen, da kam meine gute selige Mutter rasch herbei und wartete und pflegte uns mit Liebe und Geduld; und an dem Tage, wo es mit uns besser geworden war, da legte sich Mutter an derselben Krankheit hin und starb. Daher meine Frau zu sagen pflegt: „Dein Vater und deine Mutter haben sich Beide für uns auf's Stroh gelegt, der Eine lebendig, die Andere todt." Sehen Sie, Herr Oberamtmann, warum ich vor fünf Jahren die Wiese nicht weggegeben habe. Jetzt sind die Nothhelfer Beide in die Erde hinabgesunken, die Noth aber ist gestiegen: so komme ich und will Verkäufer sein!""

Was haben wir aus dieser Geschichte abermals gelernt? — Doch ich muß noch Eins anführen, damit ihr recht völlig einseht, wie unser Vater im Himmel die Eltern zu seinen Stellvertretern auf Erden machte. Als der König David alle seine Feinde bezwungen, die Lade Gottes nach Jerusalem gebracht, den Gottesdienst daselbst eingerichtet und die Verheißung vom Herrn empfangen hatte, seinem Sohne wolle der Herr gnädig sein und ihm sein Reich bestätigen, da wurde er tief gerührt, betete und sprach: „Nun hebe an zu segnen das Haus deines Knechtes, daß es ewiglich sei vor dir; denn was du, Herr, segnest, das ist gesegnet ewiglich!" (1 Chron. 18, 27.) Was sah hier der beglückte David im Glauben über sein Haus kommen wie einen Strom? Wo aber sah er im Geist die Quelle dieses Segens? Seht, das ist wieder der Preis des väterlichen Gottes, daß er die Quelle des Segens und der Spender des Segens ist. Und dieser Segen thut sich auf zweierlei Weise kund. Als Joseph Potiphars Haus verwaltete und über alle Güter seines Herrn gesetzt war, damals (1 Mos. 39, 5.) „segnete der Herr des Egypters Haus um Josephs willen, und war eitel Segen des Herrn in Allem, was er hatte, zu Hause und im Felde." Wie wird man wohl die Güter nennen, welche Jemand zu Hause und im Felde hat? So ist Gott eine Quelle des Segens in irdischen Gütern. Du weißt indeß auch, was der Herr zu Abraham gesagt hat (1 Mos. 18, 18.): „In dir und deinem Saamen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden." Ist diese Verheißung auch eingetroffen? Wer aber ist denn dieser Sprößling aus Abrahams Geschlecht, von welchem ein Segensstrom ausgeht über alle Völker? — Nun hören wir ferner, daß Paulus für diesen Segen (Eph. 1, 3.) mit den Worten dankt: „Gelobet sei Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum." Welche Art des Segens ist

vom Vater über uns gekommen durch Jesum Christum? So verstehen wir nun recht wohl, daß Gott, unser Vater, uns segnet mit leiblichen und geistlichen Gütern, und daß uns nichts Gutes widerfahren kann an dem äußeren oder an dem inneren Menschen, ohne daß wir eine Erinnerung bekommen: Siehe, das hat dir dein Vater im Himmel gethan. Jetzt denket doch mit mir einmal zurück in die Jugendgeschichte jener Zwillingsbrüder, der Söhne Isaaks: weißt du ihre Namen? Wozu entschloß sich der alte, fast blinde Vater derselben, als ihm der Gedanke kam, sein Tod könne nun unerwartet erfolgen? (1 Mos. 27, 4.) Wie ging es zu, daß der Segen Isaaks nicht dem Esau, sondern dem Jakob zugewendet wurde? Wenn nun der alte Isaak in seinem Segensspruche (27, 28.) sagt: „Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, und Korn und Wein die Fülle!“ von welcher Art waren die Güter, welche dieser Segen verhieß? Merk' aber wohl, daß der segnende Vater nicht sagt: Ich gebe dir, sondern: Gott gebe dir: wen bezeichnet er demnach als den Spender dieses Segens? und als was kann er sich selbst nur ansehen, indem er den Segen spricht? Gehen wir nun in der Geschichte einen Schritt weiter, so finden wir den Erzvater Jakob als einen Greis (1 Mos. 48, 15. 16.). Joseph führt ihm, als dem Großvater, zwei Enkel zu, den Ephraim und Manasse. Und Jakob legte seine Hände auf die beiden Knaben und sprach den Segen über sie: „Gott, vor dem meine Väter, Abraham und Isaak, gewandelt haben, Gott, der mich mein Leben lang ernähret hat bis diesen Tag, der Engel, der mich erlöset hat von allem Uebel, der segne die Knaben!“ So lautete sein Segensspruch. Was meinst du nun: hat hier wohl der Erzvater Isaak nur einen leiblichen Segen im Sinne haben können? Indem er an den Wandel denkt, welchen seine Väter vor Gott gewandelt haben: auf wessen Wegen hoffte er nun auch seine Enkel zu sehen? Er denkt an den Engel, der ihn von allem Uebel erlöst: unter welchen Schutz stellt er auch seine Kindeskinder? Was für Güter scheinen dir das aber zu sein: ein frommer Wandel und eine Behütung der Engel? Also nach beiden Seiten hin, nach zeitlichen und ewigen Gütern, geht des Vaters Segen. Indessen hören wir auch in diesem Falle nicht die Worte: Ich segne euch! sondern er spricht: Gott segne die Knaben! Als was sieht er sich also auch da an, wo er geistlichen Segen spendet? Wenn du nun einen frommen Vater, eine treue, christliche Mutter hast, und das Stündlein ihres Abscheidens kommt dereinst heran, und du hast vielleicht schon ein Haus und Amt und Kinder, wie jener Joseph: welche Bitte wirst du wohl an Vater oder Mutter richten wollen für dich und deine Kinder? Und wenn der Vater spräche: Kinder, ich lasse euch ein Ackerfeld, darein könnt ihr euch theilen! und die Mutter spräche: Ich hinterlasse euch meines Großvaters Haus, darin könnt ihr zusammen wohnen! und

beide Eltern setzten dann hinzu: Es haftet kein Unrecht, kein Betrug, kein böswilliger Proceß daran, so würde die Obrigkeit erklären: jener Acker und dieses Haus sei euer Erbtheil, ihr aber würdet etwas Größeres und Rührendes davon sagen, — nämlich was denn wohl? Jesaias, der Prophet (65, 8.), schreibt, das sei des Herrn Wille, wenn Jemand Most in einer Traube fände, so solle er das nicht verderben oder umkommen lassen; denn spricht er: „Es ist ein Segen drin!" Mit welchen Gedanken sehen auch wohl die Kinder frommer Eltern ihr Haus und Feld an, welches von den Eltern auf sie gekommen ist? Was mag daher auch wohl jener euch bekannte Naboth, dem Ahab den Weinberg abhandeln wollte, eigentlich im Sinne gehabt haben, als er dem begierigen Könige die Antwort gab (1 Kön. 21, 3.): „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe sollte geben!"? Sehet, darum hat Sirach gesagt: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!" Da ist nämlich von zeitlichem und leiblichem Segen die Rede. Es ist aber ferner bekannt, daß das Sinken und der Untergang der Familie des Saul, und dagegen das Aufblühen und die Zunahme des Stammes David in der heiligen Schrift mit den Worten erzählt wird (2 Sam. 3, 1.): „David ging und nahm zu, und das Haus Sauls ging und nahm ab!" Was hat hiernach auf dem Hause und Geschlechte Davids geruht? und von wem ist das herzuleiten gewesen? und was hat sich dagegen auf Sauls Familie gelegt? und wohin ist das zu rechnen gewesen? — Von dem Augenblicke an, wo Saul die Heuchelei beging, zu sagen, er habe die schönsten Stücke aus der Rinderheerde der Amalekiter gegen Gottes Gebot als Beute mit fortgeführt, um sie dem Herrn zu opfern, und als er die Lüge beging, auf sein Volk zu schieben, was er gemeinschaftlich mit dem Volke verschuldet hatte (1 Sam. 15, 9. 20. 21.) — von der Zeit an kam ein Fluch auf sein Haus. Von David aber bezeugt Samuel (1 Sam. 13, 14.): „Der Herr hat sich seinen Mann ersucht nach seinem Herzen": woher schreibt sich also der Segen über Davids Geschlecht? (Vgl. 1 Kön. 3, 6.) Jenes verkehrte Herz brachte Fluch, dieses bekehrte Herz brachte Segen auf die Nachkommen. Als nun der Jüngling Salomo zu der Regierung kommt und das schöne Gebet um ein gehorsames und verständiges Herz zu dem Herrn richtet (1 Kön. 3, 6—10.): an wen muß man da gleich wieder denken? Und wird man wohl mit Recht sagen können, daß Salomo dieses Gebet gewähret wurde, das war seines Vaters Segen? Und auf welche Seite ist nun dieser Segen zu rechnen? Lernet daraus, meine Lieben, daß die Eltern auch Gottes Stellvertreter sind bei Austheilung des geistlichen Segens in himmlischen Gütern.

Es geschah eines Tages, daß ein Paar Eltern nebeneinander in der Laube saßen, und über ihre erwachsenen Kinder sprachen, welche im Garten lustwandelten und ein Familienfest, den Geburtstag

der Mutter, bei ihnen begingen. In mancher Gefahr des Leibes und der Seele hatte Gottes Barmherzigkeit bisher diese Kinder behütet; dessen gedachten Vater und Mutter mit Dank. Aber sie freuten sich auch miteinander an dem Wesen ihrer Söhne und Töchter. Unser Karl, sagte die Mutter, wenn ich ihn so beobachte, wie nachdenklich, besonnen und berufseifrig er seine Werke treibt und welche Ordnung in seinem Geschäfte und in seinem Haushalte herrscht und welche Treuherzigkeit in seiner Seele, so muß ich immer an einen gewissen Mann denken, den ich nun schon dreißig Jahre recht herzlich lieb habe, und den ich lieb behalten werde bis über's Grab hinaus. Bei diesen Worten legte sie ihre Hand auf die Achsel ihres Mannes. Dieser antwortete freundlich: Du siehest mich an, als wäre ich der Baum, auf welchem solche Früchte wachsen; ich muß dir's anders erklären, liebes Weib. Siehe, in einer heiligen Stunde, als mein lieber seliger Vater den Tod erleiden sollte, und ich mit ihm gebetet hatte, da blickten seine Augen noch einmal mich zärtlich an, wie ein Paar Sterne hinter nächtlichen Wolken hervorschauen. Dabei legte er seine halberkaltete Hand auf mein Haupt und sprach zu mir: Mein lieber Sohn, Gott segne dich und dein Haus! Glaube mir, was ich seit jener Zeit Gutes und Wohlthuendes an meinen Kindern gewahr werde, dabei muß ich allemal im Stillen denken: das ist ein Bächlein von dem Segen meines Vaters! Und wirklich, was wir an dem Karl werden und wachsen sehen zu unserer Freude, das ist des Großvaters und nicht des Vaters Erbe. So unterredeten sich Beide weiter über der Kinder Natur und Gaben. Während dessen sahen sie die älteste Tochter Amalie mit ihrer jüngsten Schwester Sophie Arm in Arm in einem Seitenwege wandeln und recht innig miteinander verhandeln: was mögen die beiden Kinder dort so heimlich abzumachen haben? fragte der Vater leise und wendete sich zu der Mutter hin. Diese nahm das Wort und sagte: Ich vermuthe wohl, worüber sie reden. Siehst du, Amalie hat eine zarte, geschickte Hand, und was sie anfaßt, das geräth wohl, und dabei hat sie ein zartes, liebendes, neidloses, hülfreiches Herz, das gern Schmerzen heilen und Freude pflanzen möchte. Und die kleine Sophie hängt an ihr, obwohl sie ganz anders geartet ist, und ein wenig Eilfertigkeit und Ungeschick in den Händen, und ein gutes Theil üble Laune und Trübsinn in der Seele hat. Als mir die Kinder an diesem Morgen Glück wünschten, brachte mir Amalie einen zierlich gestickten Kragen, mit eigener Hand zugeschnitten, gestickt und genäht, und legte mir denselben um Hals und Brust, daß ich sagen konnte: Wie freut mich deine schöne, wohlgerathene Gabe! Sophie blieb auch nicht dahinten; aber sie kam mit feuchten Augen und brachte in zitternder Hand einen Geldbeutel, welchen sie gehäkelt hatte. Bei der Arbeit waren einige Schäden hinein gekommen, welche man mit einer Nähnadel ausgebessert hatte, und beim Einschlagen des Geschenks in ein

weißes Papier, auf welchem ganz frisch geschrieben stand: „Für die liebe Mutter!" waren Dinteflecke in das Blumengewinde des Beutels gekommen. Das wußte die kleine unglückliche Geberin wohl, und mit dem Seufzer: Ach Mutter! rannte sie schluchzend hinaus. Nach einiger Zeit wurde ich gewahr, daß Amalie den Beutel vom Tische nahm und damit aus der Stube ging. Wenn ich nicht sehr irre, so hat ihr das Schwesterherz weh gethan, und sie unternimmt es nun, der trauernden Sophie zu einer neuen Arbeit zu verhelfen; denn so ist ihre Weise, und gewiß ist das der Gegenstand des eifrigen Gesprächs Beider! Darauf sagte der Vater lächelnd: Dann muß ich bei dieser Amalie an eine gewisse Frau denken, welche schon dreißig Jahre und drüber in meinem Hause schaltet und waltet, zu allen Dingen einen trefflichen Schick hat und darnach auch noch eine andere Gabe. Dieselbe Hand nämlich, welche so brave Werke schafft, darf nur über des Mannes finstere Stirne einen Weg machen, alsbald ist Friede und Freude wiedergebracht! Die Mutter war roth geworden und sagte: Lieber Mann, du hast wohl meine selige Mutter nicht so durch und durch gekannt wie ich; sonst weiß ich gewiß, du hättest an diese denken müssen bei meiner Beschreibung unseres Kindes. Als Amalie getauft worden war, und ihre Pathe, meine liebe Mutter, sie auf ihren Armen gehalten hatte, kam sie in mein Zimmer, legte mir den Täufling an die Brust und sagte mit mildem Tone: Ich habe den Herrn gebeten, daß er seinen besten Segen auf Leib und Seele dieses Kindes lege, und dasselbe euch gerathen lasse als ein Denkmal seiner Güte und Treue! Und die Stimme klang wie ein Engelgruß, und in den lieben mütterlichen Augen da schwamm etwas wie Himmelsthau. So oft mir an Amalie eine Hoffnung blüht, da muß ich an jene Stunde denken und zu mir sagen: Das ist meiner theuern Mutter Segen!

Ich hoffe, wir werden uns nun nicht mehr wundern, daß uns von Gott selbst geboten ist, wir sollen Vater und Mutter ehren, d. i. sie obenan stehen lassen vor Augen und im Herzen; denn zu welchem Amte sind sie nach Allem, was wir bisher vernommen haben, von Gott bestimmt und berufen? Und worin sollen sie denn Gottes Stellvertreter sein? — Wir sehen in Gott den **Urheber** unseres Lebens; wenn aber ein Kind gefragt wird: Wo stammst du her? wen pflegt es dann zu nennen? Wir betrachten Gott als den **Erhalter**, und sagen ihm deßhalb beim Anheben jeder Mahlzeit Dank und Preis; wenn aber ein junger Meister zur Zeit der Theurung Klage führt über die Spärlichkeit seines Einkommens, und dabei bemerkt: als ich noch zu Hause war, damals wußte ich von allen diesen Sorgen nichts: wessen gedenkt er dann als seiner Versorger? — Wir vertrauen Gott, als dem **Beschützer** unseres Lebens, wie geschrieben steht: „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz" (Ps. 46, 12.); aber nach wessen

Hand haben wir denn gegriffen, an wessen Kleide haben wir uns angehalten, wenn uns in den Kinderjahren eine Bangigkeit überkam, ein Schrecken befiel? und was haben wir eben damit zu erkennen gegeben? — Wie wir aus der Geschichte der ersten Menschen wissen, daß Gott ihre Unterweisung bewirkt hat, ihr Lehrer gewesen ist, so beten wir noch bis diesen Tag: Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen! wenn aber zwei Knaben miteinander über eine Behauptung streiten, und der Eine spricht: Ich weiß das von meinem Vater, und du wirst es doch nicht besser wissen wollen, als dieser: in welches Amt wird dadurch auch ein Vater eingesetzt? — Das eben angeführte Gebet hat noch einen zweiten Satz, welcher also lautet: Dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn. Damit wird Gott der Herr bezeichnet als unser Führer und Erzieher, wie er es schon gewesen ist den Kindern Israel in der Wüste; wenn wir aber in einem bekannten Dankliede singen: „An Mutterhänden leitet er die Seinen weislich hin und her — gebt unserm Gott die Ehre!" mit wem wird da der Herr verglichen? und wer wird daher unser Erzieher und Führer heißen an Gottes Statt? — In einem alten Kirchenliede singt die Gemeinde: „O Vater, allmächtiger Gott, zu dir schreien wir in unsrer Noth!" sage mir, wonach schreiet man da? Hier liegt also der Fall vor, wo Gott als unser Nothhelfer angerufen wird; wer ist's denn aber, dessen Hülfe Jesus (Luc. 11, 11.) als eine bereitwillige und thätige schildert, wenn irgendwo ein hungriges Kind nach Brot schreit? So ist also auch der menschliche Vater ein Nothhelfer in dem Namen des Herrn. Endlich: weißt du wohl, wie die Worte lauten, mit denen der Geistliche oder Pastor am Schlusse des Gottesdienstes den Segen spricht (4 Mos. 6, 24—26.)? Von wem kommt dieser Segen? So ist also Gott der rechte Segensspender, wie ihn auch der König David angerufen hat. Von demselben David aber lesen wir (1 Kön. 2, 1.): „Als seine Zeit kam, daß er sterben sollte, ließ er seinen Sohn Salomo vor sich kommen," und was wollte er wohl diesem Salomo aus- und zutheilen? So haben wir's denn noch einmal in Uebersicht gestellt das göttliche Vateramt, daß er nämlich ist Urheber, Erhalter und Beschützer unseres Lebens, Lehrer, Führer und Erzieher unserer Seelen, dazu auch unser treuer Nothhelfer und Segensspender; und daneben das menschliche Elternamt, daß es in allen diesen Beziehungen Gottes Stelle vertritt.

O wie dringt uns nun recht in's Herz, wenn der Katechismus das vierte Gebot also erklärt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten, noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und werth haben."

Die Apostel waren auch Stellvertreter, und zwar des Sohnes Gottes auf Erden, nicht in der Macht und Gewalt, aber in der

Verkündigung des Heils. Darum sagte Paulus den Corinthern (2 Cor. 5, 20.): „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns." Wenn nun Vater und Mutter zu ihren Kindern reden, sie anhalten zur Gottesfurcht, zur Glaubenstreue, zu rechtschaffenem, züchtigem Wandel, und zur Eintracht untereinander: mit welchen Worten dürfen auch sie, diese Stellvertreter Gottes, ihren Kindern gegenüber treten?

Als Jesus seine Botschafter abschickte, gab er ihnen das Wort (Luc. 10, 16.) mit: „Wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat!" Und wie heißt nun der Schutzbrief, welchen auch Vater und Mutter mit bekommen haben auf die Wege ihres Amtes? O denket daran, liebe Kinder! — Vor der Welt werden verächtlich angesehen die Armen, die Geringen, die Gebrechlichen, die Unthätigen, die Geistesschwachen. Meint ihr nicht, es könnte dahin kommen, daß im hohen Alter ein Vater oder eine Mutter zu den Armen, Geringen, Gebrechlichen, Unthätigen, oder Geistesschwachen gezählt würde; was ruft dann Gott aus über sie? Es kann eine Tochter armer Eltern eine reiche Frau werden. Wenn nun die arme Mutter zum Besuch käme in das Gastzimmer der reichen Tochter, angethan mit einem schlechten Kleide: was würde ein gutes Kind dabei empfinden? wie würde es die Mutter behandeln? Wenn die Tochter aber den Bedienten entgegenschickte, mit dem Auftrage, er solle der alten Mutter den Weg nach der Gesindestube zeigen, ihr dort eine Mahlzeit vorsetzen lassen und die Kammerjungfer rufen, daß sie der Frau frische Wäsche und bessere Kleider bringe, ehe der Herr nach Hause komme: was müßte hier die arme Mutter erleiden? — Bei den Egyptern gehörten die Hirten zu dem untersten Stande: wer war doch jener Hirtensohn, den ein egyptischer König zum Statthalter des Reichs erhoben hatte? Dachte denn dieser vornehme Joseph auch mit Schrecken daran, daß sein Vater und seine Brüder solche Viehhirten waren? Welchen Weg ging er mit ihnen? Was sollten sie nach seinem Befehle vor dem Throne bekennen? (1 Mos. 46, 31—34.) Und wie nahm das der König auf? Der König sprach zu Joseph: „Es ist dein Vater und sind deine Brüder!" was für ein Herz offenbarte dieser heidnische Fürst? Welches göttliche Gebot scheint in dieses Herz geschrieben gewesen zu sein? — Es geschieht ferner wohl, daß Eltern im hohen Alter gebrechlich werden, daß ihre Zähne aus dem Munde fallen, daß ihre Augen thränen, ihre Ohren stumpf werden, ihre Hände zittern, ihre Stimme ganz leise Töne giebt. Das merkt nun wohl so ein alter Vater und bittet, wenn er zu Bette geht, den lieben Gott: Komm bald und nimm mich weg von der Erde, damit ich nicht den Meinen zur Last falle!: werden sein Sohn und seine Tochter solch eine Bitte auch thun? O, ich habe einmal eine gute Tochter eines solchen gebrechlichen

Vaters in ihrem Hause gesehen. Sie war eine Mutter vieler Kinder, und diese Kinder waren allesammt darauf eingeübt, dem alten Großvater um die Wette zu dienen und immer mit freundlichen Augen ihm zu Hülfe zu kommen. Das sonnigste Stübchen im ganzen Hause war sein, und wenn der Tisch gedeckt war und die Mutter fragte: Wer holt den Großvater und führet ihn fein? Da hörte man viele Stimmen: Ich! ich! Du bist erst gestern dabei gewesen! Als wir uns gesetzt hatten, wir Gäste, und die Speisen herum gereicht wurden, war mir's bange um den lieben Greis, dessen Haupt sich hin und her bewegte; denn ich meinte, er würde von der Schüssel etwas fallen lassen. In diesem Augenblicke aber reichte die fürsorgliche Tochter einen zugedeckten Teller ihrem vierzehnjährigen Knaben, der neben dem alten Manne Platz genommen hatte, und sagte mit lieblichem Lächeln: Großväterchen muß heute ein apartes Gericht haben, Karl bestelle es recht! Und nun war Alles in heiterem Gange. Karl rückte den Teller an seine Stelle, und als er den Deckel davon genommen hatte, wurde ich gewahr, daß dasselbe Fleisch, von welchem wir aßen, ganz klar geschnitten und mit Brühe bedeckt darin angerichtet war, und daß ihm Karl einen schweren Löffel reichte. So ging es mit dem Essen trefflich. Während des Tischgesprächs fiel mir noch auf, daß der Knabe seinem Großvater immer von Zeit zu Zeit in's Ohr sprach. Ich sollte bald den Grund erfahren. Ich richtete nämlich an den Greis die Frage, wie alt er sei? Er schwieg; aber alsbald rückte Karl mit seinem Munde an das Ohr des Großvaters, und nun antwortete dieser: Ich habe mein sechs und siebenzigstes Lebensjahr zurückgelegt, geehrter Herr! Verzeihen sie dem schwerhörigen Manne, daß seine Antwort so spät kommt! — Merkt ihr nun, liebe Kinder, welchen Dienst der Karl zu verwalten hatte? Möchtet ihr auch einem Großvater oder einer Großmutter solche Hülfe erweisen? Ich glaube an euer Ja; Gott würde es euch auch segnen, wie er's jenem Knaben gesegnet hat. Ehe jene Mahlzeit vorüber war, sollte ich noch etwas Liebliches sehen. Eine Enkelin von sieben Jahren schlich hinter den Stuhl des Greises, und legte, als wollte sie auf den Schoß genommen sein, ihre Händchen auf seinen Arm. Kaum saß sie auf dem Schoße, da breitete sie ein weißes Taschentuch aus, barg dahinter ihr Köpfchen, als wollte sie Verstecken spielen, und dann warf sie dasselbe Tuch dem Greise über's Angesicht, und trocknete ihm dabei behend und sicher die Tropfen ab, welche in seinen Wangen sich aufgesammelt hatten. Als ich gerührt da saß und auch mir ein paar Thränen unbemerkt aus den Augen fielen, wandte sich meine Nachbarin, eine vornehme Dame, an mich und sagte: „Finden Sie nicht auch, daß es besser wäre, einen so alten und gebrechlichen Mann, wenn Gäste da sind, gar nicht mit an den Tisch zu nehmen? Man würde viel Umstände und auffallende Dinge ersparen, und dem Greise am Ende auch einen Gefallen

thun, wenn man ihm auf seinem Zimmer zu essen gäbe. Diese Leute sind ja so reich, daß sie recht füglich dem alten Vater für die paar Tage, welche er noch zu leben hat, einen Bedienten halten könnten!" Ich antwortete kurz: „Gnädige Frau, ich bin entschieden anderer Meinung; aber ich erlaube mir auch eine Frage. Es giebt eine Geschichte von dem aus Holz geschnitzten Eßlöffel, welchen ein Knabe seinem Vater verfertigt hatte, mit der Erklärung: den sollst du haben, wenn du einmal alt wirst und wie der Großvater dort hinter dem Ofen allein issest: kennen Sie diese Begebenheit wohl?" Die Dame verzog ihre Miene und antwortete mir nicht: habt ihr von jener Geschichte schon etwas gehört? Wohlan, so erzählet sie mir! —

Der verständige Sirach hat auch denjenigen Kindern, deren Eltern nicht mehr wie sonst das Ihrige schaffen, auch nicht mehr, was in der Gegenwart Noth thut, richtig beurtheilen können, einen frommen Rath gegeben, und wir wollen uns diesen zu Herzen nehmen. Er sagt (3, 14—16.): „Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebet; und halte ihm zu Gute, ob er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist. Denn der Wohlthat, dem Vater erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden." — Aus der heiligen Schrift selbst wollen wir aber hier, damit wir den Ernst Gottes erkennen, noch den Spruch auswendig lernen (Sprüchw. 30, 17.): „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen!" —

Wir hören weiter, daß wir unsere Eltern und Herren nicht erzürnen sollen. Daß ein Mensch sich erzürnet, das rührt meistens vom Widerspruch her: wie kann es nun wohl geschehen, daß Kinder ihre Eltern erzürnen? Wenn du nun eine andere Meinung hast, als Vater und Mutter, oder wenn du denkst, es geschähe dir ein Unrecht von ihnen: was wirst du dir als eine heilige Pflicht auferlegen? Als einstmals David an seine Feinde und Spötter dachte, da sprach er (Ps. 39, 10.): „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun!" Wenn nun deine Eltern dir gegenüber stehen, nicht deine Feinde, sondern deine besten Freunde und Wohlthäter von Kindesbeinen an, und sie sagen dir einen Tadel oder ein strafendes Wort, und der böse Geist in dir will noch einmal antworten, und will, wenn die Eltern auf ihrer Meinung bleiben, wenigstens noch etwas leise murmeln, oder hinausgehen und die Thüre zuschlagen: wäre es nicht recht gut und Gott gefällig, wenn du jenes Davidswort auf deine Seele nähmest? Sage mir noch einmal dieses Wort und vergiß es nie!

Es giebt aber auch ein heimliches, inneres Zürnen, wie z. B. wenn es (Ps. 69, 21.) heißt: „Die Schmach bricht mir

mein Herz und kränket mich." Und an dieses Erzürnen durch Kränkung scheint unser Katechismus erinnern zu wollen.

Wer war es doch, der vor Zeiten in die Klage ausbrechen mußte (1 Mos. 37, 35.): „Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohne?" Aus was für einem Herzen kamen diese Worte? Und wer hatte das zu verantworten, daß des alten Vaters Herz durch schwere Kränkung so gebrochen war? — Von wem wird uns ferner in der heiligen Schrift erzählt, daß seine Söhne böse Buben gewesen? (1 Sam. 2, 12 f.) Wenn nun der alte Vater Eli den fremden Jüngling Samuel in Zucht und Gottesfurcht vor sich wandeln sah, und dagegen von den Greueln täglich hörte, welche seine leiblichen Söhne begingen: mußte er nicht ebenfalls in die Worte ausbrechen: Die Schmach bricht mir mein Herz und kränket mich!? Und derselbe Samuel blieb nicht von solchen Schmerzen verschont. Er war ein Richter streng, gerecht und rein; und was mußte er an seinen Söhnen erleben? (1 Sam. 8, 3.) Als nun die Aeltesten in Israel herankamen und sprachen zu ihm: „Siehe, du bist alt geworden, und deine Söhne wandeln nicht in deinen Wegen; so setze nun einen König über uns, der uns richte": zu welchem Klagerufe wird er sich ebenfalls gedrungen gesehen haben? — Und endlich lasset uns des unglücklichen Königs gedenken, dem die Nachricht gebracht wurde: Das Herz Jedermanns in Israel folgt Absalom nach! (2 Sam. 15, 13. 14.) und der seine Stimme aufhub und sprach: Auf, lasset uns fliehen, denn hier wird kein Entrinnen sein vor Absalom! Kennst du diesen unglücklichen Vater? und seines Sohnes Ausgang? und des Königs Todtenklage?

Nicht erzürnen, nicht kränken sollst du Vater und Mutter, sondern sie in Ehren halten. Wenn ein angesehener Kaufmann gestorben ist, dessen Name über dem Kaufladen steht, so nimmt der Sohn den Namen des Vaters nicht hinweg, sondern in allen Briefen und Rechnungen läßt er diesen Namen, als den Namen des Hauses, stehen — und er thut das, weil dieser Name großes Vertrauen bei den Menschen hat, und weil unter diesem Namen viel Geld und Gut erworben wird. Wenn nun ein rechtschaffener, aber armer Vater gestorben ist: was ist's, das seine Kinder und Kindeskinder von ihm zum Erbe bekommen? Und wenn einer seiner Abkömmlinge ein Unterkommen unter den Leuten sucht, und seinen Namen nennt: was genießt er schon darum bei Andern? Ein solcher Sohn eines rechtschaffenen, armen Vaters, Namens Zinge, wurde ein sehr reicher Mann und Gott schenkte ihm viele Söhne. Zwei seiner Söhne wählten den Soldatenstand, und zeichneten sich bald durch edle Gestalt, Sittenreinheit und Tapferkeit so aus, daß sie Feldwebel wurden. Aber dabei schienen sie auch stehen bleiben zu sollen. Eines Tages ließ sich der Obrist des Regiments bei dem Vater melden, und stellte ihm vor: er brauche ja das Geld

nicht zu sparen; er möge also bei dem Könige einkommen und sich einen Adelsnamen kaufen, dann wolle er ihm behülflich sein, daß seine Söhne höher stiegen. Herr Obrist, fragte der Vater darauf, muß ich denn meines Vaters Namen aufgeben oder ändern, wenn ich in den Adelsstand erhoben werde? Jener antwortete: Freilich wohl, werther Herr, denn, sehen Sie, zum Beispiel Hauptmann Zinge, das klingt nicht, und Hauptmann von Zinge, das klingt noch weniger. Wenn's so ist, entgegnete nun der Mann, so bleiben wir zeitlebens, was wir sind; denn es steht geschrieben: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! Was lehret uns dies Beispiel? — Derselbe reiche Mann, wenn ein Geburtstag war, oder sonst ein Familienfest, pflegte immer Abends nach Tische einen Schlüssel aus der Tasche zu ziehen und vor sich hinzulegen. Die Kinder wußten nun schon, was das bedeutete, und riefen dann heimlich einander zu: Jetzt geht's in's stille Stübchen! Wirklich zogen sie dann eine Treppe hinauf und durch einen langen Gang, Vater und Mutter voran. Vor ihnen öffnete sich dann eine hell erleuchtete Stube. Das Bild des Großvaters und der Großmutter an der Wand war mit grünen Kränzen umgeben; in der Stube standen, mit grauer Leinewand bezogen, die alten Stühle des Vaterhauses und unter dem Spiegel, mit einem weißen Tuche bedeckt, fand man den Bergmannsrock, die Kappe, das Grubenlicht und die Haue des verstorbenen Vaters und die Schlüsseltasche der verstorbenen Mutter. Als ob sie in der Kirche wären, so still hielten sich die Kinder. Der Vater aber erzählte ihnen dann Beispiele aus dem Leben ihrer Großeltern, wie dieselben fromm, fleißig, muthig, geduldig und barmherzig gewesen bei großer Armuth, und pflegte darnach gemeiniglich mit den Worten zu schließen: „Kinder, ihr traget ihren Namen, ehret auch ihr Gedächtniß!" Und nun höret ihr Testament! Bei diesen Worten mußte die jüngste Tochter des Hauses, Martha, aus einem kleinen Kasten ein schwarzes Büchlein herzubringen. Alle stellten sich dann in einen Halbkreis um Vater und Mutter, reichten sich die Hand, und der Vater nahm ein beschriebenes Blatt, welches in dem schwarzen Buche lag, heraus und sagte: Merket auf, Kinder, das ist meines lieben Vaters Vermächtniß an uns Alle! Und nun las er Folgendes:

„Wenn Gott mich ruft, daß ich sterben soll, dann werde ich kein Haus, keinen Acker, kein Geld meinen Kindern hinterlassen können, aber einen köstlichen Reichthum vermache ich euch in diesem Buche, welches ich bei meiner ersten Abendmahlsfeier geschenkt bekommen habe. Es ist das Neue Testament unsres Herrn Jesu Christi. Dazu verordne ich: meine Kinder und Enkel, so lange sie nahe beieinander leben, sollen an Familien-Festtagen wenigstens zweimal im Jahre zusammenkommen, und, ehe sie schlafen gehen, sich vorlesen und recht in's Herz einlassen, was 1 Joh. 4, 7—21. von Gottes Liebe und von unsrer Liebe geschrieben steht!" Nach

dieser Vorlesung erhoben sich Vater und Mutter von ihren Sitzen; der älteste Sohn des Hauses empfing das heilige Buch und richtete dann aus, was der Großvater verordnet hatte. Mit einem herzlichen „Gute Nacht!" ging dann jedes Glied des Hauses zur Ruhe.

Was ich euch aber jetzt erzählt habe, das soll eine kleine Erklärung geben zu den Worten des Katechismus: „sondern sie in Ehren halten."

Aber es heißt nun weiter: wir sollen ihnen dienen.

Einst kam David in das Haus des Königs Saul und diente ihm. Als man den Jüngling David zum Dienst erkor, so hatte man den Zweck vor Augen, es sollte dem Könige Erheiterung der Seele und Hülfe geschafft werden. Aber man hatte sich auch schon das Mittel zu jenem Zwecke ausgedacht; wer weiß es, welches? Man war also sich klar darüber, wozu und womit er dienen sollte. Als nun David gerufen wurde: was mußte er alsbald erfahren und wissen? Daß dieser Zweck erreicht werde, dazu sollte er helfen. Und womit mußte er gerüstet sein? Und daß er dieses Mittel in Anwendung brächte nach seiner besten Kraft und nach seinem besten Vermögen, das war Davids Amt. Und daß er dieses Amt verwaltete, nicht etwa nur, so oft er dazu Neigung und Zeit hatte, sondern so oft, als es Nutzen schaffte, dazu war er verpflichtet. Wenn also Jemand dienet, dann soll er die Zwecke eines Andern befördern helfen mit der Dransetzung seines Vermögens, seiner Kraft und seiner Zeit. Wenn nun ein guter Sohn, eine fromme Tochter die Erinnerung als von Gott empfangen: Du sollst deinen Eltern dienen!: worauf werden auch sie ihr Absehen richten müssen? Würde es nun nicht rathsam sein, wenn ein Sohn zu seinem Vater spräche: Ich bin bereit, dir zu dienen; sage mir nur recht genau, in welchen Geschäften du auf mich rechnen willst, und zu welchen Stunden ich kommen soll; wir wollen dies genau aufsetzen, und dann sehe ich jeden Morgen in den Aufsatz, und richte mich auf die Zeit ein, welche ich zu verwenden habe? Dies scheint dir nicht zu gefallen; der Vater hatte auch keine Freude daran, und sprach: „Mein Sohn, ein Kind braucht nicht in einem Blatt Papier zu lesen, worin es dem Vater helfen soll, es sieht auf die Wege und in die Augen der Eltern und alsbald weiß es, wozu und womit diesen zu helfen ist. Siehe, ich habe ein schönes Beispiel in der Nachbarschaft täglich zu beobachten. Die Tochter des Bäckers nebenan ist schon seit mehreren Jahren verheirathet, und in ihrem eigenen Hause stehen drei Kinderbetten, aber seit ihrer Verheirathung sehe ich diese junge Frau, wenn sie ausgehen darf, bald des Morgens, bald Mittags, bald Abends, aber täglich ein Stündlein oder drüber in der alten Mutter Haus eintreten und darin geschäftig sein. Ich fragte sie einstmals: warum sie nicht vorzöge, eine bestimmte Zeit

festzusetzen und einzuhalten? Sie antwortete lächelnd: Wenn man einer alten treuen Mutter zu Hülfe sein will, da muß man unverhofft kommen, denn da wird man erst gewahr, wo Beistand Noth thut. Wenn meine Mutter allezeit die Stunde meiner Ankunft wüßte, dann fände ich die Stube aufgeräumt und für mich gesorgt, die Arbeit aber auf die Seite geschafft. Wie ich's dagegen anfange, so kommt mir manches Ding zu Gesicht, was ich ohne zu fragen anfassen und zu Stande bringen kann. Das Fragen und Vorreden ist der Mutter Sache nicht! Mein Sohn, diese Rede war mir recht zu Sinn. Wie du es mit mir abreden willst, so dienet man Fremden; wie diese Frau zu thun pflegt, so dienet man Vater und Mutter! Meinst du nicht auch?"

Unser heiliges Bibelbuch richtet eine ernste Forderung an die Kinder (Sprüchw. 1, 8.): „Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter!" Es drohet dasselbe heilige Buch aber auch mit schwerer Strafe den ungehorsamen und widerspenstigen Kindern, eben weil die Eltern gesetzt sind an Gottes Statt. So steht geschrieben (5 Mos. 21, 18—21.): „Wenn Jemand einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht gehorcht, und wenn sie ihn züchtigen, ihnen nicht gehorchen will: so soll ihn sein Vater und Mutter greifen und zu den Aeltesten der Stadt führen, und zu dem Thore desselben Orts; und zu den Aeltesten der Stadt sagen: Dieser unser Sohn ist eigenwillig und ungehorsam, und gehorchet unserer Stimme nicht, und ist ein Schlemmer und Trunkenbold. So sollen ihn steinigen alle Leute derselben Stadt, daß er sterbe; und sollst also den Bösen von dir thun, daß es ganz Israel höre und sich fürchte!" — So einen heiligen Ernst sehen wir von Gott offenbaret. Darum läßt auch unser Katechismus das Wort gehorchen mit großem Nachdruck hören.

Wo Einer gehorchen soll, muß ein Anderer da sein, der zu befehlen hat: wer ist das in unserm Falle? Aber an wessen Statt befehlen Vater und Mutter? Darum werden sie auch wohl Gottes Weise und Art beobachten. Nun habt ihr wohl noch nicht gehört, daß Gott geböte: Du sollst den Feiertag heiligen, denn das ist ein Tag, den ich mir erwählet habe! oder: Du sollst nicht stehlen, denn damit werden heilige Rechte verletzt! oder: Du sollst nicht lügen, denn dadurch bringst du dich um Ehre und Glauben! Der liebe Gott setzt beim denn hinzu, was Er will, das ist an sich selber recht und gut, davon verstehen wir zwar nicht immer den Grund, aber wir brauchen den Grund auch nicht zu wissen. Wenn daher Eltern an Gottes Statt vor ihren Kindern stehen und befehlen: wonach soll dann ein frommes Kind nicht fragen? was sollen die Eltern auch nicht erst auseinander setzen wollen? Was herrscht dann in einem Hause, wo die Eltern befehlen und die

Kinder zu Herzen nehmen und ausrichten, was geheißen ist, und kein Denn hinzugethan, und kein Warum oder Wie in den Weg geworfen wird? Seht, das ist der Gehorsam, den Gott bewiesen haben will!

Wenn also der Vater zu dir gesagt hat: Du sollst mit diesem Kinde keinen Umgang haben! oder wenn die Mutter zu dir spricht: Ich verlange jedes Mal von dir zu hören, nicht bloß, daß du aus dem Hause gehest, sondern auch, wohin du gehest, so sind das Gebote deiner Eltern: welche Frage darfst du dann gar nicht in deine Seele kommen lassen, geschweige denn auf deine Lippen? — O wie freudig und muthig war einstmals der Jüngling David, als er auf Befehl seines Vaters in's Lager der Israeliten seinen Brüdern nachgegangen war, und sagen konnte: Ist mir's doch befohlen!

Den Schluß der Auslegung des vierten Gebots machen die Worte: „sie lieb und werth haben!" Wir wollen über Beides noch schließlich miteinander handeln. Jonathan hatte den David lieb, die Schrift setzt hinzu: wie sein eigen Herz, d. i. wie sein Leben. Wenn Kinder so ihre Eltern lieben: wo tragen sie der Eltern Bild und Wort? und welchem Gute achten sie Vater und Mutter gleich? Thue das, mein Kind, trage deinen Vater und deine Mutter in deinem innersten Herzen, und behalte die Augen über sie offen wie über dein Leben. — Von jenem Israeliten Naboth konnte man sagen: er hatte seinen Weinberg werth: woran erkennen wir das? Und wenn der König Ahab noch einen zehnfach höheren Preis geboten hätte: welche Antwort würde Naboth gegeben haben? Sollten wir nun nicht auch alsbald verstehen, was es heißt: Du sollst deine Eltern werth haben? Ich habe einen jungen Zimmermann gekannt, der acht Kinder hatte und in theurer Zeit die Seinigen nur kümmerlich versorgen konnte. Er beherbergte und verpflegte noch überdem einen alten, gliederlahmen Vater, welcher seit vielen Jahren das Bett nicht mehr verlassen konnte, und den er zu sich genommen hatte in sein Haus, wie einst Joseph seinen Vater im Lande Gosen. Eines Tages ging unser Zimmermann von der Arbeit heim, und kaufte unterweges etwas Semmelbrot und sagte zu seinem Begleiter und Mitmeister, der ein Maurer war: Das ist für meinen alten Vater, der kann das schwarze und harte Brot nicht mehr vertragen. Dazu sagte der Maurer: „Mein Gott, du hast auch ein wahres Kreuz auf dir mit dem alten gebrechlichen Manne! Wie froh wirst du einmal sein und deine viel geplagte Frau dazu, wenn die schwarzen Männer kommen und den Lahmen in den Schoß der Erde legen! Dann kannst du des Alten Stube und Kammer vermiethen und das Geld ersparen, was die Speisung und der Aufwärterlohn monatlich kostet. So wie es dir ergeht, ist es ja nicht möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen!" Lieber Freund, antwortete der

Zimmermann, rede nicht so! Wir Beide, ich und meine Frau, wir sind schon wie Vögel, wie singende Vögel auf grünen Zweigen, wenn wir uns an das Bette des Greises setzen können. Haben wir eine Freude an den Kindern oder in der Welt draußen, gleich fragen wir einander: Weiß der Vater schon darum? und freuen uns darauf, es ihm zu erzählen. Liegt aber irgend eine Sorge auf unserm Herzen und drückt uns, dann tragen wir sie zu dem lieben, viel erfahrenen alten Manne hinan, und dieser nimmt sie mit in sein Gebet und denkt daran Tag und Nacht, was er uns rathen könne. Ich sage dir, es lebt noch ein Bruder von mir in der Ferne, der hat sich schon oft dazu erboten, den alten Vater zu sich zu nehmen; aber wir, ich und meine Frau, sind einig darin, der Vater wird nicht hergegeben, es sei denn, daß Gott ihn rufe, — nicht um einen großen Preis! — Das ist eine Probe davon, was zu verstehen ist, wenn der Katechismus sagt: „sie lieb und werth haben." — Viel mehr als eine Probe hat ein Anderer gegeben, Jesus Christus, der Sohn Gottes, und zwar in der Stunde, wo er für uns den Tod erleiden mußte. Was sagte er denn, als er das Abendmahl einsetzte von seinem Blute? Für wen sollte dieses Blut vergossen werden? Und wie Viele sollten dadurch erlöset werden und Vergebung der Sünden haben? Und wenn schon eine Sünde das Herz zusammendrückt: was mußte nun auf Jesu Herz fallen, als die Vorhersagung zutraf und er am Kreuze sein Blut vergoß? Gerade zu der Zeit aber, als das Herz ihm brechen sollte unter der Last der Sünden der Welt, da fielen seine Blicke auf zwei Personen, welche am Stamme seines Kreuzes standen: wer waren diese? Der sterbende Jesus gedachte mitten unter seinen Todesschmerzen an die liebe, trauernde Mutter und fragte sich: wer wird sich nun ihrer annehmen? bei wem wird sie wohnen? von wem wird sie in ihrem Seelenleiden Trost empfangen? wer wird ihr einmal beistehen in ihrer letzten Stunde? Wißt ihr nun wohl, wem er dies zutraute, wem er die theure Mutter vermachte? O vergesset mir die Worte nicht: „Weib, siehe, das ist dein Sohn! Sohn, siehe, das ist deine Mutter!" Johannes scheint diese Worte nicht vergessen zu haben; denn er meldet uns (Joh. 19, 27.): „Und von Stund an nahm sie der Jünger zu sich."

§. 12.

B. Du sollst ein frommer Schüler sein.

Vorlesung aus Daniel 12.

„Viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen, Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Gesang.

Gieb du getreue Lehrer Und unverdroß'ne Hörer, Die beide Thäter sei'n. Auf Pflanzen und Begießen Laß dein Gedeihen fließen, Und ernte reiche Früchte ein!

Gebet.

Lieber himmlischer Vater, Du hast uns verheißen und hast an uns wahr gemacht: „Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst; ich will dich mit meinen Augen leiten!" Und zu diesem köstlichen Werke der Unterweisung und Führung in Deinem Namen hast Du Dir auch in dieser unsrer Zeit Menschen erwählt und zu Botschaftern gerufen, welche Deines Lehramtes warten als Prediger der Gerechtigkeit, und arbeiten für unsere Seelen. Segne ihr Werk an uns, und erfülle sie mit Freuden Deines Angesichts durch Jesum Christum. Amen.

Ihr seid gewahr worden, meine Kinder, daß in der Auslegung unseres Katechismus neben den Eltern noch andere Personen genannt werden, welche wir ehren, denen wir dienen und gehorchen sollen. Welche sind die?

An wen aber bei dem Worte „Herr" ein Kind zu denken habe, das kann man am leichtesten in einer Schule erfahren; denn da geht keine Viertelstunde vorüber, in welcher nicht der Name eines einzigen Mannes wiederholentlich mit dem Ehrentitel Herr gerufen würde. Nun ihr kennt diesen Mann wohl?

Aber wie kommt der Lehrer dazu, in's vierte Gebot mit hineingenommen zu werden? Ihr erinnert euch aus unserm bisherigen Unterrichte, wozu Gott an seiner Statt die Eltern berufen hat. Und wie hießen denn die Werke und Aemter, in denen Vater und Mutter auserſehen sind, Gottes Stellvertreter zu sein? — Wenn wir nun Recht gehabt haben, zu sagen und zu lehren, daß sie an Gottes Stelle die Urheber, Erhalter und Beschützer unsres Lebens, die Lehrer, Führer und Erzieher unserer Seelen und dazu auch unsere Nothhelfer und Segensspender sind, so werden wir ja mit diesen Ausrüstungen unserer Eltern die Werke unserer Lehrer vergleichen dürfen.

Ein berühmter König von Macedonien, welcher das Persische Reich zum Sturz gebracht und einen Theil von Asien erobert hat, Namens Alexander der Große, war der Sohn eines sehr tüchtigen und klugen Vaters, des Königs Philippus, und zugleich der Schüler eines berühmten und scharfsinnigen Weltweisen, des Aristoteles. Dieser Alexander soll öfters seinen Vater mit seinem Lehrer verglichen und gesagt haben: er verdanke jenem sein leibliches, diesem aber sein geistiges Leben. Wir haben schon von dieser Unterscheidung des Lebens in dem Menschen gehört: meinest du nun wohl, daß irgend ein Lehrer das geistige Leben in einem Kinde hervorbringen oder in ein Kind hineintragen könne? Gewiß nicht; aber in den Jugendjahren des Kindes schlummert dieses

Leben noch: was wird nun eines guten Lehrers Amt und Werk sein? Ferner: wenn dieses Geistes- und Seelenleben geweckt ist, so gleicht es einem Lampenlicht: was muß denn wohl der Lampe zugeführt werden, damit sie nicht ausgehe? Und was bringt das Oel der Lampe mit? — Wem haben wir Alle, da wir noch Kinder waren, diese Nahrung zu verdanken gehabt? Ein guter Lehrer kann sich demnach um das geistige Leben des Schülers, der ihm anvertraut worden ist, in zwiefacher Weise verdient machen, — in wiefern auf zwiefache Weise? Aber mit welchem Menschen tritt er eben damit auf gleiche Linie? Wenn der Vater angesehen wird als der Urheber und Erhalter des leiblichen **Lebens:** was darf von dem Lehrer ausgesagt werden? Ist dieser aber Wecker und Ernährer des geistigen Lebens, so ist er eben nur ein Botschafter Dessen, aus welchem alles Leben entspringt und fließt, und welcher Ehrenname kommt ihm dann zu? —

Ja, der Lehrer ist auch ein Stellvertreter Gottes im Kindesalter; denn er weckt und nährt das geistige Leben. Seht: wenn ein Mensch im leiblichen Schlafe liegt, dann hat sich seine Seele eingeschlossen, und die Thüren ihres Hauses — die Augen, die Ohren, die Gefühlsfäden u. s. w. — rings herum zugemacht, oder doch angelehnt. Was inzwischen die eingeschlossene Seele thue, das wissen wir nicht genau, doch dürfen wir sagen: sie träumt. Soll nun ein Mensch aus diesem Schlafe geweckt werden: was wird man ihm öffnen müssen? Bei finsterer Nacht zündet man ein Licht an: welche Thüren sollen damit aufgeschlossen werden? Man ruft ihn laut bei Namen: an welche Pforten will man dadurch klopfen? Man legt die kühle Hand auf seine Stirne: welche Eingänge will man dadurch wieder frei machen? Und sobald als dies geschehen ist: was nimmt nun seinen Einzug durch die Augen? und was durch die Ohren? und was durch die Tastwerkzeuge? Von da ab aber, wo wieder frische Bilder, Töne und Gefühle in die Seele eintreten, sagt man: Der Mensch ist erwacht! Das geistige Leben nun hat seinen Namen vom Geist: hat es wohl der Geist mit Bildern, Tönen und Gefühlseindrücken zu thun? Womit wohl sonst? Wozu er weder Augen noch Ohren braucht, was er heimlich bei sich bewegt, und was Gott doch von ferne versteht — was ist das? Wenn nun aber diese Gedanken noch schlummern: womit kann man sie wecken? Ihr wißt wohl, daß Jesus über die Menschen seiner Zeit so bittere Klage geführt hat darum, daß sie gleichsam im tiefen Schlafe lagen, daß sie Ohren hatten und hörten nicht, und daß er als Grund ihrer Taubheit besonders das anführt: Ihr könnt ja meine Worte nicht hören. Womit also kann der schlummernde Geist zum Erwachen gebracht werden? Wessen Worte hatte aber Jesus eigentlich im Sinne, als er von seinen Worten redete? Durch welche Worte wird sonach die menschliche Seele allererst recht aus dem Schlummer geweckt? Und wer ist wohl der

Mann, welcher in unsern Kinderjahren der treueste Zuträger des Wortes Gottes gewesen ist? Lasset uns hier alsbald den Spruch lernen:

Ebr. 13, 7.: „Gedenket an eure Lehrer, welche euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach!"

Ihr seht hieraus, es ist wahr, daß der Lehrer das geistige Leben weckt, zumal dann, wenn er thut, was Aristoteles nicht konnte, wenn er uns das Wort Gottes sagt.

Das geistige und geistliche Leben will aber nicht bloß geweckt, sondern auch genährt sein. Wenn man dem Leibe Nahrung gegeben hat, so hebt im Innern eine große Arbeit an, durch welche die Speise in Säfte des Lebens verwandelt wird. Wenn eine Seele geweckt worden ist, dann bringt ihr das Wort des Weckers Gedanken zu, und es entsteht in ihr ein Arbeiten der Gedanken, und in diesen Gedanken stärkt sich das innere Leben. Was sagte daher Petrus zu seinem lieben Lehrer Jesus, als dieser fragte: Wollet ihr auch weggehen? (Joh. 6, 68.)

Kennt ihr nun den Mann wohl, welcher dem Propheten Elisa das Wort Gottes gesagt und ihn mit göttlichen Gedanken genährt hatte? Und erinnert ihr euch wohl, was dieser Elisa ausrief, als sein Lehrer von ihm genommen war und er ihn nicht mehr sah? (2 Kön. 2, 12). O denket an diesen Nachruf: „Mein Vater, mein Vater!" wenn ihr einen frommen, treuen Lehrer bekommen habt, und ihr einstmals von ihm Abschied nehmet. Wißt ihr wohl ferner aus der heiligen Geschichte, wer jener geistliche Vater gewesen ist, den Samuel als seinen Lehrer anzusehen hatte, zu einer Zeit, wo das Wort Gottes sehr theuer war? (1 Sam. 3, 2.). Und wie hat der ehrwürdige Prophet geheißen, welcher David, dem Könige, angesagt hat das Wort des Herrn, das Wort der Verheißung (2 Sam. 7.) und das Wort der Züchtigung (2 Sam. 12.)? Wir lesen von diesem Nathan (2 Sam. 12, 25.), wie ihm der König seinen Sohn Salomo unter die Hand gegeben, daß er ihm sollte von zartester Jugend an nicht bloß ein Vater und guter Meister, sondern auch unter allen Gefahren Leibes und der Seele ein treuer Beschützer sein.

Ihr seht daraus, wie die Lehrer, weil sie das innere Leben wecken, nähren und beschützen, Vaterstelle und also auch Gottes Stelle an uns versehen. Wie werden daher auch fromme und getreue Lehrer ihre Schüler ansehen und behandeln? So hatte Paulus, als er ein Gefangener in Rom war, einen Sklaven, Namens Onesimus, zu seinem Dienste gehabt, und diesen Sklaven im Glauben an Christum unterwiesen und befestigt. Höret, mit welchen Worten er diesen Sklaven, der nun Christ geworden war, zurückschickt an dessen alten Herrn (Philem. V. 10. 12.): „Ich ermahne dich um meines Sohnes willen, des Onesimus, den ich

gezeuget habe in meinen Banden — du wollest ihn, das ist mein eigen Herz, annehmen!" —

Sehr leicht, ja ganz von selbst versteht sich nun, wie die Männer, deren Schüler wir sind, gleich den Eltern unsre Lehrer, Führer und Erzieher heißen, und auch darum für uns an Gottes Statt stehen. Soeben habt ihr vernommen, daß der berühmte König David das Amt der Lehre, Führung und Erziehung seines Nachfolgers Salomo nicht in seinen Händen behielt, sondern diesen unter die Hand des Nathan gab: woran mochte es wohl dem David, welcher als König Beides — Feldherr und Regent — sein mußte, gänzlich gefehlt haben, wenn er auch die Unterweisung des Prinzen hätte übernehmen sollen? Und David zwar, der vielerfahrene Mann, der große Dichter und Harfenspieler, der tapfere und geschickte Kriegsheld, der hätte, wenn ihm Zeit übrig geblieben wäre, ein guter Lehrer sein können: was meint ihr aber, würde vielen tausend Vätern und Müttern außer der Zeit noch fehlen, wenn man sie in eine Schule stellen wollte? Es begab sich einstmals, daß ein Bürger von Corinth, welcher geizig war, seinen Sohn zu einem Gelehrten führte, daß er von diesem unterrichtet würde, aber vorweg sich genau nach den Kosten erkundigte. Der Gelehrte, oder Philosoph, setzte ihm den Preis auf ein Hundert Vierteltthaler. Was? rief erschrocken der Bürger, für so viel Geld kann ich mir einen Sklaven kaufen! Die Antwort, welche der Philosoph gab, folgte schnell, und lautete also: Kauf dir Einen, dann hast du Zwei! Wer, meinte der Lehrer, würde in diesem Falle der zweite Sklave sein? Wie weit mochte es also der Sohn unter der Hand eines solchen Vaters bisher gebracht haben? Denket hier an eure Lehrer und an die Frucht ihrer Arbeit! Aber ich habe euch noch etwas zu erzählen. In Griechenland, wo Corinth und Athen liegen, gab es außer den Schulhäusern für die Kinder auch noch ein großes Schulhaus für die Bürger und für alles Volk, welches kein Dach hatte, und wo sich die Schüler auf steinerne Sitze übereinander zu setzen pflegten. Dieses große Schulhaus unter freiem Himmel war das Schauspielhaus, in welchem die alten Götter, Helden und Könige auftraten. Man ließ das Volk frei hineingehen, damit es etwas Großes und Gutes zu sehen und zu hören bekäme. Als der Gelehrte, der Philosoph, von welchem ich euch vorhin erzählte, einmal angeben sollte: was denn dabei herauskäme, daß er den Jünglingen bei sich Unterricht ertheilte, sprach er: Das kommt dabei heraus, daß nicht ein Stein auf dem andern sitzt. Versteht ihr nun seine Meinung wohl? Ihr wisset, daß ein Stein keinen Tropfen Wasser einsaugt, auch kein Saamenkorn in sich aufnimmt und Wurzel schlagen läßt, auch kein Spiegel werden kann, aus welchem uns die Sterne des Himmels anleuchten. Wenn nun ein Mensch so beschaffen wäre, daß kein Wort in ihn eindränge, kein großer Gedanke in ihm haftete, nichts

Schönes und Edles aus seinen Augen widerstrahlte: womit würden wir ihn vergleichen dürfen? Und wenn ein so roher, kalter, unempfindlicher Mensch auf der steinernen Bank des Amphitheaters säße: was würde man dann sagen können? Und daß man das nicht erleben solle von seinen Schülern, das wollte jener Philosoph zu verstehen geben.

Wir haben nicht Schauspielhäuser, in denen unser Volk seine Bildung empfängt, wohl aber Kirchen. Die Bänke in diesen sind nicht in Stein gehauen, sondern aus Holz gezimmert. Wenn nun bei uns ein tüchtiger und lebendiger Schulmeister gefragt würde: Sobald deine Kinder einmal aus der Schule entlassen sind: was für Nutzen haben sie davon, daß sie so viele Jahre deinen Unterricht genossen haben? welche Antwort könnte der geben? Ich glaube, er könnte sagen: Den Nutzen haben wir, daß nicht ein Holz auf dem andern sitzt.

Wir wollen sehen, ob wir im Stande sein werden, uns dieß deutlich zu machen.

Das Erste, was Kinder in der Schule lernen, ist das Sprechen, das zusammenhängende Reden. — Sagt: zu welchem Gespräch, zu welcher Rede wird denn das Herz im Hause Gottes hingeleitet? Was hat wohl David im Sinne, wenn er (Ps. 19, 15.) sagt: „Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser!"? Wenn nun dieses Sprechen der Seele im Gebet mit Gott in der Schule als eine liebe und tägliche Gewohnheit geübt wurde, und der Lehrer lebendig von dem Geiste des Gebets durchdrungen war: wie werden seine Schüler als Beter in der Gemeine erfunden werden?

An das Sprechen schließt sich in der Schule das Schreiben und das Lesen dessen, was geschrieben war. Die Kinder schreiben gemeiniglich auf Tafeln von Schieferstein. Es war aber einmal ein frommer und treuer Lehrer, der Apostel Paulus, der erinnerte seine Schüler (2 Cor. 3, 3.) daran, daß er sie wie einen Brief im Herzen trage, aber auch einen Brief geschrieben habe in die fleischernen Tafeln ihres Herzens. Und das thut ein braver Lehrer wirklich. Hast du nicht schon gehört von einer Gottesschrift, welche der heilige Geist in unser Herz schreiben will? So spricht der Herr: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein!" (Jerem. 31, 33.). An welchem Orte meinst du nun wohl, sollen die Christen recht ihr Herz aufthun, und diese Schrift in sich aufnehmen, und was Gottes Finger in ihre Seele geschrieben hat, lesen und verstehen lernen? Da werden dann freilich Manche in der Kirche sitzen wie Holz auf Holz; aber welche Kirchengänger werden geübt sein auf die Schrift von Gott, daß sie dieselbe wohl aufheben und richtig fassen?

Der Lehrer soll ferner seinen Kindern ein guter Rechenmeister sein. Es giebt aber auch eine heilige Rechenkunst. Abraham verstand sie schon, als der Herr zu ihm sprach: „Kannst du die Sterne zählen? Also soll dein Saame sein!" (1 Mos. 15, 5.). Moses verstand sie schon, als er betete: „Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache!" (Ps. 90, 4.). David verstand sie schon, als er sang (Ps. 39, 5. 6.): „Aber lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. Siehe, meine Tage sind einer Hand breit bei dir!" Wenn wir nun das Glück gehabt haben, mit einem frommen Schulmeister durch die heilige Schrift zu wandern: welche Rechenkunst wird uns dann auch im Alter noch geläufig sein?

Endlich werden unsre meisten Lehrer in der Volksschule Cantoren genannt —: was bedeutet doch dieser Name? O es ist lieblich und schön, wenn jeder Tag während der Schulzeit mit Gesang anhebt! Aber diese Töne sollen nicht ersterben, denn es stehet geschrieben (Ps. 104, 33.): „Ich will dem Herrn singen mein Lebenlang, und meinen Gott loben, so lange ich bin!" Und ob auch die Stimme leise wird in alten Tagen und sich bücken alle Töchter des Gesangs, wisset ihr nicht, daß es noch ein anderes „Singen und Spielen giebt (Eph. 5, 19.) in unserm Herzen?" Und wo und wann lernt man das zuerst?

Aus diesen Exempeln geht klar hervor, daß fromme Schulmeister und Pastoren unsre Lehrer, Führer und Erzieher sind an Gottes Statt.

Den Eltern wurde ferner nachgerühmt, daß sie Nothhelfer seien, also Diener und Boten Gottes, der ein Erlöser heißt. Werden wir das von den rechten Lehrern auch sagen können? —

Sehet zuerst ein Beispiel von der Hülfe in leiblicher Noth! In der ersten Zeit der christlichen Kirche von Judäa, als der römische Kaiser Claudius regierte, war eine große Theurung ausgebrochen. Damals war es der treue Lehrer Paulus, welcher eine Collecte in Asien und Griechenland ausschrieb und veranstaltete (2 Cor. 8, 9.) und diese Handreichung (Apostg. 11, 28—30.) mit der Hülfe des Barnabas den Aeltesten zu Jerusalem überbrachte (Apostg. 12, 25.). O welche Freude erwuchs aus dieser Saat! In ähnlicher Weise begiebt sich das noch bis auf den heutigen Tag. Wir lesen gar manchmal in den Zeitungen eine „Bitte an Menschenfreunde!" für die Bewohner eines abgebrannten Dorfs, für Familien, welche durch Ueberschwemmung oder Hagelschlag verarmt sind: von wem pflegen solche Anzeigen in der Regel gemacht und unterschrieben zu werden? Wen suchen auch sonst die Armen und Nothleidenden eines Dorfes zunächst auf, wenn sie Rath und Hülfe bedürfen? Und als wessen Diener und Helfer sind solche Lehrer und Seelsorger dann anzusehen?

Aber die rechte Hülfe schaffen sie erst in innerer Noth. Der Apostel Paulus (1 Cor. 3, 6.) vergleicht einmal zwei Lehrer in der Gemeinde zu Corinth miteinander, von denen der eine gepflanzt, der andere begossen habe, Beide im Dienste des Herrn. In welchem Lebensalter muß wohl das Pflanzen vornehmlich betrieben werden? Und an welchem Orte pflegt dieß zu geschehen? Was wird dann aber wohl in der Schule von dem Lehrer und auch von dem Pastor eingepflanzt? Die heilige Schrift kann noch nicht in ganzen Capiteln gelesen und gelernt werden; aber was hebt man aus der Bibel hervor und giebt es auf? In der heiligen Schrift finden sich neben den Sprüchen auch schöne heilige Lieder, wie die Psalmen, und, im Neuen Testamente, die Lobgesänge des Zacharias und der Maria, und auch diese sind noch zu lang: giebt es aber nicht schöne Lieder und Liederverse, welche nach jenen Vorbildern von frommen Bibelfreunden gedichtet worden sind? Wer sagt mir einen Spruch zur Adventszeit und einen Liedervers dazu? Wer thut dasselbe aus der Weihnachtszeit? Und wer aus der Fastenzeit? Wer weiß einen Osterspruch und ein Osterlied? Wer kann dergleichen auffagen zum Gedächtniß der Pfingsten? Wer vom Bußtage? Wer vom Dankfeste? Wer zur Erinnerung an die Reformation? und an das Todtenfest? Sind wir vielleicht auch im Stande, Lieder zu beten des Morgens, des Mittags und des Abends? So viel nun solcher Sprüche und Lieder in euch haften, so viel ist an euch gepflanzt worden; und wem habt ihr das zu danken? Und diejenigen unter Euch, welche den Pfarrunterricht genießen, werden eingedenk sein der Mühe, welche auch der Seelsorger anwendet, um solche Pflanzungen zu Stande zu bringen. Wann beginnt nun eigentlich erst die Zeit des Begießens? Und an welchem Orte? Und wenn das recht treulich geschieht in Gottesdienst und Predigt: o dann keimen die Körnlein und sprossen und grünen der Ernte entgegen. In welchem Falle würde aber das Begießen eines Beetes ganz fruchtlos sein? Darum müssen sich die Lehrer, welche pflanzen, und die anderen, welche begießen, immerfort die Hände reichen. Meint ihr aber nicht auch, daß es eine Zeit im Jahre gebe, wo man das Begießen ganz einzustellen hat? Und welche Zeit meinen wir damit? Welcher Abschnitt unsres Lebens ist nun wohl dem Winter zu vergleichen? Wenn ich nun zu einem alten, müden Greise, oder zu einem hochbejahrten Mütterlein gerufen würde, sie zu trösten in ihrer Noth, und ich wollte ein Lied mit ihnen singen, oder eine Predigt vor ihnen halten: was würde ich bald an ihnen bemerken? Also mit dem Begießen wäre es dann vorüber. Vielleicht aber würde mir's gelingen, wenn ich pflanzte, d. i. Sprüche und Lieder aufgäbe zum Auswendiglernen, wie einst in der Schule: meinst du, daß davon etwas zu hoffen sei? Aber wenn meine lieben alten Leute in jungen Jahren schon eine reiche Einpflanzung bekommen hatten, und die Lieder und Sprüche hingen

wie Glocken in ihren Herzen: was dürfte ich nur thun? Und wenn ich mich auf's Anrühren solcher Glöcklein verstände und wüßte bei dem Traurigen, bei dem Nothleidenden, bei dem Bußfertigen, bei dem Kranken, bei dem Sterbenden von jeden Liedern und Sprüchen etwas Bekanntes anzufangen: was würde ich dann an den Lippen dieser alten Leute bemerken? was würde ihnen in die Augen treten? Und wenn sie mir nun freudig Dank sagten dafür, daß ihnen durch mich Trost und Erquickung zu Theil geworden sei: wäre ich denn der Einzige und der Vornehmste, dem jener Dank gebührte? Wer wäre vielmehr als der eigentliche Nothhelfer zu preisen? Daher ist dann auch nach solcher Danksagung meine gewöhnliche Frage: Zu wem seid ihr denn in die Schule gegangen? Erkennt daraus abermals, wie wir Alle Ursache haben, bei dem vierten Gebote an unsre Lehrer zu denken und ihnen die Stelle mit einzuräumen, wo Vater und Mutter stehen, nämlich an Gottes Statt.

Darum stehet auch geschrieben (Daniel 12, 3.): „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Noch Eins ist von den Lehrern anzuführen. In dem alten heidnischen Griechenland sollen vor Zeiten sieben weise Männer gelebt und gewirkt haben, welche das Siebengestirn genannt werden. Von dem Einen dieser Gelehrten wird folgende Geschichte erzählt. Er befand sich mit vielen andern Reisenden während eines Seesturms auf dem Schiffe. Als das Schiff ein Leck bekommen hatte und zu sinken begann, gebot der Schiffshauptmann, jeder Reisende solle sein Gepäck zur Stelle schaffen und dasselbe über Bord werfen, um dem Fahrzeuge die Last zu erleichtern. So that denn ein Jeder, wiewohl mit schwerem Herzen, was gefordert wurde. Der Mann aber, von dem wir erzählen, blieb unbeweglich auf seiner Stelle stehen, und als man ihn bedrohte, zu eilen und das Seinige ebenfalls den Wellen zu opfern, sagte er ganz ruhig: „Alles das Meinige trage ich bei mir!“ Er trug also einen Schatz bei sich, zu welchem er weder Beutel, noch Fässer, noch Kisten nöthig hatte; und wo war dieser aufgehoben? Und wenn nun das Schiff scheiterte, die Mannschaft aber an das Land gebracht wurde und einer Fischerfamilie, welche ihnen zur Rettung geholfen, ihr Unglück erzählte, sprechend: Wir haben Alles verloren! was konnte jener ledige Mann sagen? Und wenn in derselben Nacht in der Fischerhütte ein Feuer ausgebrochen wäre, oder eine Räuberhorde einen Ueberfall gemacht hätte: wer würde abermals all das Seinige behalten haben? Derselbe, als es ihm an Zehrgeld gebrach, fragte seinen Herbergsvater, ob nicht Jemand in der Nähe wohne, welcher Kinder zu ihm in den Unterricht schicken möge? Dazu fand sich nun bald Gelegenheit, und der Weise nährte sich von seinem Schatze. — Wenn wir aus unserm Beutel im Gasthofe zehren müssen, so wird der

Vorrath täglich kleiner; so oft aber jener gelehrte Mann aus seinem Vorrathe den Schülern etwas ausgetheilt hatte: welche Bemerkung wird er gemacht haben? Er war also in der That Besitzer eines Reichthums, der nicht verloren gehen, ja von dem nicht einmal etwas verbraucht werden konnte. Aber während er selbst nichts verlor und nichts verbrauchte, theilte er doch täglich aus unter Viele. Und was trugen diese Vielen aus seiner Mittheilung davon? Sie nannten das einen Segen, — und mit Recht; wer war aber der Urquell und Spender dieses Segens? Und wenn du, mein Kind, aus deiner Schule eine Fülle von Trostsprüchen, ein Herz voll Glauben, einen Eifer für das Rechte und Gute, einen hellen Geist und eine geschickte Hand mit hinausbrächtest in das Leben: was würdest du zu diesen Vorräthen auch nicht brauchen? Wo würden sie ihre Aufbewahrung finden können? Und wenn eine Theurung in's Land käme, oder Kriegsläufte, oder Krankheiten, oder Feuersbrünste: was würdest du immer sagen können? Und wem hättest du diesen unverlierbaren Reichthum zu danken? — Als David einstmals (Ps. 21, 4.) an die reichen Gaben gedachte, welche Gott auf den Stand eines Königs auszugießen pflegt, sprach er: „Du überschüttest ihn mit gutem Segen!" Zu wem wird nun wohl das Herz eines dankbaren Schülers sich hinkehren, wenn er sich seines Reichthums bewußt wird? Und wie wird dann seine Dankbezeigung lauten dürfen? Und welchen Namen verdient sonach ein frommer, würdiger Lehrer und Seelsorger, nicht weniger als Vater und Mutter?

So sind wir ja nun zu der Erkenntniß gekommen, daß die Männer des Lehramtes ebenfalls Stellvertreter Gottes für uns sind, indem wir sie als Urheber, Erhalter und Beschützer unsres Lebens, als Lehrer, Führer und Erzieher unsrer Seele, und endlich als Nothhelfer und Segensspender zu betrachten haben.

Als einstmals (Apostg. 9.) der Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus von Christo ergriffen worden war, that er die wichtige Frage: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Das Wort Gottes hat uns jetzt ebenfalls angefaßt, geliebte Kinder, und vorgehalten, was die Lehrer an uns thun; so wollen wir auch die Paulusfrage nicht vergessen: Was willst du, daß wir thun sollen?

Wir dürfen uns nur recht lebhaft erinnern an das Thun der Lehrer, so werden wir erfahren, was der Herr von uns haben will, daß wir an ihnen thun! —

Wir haben erkannt, daß sie wecken unser geistiges und geistliches Leben. Man weckt aber denjenigen, der da schlummert, in dessen Seele die Thüren nach außen geschlossen sind: was hat nun der Schlummernde zu thun, wenn der Wecker anklopft? Man nennt ihn mit Namen: was öffnet er alsbald? Man tritt mit dem Lichte an sein Lager: was geschieht seinerseits? Man

grüßt ihn zum guten Morgen; und was thut er? — Liebe Kinder, so soll es zwischen den Schülern und dem Lehrer sein. Wenn er unter euch steht und vor euch seinen Mund aufthut: was müßt ihr aufschließen vor ihm? Wenn euch sein Auge sucht: wohin muß das eurige gerichtet sein? Und wenn eure Gedanken zerstreut umhergehen, was muß mit diesen irrenden Gedanken geschehen? Darum vermahnet der Herr schon zu den Zeiten des alten Bundes (Ps. 78, 1.): „Höre, mein Volk, mein Gesetz; neiget eure Ohren zu der Rede meines Mundes!" Darum spricht Jesus zu seinen Zeitgenossen: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" (Matth. 11, 15.). Sein letztes Lied fing einst Moses mit den Worten an: „Merket auf, ihr Himmel, ich will reden, und die Erde höre die Rede meines Mundes!" (5 Mos. 32, 1.). Dieser Anruf bringt uns in Erinnerung, wie man ein Kind nennt, welches alle Sinne und Gedanken vor dem Lehrer aufschließt und zusammennimmt. Wie lautet daher auch die erste Forderung, die ein rechter Lehrer an jedes der Kinder macht? Und wodurch kann man ihn am schmerzlichsten verwunden und erzürnen? Darum vergiß es nicht: der Lehrer weckt deinen inwendigen Menschen; du bist ihm schuldig, aufmerksam zu sein, wie Maria, als sie zu Jesu Füßen saß.

Derselbe Lehrer speiset und nähret aber auch das Leben der Kinder. Wenn der Leib und das irdische Leben gespeist worden sind, dann hebt in dem Magen eine Arbeit an, die Nahrung in Saft und Blut zu verwandeln, und diese Arbeit steht in einem gesunden Menschen nicht still, bis die Aufgabe gelöst ist. Der Lehrer und Seelsorger bringt auch eine Nahrung, welche verarbeitet werden muß: in welchem Theile des unterrichteten Menschen beginnt dann die Arbeit? Und welche Eigenschaft legen wir einem Arbeiter bei, der nicht rastet, bis seine Aufgabe vollendet ist? Wodurch also würde ein frommer Schüler die Mühen seines treuen Lehrers zu vergelten haben?

Wenn ferner der Lehrer unterweist, führt und erzieht, so geht er in allen diesen Fällen voran; und was liegt dann dem Jünger ob? Matthäus selbst erzählt uns aus seinem Leben (Matth. 9, 9.): „Und da Jesus von dannen ging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus, und sprach zu ihm: Folge mir! Und er stand auf und folgte ihm." Der treue Lehrer Paulus schrieb aus dem Gefängniß zu Rom an seine Schüler zu Philippi (Phil. 3, 17.): „Folget mir, liebe Brüder, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habet zum Vorbilde." — Und Allen, welche Lehrer haben, schreibt das Wort Gottes vor (Ebr. 13, 17.): „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut."

Also lautet mithin das Gebot Gottes an alle Schüler und Jünger: Ihr sollt denen, die an euch arbeiten, Aufmerksamkeit, Fleiß und Folgsamkeit beweisen.

Weiter, denket daran, in welchem Sinne ein Lehrer vor Alters sagen konnte, er bringe es durch seine Lehre dahin, daß nicht ein Stein auf dem andern sitze. Der Stein ist hart: was thut aber der Lehrer an dem Herzen seines Schülers? Der Stein ist kalt: was bewirkt aber die Bildung an dem Gefühl des Kindes? Also ein weiches Herz, ein warmes Gefühl, oder kurz, Liebe für das Gute ist die Frucht eines treuen Unterrichts. Nun wird aber ein Ofen nicht wärmen können, es sei denn, daß er Feuer in sich habe, und wenn nun einem Lehrer nachgerühmt wird, er habe Herzen erwärmt und erweicht, daß sie Liebe für das Gute in sich empfinden: welches Urtheil muß dann über die Gesinnung und das Herz des Lehrers selber ausgesprochen werden? — Wer aber so gesinnet ist, dem bleibet auch lebenslang die Achtung und Liebe seiner Schüler gewiß. So schreibt Paulus (1 Thessal. 5, 12. 13.): „Wir bitten euch aber, liebe Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn. Habt sie desto lieber um ihres Werkes willen und seid friedsam mit ihnen!" Solche in Liebe verbundenen Herzen kamen einst auf der Insel Milet zusammen. Der Apostel Paulus nämlich hatte, als sein Schiff auf dieser Insel gelandet war, von da hinüber an das feste Land von Asien, nach Ephesus, eine Botschaft abgeschickt und die Aeltesten der dortigen Christengemeinde herüberholen lassen, um sie noch einmal zu sehen; denn er war auf dem Wege nach Jerusalem und es ahnete ihm Schlimmes von dieser Reise. Nachdem er nun diesen Aeltesten sein Herz ausgeschüttet hatte — (Apostg. 20, 36. 37.) „da kniete er nieder und betete mit ihnen Allen. Es ward aber viel Weinens unter ihnen Allen, und fielen Paulo um den Hals, und küßten ihn!"

Endlich haben wir in unsern Lehrern und Seelsorgern auch rechte Nothhelfer und Segensspender kennen gelernt. Wie dürften wir vergessen das Wort des Herrn (1 Thessal. 5, 18.): „Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch!" und die Ermahnung (Gal. 6, 6.): „Der aber unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet!" Das widerfuhr auch einst dem Propheten Elisa von jener reichen Frau zu Sunem, welche ihn bei der Durchreise oft an ihrem Tische als Gast gehabt und an seinen Worten sich erquickt hatte. Und das Weib sprach zu ihrem Manne (2 Kön. 4, 9. 10.): „Siehe, ich merke, daß dieser Mann Gottes heilig ist, der immerdar hier durchgehet. Laß uns ihm eine kleine bretterne Kammer oben machen, und ein Bette, Tisch, Stuhl und Leuchter hineinsetzen, auf daß, wenn er zu uns kommt, er dahin sich thue!" — Auch Jesus sah

sich bis unter das Kreuz geleitet von dankbaren Frauen, die „ihm Handreichung thaten mit ihrer Habe“ (Luc. 8, 2. 3.), weil er sie von Leiden befreit hatte und ihr Führer auf dem Wege des Heils geworden war.

So gehet nun hin, und thuet desgleichen!

§. 13.

C. Du sollst ein frommer und treuer Bürger sein.

Vorlesung aus Röm. 13.

„Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes: so wirst du Lob von derselben haben. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Thust du aber Böses, so fürchte dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. So seid nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Derhalben müsset ihr auch Schoß geben; denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid. Schoß, dem der Schoß gebühret, Zoll, dem der Zoll gebühret, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret.“

Gesang.

Beschirm' die Polizeien, Bau' unsres Fürsten Thron, Daß er und wir gedeihen. Schmück', als mit einer Kron', Die Alten mit Verstand; Mit Frömmigkeit die Jugend, Mit Gottesfurcht und Tugend Das Volk im ganzen Land!

Gebet.

Du hast uns selbst geboten, lieber Herr und Gott, wir sollen Bitte, Gebet und Danksagung thun für alle Menschen, für die Könige und alle Obrigkeit, auf daß wir unter ihnen ein stilles, geruhiges Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. So bitten wir Dich auch von Herzen, gieb unserm Könige, Deinem Gesalbten, durch Deinen heiligen Geist königliche Gedanken, gerechte Werke und einen starken Arm! Weigere ihm nicht, was sein Mund bittet! Er freue sich in Deiner Kraft, und sei sehr fröhlich über Deiner Hülfe! Und denen Du ein Amt gegeben hast, zu wachen, zu regieren, zu richten über uns in Deinem Namen, denen fülle das Herz mit Deiner Furcht, die erquicke

und bedecke als Sonne und Schild; um die sammle uns zu einem Volke, das wacker, treu und gehorsam sei, wie Dir gefällig ist. Amen.

Du erinnerst dich wohl noch mit mir daran, daß wir beim Anfange der Auslegung des vierten Gebots als den Willen Gottes erkannt haben: Die Ordnungen und Verbindungen, in welche der Herr, dein Gott, dich in der menschlichen Gesellschaft gesetzt hat, sollen dir heilig sein, und dem Oberhaupte und den Gesetzen hast du treuen Gehorsam und aufrichtige Ehrerbietung zu erweisen!

In dieser Vorschrift, welche wir bereits auf Vater, Mutter und Lehrer angewendet haben, ist die Rede von der menschlichen Gesellschaft. Könnte ein Mensch auch wohl aufwachsen und leben ganz allein und ohne ein Glied zu sein von der menschlichen Gesellschaft? Man hat Beispiele, daß neugeborene Kinder ausgesetzt worden sind in den Wald, oder in die Einöde; daß ihnen Thiere ihre Milch gereicht und sich zu ihren Beschützern aufgeworfen haben: wißt ihr einen Fall dieser Art aus der römischen Geschichte von Zwillingen zu erzählen? Auch in Deutschland ist es hier und da einmal vorgekommen, daß man solche Menschen schon erwachsen im Walde gefunden hat: wie müssen wir uns die Gestalt und das Wesen dieser unglücklichen Findlinge vorstellen? Welches Vermögen wird ihnen gänzlich fehlen? An welche Nahrung werden sie sich gewöhnt haben? Mit welchen Geschöpfen werden sie nach Art und Natur jetzt die meiste Aehnlichkeit an sich tragen? Und zu welcher Klasse wird man sie nun gar nicht mehr zählen dürfen? Wenn daher ein Kind Mensch bleiben und zum Menschen je mehr und mehr heranwachsen soll: wo muß es dann seinen Aufenthalt haben, seine Pflege finden und Hülfe empfangen? Und diese Pflege und Hülfe können ihm nicht einzelne, allein stehende Menschen vollständig gewähren, sondern Viele in einer Verbindung untereinander. Wir werden für eine solche Verbindung den Namen leicht finden können. Wo Viele zusammentreten, um für die Armen zu sorgen, da entsteht ein Helferverein. Wo Viele sich verbinden, im Singen sich zu üben, da bildet sich ein Gesangverein. Wo viele Menschen ein Ganzes ausmachen, in welchem jedes Glied als Mensch sich entwickeln kann, da dürfen wir sagen, es bestehe daselbst ein Menschenverein. Wir würden sehr armselige Geschöpfe sein, wenn wir einem solchen Vereine nicht angehört hätten von Jugend auf.

Aber es giebt Menschen, welche, obschon sie in Schaaren zusammen leben, doch nicht recht dazu gelangen, sich vollständig auszubilden. Noch jetzt findet man in großen Strecken von Asien Wanderhirten oder Nomaden, welche, wenn ihre Heerden eine Steppe abgeweidet haben, dann aufbrechen und eine andere suchen, und eben darum nicht in Häusern, sondern in Zelten woh-

nen. Man findet Andere, welche nicht einmal mit einer Heerde wandern, sondern nur mit Weibern und Kindern ein vagabondirendes Leben führen, nicht bloß von einem Ort zum andern, sondern sogar von einem Erdtheil zum andern ziehen, in Wäldern und Höhlen hausen und dem Ismael gleichen, von welchem der Engel des Herrn voraussagt: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn; und wird gegen allen seinen Brüdern wohnen!" (1 Mos. 16, 12.) Solche Leute sind z. B. die Zigeuner. Wenn einem Kinde, dessen Eltern im Walde in einem Försterhause gewohnt, plötzlich Vater, Mutter, Brüder und Schwestern gestorben wären: werden wir es, um ihm menschliche Bildung zu verschaffen, unter Nomaden oder Zigeuner thun? Oder wenn solche Zigeuner dasselbe geraubt hätten, und es gelänge der Obrigkeit erst nach drei Jahren, dasselbe Kind wiederzufinden: was für ein Wesen würde man in demselben antreffen? Woran liegt es nun, daß solche Leute, obwohl sie im Verein mit Andern leben, nicht aus der Wildheit und Rohheit herauskommen? Wo nehmen sie ihr Lager und wohin ihre Zuflucht? Wem gleichen sie darin? Wie gelangen sie zu Speise und Trank? Und welchen Geschöpfen thun sie es auch hierin nach? Wenn das anders und besser werden sollte: welchem Leben müßten diese Leute entsagen? Und wo müßten sie sich eine Wohnung bereiten? Und woraus ihren Unterhalt gewinnen? Wo aber viele Menschen im Verein feste Wohnsitze einnehmen und das Feld bebauen, da muß auch Jeder gewiß sein, daß er behalten werde, was er gebaut und gepflanzt hat, und nicht ein Anderer komme, der es besitzen wolle: was muß also, wo Menschen in dieser Gemeinschaft beieinander leben, zwischen den Feldern gezogen werden? Und zwischen den Höfen, und zwischen ganzen Ländergebieten? So entsteht also ein Menschenverein, der feste Wohnsitze hat und in gewisse Grenzen eingeschlossen ist. Da wird es sich schon besser leben, da wird auch ein Menschenkind zu menschlicher Ausbildung gelangen können. Denkt aber der Sache noch weiter nach. Die Lappländer wohnen zusammen, und die Hütten, welche sie in die Erde gemacht haben, bleiben auch ihr eigen. Aber jeder lappländische Hausvater, wenn er etliche Rennthiere besitzt, sorgt für alle seine Bedürfnisse ganz allein. Er bauet seine Schlitten, er ist für sich und seine Kinder Schuster und Schneider, Schlächter und Bäcker: was meinst du, wie wird es da mit den Stiefeln aussehen und mit den Röcken, mit den Stuben und Kammern, mit den Hausgeräthen und Instrumenten? Möchtest du nun wohl in einem solchen Lande wohnen, wo Alles so unvollkommen bleibt, wie es vor hundert Jahren gewesen ist, und wo Niemand Zeit und Kraft hat, ein einzelnes Geschäft recht gut zu machen und damit Andern nützlich zu sein? Wie würdest du es nun lieber einrichten? Also in dem Menschenvereine, wie du ihn wünschest, würde ein großer Theil der

Bewohner immer den Boden besäen, das Feld bebauen, die Ernten sammeln — und wie würden wir den Stand dieser Leute nennen? Aber unser Bauernstand soll nun nicht Alles, was er bedarf: Sensen und Pflugschaare, Wagen und Sättel, Mühlräder und Backöfen u. s. w. selber machen, sondern es sollen ihm Andere an diese Werke Hand anlegen; es soll Sattler, Schmiede, Schuhmacher, Schneider, Müller und Bäcker geben: welchen Namen wird man dem Stande dieser Leute beilegen? Nicht Alles aber, was Menschen zum Leben und Wohlsein brauchen, ist an einem Orte zusammen zu haben. Die Kohlen, welche der Schmied braucht, müssen zu Schiffe herbeigeschafft werden, das Pech für den Schuhmacher wird in großer Entfernung im Walde bereitet; die Mühlsteine des Müllers werden meistentheils am Rhein zugerichtet: kann wohl jeder dieser Handwerker hingehen, um sich zu holen und herbeizufahren, was er braucht? Du meinst: er dürfe ja nur in die nächste Stadt gehen, da fände er Leute, welche Kohlenstrecken haben, Pech auf ihren Magazinhäusern lagern, Mühlsteine zum Verkauf stellen u. s. w. Und das ist richtig. Welchem Stande gehören nun aber diese Glieder des Menschenvereines an? Seht, so giebt es einen Bauernstand, einen Handwerkerstand, einen Handelsstand unter uns. Man pflegt diesen Theil der Menschen den Nährstand zu nennen; und warum? Wir haben nun vorhin gesagt, wenn es nicht solche besondere Stände gäbe, so würde auch die Arbeit nie besser, nie vollkommener werden; und was würde denn auch von den Menschen zu erwarten sein? Wenn aber ein Mensch vollkommener werden soll, da muß er lernen; und wo Jemand lernt, da muß ein Anderer dasein, von dem er lernt, und wie heißt dieser? Könnte nun vielleicht jeder Handwerksmeister es übernehmen, seine Lehrlinge das Lesen und Schreiben, das Zeichnen und Rechnen zu lehren? Sirach sagt: Wer lehren soll, der kann keiner anderen Arbeit warten: sollte es hiernach nicht noch einen Stand geben müssen, dem dieses Lehren aufzutragen wäre? Und wie würden wir diesen Stand nennen? Einen solchen Lehrstand finden wir nun an vielen Orten beschäftigt. Wie heißt er, wenn er in der Schule unterweist? Wie, wenn er in den Städten zu Rathe sitzt und die Bürger zur Ordnung anhält? Wie, wenn er den Kranken Bescheid giebt, was sie einnehmen sollen? Wie, wenn er in den Gerichtshöfen urtheilt, was Rechtens ist? Und wie endlich, wenn er die Leute unterweist, wie man nach Christo einen frommen, geistlichen Wandel führen soll? Sehet, so tritt also zum Nährstande **der Lehrstand** hinzu. Was soll nun aber geschehen, wenn verbrecherische Menschen sich zusammen rotten, Feuer anzünden und plündern? Was soll geschehen, wenn ein feindliches Heer über unsere Grenzen hereinbricht, unsere Städte belagert und unsere Dörfer zerstört? Gewiß werden wir dann Alle zu den Waffen greifen und uns wehren müssen; aber werden die Bauern, die

Handwerker, die Kaufleute und die Gelehrten auch gleich beisammen sein, und rechte Waffen haben, und die Waffen sicher gebrauchen können? Was für Leute müßten also wohl schon vorhanden und tüchtig sein, sich zu wehren, ehe noch der Einbruch geschieht? Und wie würde nun dieser Stand zu nennen sein? Seht da, wie vielerlei Stände in einem solchen Menschenvereine sich bilden! Wenn nun irgendwo — in einem Schranke, in einem Kleiderschichte, in einer Werkstätte ein Vielerlei von Dingen sich beisammen findet: wozu hält die Mutter ihre Töchter, der Meister seine Gesellen und Lehrlinge an? Und wenn dieser Mahnung Folge geleistet ist, dann pflegt man zu sagen, es sei Alles geordnet. Was wird nun auch wohl in einem Menschenvereine, welcher feste Wohnsitze hat und innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen ist, gemacht und erhalten werden müssen? Und wie nennt man wohl geltende Bestimmungen der Ordnung, wonach sich ein jedes Mitglied eines Menschenvereins zu richten hat? Wenn aber solche Gesetze vorhanden sind: kann man dann ruhig sein und denken, es werde schon ein Jeder das Gesetz in Acht nehmen, welches ihm gegeben ist? Welche Erfahrungen kommen schon unter den Kindern vor, wenn sie auch nur ein Spiel treiben, welches nach Regeln oder Gesetzen sich zu richten hat? Und wenn eine solche Uebertretung des Gesetzes erfolgt ist: wird dann wohl die Entscheidung darüber, wer im Rechte sei, und wer im Unrecht, unter den Kindern ausgemacht werden? Zu wem gehen sie, sich einen Ausspruch zu holen? Darum werden eben die Eltern und Lehrer im Katechismus Herren genannt. Giebt es nun auch in jedem großen Menschenvereine Herren, welche die Gesetze verwalten und überwachen? Und wie nennt man sie, weil wir unter ihnen stehen, und sie über uns? Solche Obrigkeiten befinden sich nun in jedem Dorfe: in wessen Namen verwalten nun diese Obrigkeiten das Gesetz und Recht? Und wenn diese Obrigkeiten eines starken Armes Gewalt brauchen, um zu zwingen und zu strafen: wer leiht ihnen diese Gewalt? So muß auch über der Obrigkeit noch ein Oberhaupt bestellt sein; und wie heißt bei uns dieses Oberhaupt? Aufdaß also ein Menschenverein geordnet sei: was bedürfen wir? Es müssen Gesetze dasein, und Herren und Obrigkeiten, welche die Gesetze verwalten, und ein Oberhaupt oder König, welcher die Gesetze vollstreckt. Vielleicht können wir dies noch etwas kürzer sagen. Wenn ein gelehrter Mann eine Fülle von Gedanken zusammengeordnet, die Gedanken in Sätze gebracht, die Sätze unter Abschnitte vertheilt, aus vielen Abschnitten mehrere Artikel gemacht, und diese Artikel wieder in eine Anzahl Hauptstücke verbunden und daraus ein Buch zur Herausgabe gefertigt hat, so nennt man ihn den Verfasser des Buchs, so sagt man, er habe das Buch verfasset, oder er habe dem Buche eine Verfassung gegeben. Was ist hiernach auch einem Menschenvereine gegeben

worden, in welchem Gesetze, Obrigkeiten und ein Königsamt ihr Bestehen haben? —

So haben wir jetzt eine ziemlich deutliche Vorstellung bekommen von einer dritten, höchst wichtigen Verbindung, in welche uns Gott in der menschlichen Gesellschaft gesetzt hat. Wir können sie nun bezeichnen als einen Menschenverein, welcher feste Wohnsitze hat, innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen und durch eine Verfassung geordnet ist. Wer sagt mir nun, welchen Namen ein solcher Verein führt? Ein solcher Staat ist es nun, in welchem wir leben. Wie nennt man den Theil eines Staates, welchem unsere Väter schon angehört haben, in welchen durch lange Gewohnheit unser Leben eingewurzelt ist? Und wie heißt der Theil des Vaterlandes, in welchem unsere Geburtsstätte sich befindet? Sehet Kinder, — Staat, Vaterland, Heimath, das sind Gedanken, bei denen einem frommen Menschen das Herz warm wird; und wer nach langer Abwesenheit in der Fremde die Grenzen seines Staates wieder erreicht, sein Vaterland wieder betritt, in seiner Heimath die Glocke vom Thurme wieder schlagen hört, dem wird es zu Muthe, als spräche Gottes Stimme zu ihm: „Der Ort, da deine Füße stehen, ist ein heiliges Land!“

Aber ist das auch wirklich so, oder ist eine Einbildung dabei, wenn ich sage: In meinem Staate ist für mich ein heiliges Land? Lasset uns dem noch weiter nachdenken!

Der Staat ist ein Menschenverein, welcher feste Wohnsitze hat und in gewisse Grenzen eingeschlossen ist: wer hat denn aber „Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit wir wohnen sollen?“ (Apostg. 17, 26.) Wenn also ein Mensch über die Berge und Thäler und Ströme im Geiste hinschaut, welche sein Vaterland einschließen, und mit Petrus auf dem Berge der Verklärung rufen möchte (Matth. 17, 4.): „Herr, hier ist gut sein! hier laßt uns Hütten bauen!“ — wer hat ihm denn das schöne Loos zum Erbtheil gegeben? Es ist ja der Gott, der allein sagen kann (2 Mos. 19, 5.): „Die ganze Erde ist mein!“ der daher auch zu jedem seiner Kinder spricht: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ (Ps. 37, 3.)

Der Staat ist ferner ein geordneter Menschenverein. Die Grundlage aller Ordnung ist aber das Gesetz, und das Gesetz spricht den Willen aus, den wir erfüllen sollen. Wessen Wille soll denn aber geschehen, wie im Himmel, also auch auf Erden? Auf wessen Geboten muß also jede dauernde Gesetzgebung unter den Menschen aufgebaut sein? Darum spricht der Herr (Jes. 51, 4.): „Merke auf, mein Volk; höret mich, meine Leute; denn von mir wird ein Gesetz ausgehen, und mein Recht will ich zum Licht der Völker stellen!“ Wenn mir also das Gesetz meines Landes vorgehalten wird: welches andere Gesetz leuchtet mir aus demselben entgegen? Und wenn das Volk Gottes am Sinai mit einem

Munde gelobte: Alles, was der Herr gesagt hat, das wollen wir thun! worauf wird ein frommer Christ dieses Gelübde auch zu beziehen haben? Und wenn Paulus an die Römer schreibt (Röm. 7, 12.): „Das Gesetz ist je heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut" — welches Gefühl muß unser Herz durchdringen, auch wenn das bürgerliche Gesetz uns gegenüber tritt?

Zur Ordnung im Staate sind nächst dem Gesetz auch Obrigkeiten bestellt, welche über das Gesetz wachen, nach dem Gesetz Gericht und Gerechtigkeit handhaben (1 Chron. 19, 14.), und Land und Leute regieren sollen.

Was werden wir aber daraus abnehmen, wenn das Wort Gottes uns sagt (Ps. 127, 1.): „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst?" Wenn mithin die Obrigkeit nicht umsonst wachen soll: an wessen Seite und in wessen Namen muß sie ihren Posten verwalten? — Und wenn es heißt Ps. 9, 17.: „So erkennet man, daß der Herr Recht schaffet": als wessen Dienerin erscheint dann die Obrigkeit, welche das Recht handhabt? Und wenn der König Salomo die Weisheit Gottes (Sprüchw. 8, 15.) also reden läßt: „Durch mich regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht!" und Ps. 67, 5. von Gott gesagt wird: „Du regierest die Leute auf Erden!" als wessen Gesalbte und Amtleute sind christliche Obrigkeiten anzusehen?

In wem ist nun die höchste Spitze aller Ordnung im Staate? Was mußte aber der König Nebukadnezar durch einen Traum und die Auslegung des jungen Daniel erfahren? Merkt euch die Worte (Dan. 4, 22.): „Daß du erkennest, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche, und giebt sie, wem er will." Und behaltet Daniels Loblied, das er dem Herrn gesungen (Dan. 2, 21.): „Er setzet Könige ab, und setzet Könige ein!"

Ist das so: von wem haben Könige und Beamte ihre Gewalt empfangen? Woran erinnerte daher auch Jesus den Landpfleger Pilatus (Joh. 19, 11.), als dieser sich auf seine Macht berief? Welche Personen sind also in der dritten Reihe, ich meine nächst Eltern und Lehrern, als Stellvertreter Gottes unter uns anzusehen? Jetzt erst werden wir verstehen, mit welchem Rechte Paulus an die Römer schreiben konnte (13, 1 f.): Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung!" Was hier Paulus Gottes Ordnung nennt, das heißt zwar bei Petrus (1 Petr. 2, 13.) „menschliche Ordnung", weil sie auf Menschen übertragen wird; aber es wird ausdrücklich hinzugesagt, es sei eine menschliche Ordnung um des Herrn willen. Und das weiset uns ja eben dahin, denn wer hat denn

den Namen empfangen, daß er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters? (Phil. 2, 11.) Und wohin ist dieser Herr, der Sohn Gottes, gesetzt worden, nachdem ihn der Vater auferwecket hat von den Todten? Die heilige Schrift beantwortet diese Frage (Eph. 1, 20.) und setzt hinzu, daß Christus sei ein Herr (Eph. 1, 21.) „über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und über Alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt."

Unsere dritte Hauptvermahnung aus dem vierten Gebote hieß nun: Du sollst ein frommer und treuer Bürger sein! Von welchem Menschenvereine ist nun der Bürger ein Genosse und Glied? Und warum wird er eben ein Bürger genannt? Als die Menschen sich in kleine und größere Städte zusammen thaten, da bauten sie Mauern und Thürme und zogen mit Hab und Gut und Weib und Kind hinter dieselben: was sollten ihnen diese Gebäude gewähren? Sie nannten daher diese Werke Schutzthürme, oft aber auch, wenn sie hoch, stark und fest waren, Burgen; und warum das wohl? Sie wollten sich dahinter vor dem Feinde bergen; und wie sollten sich nun auch die Ihrigen fühlen? — Und welchen Namen bekamen nun die streitbaren Männer in einer solchen Stadt? Was kann und wird nun aber auch der ganze Staat seinen Bewohnern gewähren, da er als ein Verein von Menschen dasteht, welche in feste Grenzen eingeschlossen sind? Und wie fühlen wir uns insgesammt in der von Gott gestifteten Ordnung? Darum sind wir Bürger und Bürgerinnen. Bedenket, welche Ursache wir haben, recht fromm und treu zu sein!

Nur wenige Bürger in einem Menschenvereine, welcher Staat genannt wird, wohnen hinter Schanzen und Burgen, von denen sie geschützt werden. Und doch fühlen sich Alle geschützt und geborgen, auch wenn sie in offenen Dörfern wohnen: wer sagt mir wodurch? Wie nannten wir denn vor wenig Augenblicken die Linien, welche Gärten von Gärten, Felder von Feldern scheiden? Wie hießen aber die Bestimmungen, welche z. B. festsetzen, daß Niemand über solche Grenzen eigenmächtig hinweg schreiten oder hinweg greifen darf? Worin finden also die Unterthanen eines Staats ihren sichersten Schutz? Laßt uns darüber nachdenken, was Jeder hinter dem Gesetz geschützt und geborgen weiß. Zwei Bauern wohnen nebeneinander, von denen der Eine Groß̧e, der Andere Klein heißt. Große will in Kleins Garten einen Brunnen graben, und hat schon den Spaten eingesetzt. Klein tritt ihm entgegen und sagt zu ihm: Dazu hast du kein Recht! Auf meinem Grund und Boden einen Brunnen anzulegen, dazu habe ich allein das Recht. Wenn Große nicht willig zurückgeht, so ruft Klein die Hülfe der Obrigkeit an; und wozu wird ihm diese verhelfen? Was ist's also, was die Obrigkeit durch das Gesetz schützet? Und schützt sie in seinen Rechten den Einen vor dem Andern? Nach welchem Maße

vielmehr Alle? Wenn wir freilich so unglücklich wären, in einem Menschenvereine zu wohnen, in welchem Freie und Leibeigene zusammen sind, und ein Leibeigener hätte vor seiner Hütte ein Beet mit Blumen bepflanzt, der Herr aber käme und risse die Blumen heraus, um da eine Düngerstätte anzulegen: was würde der arme Sklave nicht sagen können? Oder wenn der Herr ihm die Botschaft brächte: Ich habe soeben dein Weib verschenkt und dein Kind verkauft: worauf könnte der unglückliche Sklave sich abermals nicht berufen? — Hier also finden wir einen Unterschied der Rechte. Der eine Mensch hat wenige oder keine, der andere hat viele und große. Woran mag dies liegen? Man fragt jenen Herrn, wie viel Leute zu seinem Hausstande gehören? Er antwortet: Acht Personen und zwanzig Sklaven. Wozu rechnet er demnach die Sklaven gar nicht? Wie aber nennt er die Freien? Wie wird man also auch die Rechte bezeichnen können, welche bei diesen geschützt werden, bei jenen nicht? Von diesen persönlichen Rechten, welche in unserm Staate, Gottlob! ein Jeder hat, wollen wir nun einige anführen.

Eine Feuersbrunst bricht in der Nacht aus. Ein Holzmacher schläft mit Weib und Kind in einer Kammer, welche im dritten Stockwerk liegt. Er erwacht, als schon die Flammen die Treppe heraufschlagen und am Fenster sich herum schlängeln und auf dem Boden sich ausbreiten. Um der Seinigen und sein Leben zu retten, ergreift der Mann eine Holzart, schlägt von der Wand des Nachbarn etliche Fächer ein, stürzt einen Glasschrank um, welcher in dem Nachbarzimmer an dieser Wand lehnt, hebt seine Frau und sein Kind hinüber, folgt selber nach, und kann nun die noch freie Treppe hinunter eilen und ausrufen: Wir sind gerettet? Was ist's, was er gerettet hat? Was meint ihr nun: konnte nicht der Nachbar den Holzmacher bei der Obrigkeit verklagen und anführen: Ich habe ein Recht, daß ich in meiner Stube ruhig wohne; dieses Recht ist mir gekränkt worden — schützet mich nach dem Gesetz!? Du scheinst zu zweifeln. So höre die Antwort, welche der Richter gab: Ja, mein Freund, du hast ein Recht, daß du zwischen deinen vier Wänden sicher wohnest; aber der Andere hat ein Recht, daß er lebe, und daß ihm kein todtes Ding daran hinderlich sei. Und dieses ist das vornehmste persönliche Recht. So hätten wir ein solches Recht also schon gefunden.

Höret weiter! Ein Schiff mit Auswanderern nach Amerika will unter Segel gehen. Das Schiff wird mit Reisenden fast überfüllt und die Päckereien sind sehr schwer unterzubringen. Die Wohlhabenden schaffen große Kisten an Bord; die Armen haben ihr Weniges an Kleidern und Betten in Betttücher eingebunden und fordern, daß für ihre Bündel ihnen Raum gegeben werde. Da entsteht Streit. Ein reicher Mann, welcher auch noch eine große und schwere Kiste voll Waaren zum Verkauf in die Packkammer stellen

will, sieht kein Gelaß mehr, und schreit laut: Ich habe ein ansehnliches Fahrgeld bezahlt, und will, wenn's sein muß, noch mehr bezahlen, aber ich verlange, daß diese Lumpenbündel ausgeworfen werden, denn ich behaupte, mir steht mein Recht zu auf meine Habe. Der Schiffshauptmann antwortete: Mein Herr, auch dem armen Mann, obwohl er Lumpen mit sich einschifft, steht ein Recht zu auf seine Habe. Aber ihre Waarenkiste gehört nicht in das nothwendige Reisegepäck. Wir werden dieselbe diesmal zurückstellen müssen. — War dies ein richtiges Urtheil? Welches zweite persönliche Recht haben wir damit kennen gelernt?

So gehört es also zu den persönlichen Rechten eines Menschen im Staate, daß er lebe und daß er etwas habe. Höret weiter! In einem Dorfe unseres Staates war der Pfarrer gestorben. Das Recht, einen neuen zu wählen und zu berufen, stand den Männern der Gemeinde zu, so viel ihrer ein Haus oder ein Stück Feld besaßen. Die Wahlmänner, an der Zahl dreihundert, waren zusammengekommen; aber man konnte nicht einig werden; denn gerade 150 Eingesessene stimmten für die Wahl eines Mannes von mittleren Jahren und der dem Glauben der Väter treu geblieben war. Und andere 150 begehrten einen jungen Prediger, welcher ihnen versprochen hatte: Unter mir soll es heißen: „Siehe, ich mache Alles neu!" Der Schulze des Orts sollte nun mit seiner Stimme den Ausschlag geben, und war im Begriff dies zu thun, und zwar zu Gunsten des jüngeren Geistlichen, da trat auf der andern Seite ein Bauer auf und sagte: Auf unserer Seite fehlt noch ein Mann, der ganz gewiß kommen wird, wenn ihm nicht ein Unglück zugestoßen ist, und ich verlange, daß man nur einen Augenblick noch warte! Eben erhob sich ein Murmeln in der Versammlung, da kam fast athemlos der Kuhhirt gelaufen. Er hatte die Heerde nicht verlassen dürfen bis zur Ankunft seines Sohnes, der für den Schulzen als Bote nach der Stadt gegangen war. Der Hirt stimmte nun für den älteren Herrn, und die Wahl war entschieden. Aber das erregte unter der andern Partei einen großen Zorn. Ein begüterter Bauer stemmte die Arme in die Seite und schrie: Dabei beruhigen wir uns nicht! die Obrigkeit soll den Ausspruch thun, wer hier gilt, ob wir, die Leute mit Haus und Hof, oder ein Hirt, der ein Haus hat, so groß, wie eine Hundehütte, und der im Winter seine kleinen Jungen nach Brot ausschickt. Was meint ihr: wie wird die Obrigkeit den Streit entschieden haben? Ihr vermuthet das Richtige. Sie sprach aus, daß auch der arme Mann in seiner kleinen Hütte in der Gemeinde etwas gelte.

In einem andern Dorfe wohnte neben einem reichen Hofbesitzer ein stiller Hausvater, welcher recht vor Gott wandelte und seine Kinder in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit erzog. Die Hausfrau stand treulich auf seiner Seite. Der Hofbesitzer hatte die älteste Tochter dieser Familie darauf angeredet, daß sie als Magd

in seine Dienste träte. Das Mädchen hatte geantwortet: Ich muß erst hören, ob es mein Vater erlaubt. Von diesem war Ja gesagt worden, wenn der reiche Nachbar die Zustimmung dazu gäbe, daß die Anna, so hieß die Tochter, an jedem Abend um acht Uhr an des Vaters Hausandacht Theil nähme — so lange nämlich, bis der reiche Hofbesitzer auch eine solche Andachtsstunde würde eingerichtet haben. Man war hierüber einig; aber die Wege der Magd in das Nachbarhaus wurden ihrem nunmehrigen Brotherrn sehr verdrießlich, und das Singen des Abendliedes, welchem manche Vorbeigehende stillstehend zuzuhören pflegten, gereichte ihm zu wahrem Aergerniß. Eines Abends konnte dieser sich nicht länger halten, sondern stürmte in das Stübchen seines Nachbarn und sprach: Das Geplärre muß ein Ende haben! Ich werde es nicht länger geschehen lassen, denn es stört die ganze Gemeinde. Der Hausvater, als er diesen schrecklichen Befehl gehört hatte, sprach mit sanfter Stimme: Lieber Nachbar, antwortet mir doch auf eine Frage! An meinen lutherischen Katechismus ist ein schönes kleines Büchlein angebunden, welches die *Haustafel* genannt wird. In diesem ist den Vätern und Müttern und Kindern, auch den Königen und Unterthanen, allerlei geboten nach dem Worte Gottes. Daselbst finden sich nun auch Gebote, über welchen geschrieben steht: Denen *Hausherren und Hausfrauen*. Meint ihr nun nicht, wenn solche Vorschriften in der Haustafel stehen, daß es auch *Hausherren* geben müsse, und daß diese das Recht haben, *in ihrem Hause frei zu schalten und zu regieren*? Erzürnt rannte der Hofherr von dannen und ließ eine Klage aufsetzen. Wie wird wohl das landräthliche Amt entschieden haben? So, meine Kinder, haben wir erkannt, es gehöre zu den persönlichen Rechten, daß der Mensch *lebe*, daß er etwas *habe*, daß er unter seinen Mitmenschen etwas *gelte*, und daß er *in seinem Hause frei schalte und regiere*, oder *das Hausrecht übe*.

Wir haben schon gefühlt, daß diese Rechte sehr *wichtig* sind. Wir würden sogar sagen müssen, es seien *heilige Rechte*, wenn sich etwa finden sollte, daß Gott selbst durch seine Gebote ihnen Schutz gewährt habe. Ist dem so?

Aus welchem Gebote ergiebt sich, daß die Behütung des menschlichen Lebens als eine heilige Pflicht vorgeschrieben ist? Wie lautet dieses Gebot? Welche Menschen sind für uns die ersten und treuesten Hüter und Pfleger des Lebens, des Leibes und der Seele gewesen, und sind es für die Meisten unter euch noch? Vater und Mutter werden aber Eltern genannt; und wie heißt die Verbindung derselben, in welcher wir geboren worden sind? Wie lautet das Gebot, welches diese unsere Geburtsstätte heiliget und beschützet? Wer kann nun ferner das Gebot anführen und aufsagen, an welches wir erinnert werden durch das persönliche Recht, daß Jeder etwas habe? Und durch welches Gebot ist für die bürgerliche Geltung der Menschen

im Staate gesorgt worden? Und durch welche ist das Hausrecht geheiligt?

Jetzt können wir nun recht vollständig übersehen, wie die Obrigkeit als Stellvertreterin Gottes auf Erden ihr Amt verwaltet, und wie sie daher recht eine göttliche Ordnung ist.

Welches ist das erste persönliche Recht, welches nach Gottes Willen jeder Mensch hat, gleichviel ob er ein Kind oder ein Greis, ein Armer oder ein Reicher sei? — Und wer ist nun berufen, das Leben des Bürgers zu schützen? Zum Leben gehört die Speise und zum gesunden Leben gesunde Speise: wenn nun Brot und Backwaaren in der Stadt verkauft würden, wozu die Bäcker verdorbenes Mehl oder Mehl mit Schwindelkörnern vermischt u. s. w. verwendet hätten, oder wenn unreifes Obst, angefaulte Fische, Fleisch von gefallenen Thieren auf den Markt kämen — welche Folge würde das für die Bewohner haben? Was thut aber in solchen Fällen die Polizei? Welche Ordnung besteht hinsichtlich der giftigen Farbewaaren? Welche hinsichtlich der Gifte in den Apotheken? Worauf wird streng gehalten, wenn Wagen oder Schiffe mit Schießpulver beladen vorüberfahren? Was bezweckt in diesen und unzähligen ähnlichen Fällen die Obsorge der Obrigkeit? Viele Menschen besitzen und verdienen nicht so viel, als sie brauchen, um zu wohnen, sich zu kleiden und satt zu essen, und also ihr Leben zu fristen: welchen Namen führt diese ganze Classe? Ist es nun eigentlich bloß Sache der Obrigkeit, dieser Armen sich anzunehmen? Wem hat Christus die armen Brüder und Schwestern empfohlen? Aber schon in der ersten christlichen Gemeinde sah man ein, daß Aemter geschaffen werden mußten, um die Unterstützung der Armen zu ordnen: welches Geschäft ist daher auch unter uns der christlichen Obrigkeit zugetheilt? Und da sie nun nicht jedem einzelnen Armen ein Zimmer und Heizung schaffen und Speise kochen kann: was für Häuser wird sie anlegen? Welche Anstalt wird sie ferner treffen zur Hülfe, wenn ein armer Durchreisender oder ein armer Einwohner etwa schwer erkrankt? In dem Allen braucht sie Gehülfen, Wärter, Aerzte u. s. w., welche ihr Werk ausrichten als vor Gott, und an wessen Statt muß sie daher sich selbst gestellt wissen, um die rechten Leute zu treffen?

Wenn ein Bewohner unserer Stadt eine weite Reise antritt in ein fernes Land, so betet er zu Gott: Sei du mein Schutz und Schirm! aber was unterläßt er darum doch nicht, bei der Obrigkeit sich zu verschaffen? Und um was ersucht die Obrigkeit, welche einen solchen Paß ausstellt, alle fremden Behörden und Polizeien? Worauf ist es auch bei dieser Maßregel abgesehen? Und welche Anstalten trifft sie, um Verbrecher, welche das Leben der Menschen bedrohen oder beschädigen, zu verfolgen? Und welche, um sie festzuhalten? Und wenn sie einen Erschlagenen im Walde fände, würde sie ihre Thätigkeit einstellen, sobald sie erführe, der Erschla-

gene sei ein blutarmer oder ein schlechter Mensch gewesen? Gewiß nicht; denn sie hält sich vor, was geschrieben steht (5 Mos. 1, 17.): „Keine Person sollt ihr im Gericht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören wie den Großen, und vor Niemandes Person euch scheuen, **denn das Gerichtsamt ist Gottes.**"

Das zweite persönliche Recht des Bürgers ist das Eigenthumsrecht, oder das Recht, daß er etwas habe. Auf wen fällt denn eigentlich die nächste Verpflichtung, das Eigenthum in Acht zu nehmen? Und wenn in einem Hause jedes Glied der Familie ein kleines oder großes Eigenthum besitzt: wer ist von Gott dazu bestellt, für alle diese Besitzer ein Wächter und Hüter zu sein? Wer aber würde genöthigt sein, sich dieser Sache mit anzunehmen, wenn der Hausvater stürbe? Meinst du nun wohl, daß es einer Frau leicht werden würde, ihr und ihrer Kinder Eigenthum zu bewahren? Die Frauen werden also einen Rechtsbeistand haben müssen; und wer übernimmt das an Gottes Statt? Nun sind aber auch vielleicht junge Kinder da, und wenn nun etwa die Mutter auch stürbe: wer soll dann die Augen offen haben, das Vermögen beschützen und für die Sache der Unmündigen sprechen oder ihr Mund sein? Welchen Namen führen solche Beistände und Vertreter? (Gal. 4, 2.) Aber wer bestellt, verpflichtet und überwacht solche Vormünder und nimmt ihnen die Rechnung ab? Wir nennen eine solche Behörde das obervormundschaftliche Gericht. Ueber der Thür von einem solchen Gerichtshofe habe ich wohl einmal den Bibelspruch gelesen (Ps. 68, 6.): „Der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Wittwen: Er ist Gott in seiner heiligen Wohnung!" Woran sollten durch diese Aufschrift die Richter, welche in diesem Gebäude ihre Sitzungen haben, erinnert werden? Und wenn sie nun redlich das Amt Gottes ausrichten: wie dürfen sie dann insgesammt von uns angesehen werden?

Aber nicht bloß Frauen und Kinder bedürfen des Schutzes für ihre Habe. Ein alter Lehrer hatte von seinem Vater zwei Besitzthümer ererbt, ein Grundstück von 12 Morgen Landes, und einen Schuldbrief über 800 Thaler. Von der Pacht für jenes Grundstück und von den Zinsen für dieses Schuld-Capital und von einem kleinen jährlichen Gehalt mußte er mit seinen Kindern leben. Da geschah es aber, daß der Pächter auf einmal erklärte, er könne die Pacht nicht mehr ganz bezahlen, denn das Grundstück halte nicht mehr 12 Morgen; beide Nachbarn hätten von Jahr zu Jahr abgepflügt und die Grenzsteine seien herausgerissen. Und um dieselbe Zeit traf die Schreckensbotschaft ein, daß der Schuldner, welcher eine öffentliche Kasse unter sich hatte, heimlich geflüchtet und nach Amerika entkommen sei. Konnte sich jetzt der von Betrügern umgebene alte Mann selbst helfen und retten? Was wird er aber

thun können? Kann nun aber auch das Kreisgericht oder Landgericht irgendwo finden und irgend woraus beweisen, wo ein Grundstück liegt, welches Maß und welche Grenzen es hat und wer es besitzt? Ein solches Beweisbuch wird das Grundbuch oder Hypothekenbuch genannt: was wird mit Hülfe dieses Buchs der Richter entscheiden können? Und wozu wird er dem alten Manne verhelfen? Vielleicht ist ebenso dem zweiten Betruge zu wehren. Wenn Jemand einen Schuldbrief ausstellt und seinem Darleiher oder Gläubiger ein Pfand dafür geben will, daß er sein Geld wiederbekommen müsse, so sagt er: Ich habe ein Haus, oder einen Garten, oder ein Ackerfeld von gleichem Werth, das will ich dir einlegen. Dies Versprechen wird dann bei der Obrigkeit angemeldet; und wo meinst du wohl wird die Obrigkeit diese Verpfändung anmerken? Und wenn der Andere nicht bezahlt: wem wird das Pfand ausgeliefert werden? Und gesetzt, es wären mehrere Gläubiger da, welchen der Betrüger schuldig geblieben, und Alle wollten nach diesem Pfande greifen: zu welchem wird der Richter sagen: Das erste Recht ist dein!? Nun ist von Gott bezeugt (Ps. 146, 7.): „Er schaffet Recht denen, so Gewalt leiden!" Und wer schaffet nun das unter uns an Gottes Statt?

Aber nicht bloß gegen Betrug soll des Menschen Eigenthum einen Schutz finden. In der heiligen Schrift werden (Sprüchw. 1, 13.) Gottlose angeführt, die eine Räubergesellschaft stiften und sagen: „Wir wollen großes Gut finden; wir wollen unsere Häuser mit Raube füllen; es soll unser Aller ein Beutel sein!" Was thut dagegen die Obrigkeit? Bei nächtlicher Weile gehen Wächter umher in Dörfern und Städten: in wessen Auftrag verwalten diese ihr Amt? Wenn ein Einbruch geschehen und Gut geraubt und versteckt ist, und man hat Verdacht auf irgend einen Menschen: was darf die Obrigkeit in dessen Hause vornehmen? Und wenn sich eine Mitschuld des Bewohners ergiebt: was verfügt die Gerichtsobrigkeit alsbald? Und wenn die weitere Untersuchung zu der Entdeckung führt, daß die Räuber auch Menschen gemordet haben: was für ein Gericht wird nun gehalten werden? Erinnert euch hier der Worte: „Sie trägt das Schwert nicht umsonst!" Hat denn aber ein Mensch Macht, über das Leben seines Mitmenschen einen Spruch zu thun? Die hat er gewiß nicht; aber handelt denn ein ordentlicher Richter in seinem Namen? An jener eben genannten Stelle (Röm. 13, 4.) heißt ja die Obrigkeit schon wieder Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut.

Und nicht bloß gegen Menschengewalt muß ein Schutz des Eigenthums gehandhabt werden. Die Kinder Israel sangen einstmals (Ps. 66, 12.): „Wir sind in Feuer und Wasser gekommen, aber du, Herr, hast uns ausgeführet und erquickt." Diese Elemente können auch unsere Habe in Haus und Feld

zerstören. Was versuchen wir gegen das Feuer? Was bauet und erhöhet man gegen den Strom?. Wer hat aber für Löschmannschaften und Löschrüstungen zu sorgen? Und wem steht es zu, über die Deichordnungen die Aufsicht zu führen? Nun könnt ihr aus den Weissagungen des Jesaias (43, 2.) ersehen, daß Gott der Herr das Versprechen einem frommen Volke gegeben hat: „So du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du in's Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden!" In wessen Dienste erblicken wir daher schon wieder die Obrigkeit bei Feuers- und Wassersnoth? — Doch wir werden ja gern dieses obrigkeitliche Amt noch weiter beschäftigt sehen.

Es gehörte zu den persönlichen Rechten des Bürgers auch das, daß er etwas gilt, oder daß er unter seinen Mitmenschen Ehre hat. Wenn diese Ehre ohne seine Verschuldung ihm geraubt oder befleckt wird durch Beleidigung oder Verläumdung: was wird ein rechter Jünger Jesu thun, statt seinen Beleidiger vor Gericht zu fordern, oder gar ihn wieder zu schelten und wieder zu fluchen? Es könnte aber doch sein, daß er einen Schutz suchen müßte für seine Ehre. Denket euch, welche Folgen würde es haben, wenn gegen einen Lehrer, welcher viele Kinder zu unterrichten und zu erziehen hat, von boshaften Menschen gesagt würde, daß er ein Lügner sei? oder gegen einen Geistlichen, daß er in Unzucht lebe? oder gegen einen Richter, welcher das Vermögen von Unmündigen verwaltet, daß er ein Betrüger sei? oder gegen einen Schulzen, daß er einen Meineid begangen habe? Diese Männer hätten mit der Ehre wirklich etwas verloren, nämlich das Vertrauen unter den Menschen und die Kraft, etwas auszurichten. Können sie nun ihr Vertrauen wieder herstellen, ihr Ansehen wiederbekommen, wenn sie sich mit dem Gegner schlagen durch Worte oder durch Waffen? Bei wem darf aber ein gekränkter und unschuldig beleidigter Mensch Schutz suchen? Und was thut die Obrigkeit, wenn sie von dem Beleidigten aufgerufen wird? Und wenn die Untersuchung ergiebt, daß wirklich eine Ehrenkränkung stattgefunden hat? Ich muß auch hier daran erinnern, daß einmal ein frommer Mann, der viele und große Kränkungen erfahren hatte, zu Gott also gebetet hat (Psalm 43, 1.): „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk, und errette mich von den falschen und bösen Leuten!" Hieraus siehst du also, was wir von Gott erwarten dürfen. Wenn nun ein Gerichtsamtmann einen Unschuldigen nach seinen schwachen Kräften zu schützen und zu erretten sucht: in wessen Namen handelt er da und an wessen Statt? — Ich bin aber der Meinung, daß die Obrigkeit noch ein anderes und sehr wirksames Mittel habe, die Ehre der Bürger recht im Sinne Gottes zu schützen. Wir werden bemerken, daß Menschen, so lange sie noch roh sind und fern von Christo stehen, in gar vielen Dingen eine Ehre suchen,

welche im Grunde gar nicht zur Ehre gereichen. Der Wilde in Amerika ist stolz darauf, wenn er vielen Feinden mit dem Scalpirmesser die Haut vom Schädel abgezogen hat. Der Wilde unter uns Europäern ist stolz darauf, wenn er in vielen Schlägereien obgesiegt, die stärksten Männer niedergeworfen, eine Anzahl seiner Gegner im Zweikampfe erstochen oder erschossen hat. Ja in den untersten Ständen giebt es Wilde, welche sich sogar dessen berühmen, daß sie im Essen und Trinken, ja im Schreien und Schimpfen Jedermann überbieten und überwinden können. Wenn solchen Menschen ihre Ehre streitig gemacht wird, so entsteht großer Lärm und Zorn; unter gebildeten und frommen Leuten wird sich gewiß Niemand über solche Dinge entrüsten lassen. Wofür wird also eine gute christliche Obrigkeit im Staate sorgen, damit der Beleidigungen und der Streitigkeiten unter den Menschen weniger werden? Wie fängt sie aber das an, daß Bildung und Frömmigkeit sich mehren? Welche Orte und Anstalten müssen dazu helfen? Und wer sind die Männer, welche das Werk in Kirchen und Schulen betreiben? Welchen Bürgern wird sie darum auch besondern Schutz gewähren und Einkommen verschaffen? Und wenn sie erführe, daß unchristliche Eltern ihre Kinder von der Schule abhielten, oder eigennützige Meister ihren Gesellen hinderlich wären, am Sonntage die Kirche zu besuchen: was wird sie thun? So werden wir also unsere christlichen Obrigkeiten auch darum ehren und lieben, weil sie der Kirchen und Schulen Gründer, Pfleger und Erhalter sind. Wenn nun Gott durch den Propheten (Jes. 45, 11.) die Forderung ausspricht: „Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir!": als wessen Diener und Beamte erscheinen schon wieder die Könige und Obrigkeiten? Darum spricht der Herr zu seinem Volke (Jes. 49, 23.): „Die Könige sollen deine Pfleger, und ihre Fürstinnen deine Säugammen sein!"

Würden wir aber wohl, wenn es der Obrigkeit gelänge, überall die Schulen mit guten Lehrern, die Kirchen mit guten Predigern und Seelenhirten zu versorgen und Bildung und Frömmigkeit zu mehren — würden wir dann sicher sein vor Kränkung der Rechte, vor Ausbrüchen des Zorns, vor Hader und brennendem Streit unter den Menschen? Höret, was der Apostel Jakobus (4, 1. 2.) sagt: „Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Kommt es nicht daher, aus euren Lüsten, die da streiten in euren Gliedern? Ihr seid begierig und erlanget es damit nicht; ihr hasset und neidet und gewinnt damit nichts" u. s. w. Dieser Jünger des Herrn spricht hier nicht: Es kommt daher, daß ihr noch nicht genug Bildung und Lehre empfangen habt, sondern was bezeichnet er eigentlich als die Wurzel des Unheils und der Entzweiung unter den Menschen, sie gehören nun den gebildeten oder den niederen Ständen an? Diese Lüste und Begierden kannte auch der fromme und tapfere Apostel Paulus recht gut, und klagte darüber in den Worten:

„So finde ich in mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget.“ (Röm. 7, 21.) Wo fand der Apostel diese Entzweiung oder diesen Zwiespalt? Aber die Begierden trennen nicht bloß die Kammern der Seele, oder den inwendigen Menschen, sie scheiden auch Nachbarn und Mitbürger von einander. Wie heißt denn das neunte Gebot? Und wie das zehnte? Und wer weiß die Auslegung mir von beiden zu sagen? Wir sprachen vorhin von der Freiheit eines Hausherrn, oder von dem Hausrechte. Hier sehen wir, wie diese Hausrechte gekränkt werden, und zwar nicht eben gleich durch die That. Denn es steht nicht da: Du sollst deines Nächsten Weib nicht nehmen, oder entführen! sondern wie spricht der Herr? Und was soll also nicht aufkommen, oder Raum gewinnen? Und wenn gleichwohl ein Hausherr von argen Begierden und heimlichen Lüsten eines bösgesinnten Nachbarn zu leiden hätte: wessen Schutz würde er anrufen dürfen? Und wo würde er Sachwalter antreffen, die seine Sache führen?

Nun merket aber: die Begierden bringen nicht allein Streit und Krieg in das Herz und Hader und Pochen in Städte und Dörfer und Häuser zwischen Solche, die sich Nachbarn nennen, sondern dieses wilde Feuer entsteht auch manchmal zwischen Nachbarvölkern; und wie nennet man dann den Streit? Diesen Kriegesstreit können aber nicht Sachwalter führen: wer ist vielmehr zu solchem Streite berufen? Und wie nennt man eine Masse solcher streitenden Soldaten, welche gegen den Feind sich stellt? Doch ein solches Heer bedarf viel, um den Feind zu bezwingen. Was müssen die Soldaten haben, um zu leben? und um den Feind zu schlagen? und damit sie die Waffen gut gebrauchen? und damit sie nicht untereinander rennen? Wer ist der erste Führer des Heeres? Wer hat endlich die Sorge zu übernehmen, daß es nicht an einem tüchtigen Feldhauptmann, nicht an tapferen Officieren und Soldaten, nicht an Waffen und Magazinen fehle? Wie heißt die höchste Obrigkeit des Landes, welche vom Ersten bis zum Letzten alle Streiter als ihren Herrn erkennen? Wenn aber Salomo (Sprüchw. 21, 1.) sagt: „Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn!“ an wen muß denn auch jeder Unterthan sich erinnern, sobald er vom Könige und dessen treuem Herzen hört? — Und wenn (Sprüchw. 16, 15.) „des Königs Gnade ist wie Abendregen“: von wessen Gnade giebt er uns ein Bild? Wie schreiben daher auch die Könige, wenn sie ihren Namen zu einem Gebote auf Papier setzen?

Aus dem Allen erkennen wir nun, daß Fürsten, Könige und Obrigkeit dazu von Gott geordnet sind, daß sie an seiner Statt Beschützer sein sollen unsrer persönlichen Rechte des Lebens, des Eigenthums, der Ehre und der äußerlichen Freiheit. —

Wenn Reisende durch die arabische Wüste gehen und ein Fürst

des Landes hat ihnen eine Bedeckung mitgegeben zur Führung und Vertheidigung, so entlassen sie diese Schirmwächter nicht, ohne bei sich selbst zu fragen: Was sind wir diesen Männern schuldig, und wie danken wir ihnen? Was meinet ihr, welches wird die Frage sein, die wir hier noch auszumachen haben? Die Antwort werden wir ja wieder in unserem Katechismus vorfinden; wie erklärt er auf die Frage: Was ist das? — Wie unsere Eltern und Lehrer, so sollen wir also auch unsere Obrigkeiten, Herrschaften und Regenten nicht verachten, noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und werth haben.

Wir sollen sie nicht verachten, noch erzürnen. Einstmals, so erzählt Jesus im Gleichniß von den Pfunden (Luc. 19, 12.), war ein Fürst über Land gezogen, um ein Reich einzunehmen. Kaum war er aus den Augen seiner Bürger und Untergebenen, da rotteten sich diese zusammen und sandten Boten aus ihm nach mit der Erklärung: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!" Die Empörungslust kostete ihnen (V. 27,) das Leben. In dieser Gleichnißrede ist der böse Geist der Widersetzlichkeit, der Aufwiegelei und des Aufruhrs geschildert, welcher in dem menschlichen Herzen auf der Lauer liegt. Habt ihr wohl gelesen, daß einst sogar ein Bruder und eine Schwester gegen ihren Bruder sich also aufgelehnt und gesagt: „Redet denn der Herr allein durch ihn? redet er nicht auch durch uns?" (4 Mos. 12, 2.) Wißt ihr wohl auch, welche Strafe der Herr verhängt hat, um dieses unreine Gelüste zu züchtigen? (4 Mos. 12, 9. 10.) — Es ist uns ferner in der heiligen Schrift sogar berichtet, daß der eigene Sohn sich gegen den Vater empört und diesem die Herzen seiner Unterthanen gestohlen habe (2 Sam. 15, 1—6.) Ihr wißt, wen ich im Sinne habe und welches Todes dieser Aufrührer gestorben ist? (2 Sam. 18, 14—17.) Wenn nun dieser böse, teuflische Geist in Geschwister- und Kinderherzen sich Bahn machen kann: zu wem wird derselbe seinen Weg noch leichter finden? So begab sich ja schon in der Wüste, daß 250 vornehme Leute und Rathsherren, die Rotte Korah, (4 Mos. 16, 1 f.) sich wider Mose und Aaron auflehnten, und ihnen die Frage vorlegten: „Warum erhebt ihr euch über die Gemeinde des Herrn?" Wisset ihr auch, welches Todes diese Empörer haben sterben müssen? (Vgl. 4 Mos. 16, 25—35.) Aber wir brauchen nicht in so alte und in so rohe Zeiten zurückzusehen, um den Aufruhr kennen zu lernen. Als der Frühling des Jahres 1848 angebrochen war, da konnte man in Dörfern und Städten, nicht bloß Frankreichs, sondern auch Deutschlands, das Geschrei solcher Rotten in großen Versammlungen des Volks hören und ihre Greuelthaten auf den Straßen sehen. Lasset euch durch eure Eltern davon erzählen. Sie werden auch von den Gerichten Gottes etwas zu erwähnen wissen, welche damals über unser Volk gekommen sind. Nehmet auch von mir eine Erinnerung

an jene Tage mit. Als ich nach jenem Aufruhrsjahre ein großes Zuchthaus in unserm Vaterlande besuchte, da wurden mir drei Jünglinge gezeigt, welche auf viele Jahre zum Zuchthause verurtheilt waren. Als ich ihnen näher kam, reichten sie mir beschämt die Hand; in ihren Augen standen Thränentropfen, und alsbald erkannte ich sie. Wie ihr jetzt vor mir sitzt, so hatten auch diese zehn Jahre vor jener Zeit vor mir gesessen und meinen Pfarr-Unterricht erhalten; aber meine Warnung hatte der Sturm der Zeit aus ihren Herzen hinweggerissen. O meine Lieben, vergesset ihr nicht, was geschrieben steht (Sprüchw. 24, 21. 22.): „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen. Denn ihr Unfall wird plötzlich entstehen, und wer weiß, wann beider Unglück kommt!"

Daß wir die Herren und Obrigkeiten als von Gott bestellt in Ehren halten sollen, dazu hat uns Gott selbst in seinem Worte recht deutlich angewiesen, denn der Apostel Petrus (1 Petr. 2, 17.) schärft den Christen ein: „Thut Ehre Jedermann; habet die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König!" Und Jesus, damit wir recht verstehen mögen, warum dieses Gebot ein heiliges sei, sagt zu Pilatus (Joh. 19, 11.): „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben!" Wie hat hiernach der Heiland selbst die Obrigkeit angesehen?

Wir sollen ihr daher auch dienen. Wenn dir im Gefechte gegen den Feind ein Kamerad mit Gefahr seines Lebens dein Leben beschützt und erhalten hätte, und du hörtest, daß dieser Freund an einer ansteckenden Krankheit von Verwandten und Pflegern verlassen daniederläge: wozu würdest du dich gleich entschließen? Auch dann, wenn der Arzt dir sagte, es geschähe mit Gefahr deines Lebens? Ich weiß, du würdest erklären: Womit mein Freund mir gedient hat, damit will ich ihm wieder dienen. Oder wenn ein Landmann nach einem Hagelschlage von seinem Nachbar ein Geschenk an Körnern erhalten hätte, diesem Nachbar aber brennte im nächsten Jahre die Scheune ab mit der vollen Ernte: wozu wird nun jener Landmann alsbald von Herzen bereit sein? Und wenn sein Weib ihn erinnerte, daß er ja seine diesjährige Ernte zum Ankauf einer Wiese bestimmt habe, deren sie zur Erhaltung des Viehstandes bedürften: welche Antwort würde er alsbald geben? So erkennst du also gewiß die Regel an: „Worin mir Jemand gedient hat, darin soll ich ihm wieder dienen?" Laß uns das anwenden auf das Kapitel vom Staat und von der Obrigkeit.

Welches war das erste persönliche Recht, das der Bürger unter dem Schutze des Staates weiß? Wenn nun der Bürger dessen eingedenk ist, daß der Staat mit seiner göttlichen Ordnung ihm

das Leben beschützt: welches Gut darf wiederum auch ihm nicht zu theuer sein, wenn er damit dem Vaterlande zu dienen vermag? Nun haben wir vor Kurzem erst gesehen, daß es im Staate drei Hauptstände giebt: weißt du sie noch zu nennen? Weißt du auch wohl, wie die Aufgabe heißt, zu welcher sich ein Mensch im Nährstande, Lehrstande oder Wehrstande entschließt und hingiebt, weil er glauben darf, Gott rufe ihn dazu? Nun hatte ein Mann des Nährstandes den Beruf eines Postboten erwählt, und arbeitete als solcher emsig vom Morgen bis an den Abend. Sein Weib sagte eines Tages zu ihm: Wenn du es so forttreibst und deine Kraft in der Art anspannst, so wird dein Leben bald aufgezehrt sein. Denk' dich an die Stelle dieses Boten, und sage mir, welche Antwort er wohl wird zu geben haben! Es war so, wie du vermuthest; er erinnerte sein Weib an die Ermahnung des göttlichen Worts (Röm. 12, 7.): „Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amts!" Hatte nun die Frau nicht Recht mit dem Urtheile, daß eine heftige und fortgesetzte Anstrengung die Kräfte aufreiben und das Leben verkürzen werde? Womit dient aber jeder berufstreue Arbeiter seinem Vaterlande? Und warum thut er das? Wir wollen jetzt statt des Nährstandes den Lehrstand in's Auge fassen.

In welchem Falle würde wohl ein Arzt aus gleichem Grunde nach der Gefahr des Lebens nicht fragen wollen? Und welchen Ausspruch der Schrift würde er sich dabei ebenfalls vorhalten? Und wie könnte ein Richter, der ja Testamente aufzunehmen hat, in gleiche Lage kommen? Und wie ein Geistlicher und Seelsorger? Und wie ein Lehrer?

Doch es giebt nun einen dritten Stand, den Wehrstand: was ist's, das dieser in Kriegszeiten aufzuopfern stets bereit sein muß? Als einstmals das Volk Israel von den Midianitern hart bedrängt, und namentlich alljährlich zur Erntezeit feindlich überfallen wurde, da erweckte der Herr einen tapfern Mann in Israel, mit Namen Gideon, und sprach zu ihm, als er eben bei der Tenne stand und Weizen drasch: „Der Herr mit dir, du streitbarer Held! Gehe hin in dieser deiner Kraft, du sollst Israel erlösen aus der Midianiter Händen. Siehe, ich habe dich gesandt. (Richter 6. 7. 8.) Und Gideon gehorchte der Stimme des Herrn rüstig und kühn, und die Feinde wurden in seine Hände gegeben. Es ist noch nicht lange her, da trug sich eine so große Begebenheit auch unter uns zu. Nicht die Midianiter, wohl aber die Franken oder Franzosen hatten viele Jahre lang Deutschland, und namentlich unser preußisches Volk und dessen Fürsten und Könige, zu ihren Knechten gemacht, und unser Hab und Gut verzehrt, unsere Söhne aber in Spanien und Rußland in Noth, Jammer und Tod gerathen lassen. Da rief der in Gott ruhende König Friedrich Wilhelm der Dritte, wie jener Engel zu Gideons Zeit, unsere Jünglinge und Männer auf und sprach zu ihnen: Geht hin

in dieser eurer Kraft; ihr sollt euer Vaterland aus der Franzosen Händen erlösen, und der Herr wird mit euch sein! Haben diese Männer des Königs Ruf zu Herzen genommen? Wer unter euch kann mir einige tapfere Feldherren nennen, die damals, wie Gideon, an der Spitze unseres Volks große Thaten gethan? Wer weiß einige Schlachten anzuführen, in welchen viele unsrer Männer ihr Leben dahin gegeben haben für den Sieg? Und wer ist noch eingedenk des Loosungsworts und Schlachtenrufs, mit welchem unsere Landwehr in den Kampf gezogen und das Feld gewonnen hat? Welche Inschrift trägt denn das eiserne Kreuz, welches damals der König seinen tapferen Streitern geschenkt hat? — Meine lieben Knaben, es können solche Zeiten wiederkommen: wollt ihr dann, wie eure Väter gestanden haben, auch stehen, wie sie gestritten haben, auch streiten und siegen, und wie sie gethan haben, auch euer Leben einsetzen für das Vaterland? Auf dies euer Ja will ich euch auch noch zwei Loosungen mitgeben, die eine aus dem Alten, die andere aus dem Neuen Testamente. Als David nach Absaloms Aufruhr von vielen seiner Diener und Streiter verlassen wurde und ein tapferer Hauptmann der Gethiter, Namens Ithai, mit seinem Häuflein dem Könige zuzog, sprach dieser: Ithai, du bist fremd, kehre um, und deinen Brüdern mit dir widerfahre Barmherzigkeit und Treue! Da aber erhob der brave Ithai seine Stimme und sprach (2 Sam. 15, 21.): „So wahr der Herr lebet, und so wahr mein Herr König lebet, an welchem Orte mein Herr, der König, sein wird, da wird dein Knecht auch sein!" Schreibt diese Worte in eure Herzen, damit wenn der Tag einst kommt, sie aufwachen und wie Glocken läuten in eurer Brust. Und das andere Wort aus dem Neuen Testamente findet ihr bei dem Jünger Johannes (1 B. 3, 16.); es lautet: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen!" — O denket daran!

Aber ich muß auch noch etwas aus jener großen deutschen Zeit erzählen, woran sich die Mädchen stärken können. Es ist nicht der Wille Gottes, daß die Jungfrauen und Weiber mit zu Felde ziehen. Aber wenn die Männer im Feldlager sind und Treffen und Schlachten bestehen müssen, da werden nicht bloß Todte hinweg getragen und unter die Erde gebracht, sondern man sieht auch auf Karren und Wagen viele Soldaten fortfahren: zu welcher Klasse gehören denn diese? Und wo pflegen dieselben hingeschafft zu werden? Wenn aber die Krankenhäuser und Lazarethe voll sind, wohin muß man dann mit diesen Verwundeten seine Zuflucht nehmen? Wenn man dieselben aber nun in großer Menge in Säle und Kirchenräume legt: was pflegt dann unter diesen armen Leuten auszubrechen? Diese Krankheiten werden leicht sehr gefährlich und ansteckend: wer wird sich nun damit befassen, den kranken Soldaten

Speisen zu bereiten, Arzeneien auszutheilen, Trost zuzusprechen u. s. w.? Höret, was ich euch sage. In jener Kriegszeit lebte ich in einer Festung und Stadt, welche beide viel kleiner sind, als Magdeburg. Nach der Schlacht von Leipzig wurden viele verwundete Soldaten, Freunde und Feinde, hereingebracht und in Kirchen geschafft, bald aber von schlimmen Nervenfiebern befallen, und da entstand die Frage, welche ich oben angeführt habe: was meint ihr, wie man sie wird beantwortet haben? Nun, es vereinigten sich junge Mädchen, auch ältere Frauenzimmer, zu einem Bunde, besorgten die Küche für die Verwundeten, beaufsichtigten die Wärter und Wärterinnen, sammelten Leinewand und zupften dieselbe zum Auflegen auf die Wunden, und suchten den Elenden das Leben und das Sterben leicht zu machen. Ich sage euch: dieses Werk hat Gott dem Herrn damals wohlgefallen, und er hat zu mancher Jungfrau, als ihr letztes Stündlein kam, gesagt: Ich vergesse dir's nicht! würdet ihr wohl auch etwas Aehnliches gern thun in Tagen der Noth und Gefahr? Und wenn ihr, wie ich nicht zweifle, dies ohne Zagen und treulich thätet: wären es dann die Männer allein, welche dem Vaterlande ihr Leben darbieten zum Opfer?

Das zweite persönliche Recht des Bürgers war das Recht des Eigenthums. Saget: was haben wir dem Vaterlande und der bürgerlichen Ordnung in diesem Stücke zu verdanken? Wenn nun der Staat mir durch seinen Schutz an meiner Habe dient: womit muß auch ich bereit sein, ihm willig zu dienen? Dazu ermahnt uns Gott in seinem Worte gar herzlich und deutlich (Röm. 13, 6. 7.), indem er auf die Obrigkeiten hinweist und spricht: „Derohalben müßt ihr auch Schoß geben, denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret, Zoll, dem der Zoll gebühret, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret." Dazu werden wir aber auch von unserm Herrn Jesu Christo selbst aufgefordert, theils durch sein Urtheil: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist!" (Matth. 22, 16—22.); theils durch sein Beispiel (Matth. 17, 27.), indem er am Gestade des Sees Tiberias für sich und seine Jünger den Personenzoll mit den Worten zu zahlen gebietet: „Auf daß wir sie nicht ärgern!" — Lasset euch hier von euren Vätern erzählen, wie vor wenigen Jahren eine Anzahl versammelter Männer unseres Vaterlandes dieses Wort und Beispiel Christi vergessen und damit ein großes Aergerniß angerichtet haben.

Wenn Jemand seinen Zoll und seine Steuern nicht einzahlen wollte: würde er dann von jener Obliegenheit frei bleiben? Was im Gegentheil würde er zu erwarten haben? Ein solcher Executor oder Eintreiber würde aber nicht bloß die Steuer erhalten müssen, sondern er hätte auch Wegegeld und Kosten zu fordern: wird,

wenn es so ist, die Obrigkeit oft in den Fall kommen, Zwang zu brauchen? Und werden wir sagen: wer unter uns pünktlich seine Abgaben zahlt, der muß ein frommer Mann sein? Aber ich habe oben absichtlich gesagt: wir sollen auch bereit sein, mit unserer Habe willig zu dienen: worauf wird es also ankommen? — Ein Gutsbesitzer, welcher viele Gebäude auf seinem Hofe zu erhalten hatte, zahlte dem Ziegeldecker alljährlich zum neuen Jahre 80 Thaler für Beaufsichtigung und Erhaltung der Dachungen. Der älteste Sohn des Besitzers, welcher gewöhnlich den Auftrag bekam, diese Geldsumme zu überbringen, sagte einstmals zu seinem Vater: Nichts verdrießt mich mehr, als die Ausgabe der 80 Thaler, denn diese Summe pflegt recht mit trockenem Munde verzehrt zu werden! Der Vater wies ihn ernstlich zurecht über diese Rede und sprach: Mein Freund, wenn unsere Dächer Regen und Schnee durchließen und unsere Decken durchweichten, dann könnte es gar leicht dahin kommen, daß wir nicht allein mit nassem Munde, sondern auch in nassen Kleidern das Unsrige verzehren müßten: wünschtest du das? — Wir wollen an diese Geschichte denken, meine Kinder, so oft uns ein Aerger ankommen will über die öffentlichen Abgaben in unserm Lande. — Doch das kleine Wörtchen „willig" soll uns noch an etwas Anderes erinnern. Der Apostel Paulus schreibt an die Corinther (2 B. 8, 12.): „So einer willig ist, so ist er angenehm, nachdem er hat, nicht nachdem er nicht hat (nämlich Vermögen)." Hier ist nicht von Schoß und Zoll die Rede, sondern von einer Sammlung für arme Brüder. Wenn das Brot sehr theuer wird, wenn arme Menschen kein Unterkommen finden, wenn Krankheiten in die Familien der Arbeiter einbrechen, wenn eine Gemeindeschule erweitert, ein Lehrer mehr angestellt, ein theurer Kirchenbau vorgenommen werden muß, dann müssen wir mit dran sein und Hülfe schaffen. Wird das ein reicher Mann in der Gemeinde, oder ein Paar derselben ausrichten können? Oder kann die Obrigkeit eine Steuer dazu auflegen und dieselbe mit Zwang eintreiben? Was thun wir dann? Als der Tempel Salomonis gebaut, oder vielmehr schon unter David, als der Bau des Tempels vorbereitet werden sollte, da ließ der König eine Frage ausgehen: „Wer unter euch ist nun freiwillig, dem Herrn seine Hände zu füllen?" (1 Chron. 30, 5.) Und nun brachten die Familienväter und die Vornehmen im Volke und die Beamten Jeder seine Gabe, so daß Gold, Silber und Erz in Menge zusammen kam. „Und das Volk (V. 9.) war fröhlich, daß sie freiwillig waren, denn sie gaben es von ganzem Herzen dem Herrn." Wenn also Bürger der Stadt, oder des Landes, zu dir kommen sollten, um dich um einen Beitrag zu bitten, damit etwas Gutes und Heilsames in's Werk gerichtet werde durch vereinte Kräfte: wie wirst du diese Männer aufnehmen? Und wenn du findest, das Unternehmen sei der allgemeinen Wohlfahrt deiner Mitbürger förderlich: was wirst du alsbald thun? Und

mit welchem Herzen wird es von dir geschehen? Zwar wird es nicht die Obrigkeit sein, welcher du damit dienest, auch nicht der Fürst oder König des Landes, sondern wem sollen dergleichen Vereinsgaben und Vereinsbemühungen zu Gute kommen? David, der König, hatte aber den Wahlspruch (Ps. 122, 6. 8.): „Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben. Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen." Wenn nun von einem Könige, welcher an Frömmigkeit und Treue diesem David gleicht, erzählt werden könnte: Sieh, Herr, Etliche deiner Bürger haben Herzen und Hände zusammengethan, um deinem Volke zu dienen: wie würde der König diese Dienste ansehen? Und dadurch würde er ja dem Könige aller Könige nachfolgen, der gesagt hat: „Was ihr gethan habt euren geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!"

Welches war nun das dritte persönliche Recht, zu dessen Schutz unter uns eine göttliche Ordnung besteht? — Wenn nun die Obrigkeiten und Herren deine Ehre vor Verunglimpfung und Verletzung bewahren: was glaubst du wiederum jenen Machthabern und Gewaltigen schuldig zu sein? Ein Apostel des Herrn schildert (2 Petr. 2, 10.) falsche Propheten und Volksaufwiegler, welche „die Herrschaft verachten und nicht erzittern, die Majestäten zu lästern,": glaubst du, daß solche Leute auch unter uns aufstehen können? Ich muß dir sagen, daß solche schon unter uns aufgetreten sind und ihr Gericht empfangen haben. Was sollen wir aber thun, wenn solche Stimmen laut werden und viele Ohren sich aufthun, dieselben zu hören? Dann sollen wir gedenken des uralten göttlichen Gebotes (2 Mos. 22, 28.): „Den Göttern — (d. i. den Obrigkeiten, Psalm 82, 6. Joh. 10, 34.) — sollst du nicht fluchen, und den Obersten in deinem Volke sollst du nicht lästern!" — Und wie wir solch ein Gebot empfangen haben von dem Herrn, so sollen wir auch von seinetwegen den Andern treuliche Warner sein (Ezech. 3, 17—19.) und befolgen, was D. Luther uns im achten Gebote thun heißt: „Wir sollen die Verläumdeten entschuldigen, Gutes von ihnen reden, und Alles zum Besten kehren." — Wie aber, wenn uns ein wirkliches Unrecht von der Obrigkeit angethan würde? Sage mir: könnte das wohl auch einmal einem Kinde widerfahren von Vater und Mutter? Und welchen Weg wird dann ein frommes Kind einschlagen? Gewiß wird es nicht unter die Leute hinausgehen und ausrufen: Seht, was für einen Vater, was für eine Mutter ich habe! sondern es wird im Stillen mit Vater und Mutter reden, und wenn es Vater und Mutter hart anlassen und ihm nicht zum Rechte verhelfen wollen: wohin wird es dann sich wenden? Ein gutes Kind handelt nun aber so, weil es erkannt, Vater und Mutter stehen für dich an Gottes Statt: was gilt aber auch von der Obrigkeit? Seht, darum dürft ihr euch auch gegen die Herren und Obrigkeiten nicht anders

als ebenso verhalten. Von wem wird man wohl mit Recht behaupten können: das größte Unrecht, was je auf der Welt geschah, sei ihm widerfahren? Und was that er, dem der Vater Macht gegeben hatte über alles Fleisch, als er vor seinen ungerechten Richtern stand? Und wozu entschloß sich einstmals der Apostel Paulus (Apostg. 23, 1—5.), als er sich übereilt und nach einer schweren Kränkung ein hartes Wort gegen den Hohenpriester gesprochen hatte? Dem laßt uns gleich werden!

Endlich haben wir auch das für ein wichtiges persönliches Recht anerkennen müssen, daß unsere bürgerliche und häusliche Freiheit nicht angefochten werden darf. Wenn ich eine häusliche Freiheit habe, so hat mein Nachbar dieselbe auch. Was muß nun, damit unsere Freiheiten nicht aneinander stoßen, zwischen unsern Häusern, Gärten und Höfen befestigt sein und in Acht genommen werden? Diese Wände, Stakete oder Zäune beschränken einen Jeden auf das Seine: wie pflegt man sie daher auch zu nennen? Und die Freiheit selbst, welche solche Schranken um sich dulden muß: wie wirst du sie bezeichnen? Steht es nun wohl mir zu, die Schranken zu erdenken, in denen sich mein Nachbar halten soll? Werde ich zum Beispiel eine Wand, welche ihm Sonne und Luft wegnimmt, ganz nah vor seinen Fenstern aufbauen dürfen? Hängt es von mir ab, ob aus einem Bach, welcher zwischen unsern Gärten dahin fließt, auch er, wie ich, Wasser schöpfen darf? Wenn aber weder ich die Schranken zu bestimmen habe, in welchen die Freiheit sich bewegen darf, noch mein Nachbar: wer bestimmt sie denn? Und wie heißen die gleichbleibenden Bestimmungen, nach welchen sich Jeder in seinem Wollen und Handeln richten und in seiner Freiheit beschränken lassen muß? Wem ist nun die Bewachung und Aufrechthaltung dieser Gesetze anvertraut? Und wenn ich einen Nachbar hätte, welcher in meine Kindererziehung sich einmischen, mein Gesinde befehligen oder mir abspenstig machen, meinen Hausfrieden stören wollte: wen würde ich mir zu Hülfe rufen? Wonach aber wird die Obrigkeit die Entscheidung treffen und mir Schutz gewähren? Welches ist also das Mittel, womit sie mir dienet? — Wenn nun Gottes Wille ist, daß wir die über uns gesetzte Obrigkeit ehren: was werden wir hinzusetzen müssen, nachdem wir die Bedeutung des Gesetzes erkannt haben? Wie nun aber zwischen zwei Nachbarn Schranken aufgerichtet sind durch das Gesetz, so zwischen allen Bürgern eines Staates: und was will demnach Gott überhaupt hoch und heilig von uns gehalten haben? Das hielt einstmals Moses im Namen des Herrn dem Volke Israel vor, und sprach (5 Mos. 4, 8.): „Wo ist ein so herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dieses Gesetz, das ich euch heutigen Tages vorlege?"

Wodurch allein wird denn aber das Gesetz geehrt? Ihr

wisset, daß zu Josuas Gelübde: er und sein Haus wolle dem Herrn dienen, alles Volk seine Stimme erhob und rief (Josua 24, 24.): „Wir wollen dem Herrn, unserm Gotte, dienen, und seiner Stimme **gehorchen**." Und eben dazu vermahnet uns Gott der Herr durch seine Apostel also (Tit. 3, 1.): „Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam seien, zu allem guten Werk bereit!"

Endlich steht noch in unserm Katechismus: „Sie lieb und werth haben." Seht, was uns Gott geboten hat als Kindern und Schülern, das fordert er auch von uns gegen Obrigkeiten und Herren! Als die Römer ihre Könige vertrieben hatten, waren drei vornehme Jünglinge nach Griechenland gereist, um eine Seherin zu befragen: welcher von ihnen nun in der neuen Verfassung das höchste obrigkeitliche Amt bekommen würde? Die Seherin antwortete ihnen: Welcher unter euch am ersten seine Mutter küßt, der wird es sein! Die drei Jünglinge eilten heimwärts. Einer aber unter ihnen dachte unterwegs der Rede weiter nach, und als das Schiff, das ihn und seine Genossen trug, in Italien anlangte und er den Boden seines Landes betrat, da fiel er nieder und küßte die Erde. Wie hatte er das Wort von der Mutter verstanden? Darum nennen wir das Land, dem wir von Geburt ab angehören, nicht selten das Mutterland. Welchen ähnlichen Namen legen wir demselben sonst noch bei, und zwar mit gleichem Rechte? Was hegt nun aber auch ein frommer Mensch für sein irdisches Vaterland in seinem Herzen? Diese Vaterlandsliebe findet sich auch voll und brennend unter den Heiden. Wie man auch ein unglückliches Vaterland lieben kann, hat ein treuer Prophet Gottes, Jeremias, empfunden, als die Gefangenschaft seines Volks und das Unglück von Jerusalem vor seinen Augen stand. Damals schrieb er (Jerem. 9, 1.): „Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke!" Und was wird uns denn von Jesu erzählt, der viel mehr, ja etwas ganz Anderes ist, als ein Prophet — was begegnete ihm und was sagte er, als er die Stadt Jerusalem ansah (Luc. 19, 41—44.)? Eine solche Vaterlandsliebe für sein Volk Israel drückte auch Paulus aus (Röm. 9, 3. 4.). Und wenn ihr hier zu Lande in Städten und Dörfern eine Kirche betretet, so werdet ihr an der Umfassungsmauer oder an einem Pfeiler eine Tafel aufgerichtet finden, welche die Aufschrift trägt: „Für König und Vaterland sind gefallen" — und nun folgen die Namen von Männern und Jünglingen, welche in den Freiheitskriegen den Tod gefunden haben. Saget, was hat in den Herzen gewohnt und sich geregt, deren Namen dort angeschrieben stehen? Neben das Wort „Vaterland" ist aber dort auch das Wort „König" gesetzt: auf wen erstreckt sich mithin die wahre Vaterlandsliebe zugleich mit? Und wenn der König eine

Gemahlin hat und Kinder, oder Brüder und Schwestern: wen faßt die Liebe dann mit ein? Und wenn treue, weise und tapfere Räthe und Diener den König umgeben, welche das Land in seinem Namen regieren: was wendet sich auch diesen zu?

Nun werdet ihr wohl wissen, daß man Personen, welche man recht lieb hat, auch in sein Gebet einschließt, und Gott über dieselben anruft des Morgens und des Abends: Herr, erhalte sie mir, stehe ihnen bei und thue ihnen wohl! Welche Ordnung wird daher auch in einem frommen Menschenvereine festgesetzt und gehalten werden? Wer kann mir die Worte anführen, mit welchen bei uns sonntäglich für den König und das Königliche Haus gebetet wird? Nun hierzu wollen wir auch lernen, was Gott geboten hat, damit doch Keiner mit seinen Gedanken abwesend sei und in seinem Herzen kalt, so oft jenes Gebet gesprochen wird. So schreibt der Apostel Paulus (1 Tim. 2, 1—3.): „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte, Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott unserm Heilande." —

Wir haben bisher eine Reihe von verschiedenen Menschen und Ständen der menschlichen Gesellschaft kennen gelernt, von welchen uns Gott selbst zu erkennen giebt, daß sie stehen an seiner Statt. Wer war es, der den Vorrang hat vor allen diesen Stellvertretern Gottes? Welche Männer des Lehrstandes waren diesen fast gleich zu achten? Und in dem Menschenvereine, welcher den Staat bildet: auf welche Aemter und Personen sahen wir da mit Liebe und Ehrfurcht hin? Wir gedachten derselben auch in unserm Gebete. Wißt ihr nun wohl aus einer uralten Menschenfamilie eines Gebetes euch zu erinnern, welches nicht für Vater und Mutter, nicht für Lehrer oder Seelsorger, auch nicht für König und Obrigkeit geschah und doch aus einem recht frommen Herzen zu Gott ging und also lautete: „Herr, du Gott meines Herrn, Abrahams, begegne mir heute und thue Barmherzigkeit an meinem Herrn!" (1 Mos. 24, 12.) Wie heißt dieser Beter? Und was wird von ihm, der allen Gütern seines Herrn vorstand, erzählt und gerühmt? Welcher Abkömmling jenes Abrahams hat sich ebenfalls im Dienste eines fremden Herrn treu und gewissenhaft gehalten und den Segen Gottes dafür empfangen? (1 Mos. 39, 1—6.) Ist euch nicht auch eine Magd bekannt, eine Israelitin, welche im Lande Syrien diente, und um ihren kranken Herrn, einen königlichen Feldhauptmann, herzliche Sorge trug, daß er geheilt werden möchte? Und aus den Zeiten des Neuen Testamentes: gedenket ihr wohl jener Knechte, welche ihrem bekümmerten Herrn die Nachricht freudig überbrachten: Dein Kind lebet! gestern um die siebente Stunde verließ ihn das

Fieber!? (Joh. 4, 51. 52.) Und solltet ihr wohl im Stande sein, mir zu erzählen, was jener Hauptmann an dem Thore von Capernaum für seinen gichtbrüchigen Knecht von Jesu bat? und welche schöne Beschreibung er damals von dem Gehorsam seines Gesindes machen konnte? (Matth. 8, 9.) Besitzen wir nicht auch einen ganzen Brief von dem Apostel Paulus, welchen er zu Liebe eines Sklaven geschrieben hat, von dem er sagt: er achte ihn nicht für einen Knecht, sondern für einen lieben Bruder, ja für sein eigen Herz? (Philem. 12. 16.) Hören wir nicht auch, daß derselbe Paulus in seinem Briefe an die Römer (16, 10. 11.) freundliche Grüße bestellt an das Gesinde in christlichen Häusern? — Nun sagt mir: in welche Kreise und Vereine haben wir jetzt hineingesehen? Auf der einen Seite sind uns fromme und wohlgesinnte Herren und Herrschaften begegnet, wie Abraham, wie der Hauptmann zu Capernaum und jener Königische; auf der andern Seite aber: wer hat uns einen ebenso erfreulichen Anblick gewährt? Und wer ist es denn gewesen, der Herrschaften und Dienstleute so innig miteinander verband? Als jener Königische in sein Haus zurückkam, von seinen Knechten geleitet, und sich an dem Anblicke seines genesenen Sohnes getröstet und erfreuet hatte, da erzählt Johannes: „Und er glaubte mit seinem ganzen Hause!" Wer mag wohl hier zu dem „ganzen Hause" gerechnet werden? Und wer ist der Eine, an welchen sie Alle glaubten? Darum heißen in der ersten christlichen Kirche die Dienstboten „Knechte in dem Herrn." Auf diesen Herrn sahen also Herrschaften und Gesinde mit gleicher Ehrfurcht hin! Und findest du das nicht schon, wenn du das Gebet des Elieser für Abraham dir vorhältst? Auch in Josephs Leben begegnet dir ganz dasselbe. Als er durch das unkeusche Weib des Potiphar verlockt werden sollte, durch eine grobe Untreue seinen Herrn zu kränken, da hielt er dem Weibe vor, welch ein großes Vertrauen ihm Potiphar bewiesen habe, und welch ein schweres Unrecht gegen diesen seinen Herrn er durch eine solche Untreue auf sein Gewissen laden werde. Und dann setzte er hinzu: Wie sollte ich denn nun ein solch großes Uebel thun und wider Gott sündigen? An wen mußte also der liebe Jüngling in demselben Augenblicke denken, wo er von seinem leiblichen Herrn geredet hatte? An wessen Stelle stand daher dieser leibliche Herr in seinem Herzen? Wir werden mithin ein Recht haben, zu sagen, daß noch viel mehr in einem christlichen Lande auch zwischen Herrschaften und Dienstboten eine göttliche Ordnung bestehe, wie zwischen Eltern und Kindern, wie zwischen Obrigkeiten und Unterthanen.

Wenn nun die Eltern stehen an Gottes Statt, weil sie Geber, Erhalter und Beschützer des Lebens für ihre Kinder sind: wofür werden christliche Herrschaften ebenfalls treulich sorgen müssen? Darum sagt das Wort des Herrn (1 Tim. 5, 8.): „So

Jemand die Seinigen, insonderheit seine Hausgenossen, nicht versorget, der ist ärger, als ein Heide." Und wenn ferner das Elternamt darum als göttliche Ordnung anzusehen ist, weil es Lehre, Führung und Erziehung der Kinderseelen zu besorgen hat: was liegt dann auch Hausvätern und Hausmüttern gegen ihr Gesinde ob? (Jes. 45, 11.): „Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir!" Vor wessen Angesicht werden sie mit allen ihren Hausgenossen als mit Gleichberechtigten erscheinen? (1 Cor. 12, 13.): „Denn wir sind durch Einen Geist Alle zu Einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind Alle zu Einem Geiste getränket!" Und wenn die Kinder an ihren Eltern Nothhelfer und Segensspender haben: bei wem werden auch redliche Dienstboten eine Zuflucht finden? (Coloss. 4, 1.): „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt."

Darum ist aber auch das vierte Gebot für Alle gegeben, welche in Diensten und Abhängigkeit stehen. Mit welchen Worten hat der Herr den Knechten und Mägden Gehorsam geboten? (Eph. 6, 5—8.): „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit des Herzens, als Christo, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen, und wisset, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfahen, er sei ein Knecht oder ein Freier."

Wodurch werden alle Untergebenen ermahnt, bescheiden, fügsam und insonderheit treu zu sein? (Ps. 101, 6.): „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener." (Tit. 2, 9—10.) „Den Knechten gebiete, daß sie ihren Herren unterthänig seien, in allen Dingen zu gefallen thun, nicht widerbellen, nicht veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie die Lehre Gottes, unseres Heilandes, zieren in allen Stücken."

Und welchen Sinn sollen dieselben auch dann beweisen, wenn sie unter dem Drucke unfreundlicher und launenhafter Herrschaften stehen? (1 Petr. 2, 18. 19.): „Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht."

V.

Das fünfte Gebot.

Du sollst nicht tödten!

§. 14.

Das Leben soll uns heilig sein schon in der Pflanzen- und Thierwelt.

Vorlesung aus Psalm 104.

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beide, große und kleine Thiere. Daselbst gehen die Schiffe; da sind Wallfische, die du gemacht hast, daß sie darinnen scherzen. Es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und verneuerst die Gestalt der Erde." —

Gesang.

Ach, Hüter unsres Lebens, Fürwahr, es ist vergebens Mit unserm Thun und Machen, Wenn Du nicht wolltest wachen.

Gebet.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Halleluja! Das ist in Deinem Psalmbuche der letzte Spruch. Wir stimmen auch mit ein, lieber Vater im Himmel. Denn vor Dir bekennet jede Seele: Leben und Wohlthat hast Du an mir gethan und Dein Aufsehen bewahret meinen Odem. Haut und Fleisch hast Du mir angezogen, mit Beinen und Adern hast Du mich zusammengefügt. Und zu meiner Seele sprichst Du: Ich bin Deine Hülfe! Preis Dir und Dank für Deine unaussprechliche Gabe! O, der Du uns gelehret hast, daß wir in Dir leben und weben und sind; und gesagt: Siehe, alle Seelen sind mein! wir bitten Dich, hilf uns, daß wir um des Gewissens willen zu Dir treue Wächter sein mögen des Leibes und Lebens an allen Deinen Geschöpfen, und vornehmlich an unsern Brüdern und an uns selber in Deiner Furcht und Liebe. Amen.

Kommt und sehet mit mir in das fünfte Gebot: Du sollst nicht tödten! „Meinest du", fragt Hiob (14, 14.), „ein todter Mensch werde wieder leben?" Er denkt dabei an dieses irdische Leben. Was verlischt daher mit dem Tode? Welches köstliche Gut wird also dem Menschen zur Bewahrung vor die Augen gehalten, wenn Gott zu ihm sagt: Du sollst nicht tödten!?

Laßt uns das Leben miteinander betrachten, wie es erscheint. Wenn das Leben in dem kleinen Mohnkörnlein sich regt, so geht ein Trieb nach unten und schlägt Wurzel in die Tiefe, ein anderer steigt aufwärts durch die Erdscholle, darunter es schläft. Was müßte dein kleiner Finger anwenden, um so in die Tiefe zu graben und so in die Höhe durch hartes Erdreich sich Bahn zu machen? Was muß also auch in dem Mohnkörnlein sich regen, sobald der Keim desselben zum Leben erwacht ist? Was ist also jedenfalls von dem Leben auszusagen?

Aber das Leben ist nicht bloß eine Kraft: sonst könnte auch das Wasser im Bach und der Windhauch ein Leben sein. Wenn das Küchlein im Ei die Schale geöffnet hat und in seiner Kraft an's Licht geht, so findet sich alsbald ein ganzes Haus voll Kräfte: da zeigen sich alsbald ein Paar Füße, versehen mit der Kraft, aufzutreten und sich anzuklammern; ein Paar Flügelanfänge, mit der Kraft, sich zu schwingen; eine Kehle mit der Kraft, Töne von sich zu geben; ein kleines Herz mit der Kraft, das Blut zu bereiten und auszusenden. Und liegen etwa diese mannichfaltigen Kräfte auseinander wie Häuser in einem Dorfe, wie Steine am Wege? Was findet statt zwischen allen? Das Leben erscheint uns demnach als eine Verbindung von Kräften.

Wenn in dieser Verbindung von Kräften irgend ein Theil abgerissen würde von dem Ganzen, etwa ein Bein, ein Flügel des Vogels, oder ein Zweig am Baume, so würde derselbe abgerissene Theil bald starr werden; und wozu würde derselbe alsbald gehören? Und wenn in das Ganze dieser Kräfte ein Stillstand käme, die Wurzeln des Baumes nicht mehr saugten, die Blätter nicht mehr Luft schöpften: was würden wir von der Pflanze sagen müssen? In welchem Zustande dürfen wir uns also jene verbundenen Kräfte nicht denken, so lange vom Leben die Rede ist? Im Gegentheil werden wir sagen, das Leben sei eine Verbindung von bewegten und thätigen Kräften.

Aber siehe in das Innere einer Wanduhr, und in die Bewegung hinein, welche da durch alle Theile derselben bemerkbar wird. Oder begleite einmal deinen Vater in die Getreidemühle neben der Brücke, und betrachte dir in derselben, welche Thätigkeit aus dem Wasserrade in das Kammrad, von da in das Stirnrad, und wiederum weiter in den Drilling und in den Mühlstein sich vertheilt. Offenbar ist in beiden Werken eine Verbindung bewegter und thätiger Kräfte; aber wirst du behaupten, dieses Bewegen und diese Thätigkeit sei ein Leben? Sage mir: wodurch könnte die Wanduhr gleich zum Stillstehen gebracht werden? Und wodurch würde dasselbe bei der Wassermühle erfolgen? Das Gewicht an der Uhr zieht, das Wasser vor dem Mühlrade treibt. Wirkt nun jener Zug und Trieb in den Rädern oder auf die Räder? Im ersten Falle kämen Zug und Trieb von Innen heraus; aber was

scheint bei diesen Maschinen überall der Fall zu sein? Und darum erkennt schon ein Kind, daß in ihnen nicht Leben sei. Von wo wird demnach bei lebendigen Dingen die Bewegung und Thätigkeit ausgehen? So rechtfertigt sich die Erklärung: das Leben sei eine Verbindung von bewegten Kräften, welche von Innen heraus thätig sind.

Doch wir werden dieses Innere in seinem ersten Anfange, in seinem untersten Grunde aufsuchen müssen. Von welchem Augenblicke an läßt sich entdecken, ob im Weizenkorne Leben sei? In manchen Erdfrüchten, wie in den Kartoffeln, tritt dies Leben schon hervor, sobald der Frühling kommt, oft lange vorher, ehe man dieselben in die Erde legt. Die Mutter, oder die Köchin, bringt dann die Nachricht: Unsere Kartoffeln keimen! Wie heißt also der Anfang des Lebens? Dies ist bei dem thierischen Leben, z. B. im Ei des Vogels u. s. w., derselbe Fall. Ein solcher Keim ist oft sehr klein und fast unsichtbar; in dem Weizenkorne liegt er so in dem Mehl verborgen, daß man ihn nur mit Hülfe eines Vergrößerungsglases erkennen kann. Beobachtet man aber den Keim durch ein solches Glas sorgfältig, so wird man in demselben schon die Gestalt gewahr, in welcher das Herz der Pflanze künftig an's Licht treten wird. Doch erscheint diese Gestalt noch nicht auseinander gelegt, sondern zusammengelegt, oder eingewickelt. Was bewirkt aber die fortgesetzte Thätigkeit der verbundenen Kräfte in dem lebenden Geschöpfe? Und wie nennt man das unter dieser Entwickelung erfolgende Zunehmen der Gestalt? — Wir begreifen nun schon, warum wir sagen müssen: das Leben sei eine Verbindung von bewegten Kräften, welche von Innen heraus zu ihrer Entwickelung aus einem vorhandenen Keime thätig sind.

Laßt uns noch darauf merken, wie es mit der Entwickelung zugeht. Aus dem Keim des Weizenkornes tritt ein zartes grünes Herz hervor, dessen Blätter dem Mutterstocke gleichen und keinem andern Getreide. Aus diesem Herzen steigt ein Halm auf mit zarten Blattscheiden. In diesen Scheiden entwickelt sich eine Aehre; aus dieser kommen Blüthen hervor und dann bilden sich eine Reihe von Körnlein, welche immer härter werden, bis der Weizen reif ist. Könnte es nun wohl einmal geschehen, daß sich die Aehre zuerst bildete, und der Stengel danach? Oder daß aus dem Weizenkorn ein Gerstenhalm sproßte? — Weil an dem Himmel der Aufgang des Mondes und der Gestirne voraus gewußt wird, so sagt man: dieselben erfolgen nach bestimmtem Gesetze. Wenn es nun ebenso bewandt ist mit der Entwickelung des Lebens: wonach muß auch diese vor sich gehen?

Noch Eins wird alsbald mitzunehmen sein. Sobald die Pflanze gekeimt hat, schlägt dieselbe Wurzel: welches Geschäft verrichtet diese Wurzel? Und was dieselbe einsaugt und heraufholt:

wozu dient das? Auf der andern Seite sendet der Keim einen Sprossen hinauf an das Licht, an welchem sich Blätter entwickeln. Was bemerkt man aber auf der Oberfläche der Blätter? Und was nimmt die Pflanze durch diese zarten Oeffnungen ein? Und wozu dienen ihr auch diese Luft und diese Feuchtigkeit? An der Pflanze bemerkt man also auch Werkzeuge, mittelst welcher die Ernährung vor sich geht. Welche Körper in der Natur scheinen solcher Werkzeuge zu entbehren? Was wird daher auch gewöhnlich den Steinen abgesprochen? Sollen wir nun ganz vollständig angeben, wie das Leben erscheint, so werden wir sagen müssen: Das Leben ist eine Verbindung bewegter Kräfte, welche von Innen heraus mittelst bemerkbarer Werkzeuge zu ihrer Entwickelung nach bestimmten Gesetzen thätig sind.

Ein sehr berühmter holländischer Arzt und Naturforscher hatte vor Zeiten seinen Zuhörern eine klare Belehrung darüber gegeben, woraus das Blut des Menschen zusammengesetzt sei, oder mit andern Worten, wie viel Luftarten, wie viel Erdarten, welche metallische Zusätze u. s. w. in zwei Loth Blut gefunden werden. Als nun die Studenten in rechter Spannung waren und ihn voll Bewunderung ansahen, sprach er zu ihnen: Meine Herren, ich bin bereit, Ihnen alle diese Bestandtheile herbeizuschaffen: getrauen Sie sich nun, einen Blutstropfen daraus zu machen, in welchem Wärme und Leben ist? Sie lächelten und gestanden ihre Ohnmacht ein. — Liebe Kinder, glaubt mir, es geht uns ebenso. Euer Lehrer hat euch jetzt hell gemacht, wie das Leben erscheint; wiederholt mir noch einmal unsre Beschreibung davon! Wie gut wir nun aber auch dies zu sagen wissen: was werden wir darum doch nie vermögen? Ja, wir haben das Wort hell gemacht, aber vier Dinge, welche das Wort einschließt, im Dunkel gelassen. Wir wollen einmal diesen vier dunkeln Dingen etwas näher treten.

Wie nannten wir vorhin den Anfang, oder den untersten Grund eines lebendigen Geschöpfes? Diesen Lebenskeim können wir im Saamenkorn mit Hülfe eines Vergrößerungsglases vielleicht sehen; aber was sind wir nicht im Stande zu bewirken? — Wenn in den verdorrten Steppen von Amerika nach langer Hitze die Regenzeit kommt, dann erwachen Millionen solcher Lebenskeime in den ausgetrockneten Lachen und in den zu Asche gebrannten Wiesen, und Alles grünet und reget sich fröhlich; wenn nun gefragt wird: Wo kommen diese Keime auf einmal her? so sagt man: Der Regen hat sie aus dem Schlummer hervorgerufen. Kannst du nun einen Regentropfen machen, welcher so die Lebenskeime von den Todten erweckt? Gott fragte einst den Hiob (38, 28.): „Wer ist des Regens Vater? Wer hat die Tropfen des Thaues gezeuget?“ Wie würdest du darauf antworten, mein Lieber? Siehe, da sind wir schon an einen dunkeln Ort gekommen, zu der Frage: wie der Lebenskeim

entsteht und erwacht? Wir haben ferner uns daran erinnert, daß der Keim des Saamenkorns eine Wurzel in die Tiefe treibt und eine Sprosse in die Höhe. Was treibt, nennen wir einen Trieb, — was das Leben zur Entwickelung treibt: wie werden wir das benennen? Der Lebenstrieb ist das Zweite, was im Dunkeln liegt. Wenn man Enteneier von einer Henne ausbrüten läßt, und die jungen Enten haben ihre Schale durchgepickt und wandern nun neben dem Huhn her, so meint man, sie werden dem Huhn nachfolgen auf allen Wegen. Wie steht's aber, wenn die Enten einen Teich erblicken? Was hilft's, daß die Henne sich abängstigt und schreit? Die kleine Heerde folgt ihrem Lebenstriebe und Niemand hält sie auf. So erinnert Gott selbst den Hiob an den Lebenstrieb des Wildes, das im Felde haust, und spricht (39, 8.): „Es schauet nach den Bergen, da seine Weide ist, und suchet, wo es grün ist." Wo dagegen suchet denn das zarte, ungelehrte Menschenkind auf dem Mutterschoße seine Nahrung? Hier liegt das zweite Geheimniß — der Lebenstrieb.

Wir mußten ferner anerkennen: wo Leben sich rege, da sei nicht eine einzelne Kraft, sondern eine Verbindung von Kräften. Selbst bei todten Dingen, welche immer beisammen bleiben, pflegt man an ein Band zu denken, welches sie verknüpfe. So fragt Gott den Hiob (38, 31.): „Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammen binden?" Das konnte Hiob nicht. Aber ist's nicht noch schwieriger, die Kräfte der lebendigen Dinge in ein Band zu legen, also ein Lebensband zu erdenken, zu schaffen und anzubringen? Wenn ein Mensch recht fest schläft, dann empfindet die Hand nicht, daß sie ein Glied ist an dem Haupte, dann merkt der Fuß nichts von der Brust, — alle Kräfte des Menschen scheinen lose nebeneinander zu liegen. Aber das scheint nur so. Was ist's denn, was man fortwährend verspüren kann, wenn man über den Mund eines schlafenden Kindes die Hand ausstreckt, oder die Wange niederbeugt? Dieser Odem geht aber aus und ein durch die Lungen, und aus den Lungen zieht er wie über eine Brücke zum Herzen, und vom Herzen auf und ab. Was kann man daher auch an dem Herzen eines schlafenden Menschen fühlen? Und was ist's denn, was in dem Herzen klopft? Dieses Blut steht also auch nicht still, sondern so wie das Herz schlägt, so rinnet es bis in die Fußzehen hinab und steigt wie auf einer Nebentreppe auch wieder bis in das Herz hinan. Da siehest du also, wie die Kräfte des Lebens miteinander in stetem Bunde stehen. Aber schimmert denn irgendwo ein Band durch, oder eine Leiter, oder eine Brücke, durch welche der Zusammenhang erhalten wird? Das dritte Geheimniß ist also das Lebensband.

Als wir von bestimmten Gesetzen sprachen, nach welchen sich die Gestalt des leiblichen Lebens entwickelt, da erinnerte ich euch an den Mond und an die Sterne, von denen wir wissen können,

wann sie kommen und wann sie verschwinden, oder, wie wir zu sagen pflegen, wenn sie auf- und untergehen. Aber nun bedenket einmal, was für ein Unterschied sich da offenbart zwischen den Himmelskörpern und den Leibern, in denen ein Leben ist. Gott der Herr sprach zu Hiob (38, 21.): „Wußtest du, daß du zu der Zeit solltest geboren werden und wie viele deiner Tage sein würden?“ Man kann das Menschenleben mit einer Reise vergleichen: wie nennt man wohl den Punkt, wo eine Reise sich endet? Wüßte ich, was dem Hiob verborgen war, dann würde ich, wenn die Stunde für mich schlüge, sagen können: Hier ist mein Lebensziel! Meinst du, daß dies irgend Jemanden möglich sei? Welche Grenze setzt denn der neunzigste Psalm? (Ps. 90, 10.) Er sagt: „Unser Leben währet siebenzig Jahre“: weißt du nun, wenn du zwölf Jahre alt bist, daß du noch acht und funfzig Jahre zu leben hast? Es heißt dort weiter: „Wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre“: wird man nun dem achtzigjährigen Greise sagen müssen: Darüber hinaus wird dein Lebensziel nicht reichen!? So hat Gott selbst in seinem heiligen Worte unser Lebensziel nicht aufgedeckt, sondern zugedeckt. Aus dem Bisherigen ersahen wir also, daß ein tiefes Dunkel liegt auf dem Lebenskeime, auf dem Lebenstriebe, auf dem Lebensbande, auf dem Lebensziele. Bei der Offenbarung des Gesetzes auf dem Berge Sinai wird uns erzählt (2 Mos. 20, 21.): „Das Volk trat von ferne; aber Mose machte sich hinzu in's Dunkle, da Gott innen war.“ Wozu hatte demnach Gott das Dunkel erwählt? Wie uns die heilige Schrift belehrt, verhält es sich ebenso mit dem Dunkel, welches unser Leben bedeckt. David singt (Ps. 139, 15. 16.): „Es war dir mein Gebein nicht verholen, da ich im Verborgenen gemacht ward. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war!“ An welches von den vier Geheimnissen erinnert er hier? Und vor wessen Augen liegt dieses Geheimniß aufgedeckt? — Ein anderer Frommer, der ein langes Leben hinter sich hat, bekennet: „Ich bin vor Vielen wie ein Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht; ich gehe einher in der Kraft des Herrn Herrn!“ (Ps. 71, 7. 16.) Wessen Geschenk ist denn also die Kraft, die immer neue, welche uns das Herz erfrischt, und das Schiff unseres Lebens treibt? An welches Geheimniß werden wir durch diesen Gedanken erinnert? — Hiob gesteht (10, 11.): „Du hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen und Adern hast du mich zusammengefügt“: wer ist es hiernach, der den Bau des Leibes umschlossen hat? Und von welcher geheimen Macht ist also hier die Rede? Endlich gedenken wir noch der Worte Hiobs (14, 5.): „Der Mensch hat seine bestimmte Zeit; die Zahl seiner Monate stehet bei dir; du hast ein Ziel gesetzt, das wird er nicht übergehen!“ Welches Ziel ist hier gemeint? Also auch das Lebensziel, das vierte Geheimniß, ist ein Dunkel, da Gott innen wohnt und wirkt. —

Wie nennen wir nun den Ort, wo ein Meister, ein Künstler, seine Werke verrichtet? Und wenn Gott in dem Innersten des Lebens als Urheber, Treiber, Bewahrer und Lenker sein Werk hat: was ist dann das Leben?

Das Leben, wo wir es auch finden, ist eine Werkstätte Gottes. Schreibt das in eure Herzen!

Es giebt eine Zeit, wo das Leben sich zu verbergen scheint, wenn Schnee die Fluren bedeckt, wenn Frost Menschen und Thiere nöthigt, sich zu verstecken: zu welcher Zeit aber kann man nun sagen: Die Kammern der Todten thun sich auf, das Leben kehrt zurück? Was für ein Gewand zieht nun der Anger an und die Wiese? Welch ein liebliches Kleid bedeckt bald darauf die Kronen der Bäume? Was regt sich auf den Zweigen, wer steigt jubelnd in die Lüfte? Und wie heißen die kleinen weißen Springer, welche der Hirt an den Hügeln hinauf treibt? Wenn das unsere Augen sehen, dann möchten wir singen den Anfang des 104. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt!“ Aber woher kommt denn eigentlich der Schmuck, welcher sich so über unsere Erde breitet? Denket euch hinweg die lebendigen Geschöpfe des Pflanzenreichs und des Thierreichs: was wird auch alsbald verschwunden sein? Das Leben in seiner Erscheinung ist also nicht bloß eine Werkstätte Gottes, sondern auch ein von Gott bereiteter Schmuck und Segen der Erde.

Als Jakob aus dem schönen Traume erwachte, in welchem er die Engel Gottes auf einer Leiter geschaut hatte, und Gott den Herrn selbst oben auf der Spitze, da rief er (1 Mos. 28, 17.): „Wie heilig ist diese Stätte!“ Wir haben auch eine Leiter gesehen, aber eine solche, welche hinunter reicht in ein Dunkel, da Gott innen wohnt, in die Geheimnisse des Lebens. Wie werden auch wir ausrufen müssen, wenn wir bedenken, daß in allem Leben eine Werkstätte Gottes ist? Ja gewiß, wir werden sagen müssen bei jeder Umschau im Reiche der lebendigen Natur: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel!“ und wir werden nun recht verstehen, wenn das fünfte Gebot fordert: Das Leben soll euch heilig sein, denn es ist eine Werkstätte Gottes und ein Schmuck und Segen der Erde!

Der Ps. 104., welcher uns recht in dieser Werkstätte Gottes herumführt, uns das Gras sehen läßt in seinem Wachsthum, die Saat des Getreides, den Menschen zum Segen, den Weinstock, welcher mit seiner Frucht uns das Herz erfreut, sodann die Vögel auf den Zweigen, die Gemsen auf den Bergen, die Kaninchen in den Steinklüften, und die Löwen, welche in der Nacht auf Raub ausgehen, hierauf das Meer mit seinen zahllosen Thieren, und endlich den Menschen, den Arbeiter am Tage, führt gewöhnlich die Ueberschrift: „Lob Gottes aus dem Buche der Natur.“ Das

Leben, welches wir bisher beschrieben haben im Pflanzenreiche und im Thierreiche: sollte es nicht hier noch einen besondern Namen tragen können — und welchen? Ist nun auch der Mensch, an der Spitze des Thierreichs stehend, in diesem Naturleben mit inbegriffen? Werden wir nicht auch um deßwillen mit Recht sagen dürfen: das Leben des Menschen sei vor Allem eine Werkstätte Gottes, ein Schmuck und Segen der Erde?

Allein ihr fühlt es schon selbst, liebe Kinder, daß es mit dem Leben des Menschen noch eine andere und viel höhere Bewandtniß hat. Von keinem Geschöpfe dieser Erde ist uns offenbaret, wie von dem Menschen, daß ihm Gott seinen Odem eingehaucht habe, und daß der Mensch so geworden sei eine lebendige Seele. Was ist denn also für ein Leben mitgetheilt worden in die Menschenseele, was in der thierischen Seele nicht Wohnung gemacht hat? Und wenn Salomo sagt (Sprüchw. 4, 23.): „Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben"; ja wenn Gott selbst fordert von mir und von dir (Sprüchw. 23, 26.): „Gieb mir mein Sohn, dein Herz!" glaubst du, daß damit gemeint sein könne das Herz, in welchem der thierische Körper seine Wärme hat und sein Getriebe? Du verstehest also, daß in der Seele und in dem Herzen der Menschen sich ein noch viel höheres Leben regt, als in der Natur um uns her. Ja, wenn der Apostel Paulus (1 Theſſ. 5, 23.) den schönen Segensspruch austheilt: „Euer Geist ganz sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich bis auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi", so lernen wir daraus noch zweierlei. Zum Ersten lernen wir daraus, daß Seele und Leib nur Gesellen sind eines Meisters, der sie mit sich führt; und wer ist dieser Meister? Zum Andern erkennen wir aber auch, daß der Geist sammt seinen Gesellen, Seele und Leib, nicht untergehen soll, — und wozu denn, versichert der Apostel, sollen Geist, Seele und Leib noch aufbehalten bleiben?

Welch ein Unterschied stellt sich also hier heraus zwischen dem Menschenleben und dem gewöhnlichen Naturleben? Wir haben gesagt: das Leben sei eine Verbindung von Kräften; wir dachten uns anfänglich nur irdische Kräfte; aber welche treten nun noch hinzu? Und wer hat zwischen jenen irdischen und diesen himmlischen Kräften in unsrer Brust die Verbindung gestiftet? Wir müssen also jetzt sagen: Das Menschenleben im höheren Sinne ist eine durch Gott gestiftete Verbindung von irdischen und himmlischen Kräften.

Wir dachten uns diese Kräfte zu ihrer Entwickelung thätig nach bestimmten Gesetzen, und den Ursprung dieser Gesetze sahen wir in der Natur der zeitlichen Dinge. Aber was für Gesetze können es denn nur sein, nach denen sich des Menschen gotterfüllte Seele und Geist und Gemüth entwickeln? Wir werden also hinzusetzen, daß im Menschenleben jene Kräfte von Innen heraus

nach bestimmten zeitlichen und ewigen Gesetzen sich entwickeln.

Wir haben ferner von bemerkbaren Werkzeugen der lebendigen Geschöpfe geredet und dabei besonders im Sinne gehabt die Organe der Ernährung — den Mund, den Magen u. s. w.; womit nimmt denn aber ein Mensch auf, was seinen Geist zum Leben bildet, was seine Seele nährt? Wir nennen dieses Werkzeug bald die Vernunft, bald den Sinn (Pred. 2, 26. 1 Joh. 5, 20.); aber wenn Hiob (4, 12.) von der Offenbarung Gottes an seine Seele also redet: „Es ist zu mir gekommen ein heimliches Wort, und mein Ohr hat ein Wörtlein aus demselben empfangen": kann er dabei wohl gemeint haben das äußere Ohr, das bemerkbare Werkzeug? Wir müssen daher unsere Beschreibung schon wieder erweitern und sagen: Das Menschenleben ist eine von Gott gestiftete Vereinigung von irdischen und himmlischen Kräften, welche von Innen heraus nach zeitlichen und ewigen Gesetzen zu ihrer Entwickelung mit Hülfe theils bemerkbarer, theils verborgener Werkzeuge thätig sind.

Endlich wissen wir, daß im natürlichen Leben die Entwickelung anfangs ein Wachsthum ist, daß dann eine Abnahme folgt, und zuletzt der Tod; daß aber schon der Prediger gesagt hat (12, 7.): „Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Welcher Theil des Menschenlebens wird also Stillstand und Tod nicht erfahren? Wenn demnach das Naturleben im Endlichen sich einschließt: was müssen wir von dem höheren Menschenleben sagen? — Lasset uns daher noch den Zusatz beifügen, daß jene Kräfte zu ihrer Entwickelung im Endlichen und im Unendlichen thätig sind.

Wir haben oben gesagt: ein Mensch, welcher über die Geheimnisse des Lebens nachdenkt, sei einem Manne gleich, welcher auf einer Leiter in die Tiefe steigt und in's Dunkel kommt. Gesetzt nun, jene Leiter sei noch nicht die letzte Bahn des Steigers gewesen, sondern auf der untersten Sprosse angelangt, sähe er abermals eine Leiter in die Tiefe gerichtet, und führe auch da hinab: wie wird es nun mit dem Dunkel werden, das ihn vorhin umgab? Was wird denn nun, nachdem wir so tief hinabgesehen haben in des Menschenlebens Natur und Heimlichkeit, mit jenem Dunkel geschehen, welches sich auf den Lebenskeim, auf den Lebenstrieb, auf das Lebensband und auf das Lebensziel, als auf vier Geheimnisse gelegt hatte? Wenn also schon von jenem Dunkel gesagt werden mußte: Gott wohne darin, Gott wirke darin, und darum sei das Leben eine Werkstätte Gottes: werden wir nun an diesem Urtheile etwas ändern dürfen?

Ich glaube vielmehr, wir werden noch ein neues Urtheil

hinzufügen müssen. Wenn ein Mensch an die Grenze des endlichen Lebens gekommen ist: in welches andere Leben geht er dann über? Wenn zwei Schulen so nebeneinander lägen, daß man aus der ersten in die zweite versetzt würde zu seiner Zeit: würden wir die erste derselben nicht eine Vorschule zur zweiten nennen? Oder, wenn wir das Bild von der Stiftshütte hernehmen (2 Mos. 35, 17.), oder von dem Tempel (Jes. 62, 9.): mit welchem Namen würde dann der erste oder der vordere Theil des Baues zu belegen sein? Wie werden wir demnach unser zeitliches Leben auf Erden noch ferner anzusehen haben? Darum hören und lesen wir ja so oft: unser Leben sei ein Vorhof des Himmels, oder eine Vorschule der Ewigkeit. Es ist sehr wichtig, daß wir diesen Gedanken recht festhalten bei der Auslegung des fünften Gebotes, und bei der Mahnung: Halte heilig das Leben!

Diese Mahnung führt uns nämlich nun durch drei Gebiete hindurch, von denen immer das eine über dem andern liegt. Wenn wir an den Zäunen vorüber durch die Gärten, durch die Baumpflanzungen bis hinauf in die Wälder gehen und uns erquicken an dem Wachsen, Blühen, Reifen und Duften: in welchem Reiche der Natur befinden wir uns dann? Und wie wird nun das Leben in diesem Pflanzenreiche zu nennen sein? Dieses Pfanzenleben nimmt die unterste Stufe ein. Wenn wir an einem schönen Sommertage die Mückenschwärme vor der Sonne spielen, die Fische im Teiche auf- und untertauchen, die Rehe im Walde löcken, die Vögel ihre Fittige schwingen sehen: welches Reich der Natur hat sich dann vor uns aufgethan? Und wie soll in diesem Thierreiche das Leben genannt werden? Das Thierleben liegt auf der zweiten Stufe. Ein Thier flieht, oder wehrt sich, oder schreit doch und windet sich, wenn ihm das Leben genommen werden soll: was trifft man also in diesem Leben an, was sich im Pflanzenleben nicht deutlich bemerken läßt? Darum steht im Thierreiche das Leben schon höher, als in der Pflanzenwelt.

Nun wissen wir wohl, daß der Mensch nach seiner Leiblichkeit auch in das Thierreich zu stehen kommt; aber wir wissen auch, daß dem Menschen, weil der Geist in ihm wohnet, die Herrschaft über die Thierwelt gegeben ist, ja noch mehr, daß Gott seinen Sohn gesandt hat in die Menschenwelt, um ein ewiges Reich aufzurichten; und wisset ihr wohl, mit welchem Namen Jesus dieses Reich benennt? Gewiß gebühret also dem Menschenleben eine dritte und die höchste Stufe.

Auf wie viel Felder werden wir also mit unserer Betrachtung zu treten haben?

Hiernach stellen sich drei göttliche Forderungen vor uns auf:

I. Halte heilig das Pflanzenleben!

II. Halte heilig das Thierleben!

III. Halte heilig das Menschenleben!

Wir werden die erste und zweite Forderung gleich miteinander verbinden können, denn Beides, was wir oben ausgesprochen haben, gilt vom Pflanzenleben, wie vom Leben der Thiere: es ist eine Werkstätte Gottes, es ist ein Schmuck und Segen der Erde.

Einstmals gingen zwei Jünger miteinander durch die geöffnete Werkstätte ihres Meisters, eines berühmten Bildhauers. Als sie die schönen Gestalten auf ihren Gestellen betrachteten, zeigte sich ein sehr verschiedenes Benehmen. Der Aeltere stand davor mit gekreuzten Armen, in tiefe und freudige Betrachtung versunken; er sprach so leise, als dürfe man die steinernen Bilder nicht wecken; er ging so behutsam an den Werkzeugen vorüber, als spräche jedes derselben: Ich diene dem Meister, rühre mich nicht an! Der Andere, sein junger, leichtfertiger Freund, machte sich sehr unnütz und bereitete ihm viel Noth und Verdruß, also daß des Warnens und Strafens kein Ende war. Zuerst nahm er den Meißel und den Schlägel, setzte jenen leicht auf die Wange einer schönen Marmorgestalt und stellte sich, als wollte er aufschlagen. Frevle nicht! rief ihm der ernste Jüngling zu, und diesmal mit lauter Stimme. Vor einer andern Bildsäule, welche mit dem Zeigefinger auf eine Tafel wies, machte er Miene, den Finger abzuschlagen. Und sein Begleiter faßte ihn am Arme und warnte mit strafendem Tone: Schände nicht! Und sie kamen an einem Marmorblock vorüber, welchen der Meister erst vor Kurzem in Arbeit genommen hatte. Ueber den obern Theil, wo das Antlitz gebildet werden sollte, war noch ein Netz ausgespannt. Und siehe, der gedankenlose und muthwillige Mensch griff mit der Faust in das Netz und arbeitete daran, dasselbe abzureißen. Der edle Freund wehrte abermals und rief: Zerstöre nicht! Und mit diesen Worten faßte er den Genossen unter den Arm, führte ihn zu einer Seitenthüre hinaus und schloß die Thüre der Werkstätte zu.

Werden wir dies Gleichniß wohl deuten können? An wen erinnert uns der in der Erzählung erwähnte Meister? Und woran sollen wir bei der Werkstätte denken? Welche Geschöpfe sind mit den Bildsäulen gemeint? Und wem wird das dreifache Warnungswort: Frevle nicht! Schände nicht! Zerstöre nicht! zugerufen? — Zu dem Gleichnisse nun will ich euch etliche Geschichten aus dem wirklichen Leben erzählen.

Ein alter, gelehrter, aber kindlicher Mann ging einstmals zur Frühlingszeit lustwandelnd an einem grünen Zaune vorüber. In einiger Entfernung bemerkte er einen ängstlich flatternden Vogel, der immer zu derselben Stelle des Zauns zurückkam und dann wieder wie rathlos zur Seite flog. Unser Greis trat heran und sah unten am Boden des Gebüsches vier junge, nackte, eben erst aus dem Ei gekrochene Vögel, welche elendiglich an der Erde zucken. Sie waren aus dem Nest herabgefallen, das Nest aber war

von einem abgebrochenen Baumast während eines Sturms getroffen und halb abgerissen worden, und schwebte etwa mannshoch in der Gabel eines Strauchs über dem Zaune. Das flatternde Vöglein aber war die Mutter der unglücklichen Jungen. Dem alten Spaziergänger wurde das Herz ganz weich. Er hätte so gern geholfen; doch fürchtete er, wenn er die zarten und nackten Vöglein anfaßte, er könne sie beschädigen, oder auch die Vogelmutter werde die Kleinen meiden. Indessen sein Herz behielt Recht. Er befestigte das hangende Nestchen mit einem Bande, das um seine Brieftasche gewunden war, an der andern Seite der Gabel des Strauchs; er holte aus demselben Buche eine Visitenkarte, schaufelte mit dieser die zuckenden Thierchen, eins nach dem andern, auf, hob sie ins Nest und ging still von dannen mit dem Gedanken: Lieber Vater und Schöpfer, hilf du der Mutter wieder an ihre Stelle! Und das Gebet war nicht umsonst gewesen. Als der Greis vor Sonnenuntergang wieder nachsah, da saß die Mutter auf dem Nest und deckte die Kinder mit den weichen, warmen Federn zu, die Kinder aber gaben ein Zwitschern von sich, als ob sie singen wollten: Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich! — Und der hülfreiche, barmherzige Mensch betete wirklich so; und als er sich niederlegte und die warme Decke über seine Glieder breitete, da wurde ihm so recht wohl an Leib und Seele und er sagte mehreremale: Nun habt ihr euch wieder!

Mit wem möchte wohl dieser alte Mann zu vergleichen sein, ich meine, mit welchem jener beiden Jünglinge? Und wenn Jemand mit solchem Herzen das Leben einiger kleinen Thiere behütet oder aus Gefahren rettet: was wird derselbe Mensch gewiß thun, wenn ein Kind vor seinen Augen in's Wasser fällt? oder wenn er zur Nachtzeit im nahen Walde eine Menschenstimme um Hülfe rufen hört? oder wenn bei einer Feuersbrunst eine unglückliche Mutter ihre Arme nach einer Dachkammer ausstreckt und schreit: Ach, rettet mein kleines Kind!? Und welche Worte in der Auslegung des fünften Gebots werden dann befolgt werden?

Hier muß ich aber leider gleich noch eine andere Geschichte erzählen. In einem Thalgrunde, hinter einem freundlichen Dorfe, zog sich ein dichtes Gebüsch, mit Ellern und höher hinauf mit Buchen bewachsen, sanft bergan. Ein klarer Bach rauschte durch den Busch, und von der Sonne fielen nur einzelne Lichter durch den Schatten. In diesem lieblichen Haine stellten sich alljährlich gegen Ende des April mehrere Nachtigallen ein, nisteten daselbst und sangen in heimlicher Verborgenheit liebliche Lieder. Sobald sich diese lieben Sänger mit ihrem sanften Getöne im Thale hören ließen, lief die Freudenbotschaft im Dorfe von Haus zu Haus; die alten Leute brachten manches Morgenstündlein im Grünen zu; die Jugend aber lustwandelte an den Abenden lauschend durch den Thalgrund, und selbst aus der nächsten Stadt kamen Besucher an

und mietheten sich im Dorfe ein. In der Schule aber sangen die Kinder mit wahrer Lust aus Paul Gerhardt's schönem Sommerliede den dritten Vers:

„Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder!"

Aber diese süße Freude sollte ein trauriges Ende nehmen. Mitten im Monat Mai nahm Ferdinand, der Sohn des Müllers, den kleinen Schmidt's Görge in den Garten allein, und sprach zu ihm: Görg, weißt du, wo die Nachtigallen sitzen, nach denen die Leute so laufen? Görg gestand, daß er das nicht wisse. Nun, fiel Jener ein, ich weiß es; ich kenne die Bäume noch vom vorigen Jahre her, und wenn du bald früh aufstehen und gut klettern kannst, so wollen wir uns ein Jagdvergnügen machen und gleich morgen früh die Nester ausnehmen. Görg erschrak, denn daß er in eine Sünde willigen solle, das merkte er; aber die Worte: „Früh aufstehen, Klettern und Jagen" hatten ihm Lust gemacht, und er schlug ein. Noch war am Tage darauf die Sonne nicht aufgegangen, noch ruhig und glücklich saßen die Vöglein im Schatten der Bäume, da fühlten sie, daß die Bäume sich unter ihnen ungewöhnlich bewegten. Sie flatterten gescheucht empor, und sahen mit ihren kleinen betrübten Aeuglein, daß Räuberhände in ihr Bettchen griffen, die Eier ausnahmen und das Nest verwüsteten. Die beiden Jungen schlichen heim. Die Eier hatten sie beim Herabrutschen an den Bäumen zerbrochen, aber das Herz zitterte ihnen im Busen, ihre Augen getrauten sie sich nicht voreinander aufzuschlagen, auch sprach Keiner mit dem Andern ein Wort über die That. Als aber nun das Nachtigallenlied nicht mehr gehört ward, nie wiederkam, und als im nächsten Frühling der Fluch der Dorfbewohner sich wiederholte: Wehe den Händen, die diesen Frevel ausgeübt haben! da wuchs ihnen die Schuld über den Kopf und sie konnten die Last derselben nicht mehr tragen. Beim Bibellesen kam das Gericht Gottes über sie. Man stand eben bei Psalm 84, 4. An Ferdinand war die Reihe, zu lesen, und die erste Hälfte des Verses brachte er bebend hervor; aber plötzlich hielt er inne und klagte: er sei krank. Fahr' du fort, Georg, gebot der Lehrer. Und Görg stammelte halb schreiend die Worte hervor: „Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!" — Wer, so fragte jetzt der Lehrer den zitternden Görg, wer hat hiernach den Vöglein und ihren Jungen eine sichere Wohnung bei sich gegeben? An wem haben sich also jene Knaben schwer versündigt, welche in vergangenem Frühjahre die

Nestchen unserer lieben Nachtigallen ausgenommen und die armen Mütter vertrieben haben? Görg, du siehest so bleich aus und deine Lippen beben — weißt du vielleicht etwas von jener bösen That? Und der Knabe brach alsbald in das Geständniß aus: Ach! ach! wir sind es gewesen! — Ihr wißt, was er gemeint hat. Sagt mir doch auch, an welche Warnung in unserm Gleichniß wir hierbei erinnert werden? — Aber paßt denn diese Geschichte auch wirklich in das fünfte Gebot? In wessen Werkstätte waren die bösen Knaben eingedrungen? Und warum darf man auch sagen, daß sie Mörder gewesen waren? Und was hatten sie durch ihre Uebelthat jener ganzen Gegend und den Bewohnern derselben geraubt? —

Eines Sonntags hatte der alte Pastor in N. eine scharfe Strafpredigt gehalten gegen die Jünglinge seiner Gemeinde, welche in der eben vergangenen Nacht bis gegen 4 Uhr Morgens im Schankhause wüste gelebt und mit wildem Geschrei durch die Straßen des Dorfs gezogen waren. Die Meisten schämten sich ihrer Ungebühr; Etliche murrten und bissen die Zähne zusammen. Einer, der Sohn eines reichen Bauern, sagte zu sich selbst, als die Predigt geschlossen war: Der alte Schwarzrock hat uns heute Stacheln an die Köpfe geworfen, — dafür soll er einen Stich bekommen, der ihm am Herzen brennt! Hinter der Pfarrwohnung lag ein schöner Garten mit Weingeländen und Weinlauben; der eifrigste und verständigste Weingärtner in diesem Garten war der Pastor selbst, welcher die edelsten Arten von Wein pflanzte und pflegte, dabei aber, wenn der Herbst kam, recht freundlich und großherzig mit den Schulkindern theilte, was ihm gewachsen war. Die Stöcke hatten herrlich geblüht, und eine Fülle von Trauben, aber sämmtlich noch steinhart und glanzlos, bedeckten die Spaliere. Dorthin begab sich der böse, rachsüchtige Jüngling in einer der folgenden mondhellen Nächte, schnitt im ganzen Mittelgange die unreifen Trauben ab und schüttete sie in einem hohen Haufen mitten in den Weg. Mit den höhnischen Worten: „Zum Andenken!" sprang er über die Gartenmauer. In dem Augenblicke, wo er die Erde berührte, empfand er einen stechenden Schmerz im rechten Oberschenkel, und schleppte sich mühselig nach Hause. Der andere Morgen fand zwei Personen, die verwundet waren, die eine am Herzen, die andere am Leibe. Der gute alte Pastor stand unter dem Lattendach des verwüsteten und geschändeten Weingangs und trauerte. „Gern", dachte er bei sich selbst, „hätte ich alle diese Trauben verschenkt, wenn meinen Augen vergönnt gewesen wäre, sie mit Segen gefüllt an ihren Reben prangen zu sehen. Nun, das hat eines bösen Menschen Zorn gethan. Lieber Vater im Himmel, behalte ihm diese Sünde nicht!" Als er in seinem Zimmer ankam, griff er nach der Bibel und auf einem der vordersten Blätter traten ihm die Worte entgegen: „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen; denn sie sind Fleisch!" In dem Hause des begüterten Bauern

war der Wundarzt beschäftigt, den Schenkel des verletzten Jünglings zu besehen und die Stillung seiner Schmerzen zu versuchen. Sein Urtheil lautete also: „Es ist eine Flechse zerrissen! Der Schmerz wird sich allmählig verlieren, aber die Lähmung ist unheilbar und wird bleiben!" Die Mutter schrie in ihrer Kammer: „Mein schönes Kind, nun bist du geschändet bis ans Grab!" Aber es blieb so, wie der Wundarzt vorausgesagt, und die schauerlichen Worte: „Zum Andenken!" mußte der unglückliche Jüngling oft noch in seinen Träumen hören. — An welchen Ausruf in jener Werkstätte könnte uns diese Begebenheit erinnern?

Ich habe noch eine Mittheilung aus der Erfahrung hier zu machen. Meinet nicht, sie sei ein Gedicht! Durch eine fruchtbare, aber den Sonnenstrahlen ausgesetzte Gegend wurde vor nicht langer Zeit eine Kunststraße angelegt. Die Regierung, im Sinne des Landesherrn, ordnete an, daß zu beiden Seiten der Straße auf der Böschung des Grabens Obstbäume angepflanzt werden sollten, damit die Wandersleute künftig im Schatten wandeln könnten. Der Besitzer eines großen Grundstücks zu beiden Seiten der Straße wollte diese Anlage nicht dulden. Er lief zu einem Anwalt und verlangte von diesem, er solle seine Sache führen, denn, sagte er, „die Wurzeln der Bäume breiten sich allmählich aus und verzehren die Kräfte des Ackers, auch werden solche Bäume zuletzt Herbergen von Insecten und Vögeln, welche manchen Feldfrüchten Schaden thun." Der Anwalt machte dem streitlustigen Manne Vorstellungen dagegen. „Die Gesetze", sagte er, „verbieten solche Pflanzungen nicht, und drei Fuß seitwärts vom Graben ist euch ja das Grundstück schon abgekauft." Der Besitzer beruhigte sich aber dabei nicht, sondern strengte wirklich eine Klage an, und wurde an zwei Gerichtshöfen abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. Als das letzte Urtheil ihm eröffnet war, rannte er zornig davon und sagte bei sich selbst: Es ist schon gut! — Die jungen Bäume waren indeß nicht bloß angewurzelt, sondern auch veredelt, und die bekliebenen Reiser wuchsen freudig empor. Eines Morgens aber sah die Straße zu beiden Seiten wie ein Schlachtfeld aus. Sämmtliche Baumstämme waren einen Fuß hoch über dem Boden abgesägt und niedergestreckt. Wer das Werk der Zerstörung ansah, dem that das Herz weh. Der Pfarrer des Orts hielt am nächsten Sonntage des Nachmittags mit der Dorfjugend eine Katechisation über die Worte Jes. 65, 8.: „Verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darin!" Die Leute sprachen auch hier und da einen schweren Verdacht über den Gutsbesitzer aus; aber der Beweis war nicht zu führen. Und der Thäter trug keine Züchtigung davon, als die Erinnerung an seine That. Doch es sollte noch anders kommen. Die Regierung ließ die beiden Linien von Neuem mit jungen Bäumen bepflanzen, und ein Preis von 50 Thalern wurde in der Regierungszeitung demjenigen versprochen, welcher einen Beschädiger entdecken und zur

Anzeige bringen könne. Nach vier Wochen fand die Polizei bei der Besichtigung der Straße, daß die jungen Bäume zwar noch aufrecht standen, aber trauerten und die Blätter sinken ließen. Bei näherer Betrachtung wurde man gewahr, daß jedes Stämmchen in der Mitte einen schräg aufwärtsgehenden Schnitt bekommen hatte bis über die Hälfte des Kerns. Vom Thäter zeigte sich abermals keine Spur, bis ein Kind, welches am Rande Blumen suchte, an denselben Blutflecken fand. Diese Flecken ließen sich bis an einen der letzten Bäume verfolgen, wo der Erdboden mit Blut ganz roth gefärbt war, und von da führte dann ein mit Tropfen bezeichneter Weg bis an die Gartenthür des Gutsbesitzers. Man drang nun durch diese Thüre ein, fand auf dem Tische des Gartenhauses eine Hippe liegen, deren Stiel von Blut geröthet war, und den Hausvater traf man im Bette an und es zeigte sich eine tiefe Schnittwunde in seiner linken Hand. Die Folge war, daß er zur Untersuchung gezogen, der Schuld überführt, zum Schadenersatz und zur Strafe verurtheilt wurde. — Sollte sich nicht hier auch eine Erinnerung finden lassen an die Begebenheit in jener Werkstätte? Und welcher Fall dürfte hieher zu ziehen sein? Und welche Warnung?

So werden meine lieben Kinder wohl gefaßt haben, was der Zuruf besagt, der dem fünften Gebote vorangeht: Halte heilig das Thierleben und das Pflanzenleben! Frevle nicht! Schände nicht! Zerstöre nicht!

Doch wird es vielleicht nützlich sein, noch etwas aus der letzten Begebenheit zu erzählen und deutlich zu machen. Als nach der Zerstörung der beiden Baumreihen jener Pfarrer Kinderlehre gehalten und den Spruch ausgelegt hatte: „Verderbe nicht, denn es ist ein Segen darin!" besuchte ihn am Abend der Cantor und sagte: Verzeihen Sie, ich muß Ihnen etwas mittheilen, was sich heute zugetragen hat. Ihre Kinderlehre hat ein seltsames Disputiren unter der Linde des Kirchhofs hervorgerufen. Etliche Männer lobten, was Sie gesagt und den jungen Leuten eingeschärft haben; da trat der Krämer auf, welcher erst vor Kurzem in's Dorf gezogen ist, und sagte: Der Pastor redete von dem Leben der Pflanzen; neulich brachte er etwas Aehnliches vor von dem Leben der Thiere, und wollte uns eine Sünde daraus machen, wenn ein Mensch sich daran vergriffe. Davon steht aber nichts im fünften Gebote. Fragt ihn doch: was seine Magd mit der Sense thut, um Futter für seine Kühe zu bekommen? Fragt ihn doch: ob die Obrigkeit Recht hat, zu fordern, daß die Raupennester zerstört und verbrannt werden? Fragt ihn doch: was der Schlächter sammt seinem Gesellen im vorigen Winter bei ihm zu schaffen gehabt hat einen ganzen Tag? — Als der Mensch das mit lauter Stimme gesagt hatte, waren alle Leute still geworden, und Etliche meinten, der Krämer habe viel feine Gedanken in seinem Kopfe und verstehe mehr als ein Pastor. Sollte es nicht gut sein, wenn Sie bald

einmal in den Kinderlehren auf dieses Thema zurückkämen und uns die Zweifel aus dem Wege räumten? Bald wünschen Sie es, lieber Herr Cantor, antwortete der alte, wohlerfahrene Geistliche; aber bald werde ich's nicht thun, sondern erst nach einiger Zeit, wenn dieses Gespräch vergessen hinter uns liegt; denn was auf der Gasse gehandelt worden ist, muß nicht gleich vor den Altar gebracht werden, sonst halten die Leute ihre Kirche für ein Wasch- und Klatschhaus.

Seit jenem Abend ist aber nun eine lange Zeit vergangen, und wir können uns einmal einbilden, wir ständen jetzt vor jenem Altar, ihr wäret die Kinder jenes Dorfs und der Pastor wäre ich. So höret und antwortet mir.

In Psalm 104., wo das Lob Gottes gesungen wird aus dem Buche der Natur, da lesen wir (V. 13. 16.): „Du feuchtest die Berge von oben her; du machest das Land voll Früchte, die du schaffest, daß die Bäume des Herrn voll Safts stehen, die Cedern Libanons, die er gepflanzt hat!“ Wer wird denn hier recht feierlich der Pflanzer und Besitzer der Bäume genannt? In wessen Gebiet treten wir also schon ein, wenn wir uns in die Pflanzenwelt begeben? Also sind wir hier nicht Herren, sondern fremde Gäste. Wenn der König Herr und Besitzer ist von einem Walde, und er hat durch seine Förster eine Ansaat machen lassen von jungen Birken oder Fichten, so werden Schranken oder Gräben darum gezogen, Niemand darf bei Strafe mit Sichel oder Sense hineingehen, und der ganze so eingefriedigte Platz pflegt dann eine Schonung genannt zu werden. Woran soll denn dieser Name jeden Waldgänger erinnern? Wenn nun Gott aller Kräuter, Gräser und Bäume Herr und Pflanzer ist: wie haben wir uns in der Pflanzenwelt anzusehen? Und welchen Namen dürfen wir dann auch diesem ganzen Garten Gottes beilegen? Und woran soll uns dieser Name auf Tritt und Schritt erinnern? Vergesset das nicht! Aber lasset uns weiter miteinander lesen, was Ps. 50, 10. 11. geschrieben steht: „Alle Thiere im Walde sind mein, und Vieh auf den Bergen, da sie bei Tausenden gehen. Ich kenne alles Gevögel auf den Bergen, und allerlei Thier auf dem Felde ist vor mir!“ Nach welcher Seite hin erweitert sich hier das Eigenthum und die Herrschaft Gottes? — Als einstmals Jakob ein Hirt gewesen war der Heerden Labans, seines Schwiegervaters, da konnte er sich rühmen (1 Mos. 31, 38. 39.): „Die Widder deiner Heerde habe ich nie gegessen. Was die Thiere zerrissen, brachte ich dir nicht; ich mußte es bezahlen; du forderteſt es von meiner Hand!“ So handelt ein rechtschaffener Hirt an der Heerde des Eigenthümers. Wie stellt sich denn nun Gott auch dar in jenem Spruch von den Thieren, die bei Tausenden gehen? Und welches Amt sollen wir unter dieser großen Heerde verwalten? Und wenn durch unsre Schuld eine Zerstörung angerichtet würde in dem Leben der Thiere: was dürfte Gott zu uns sagen? Darum

haben wir uns ja schon so eindringlich vermahnt: Halte heilig das Leben in der Thierwelt und in der Pflanzenwelt!

Aber, meine Kinder, wir sind doch etwas Anderes, als Gäste im Garten Gottes, als Hirten seiner lebendigen Geschöpfe. Höret, wie hoch er uns gestellt, wozu er uns gesetzt hat! Ps. 8, 7. steht von dem Menschen geschrieben und seiner Herrlichkeit: „Du wirst ihn zum Herren machen über deiner Hände Werk. Alles hast du unter seine Füße gethan, Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel, und die Fische im Meere und was im Meere gehet!" — Wie pflegen wir mit einem großen, reichen Worte zu benennen, was in dieser Schriftstelle genannt wird „deiner Hände Werk?" Ueber diese Natur, über diese Schöpfung Gottes wird nun hier nicht ein Gast, nicht ein Hirt gesetzt; sondern wer? Und wem ist es beschieden, dieser Herr zu sein? Aber wenn es nun doch bei dem Worte Gottes bleiben muß: „Die ganze Erde ist mein", an wessen Statt und in wessen Auftrage kann der Mensch nur Herr sein über die Geschöpfe? Es wird daher nur erlaubt sein, daß er sich ansieht als den Haushalter, als den Statthalter Gottes. Ein Haushalter, ein Statthalter darf nun wohl benutzen und gebrauchen, aber er darf nicht nach seinen Gelüsten aus dem Wege räumen, verzehren und verthun, was in den Grenzen seiner Herrschaft liegt, sondern er ist an seine Amtsanweisung gebunden. Hat denn nun Gott, der Herr aller Dinge, uns, seinen Statthaltern, auch eine Anweisung dieser Art aufsetzen lassen?

Wer war der Erste, welcher nach der Sündfluth in der neuen Welt als Statthalter Gottes mit seiner Familie auftrat? Lasset uns nun hören und bedenken, was ihm der Herr alles Lebens vorgeschrieben hat. 1 Mos. 9, 1—3.: „Und Gott segnete Noah und seine Söhne, und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde! Eure Furcht und Schrecken sei über alle Thiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel, und über Alles, was auf dem Erdboden kriechet; und alle Fische im Meere seien in eure Hände gegeben! Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise, wie das grüne Kraut habe ich es euch Alles gegeben." Was sagt nun Gott der Herr in dieser Amtsanweisung, was über alle Thiere kommen und sich verbreiten solle? Was bemerkt man auch an den stärksten wilden Thieren, wenn sie nicht etwa durch Zorn oder Hunger gereizt sind, so oft sie einen Menschen erblicken? Und was läßt sich auch an den sogenannten zahmen Thieren beobachten, wenn ein fremder Mensch in ihre Nähe, an ihr Nest und vor ihr Lager kommt? So zeigt sich also wirklich durch die thierische Schöpfung Furcht und Schrecken vor dem Menschen, als ein Zeichen, daß ihm die Herrschaft gegeben ist. Aber als dieß Gott vorhersagte: ist das sein Wille gewesen, daß der Mensch allen Geschöpfen Furcht

und Schrecken einjagen sollte? Was hat denn Noah gethan, als das Täubchen mit dem Oelzweig wieder an das Fenster seines Schiffs kam (1 Mos. 8, 11.)? Was haben selbst in den Vorhöfen des Herrn die Vögel gefunden (Ps. 84, 4.)? Was erzählt Nathan in seinem strafenden Gleichniß von einem kleinen Schäflein des armen Mannes (2 Sam. 12, 3.)? Was erfahren wir denn von dem Hündlein des Tobias (Tob. 6, 1. 11, 9.)? Und an wessen Krippe finden sich als gute Bekannte Ochse und Esel ein? (Jes. 1, 3.). Und was für ein Herz soll nach Gottes Willen der Gerechte gegen sein Vieh an den Tag legen? (Sprüchw. 12, 10.)? Und der Knabe gegen das brütende Vöglein (5 Mos. 22, 6.)? — Also das ist nicht Gottes Wille, daß der Mensch gegen alle Thiere ein Herr des Schreckens sein soll. Aber nun merket wohl, was David einstmals dem Saul erzählt hat, kurz vor dem Zweikampfe mit dem Philister (1 Sam. 17, 34.): „Dein Knecht", sprach der Jüngling, „hütete der Schafe seines Vaters, und es kam ein Löwe und ein Bär, und trug ein Schaf weg von der Heerde. Und ich lief ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tödtete ihn. Also hat dein Knecht Beide erschlagen, den Löwen und den Bären." Was brachte nun dieser Jüngling wirklich über Löwen und Bären? Aber was brachten auch diese Thiere über die Heerde, welche seiner Hut anvertraut war? Wie nennt man Thiere dieser Art (Jes. 35, 9.)? Und weil sie Schaden und Verderben anrichten (3 Mos. 26, 6.)? Was that daher auch der Apostel Paulus auf der Insel Melite, als eine Otter nach seiner Hand fuhr (Apostg. 28, 3—5.)? Wozu ist demnach dem Menschen in Gottes Schöpfung die Macht des Schreckens und des Todes gegeben? Aber David sagt nicht: Dein Knecht hat Beide hingewürgt und zu Tode gequält; sondern wie lautet seine Erzählung? Wozu ist also der Mensch niemals befugt und ermächtigt, wenn er sich in Kampf gegen die Thiere legt?

Doch wir müssen noch einmal in die Anweisung Noahs zurückblicken. Wir lesen da: „Alles, was sich regt und lebet, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich es euch Alles gegeben!" In welche zwei Lebensgebiete weiset hier Gott den Menschen? Und welche Erlaubniß giebt er ihm gegen die Geschöpfe des Thierreichs und des Pflanzenreichs? Wenn er aber die lebendigen Thiere zu seiner Speise machen soll: was muß vorher mit ihnen geschehen sein? Und wenn er vom grünen Kraute und von den Erdfrüchten essen soll: was muß zuvor ihm gestattet sein, mit diesen Gewächsen selbst vorzunehmen? Welche anderweite Befugniß ist also dem Menschen hinsichtlich des Pflanzenlebens und des Thierlebens eingeräumt? Aber welche Bedingung ist ihm auch bei diesem Handeln in's Herz geschrieben? Als die drei edlen Männer (1 Mos. 18, 7.) zu Abrahams Hütte gekommen waren,

lief er zu den Rindern und holte ein zart gut Kalb, und gab es dem Knaben; und was sollte dieser damit? Es heißt nicht: Der Knabe fing an, das Kalb zu martern, bis es verendete, sondern es steht da: Er eilte und bereitete es zu. Wie wird denn also ein frommer Mensch mit den Thieren umgehen, wenn er sie zum Tode bringen muß? — Ein vornehmer Mann hatte einen geschickten Mundkoch und bestellte sich bei diesem eine seltene Fischspeise. Der Mundkoch äußerte: man könne diese Speise dadurch sehr schmackhaft machen, daß man die Fische nicht gleich in siedendes, sondern anfänglich in kaltes Wasser werfe, und das Wasser erst allmählich über Kohlen zum Sieden bringe. Dann bekomme das Ganze einen sehr zarten Geschmack. Nun wohlan, sagte der Herr, wie es am besten mundet, so bereite Dein Essen! Der jüngste Sohn des Hauses warf dabei die Frage ein: Wie lange sterben da die Fische? Höchstens eine Viertelstunde wird das dauern, erwiederte der Koch. Vater, sprach darauf der Kleine: ich möchte einstmals nicht eines solchen Todes sterben! Auf dieses Wort wandte sich der vornehme Herr um und gebot seinem Koch: Nimm siedendes Wasser! — Verstehst du, was diese Geschichte lehrt? In demselben Hause war ein schöner Garten mit Obstbäumen. Ein Birnbaum voll süßer Früchte sollte abgeerntet werden, und den Knaben war zugesagt, sie dürften dabei helfen, auch wenn sie Spielgesellen hätten, dieselben mitbringen. Diese Gesellen kamen schnell herbei, und ehe noch die Mutter und der Gärtner sich eingefunden hatten, gaben Jene den Knaben des Hauses Lehre und Beispiele. Seht dort, hinter der Scheuer, die Hopfenstangen! Jeder von uns nimmt eine solche zur Hand, wir marschiren auf, rings um den Baum, und so wie es heißt: Gebt Feuer, hui! dann geht die Keulerei los! Gesagt, gethan! Als die Verständigen kamen, lagen die Birnen halb zerschlagen im Grase, der Boden war mit Baumzweigen bedeckt, und der Segensbaum sah aus, als habe ihn ein Hagel getroffen und verwüstet. Was wird die Mutter dazu gesagt, wie mag der Gärtner getrauert haben?

Liebe Kinder. Ich denke, wir haben nun gelernt, wie Gott den Menschen zu seinem Statthalter auf Erden eingesetzt, und wie er ihm Macht gegeben hat über das Leben der Geschöpfe im Thierreiche und Pflanzenreiche. Wann darf er gegen Thiere und Pflanzen auf Tod und Leben kämpfen? Wozu darf er ferner diese Geschöpfe Gottes tödten und verwenden? Erinnert ihr euch aber wohl auch jetzt noch der warnenden Stimmen: Frevle nicht! Schände nicht! Zerstöre nicht? Wollten wir nicht vielleicht noch hinzuthun: Quäle und martere und verwüste nicht!?

Eine kurze Erzählung möge den Schluß dieses Abschnitts machen. Sie wird uns lehren, wie die Schonung der Pflanzen und Thiere in genauer Verbindung mit dem fünften Gebote steht. Ich führe euch im Geist in ein dunkles Gefängniß, wo hinter dicken

Mauern und eisernen Stäben ein Gefangener in Ketten sitzt, über welchen das Urtheil gesprochen ist, daß er mit dem Beil vom Leben zum Tode gebracht werden soll. Er hat drei Mordthaten begangen und eingestanden. Seit etlichen Tagen ist in ihm der Schmerz über seine schauerlichen Thaten erwacht. Vor seinem Beichtvater sitzt er in Thränen, und eben jetzt hat ihn dieser gefragt: auf welchem Wege er ein so gefühlloser, hartherziger und grausamer Mensch geworden sei? „Herr Pastor," so erzählt er nun, „in meiner frühen Kindheit liegt der Anfang dazu. Neben meinen Eltern wohnte ein alter Gärtner, ein strenger Mann, aber der seine Pflanzen und Bäume wie Kinder liebte. Er hatte mich schon mehrere Male festgehalten und gezüchtigt, wenn ich durch den Zaun seines Gartens brach und allerhand unnütze Dinge trieb. Einmal führte er mich bei dem Haarschopf in meines Vaters Stube, der mich zur Strafe einsperrte; einmal erschien er in der Schule und zeigte mich dem Lehrer an, der mir vor allen Kindern die Ruthe dafür gab. Von Stund' an fühlte ich einen wüthenden Haß gegen den alten Mann und wollte mich dafür an seinen Lieblingen rächen. Ein schönes, in voller Blüthe stehendes Tulpenbeet trat ich bei Nacht mit Füßen und empfand eine Freude, als Alles daniederlag; an den veredelten Bäumchen brach ich den Reisern die Augen aus, und übte mich in dergleichen Bosheiten und in der Gewohnheit, das Absterben der Gewächse mit anzusehen. Hiernächst zog ich mörderisch gegen die Bienen unseres Nachbars zu Felde. Ich legte nämlich durch das Flugloch brennende Schwefelfaden, und mein böses Herz ergötzte sich daran, als ich am nächsten Morgen hinter dem Zaune bemerkte, daß der Nachbar die todten Bienen zu Haufen herauskehren mußte. Der letzte Schritt, der mich zum Menschenmörder bereitet hat, war die Vergiftung des Nachbarhundes, dessen Gewinsel eine ganze Nacht durch in mein Schlafzimmer eindrang, aber keine Reue mehr in mir hervorrief. Das ist der Weg, auf welchem ich die ersten Schritte gethan habe zum Blutgerüst! Bitten Sie Gott mit mir, daß er mir gnädig sei!" — Ihr habt gesehen, wie aus diesem Wütherich gegen Pflanzen und Thiere ein Menschenmörder geworden ist. Auf welchen Gebieten der Schöpfung kann man also schon in Kinderjahren lernen und sich üben, dem Nächsten zu helfen und ihn zu fördern in allen Leibesnöthen?

§. 15.

Das Leben deines Nächsten soll dir heilig sein!

Vorlesung aus 1 Joh. 3.

„Daran wird es offenbar, welche die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels sind. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat. Denn das ist die Botschaft,

die ihr gehört habt vom Anfang, daß wir uns untereinander lieben sollen; nicht wie Cain, der von dem Argen war, und erwürgete seinen Bruder; und warum erwürgete er ihn? Daß seine Werke böse waren und seines Bruders gerecht. Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset. Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder. Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend."

Gesang.

O treuer Hüter :,: Brunnen aller Güter, Ach, laß doch ferner über unserm Leben :,: Bei Tag und Nacht dein' Huld und Güte schweben! Lobet den Herrn! :,:

Gebet.

Lieber Vater im Himmel! Du hörest uns: hilf, daß wir Dich auch hören. Als die Zeit im Anfang war, hat ein Mörder Dich gefragt, Dich, den Herrn des Lebens: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Und Du hast die Antwort gegeben durch eine Stimme von der Erde, durch Schläge des Gewissens: Ja, ja, du sollst deines Bruders Hüter sein! Wir wollen es auch sein. O gieb uns Deinen Engel der Liebe und des Friedens mit auf die Wacht für alle Zeit! Amen.

Wie heißt das fünfte Gebot? Und wie lautet die Erklärung desselben? Hier ist die Rede von Schaden und Leid, welches dem Leibe unseres Nächsten angethan werden könne. Ihr werdet gleich einsehen, daß dies auf verschiedene Art geschehen kann.

Als der heldenmüthige Richter Gideon gestorben war, machte sich Abimelech auf, sein Sohn aus unrechtmäßiger Ehe, und stiftete eine Verschwörung, und ging in seines Vaters Haus nach Ophra, und erwürgte seine Brüder, siebenzig Mann, auf einem Stein, (Richter 9, 5.) Wie aber diese siebenzig Brüder, so mußte auch Abimelech eines gewaltsamen Todes sterben; denn als er einen Thurm der Stadt Thebez ersteigen wollte, warf ein Weib ein Stück von einem Mühlstein ihm auf den Kopf, und zerbrach ihm den Schädel, und da er die Todeswunde fühlte, rief er seinen Schildknappen, und sprach: Ziehe dein Schwert aus und tödte mich, daß man nicht von mir sage: Ein Weib hat ihn erwürgt! Da durchstach ihn der Knappe und er starb. (Richter 9, 53. 54.) Was wurde bei diesen furchtbaren Tödtungen angewendet? Diese gewaltsame Tödtung ist es, an welche wir zuerst zu denken haben bei dem fünften Gebote.

Ihr wisset aber, daß die heiligen zehn Gebote zum Theil noch eine schärfere Auslegung, als im gewöhnlichen Leben, durch Jesum Christum bekommen haben, an welche wir denken müssen. Wo finden wir diese schärferen und geistlichen Auslegungen, namentlich

vom zweiten, fünften und sechsten Gebot? In dieser Bergpredigt nun wird auch der Tödtung gedacht, und daß, wer da tödte, in die Hände des Richters falle. (Matth. 5, 21. 22.) Von welchen Menschen sagt nun bei dieser Gelegenheit der Herr Jesus, daß sie ganz derselben Strafe werth seien? Wenn ein Mensch mit seinem Bruder zürnet, ihm bittere Worte sagt und ihm alle innere Gemeinschaft aufkündigt, so thut er damit dem Leibe des Bruders für's Erste nicht weh: wohin aber dringt denn der Schmerz und das Leid? Und wenn ein Mensch Leid und Schmerz in der Seele trägt, sich abhärmet und grämet: woran wird man das auch sehr bald gewahr werden? Ein Elender klagt (Ps. 88, 4.): „Meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle.“ Und David, als er einst einen großen Seelenschmerz hatte um seiner Sünde willen, rief er aus (Ps. 6, 8.): „Meine Gestalt ist verfallen vor Trauern, und ist alt geworden, denn ich allenthalben geängstigt werde.“ Unter der Hölle wird dort das Grab verstanden. Welche Folgen und Wirkungen hat also jede Kränkung der Seele auch für das leibliche Leben? Wird aber eine solche Beschädigung des Lebens gleich bemerkt und erkannt, wenn sie geschehen ist? Und kann man sie einer gewaltsamen Zerstörung gleichstellen? Die Aerzte versichern, daß es Gifte gäbe, welche heimlich und nur allmählich Gesundheit und Leben zerstören: womit wird jene Kränkung der Seele sich etwa auch vergleichen lassen? und welche Art der Versündigung am Leben des Nächsten wird es demnach noch weiter geben? Von dieser heimlichen und allmählichen Beschädigung werden wir späterhin auch reden müssen.

Bei den Worten: „Du sollst nicht tödten!“ denkt man immer zuerst an die Gewaltthat, mittelst welcher ein Mensch dem andern das Leben nimmt. Ein Urheber einer solchen Gewaltthat wurde einst mit Jesu gekreuzigt; sein Name hieß Barrabas. Und was wird von diesem Barrabas in der Leidensgeschichte (Joh. 18, 40.) erzählt? Von dem Mord und von den Mördern ist also jetzt die Rede, und wir haben darunter, wie schon gesagt, eine Gewaltthat zu verstehen, durch welche ein Mensch seinen Nächsten um's Leben bringt. Aber überleget die Sache genauer. Ein Müllergesell stand zur Winterszeit im Mahlgerinne und eiste, d. h. er schlug die Eisstücken mit der Axt los. Zwei Knaben, die er sehr lieb hatte, es waren die Söhne des Müllers, spielten in seiner Nähe und haschten sich. Der Jüngere strauchelte, stürzte in das Gerinne in dem Augenblicke, als die Schneide der Axt niederfuhr, — und als der Gesell hinsah, war der liebliche Knabe erschlagen. Der unglückliche Thäter rannte wie ein verzweifelter Mensch in das Gerichtshaus und schrie: Sprecht mir das Urtheil! ich bin ein Mörder. Meinst du, daß der Richter auch so erkennen wird? Und warum nicht? Woran hat es bei dieser Gewaltthat gänzlich gefehlt? Hätte der Müllergeselle eine Schuld der

Unvorsichtigkeit dabei auf sich geladen, so würde man ihn vielleicht des Todtschlags anklagen; aber welches Verbrechen konnte ihm nicht beigemessen werden? Ein Mörder ist also nur der, welcher durch eine absichtliche Gewaltthat seinen Nächsten um's Leben bringt. — Nach einer blutigen Schlacht gegen die Philister, welche dem Saul und dessen Sohne, dem Jonathan, das Leben gekostet hatte, stimmte David ein Trauerlied an, welches also lautete (2 Sam. 1, 25.): „Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf Gilboas Höhen erschlagen!“ Hier war also ein Mensch erschlagen, die anderen, neben ihm Gefallenen waren auch erschlagen oder erstochen, und als Urheber und Thäter dieser Gewaltthat werden wir die Philister nennen müssen: sind nun diese Philister Mörder Jonathans und der Helden zu nennen? Und warum nicht? Du sagst: es sei dies im Kriege geschehen. Wie nennt man diejenigen, welche im Kriege uns gegenüber treten? Wenn diese Feinde in der Schlacht auf uns schießen, stechen, hauen, so zielen sie nach uns: was haben sie also offenbar auch für eine Absicht? Absichtliche Gewaltthaten werden also wirklich auch im Kriege begangen, und je mehr Menschen man so weggeräumt hat, desto mehr rühmt man den Sieg. Wie kommt es nun, daß man im Kriege Jemanden tödten kann, ohne darum ein Mörder zu sein? In dem mosaischen Gesetz (5 Mos. 21, 15.) wird der Fall erzählt, daß ein Mann ein Weib habe, das er hasset, und diese gehaßte Frau wird dann seine „Feindselige“ genannt. Mit welchem Sinne war nun wohl auch jener Brudermörder Abimelech gegen seine 70 Brüder erfüllt? Und als er nun nach Ophra sich begab mit scharfem Schwerte: mit was für einer Absicht schwang er wohl seine Waffen gegen sie? Welche Gesinnung darf nun aber einem Kriegsmann nicht beigemessen werden? Und wenn ein solcher Kriegsmann auch in feindlicher Absicht das Schwert führt: was für eine Absicht ist bei ihm nicht vorauszusetzen?

Ein Mörder wird demnach nur daran erkannt, daß er aus feindseliger Absicht durch Gewaltthat seinem Nächsten das Leben nimmt. — Als Saul in der Schlacht gefallen war und sich alles Volk zu David wandte, begingen zwei Hauptleute aus dem Heere des Saul einen häßlichen Verrath an dem Sohne des gefallenen Königs. Die beiden Hauptleute hießen Baena und Rechob, und der Königssohn hieß Isboseth. Während dieser Isboseth um Mittag bei großer Hitze auf seinem Lager schlief, (2 Sam. 4, 5—7.) schlichen sie in das Haus, rannten ihm ein Schwert durch den Leib, schlugen ihm den Kopf ab und nahmen diesen mit gen Hebron, wo David war, um diesem neuen Könige gefällig zu werden. Ist nun diese Tödtung durch die Hauptleute Baena und Rechob als eine Kriegsthat anzusehen? Wie verdienen vielmehr diese Männer genannt zu werden? Und weil ihre That meuchlings geschah, d. i., ohne daß sie dem Isboseth gegenüber

traten: welchen andern Namen wird man ihnen mit Recht geben dürfen? (Apostg. 21, 38.) Wisset ihr ferner auch wohl, welchen Lohn sie für ihren Meuchelmord beim Könige davon trugen? David trat ihnen vor das Angesicht mit den Worten: „Diese gottlosen Leute haben einen gerechten Mann in seinem Hause auf seinem Lager erwürgt. Ja, sollte ich das Blut nicht fordern von euren Händen, und euch von der Erde thun?" Und David gebot seinen Jünglingen, die erwürgten sie, und hieben ihnen Hände und Füße ab, und hingen sie auf am Teiche zu Hebron. Diese Strafe war eine gerechte. Aber wie steht es mit den Jünglingen, welche die Strafe vollstreckten: sind nicht diese auch durch diese Ausrichtung zu Mördern geworden? Die damaligen Könige von Israel hatten in der Regel eine Anzahl von jungen Kriegsleuten oder Trabanten in ihrem Gefolge, welche das Amt der Nachrichter oder Scharfrichter versahen. Solche umstanden damals den David, und an diese erging der Befehl, die Hinrichtung vorzunehmen. Konnte David einen solchen Befehl ergehen lassen? In welcher Machtvollkommenheit konnte er das? Findet sich vielleicht in derselben Geschichte (2 Sam. 1, 15.) ein ganz ähnliches Beispiel? Wenn nun ein solcher Trabant oder Leibwächter des Königs Gebot ausrichtete, so war er dabei in seinem Berufe und Amte. Die Hand, welche den Todesstreich führte, war also nicht eine unberufene. Was muß aber immer von des Mörders Hand gesagt werden? Wir wissen noch von einem andern Befehl, welchen derselbe David kurze Zeit darnach ergehen ließ (2 Sam. 11, 14. f.) und durch welchen auch einem Menschen das Leben genommen wurde. Laßt uns sehen, wie es damit bewandt war. David hätte gern den Urias von der Welt geschafft, weil er dessen Weib, die Bathseba, zu haben und zu behalten begehrte, und sich vor dem Urias scheute. Da sandte er durch diesen Urias einen Brief an den Feldherrn Joab und schrieb diesem: Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe. So geschah es, und Urias fiel. War das nun eine Tödtung nach Urtheil und Recht, die über Urias ergangen war? Das scheint euch nicht also; darum muß ich weiter fragen: Hatte David den Brief an Joab geschrieben als der Gesalbte Gottes und als der König in dem Namen des Herrn? Als er später an diese Begebenheit als ein reuiger Sünder zurückdachte, da flehte er zu Gott: „Errette mich von den Blutschulden! An Dir, Herr, habe ich gesündigt, und übel vor Dir gethan!" Als was für ein Mensch hatte also David jenen Brief geschrieben? Und wenn er sich damit hätte wieder beruhigen wollen: „Ich bin nur froh, daß ich meine Hand nicht selber an den Urias gelegt habe!" glücklicherweise hatte Joab Alles hinausgeführt!: was für einen Bescheid hätte ihm sein Gewissen geben müssen? Konnte aber Joab in diesem Falle ruhiger sein und denken: Der König hat mir's befohlen; was ich an

Urias begangen, das habe ich als ein berufener Beamter des Königs gethan!? Sehet wohl zu, daß ihr richtig urtheilt! — Was mußte Joab aus der Art des Befehls sich abmerken? Wenn ein Soldat zum Tode gebracht werden soll: was muß, wenn es mit rechten Dingen zugeht, ihm vorher bekannt gemacht werden? Das war aber hier nicht geschehen, auch hatte der Befehl nicht geheißen: Führe ihn auf den Richtplatz und schlage ihn, daß er sterbe; sondern welche Anweisung hatte Joab empfangen? Und seht, darum merkte auch Joab, daß er in einer ungerechten Sache diente, und so oft ihm einfallen mochte, zu sagen: Der König mag es verantworten! bekam auch er einen schmerzlichen Bescheid von Gott; und wie mochte der heißen? In dieser Geschichte hört man also nach zwei Seiten hin die Klage eines unschuldigen und getreuen Dieners: Ich bin unter die Mörder gefallen!

Wir sind nun klar geworden über den Ausspruch: Der Mord ist die absichtliche Zerstörung eines **Menschenlebens** durch feindseligen Menschenrath und unberufene Menschenhand. Wie wird dagegen diese Zerstörung genannt werden, wenn sie, wie bei jenem Müllergesellen, ohne Absicht erfolgt?

Und welchen Namen wird man derjenigen Tödtung zu geben haben, welche nicht aus feindseligem Menschenrathe, sondern nach Gesetz und Recht, und mittelst berufener Menschenhand ausgeführt wird?

Wir haben hier zunächst nur vom Mord zu reden. Der Mörder zerstört ein Menschenleben. Wenn euch ein Jüngling gezeigt würde, welcher Feuer angelegt hat, und so ein Haus in Brand gesteckt, daß es als ein Haufen todter Asche daliegt, so würdet ihr vor ihm ein Grauen empfinden, und wenn er euch die Hand reichen wollte, würdet ihr die eurige zurückziehen, und bitten: Mit dieser verruchten Hand berühre mich nicht, denn sie hat einen schönen Bau zu nichte gemacht! Was ist denn aber der menschliche Leib, in welchen der Mörder Einbruch macht? Ich erinnere euch hier noch einmal an Hiobs dankende Worte (10, 11. 12.): „Du hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen und Adern hast du mich zusammengefügt. Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem!" An wen richtet sich Hiob mit dieser Rede? Wenn nun Gott diesen Bau des Leibes zusammengefügt und von Innen und Außen angezogen und bekleidet hat: als was ist Gott dann von dem Bewohner des Leibes anzusehen? Und wenn dieser Baumeister noch fortwährend jeden Odemzug bewahret: wo muß er dann seine Werkstätte haben? Und wenn ein Mensch wie Hiob, der so viel Schwären und Schmerzen an seinem Leibe hat, daß er manchmal fast in Verzweiflung kommt, bei ruhiger Sammlung seines Gemüths doch sagen muß: „Leben und Wohlthat

hast du an mir gethan!": was für ein Gut ist ihm dann das Leben, welches ihm Gott geschenkt hat? Wenn Jemand eine Krankheit hätte zum Tode, und man könnte ihm versprechen, falls er Haus und Aecker und Vieh und alle Güter dran setzen wollte, so könnte ihm das Leben noch gerettet werden: wozu würde er sich entschließen? Welchen Werth nimmt also dieses Gut vor allen andern ein?

Der Mörder thut mithin einen Einbruch in die Werkstätte Gottes und in das theuerste Gut seines Nächsten.

Wir haben ferner erkannt: das Naturleben schon sei ein Schmuck und Segen der Erde. Und wir haben dabei vorzüglich denken müssen an das wunderschöne Kleid und an die nährenden Kräfte der Pflanzenwelt und der Thierwelt. Einstmals stand der Sohn Gottes, durch welchen Alles geschaffen ist, zwischen diesen beiden Welten; hier sah er das Gras und die Lilien auf dem Felde an, dort umgaben ihn die Vögel unter dem Himmel, und wisset ihr wohl, in welchen fragenden Worten er den Menschen mit dem Gras und mit den Vögeln verglichen hat? (Matth. 6, 26.) Wenn er nun die Jünger fragt: Seid ihr nicht viel mehr denn sie? was wird man nun auch von dem Menschenleben sagen müssen? Wenn der Frühling aufgeht und der Weinstock und der Rosenstrauch Augen treibt, so freuen wir uns über den Schmuck. Wenn ein Kind auf der Mutter Schoß geschlafen hat und regt sich nun: worauf wartet der Mutter Blick mit Sehnsucht und Freude? Welche Augen überstrahlen also allen Schmuck der Erde? Als aber jener Mörder Herodes die Kindlein zu Bethlehem, welche zweijährig und drunter waren, hatte umbringen lassen: wie sahen da diese Aeuglein aus? (Matth. 2, 16.) — Von den Vögeln sagte Jesus damals: — „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch!" Welchen Auftrag bekamen aber schon die ersten Menschen im Paradiesgarten? (1 Mos. 2, 15.) Und um so den Garten Gottes zu bauen und zu bewahren: was mußten sie thun vom Morgen bis an den Abend? Wenn wir also auf eine bis dahin unbekannte Insel kommen und sehen die Spuren solcher Arbeit, z. B. geebnete Wege durch den Wald, junge Bäume mit veredelten Kronen, Gartenbeete mit Blumen eingefaßt, Tränken für Rinder und Schafe, Schöpfräder zur Berieselung der Wiesen u. s. w., so wird es uns gewiß einleuchten, was für Hände allda wohnen und walten. Und was verdankt man dieser Arbeit der Menschenhände? Wie mag es nun ausgesehen haben in der Stadt des Hemor und Sichem, als (1 Mos. 34, 25. 26.) Jakobs Söhne, Simeon und Levi, die Einwohner dürftiglich gewürgt hatten mit der Schärfe des Schwertes? Die Arme und Hände der männlichen Bewohner waren noch da, aber wo sie das Schwert getroffen hatte, da lagen sie am Boden kalt und starr; und was war nun in der Arbeit eingetreten? Und was war aus der Freude und Zierde der Gärten und Oelpflanzungen geworden? — Jesus sagte in jener

Unterredung noch weiter: Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch übertreffen sie in ihrer Herrlichkeit die Pracht des Königs Salomo! Aber es giebt einen innern Schmuck, welcher herrlicher ist, als der Lilie Gewand: bei wem glaubt ihr diesen zu finden? Wo die Hindus wohnen, am Ganges, da kam einst ein Heide, Namens Brindelbund, zu einem englischen Glaubensboten, und nachdem er diesem in der Predigt von Jesu eine Zeit lang zugehört, trat er heran, und sprach feierlich: Ich bin auf meinen Pilgerzügen weit umher gewesen, und habe vieler Götter Bildsäulen und Tempel gesehen, aber ich habe noch kein Wesen gefunden, dem ich meine „Blume" geben könnte. Dabei legte er die Hand auf die Brust, und fuhr nun weiter fort: „Aber jetzt habe ich Jesum gefunden, und meine Blume ist sein geworden!" Was hat er denn wohl gemeint mit seiner Blume? Wer erschien also diesem Heiden lieblicher, als die Lilie des Feldes? Nun ist ja freilich dieser Jesus, der Unerschaffene, mit keinem Geschöpfe Gottes zu vergleichen. Aber betrachtet doch einmal ein gewöhnliches Menschenherz, und haltet eine Lilie oder sonst eine schöne Blume daneben. Die Blume kann sich zur Sonne aufrichten, wenn diese ihre ersten Strahlen am Morgen über die Berge schickt; aber zu wem kehrt sich denn ein Menschenherz am Morgen und am Abend? Und was thut es dann? Und wenn ihm Gutes geschehen ist von seinem Gott: was bringt es in seinem Gebete dar? Und wenn das betende und dankende Herz recht innerlich fühlt: O wie hat der Herr die Leute so lieb! welches Gefühl bewahrt es dann in seiner Tiefe, wie einen heimlichen und heiligen Duft? Wenn nun Gott selbst zu wählen hätte zwischen einer weißen, duftenden Lilie und einem solchen betenden, dankenden und liebenden Menschenherzen: wofür würde er sich entscheiden? Darum konnte ja Jesus zu seinen Jüngern sagen: „Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Aber nun sollt ihr einmal mit mir einen Blick thun auf eine Niederlage solcher geknickten Blumen; ich meine auf eine Menge gebrochener und gemordeter Menschenherzen. Die Mordgeschichte, die ich meine, steht 1 Sam. 22, 18. f. — Als der König Saul durch den Verräther Doeg erfahren hatte, daß der von ihm verfolgte Jüngling David auf der Flucht eine Herberge gefunden, und auch etliche Brote in Empfang genommen habe bei dem Priester Ahimelech zu Nobe, da entbrannte sein finsteres Herz in Zorn, und er befahl seinen Trabanten: Wendet euch und tödtet des Herrn Priester! — Und siehe, die Trabanten scheuten sich, ihre Hände an die Priester zu legen. Da gab Saul dem Verräther Doeg denselben Befehl; und dieser hatte keine Scheu, sondern erschlug die Priester, daß des Tages starben fünf und achtzig Männer, die leinene Leibröcke trugen. Und die Stadt der Priester, Nobe, schlug er mit der Schärfe des Schwertes, Beides Mann und Weib, Kinder und Jüngling, dazu auch viele Thiere. Meint ihr

nun wohl, daß es in jenen frommen Priesterfamilien solche Blumen gegeben habe, wie ich sie oben beschrieben. Wenn der priesterliche Vater am Abend sein Weib und seine Kinder um sich sammelte, die Kinder aber hörten andächtig, was der Vater vorlas aus dem Gesetz des Herrn, und falteten ihre kleinen Hände dabei: was für Herzen thaten sich dann auf? Und wenn sie um Pfingsten die Erstlinge der Ernte nach der Stiftshütte trugen: womit waren dann die Herzen gefüllt? Und wenn am Lauberhüttenfeste die Eltern ihren Kindern und auch dem armen Fremdling, der bei ihnen wohnte, süße Trauben und reifes Obst bescheerten: welch ein Band schlang sich dann um alle Seelen der Kleinen und Großen? Und wie sah es nun nach dem greulichen Gemetzel des Doeg in den Häusern zu Nobe aus? Was war geworden aus den Lippen, die da gebetet, aus den Augen, die einander gegrüßt, aus den Händen, die füreinander gearbeitet, aus den schönen Blumen, die im Herzen geduftet hatten? — Als wir vor Kurzem des alten Pastors gedachten, der seine Trauben abgeschnitten und unreif am Boden fand, da hörten wir seinen Seufzer: Das hat ein böser Mensch gethan! Als der alte Gärtner sein Tulpenbeet zertreten fand, da mochte er denken: Das hat ein teuflischer Bube gethan! Das blutige Schauspiel in Nobe verlangt die Ueberschrift: Das hat ein Mörder gethan!

Ich muß indessen euch noch einmal an die Stelle der Bergpredigt führen, wo der Sohn Gottes das Leben der Thiere und Pflanzen mit dem Leben der Menschen vergleicht. Er hebt noch einmal (Matth. 6, 30.) seinen Finger auf, zeigt auf eine Wiese hinaus und spricht: „So nun Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, wie sollte er das nicht viel mehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Wenn er hier sagt: wie nicht viel mehr euch? welchen Werth legt er damit dem menschlichen Leben bei? Aber warum thut er das? Will er etwa darum unser menschliches Leben höher stellen, weil es nicht in dem Ofen verbrannt wird, sondern im stillen dunkeln Erdenschoße verwest? Das scheint dir nicht seine Meinung, denn dir fällt ein, daß er (Joh. 14, 1 f.) gesagt hat: in seines Vaters Hause seien viele Wohnungen und er gehe hin, uns die Stätte zu bereiten. Solltest du mir nun nicht recht deutlich sagen können, warum das Menschenleben viel mehr ist, als das Gras, welches zu Schmuck und Segen der Erde dient, alsdann aber dahinfällt und mit Feuer verzehrt wird? Worauf warten wir noch, wenn wir hier verwelkt sind und in Tod versinken? Und wie nannten wir vor Kurzem erst das irdische Leben des Menschen im Vergleich mit dem himmlischen, wenn wir uns als Schüler ansahen? Und wie, wenn wir unsern zukünftigen Aufenthaltsort wie das Allerheiligste eines Tempels betrachteten? In der That, es ist uns ein heiliger Ernst gewesen

mit dem Ausspruch: das Erdenleben des Menschen sei eine Vorschule der Ewigkeit, sei ein Vorhof des Zion, das Droben ist. Wenn nun im Besitz eines sachkundigen und liebenden Pflegers und Herrn zwei Gärten wären, der eine, die sogenannte Baumschule, in welcher die Stämme aus dem Kern gezogen und veredelt werden, der andere, der Obstgarten, in welchen zur rechten Stunde die Zöglinge der Baumschule versetzt zu werden pflegen: wem könnte nur das Urtheil zugestanden werden und das Recht beiwohnen, diese Versetzung vorzunehmen, und zu bestimmen den Tag, an welchem dieß eintreten darf, und den Ort in dem Obstgarten, dahin die Verpflanzung geschehen möge? Gewiß, nur dem Herrn, welcher zugleich der Gärtner ist, und nur ihm allein, denn jeder der beiden Gärten ist ein Werk seiner Hand. Und wenn irgend wer sonst die Gartenthüre durchbräche, einen jungen Stamm aus dem Boden risse und vor die Eingangsthüre legte: was würde gegen solchen Eingriff in das Werk seiner Hand der Herr thun? Und wenn dieser die Erbarmung bewiese, des herausgerissenen Stämmchens sich anzunehmen, und dasselbe in den großen Hauptgarten doch zu versetzen: würde die Versetzung ebenso gedeihlich sein, als wenn sie nach des Herrn Entschließung erfolgt wäre? Und wie lange Jahre wird der Schaden an dem Baume bemerklich bleiben? —

Ihr werdet dieses Gleichniß sehr leicht auslegen können. Woran sollen wir denn bei der Erwähnung der beiden Gärten denken? Und wer ist mit dem Stamme in der Baumschule gemeint? Und wen bildet jener Mensch ab, der diesen Baum aus seinem Boden reißt? Und wer ist der Gärtner und Herr, der diesem Uebelthäter entgegentritt und spricht: Du bist mir in meinen Arm gefallen!? Und was bedeutet die Anzahl der Jahre, auf welche sich der Schaden erstreckt? — Mit diesen Gedanken wollen wir abermals in die heilige Geschichte einen Blick thun, und zwar auf einen Königsmord. Ein solches Ende nahm Joas, der König von Juda (2 Kön. 12, 20. 21.). Seine Knechte empörten sich und machten einen Bund und schlugen ihn todt in dem Hause Millo, da man hinabgeht gen Silla. Die Mörder, Josabar und Josabad, wurden aber mit Todesstrafe belegt, als Amazia, der Sohn des Gemordeten, den Thron bestiegen hatte. — Hier liegt ein Beispiel vor uns, in welchem jenes Gleichniß sichtlich zutrifft. Wenn ein König von der Erde scheidet, so ist die Zeit abgelaufen, in welcher er seinem Volke Gutes thun konnte, und in welcher es möglich war, manches Böse, was er gethan oder was unter ihm geschehen, zu bereuen und in die Gnade Gottes zurückzukehren. Auch Joas, der König, hatte Manches gethan, was dem Herrn wohlgefiel, namentlich hatte er Beiträge gesammelt, den baufälligen Tempel Gottes zu bessern, und war mit dieser Aufgabe noch nicht zu Stande gekommen. Aber er hatte sich auch vergangen

an dem Geheiligten, was seine Väter im Tempel aufgesammelt, und an dem Golde, das man fand in dem Schatze des Herrn. Denn von Unglauben und Furcht bewogen, hatte er dem Könige Hasael von Syrien diese geweihten Güter entgegengeschickt, damit dieser Jerusalem nicht überfalle. Und gewiß hatte er sich bei diesem Tempelraub damit getröstet, daß er ja noch Zeit habe, wieder zu sammeln und dem Herrn zu erstatten. Siehe, da setzten sich die Mörder Josabar und Josabad an die Stelle Gottes des Herrn, von welchem gesagt ist (Dan. 2, 21.): „Er ändert Zeit und Stunde; er setzet Könige ab, und setzet Könige ein", und schlugen den König todt. Was konnte dieser nun nicht mehr ausrichten? Was vermochte er nicht mehr gut zu machen? Was für eine Seele brachte er also mit vor das Angesicht Gottes des Herrn? Und was mußte nun der Amazia, der eben erst 25 Jahre alt war, schon in die ungeübten Hände nehmen? — Konnte dieser gewaltthätige Eingriff in Gottes Recht, welchen die Mörder begingen, ihm, dem Herrn des Lebens, unerwartet kommen? Wann sieht der Allwissende die Gedanken der Menschen (Ps. 139, 2.)? Was war also dem Herrn schon offenbar, lange bevor die Mörder ihren Bund machten und den König des Landes überfielen? Wird er aber ihr Thun entschuldigt halten, weil er es vorher gewußt? Daß Jesus den Hohenpriestern überantwortet werden sollte zum Kreuzestode, das war auch von Ewigkeit her von Gott gesehen, und doch sagte Jesus: „Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen er verrathen wird!" (Matth. 26, 24.). — Welches schreckliche, die Seele durchschneidende Wort gehet also auch jenen Mördern nach, bis ihr letzter Seufzer verweht? —

Meine Kinder, ich habe euch bis jetzt gleichsam durch lauter Mördergruben geführt. Ihr habt vor dem Steine still gestanden, auf welchem Abimelechs siebzig Brüder ihre Seelen ausgehaucht; ihr habt den schlummernden Königssohn Isboseth unter den Händen zweier Meuchelmörder erblassen sehen; ihr habt den Urias auf seinem heimlich verabredeten Todeswege begleitet; ihr habt mit mir in die von Blut rauchende Stadt des Hemor und Sichem hineingeschaut; ihr seid dem Doeg nachgegangen, als er die Priesterhäuser in Nobe in Leichenhäuser verwandelte; ihr habt euch zuletzt noch von zwei Königsmördern erzählen lassen. Und nun ist euer Herz dessen müde geworden. Ich will ja auch gern diesen Geschichten ein Ziel setzen. Doch müssen wir zuvor das Ziel kennen lernen, welches Gott dem Mörder gesteckt hat. Höret denn!

Wenn im Volke Israel Jemand seinen Nächsten erschlagen hatte unversehens, also nicht aus feindseliger Absicht, so gab es sechs Freistädte im Lande, in welchen ein solcher Unglücklicher Schutz und Schirm fand vor dem Bluträcher, bis er vor die Gemeinde gestellt und über ihn Gericht gehalten werden konnte (4 Mos. 35,

12. 13.). Und wenn durch Zeugen feststand, daß seine That nicht aus bösem Herzen geschehen war, so konnte er in der Freistadt seinen bleibenden Sitz nehmen, bis der Hohepriester starb. So ward es mit dem Todtschläger gehalten. Aber nun hört, wie es dem Mörder ergehen soll. Nicht stumm wird das vergossene Blut in die Erde verlaufen, sondern der Herr hat zu Cain gesagt: „Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde!" (1 Mos. 4, 10.). Nicht eine Freistätte soll der Mörder haben, da er sich ansiedeln, die Frucht der Erde genießen und zu sich sagen dürfe: Hier will ich eine Nacht ruhen und schlafen! sondern der Herr hat also zu Cain geredet (1 Mos. 4, 12.): „Wenn du den Acker bauen wirst, soll er dir fort sein Vermögen nicht geben. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!" — Nicht ein Trost und Segen der Liebe soll sich auf sein schuldiges Haupt legen, er habe denn seine Sünde vor aller Welt bekannt; denn so hat Gott zu dem ersten Menschenmörder gesprochen (1 Mos. 4, 11.): „Und nun verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen." Nicht soll mit der Zeit die Gewissenspein nachlassen und der Brand in den Gebeinen verlöschen, sondern schon in der ältesten Menschengeschichte tritt ein Nachkomme Cains auf, Namens Lamech (1 Mos. 4, 23.), und entdeckt seinen Frauen, nachdem er sein Schwert in Menschenblut getaucht hat, wie es in seinem Innern aussieht. Er klagt: „Höret meine Rede, ihr Weiber Lamechs, und merket, was ich sage: Ich habe einen Mann erschlagen, mir zur Wunde, und einen Jüngling, mir zur Beule!"

So lauten die Zeugnisse von dem Gerichte Gottes über den Menschenmörder, es mag nun seine That an's Licht kommen oder nicht. Und was Gott so feierlich hat ausgesagt, das hält er gewiß. Aber er hat auch die Obrigkeit eingesetzt zur Wächterin über das Leben der Menschen, und dabei gesagt (Röm. 13, 4.): „Sie trägt das Schwert nicht umsonst; sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut." Erinnert euch an das, was wir erst vor Kurzem erzählt haben von der Uebergabe der Pflanzen und der Thiere unter die Herrschaft des Menschen. Wer war es, den damals Gott der Herr zu seinem Statthalter machte? Und wie weit wurde dem Noah Macht eingeräumt, zu schalten über das Leben dieser Geschöpfe? Ist nun damals auch festgestellt worden, daß der Mensch solle eine Furcht und ein Schrecken sein über seine Mitmenschen? Oder, daß Menschen sollten dem Menschen zur Speise dienen, wie das Kraut auf dem Felde? Mit Recht antwortet ihr: Nein! — Lasset uns auch hören, was Gott der Herr über das Menschenleben geboten hat (1 Mos. 9, 5. 6.): „Ich will eures Leibes Blut rächen, und will es an allen Thieren rächen, und will des Menschen Leben rächen

an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist. Wer Menschenblut vergießet, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Hier setzet das Wort Gottes selbst noch einen Grund, und den tiefsten von allen heraus, weßhalb das Menschenleben ein Heiligthum sein und bleiben muß. Es ist demnach nicht bloß eine Werkstätte Gottes, nicht bloß ein Schmuck und Segen der Erde, nicht bloß ein Vorhof des Himmels und darum unter allen Erdengütern unser höchstes Gut: sondern es ist in das Menschenleben das Ebenbild Gottes eingelegt. Der Mörder hat dieß Ebenbild Gottes in seinem Bruder angetastet, er hat dieß Ebenbild Gottes in sich selbst ausgetilgt: zu welchen Geschöpfen ist er dadurch herabgesunken? Und wenn er selbst sich nun den reißenden Thieren zugesellt: welches Recht hat auch die menschliche Gesellschaft gegen ihn in Anwendung zu bringen? Dann ist es also auch den Obrigkeiten gesagt: „Eure Furcht und Schrecken sei über diese mörderischen Geschöpfe!"

Und wirklich, meine Kinder, glaubet mir's! ich habe es vor beinah einem halben Jahrhundert zum ersten Male mit Augen gesehen: kalte Furcht, schüttelndes Grauen und bleiches Schrecken dringen auf einen Mörder ein und überwältigen sein Herz, auch wenn er ein trotziger Mensch ist, sobald ihm das Urtheil gesprochen wird: Du mußt des Todes sterben! sobald der Geistliche erscheint und ermahnt: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht; also erkenne und bekenne deine Sünden, und rufe um Gnade für deine Seele!" Furcht und Schrecken bezeichnen jeden Schritt, welchen die Obrigkeit gegen den Verbrecher thut, wenn der Abgeordnete des Gerichts Tag und Stunde der Abführung zur Richtstätte vorausverkündet, wenn die letzte Nacht auf dieser Erde für den Verurtheilten anbricht, wenn dann der Morgen graut, wenn die Schergen ihm das Sterbegewand anlegen, die Todtenglocke läutet, wenn die letzte Zusprache des Seelsorgers erfolgt, der Richter den Stab über dem Haupte des Missethäters bricht und endlich der Nachrichter sein blutiges Werk antritt. — — — Auch wenn das Herz des Gerichteten lange schon kalt ist und still, zittert es noch in den Menschen, welche der Vollstreckung des Urtheils beigewohnt haben und davongegangen sind mit dem Gebete: Herr Jesu, sei dieser armen Seele gnädig!

Auf dem Heimwege von einer solchen Hinrichtung gingen einst zwei junge Männer, ein Geistlicher und ein Lehrer, Arm in Arm ihrer Wohnung zu. Der Geistliche, ein nachdenkender, herziger und aufrichtiger Mann, brach das Schweigen zuerst und sagte zu seinem Freunde: Es ist mir heute einmal so gewesen, als säße ich dort auf dem Armen-Sünderstuhl und der Scharfrichter bände mir die Haare auf. Ich bitte dich, unterbrach ihn der Lehrer, mach' mich nicht

schaudern! Wie kommt dieser Gedanke in deine Seele, gerade in deine Seele, du lieber, sanfter Mensch? Jener antwortete ihm: Meinst du denn, daß der Enthauptete nicht auch eine Zeit in seinem Leben gehabt habe, wo seine Seele sanft war, wo ihn geschaudert haben würde, wenn er auch nur eine Taube oder ein Lamm so hätte quälen und verstümmeln sollen, wie er mit der Dirne im Walde gethan hat, welche seines Kindes Mutter war? Das getraue ich mir nicht zu entscheiden, entgegnete der Andere; aber gewiß muß sein Herz schon frühzeitig ganz verhärtet worden sein! Lieber Freund, fuhr der Geistliche weiter fort, ich will dich an zwei Aussprüche unseres Herrn erinnern, der wohl gewußt hat, was in dem Menschen ist, und der es noch weiß, besser, als wir selbst. Dieser hat zum Ersten gesagt (Matth. 15, 19.): „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung!“ Wo liegt denn also der Saame der Mordlust? Oder hat Jesus etwa irgend einmal gesagt: das solle mit Ausnahme verstanden werden? er habe nicht von mir und dir, sondern von einer Klasse ganz gemeiner Menschen geredet? Zum Andern, es sind auch das Worte des Herrn Jesu Christi (Joh. 3, 6.): „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch!“ — — Was meinst du nun: sind wir etwa nur aus dem Geist geboren und nicht aus dem Fleisch? Und hat Jesus an uns gedacht oder nicht, als er zu seinem Vater das Gebet that: „Du hast deinem Sohne Macht gegeben über alles Fleisch?“ (Joh. 17, 2.). Wenn nun das Wort Gottes (1 Mos. 6, 3.): „Sie sind Fleisch!“ auch über mich und dich gesprochen ist, mein lieber Freund, so wird es auch an Geschäften und Werken des Fleisches nicht fehlen in unserm Herzen; und erinnerst du dich aus dem Unterrichte in deiner Schule wohl, was von diesen Werken des Fleisches Paulus an die Galater (5, 19. 20.) geschrieben und bezeugt hat? O ja, sprach der Lehrer, du hast den bekannten Spruch im Sinne: „Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord!“ — Freilich, antwortete der Geistliche, habe ich daran gedacht, und sage dir: wenn solche Geschäfte und Werke aus dem Menschenherzen kommen können, so müssen die Keime und Wurzeln zu diesen Geschäften und Werken auch in dem Menschenherzen liegen, und so oft ich einen Verbrecher sehe, in welchem diese Wurzeln des Bösen zum Durchbruch gekommen sind, da überfällt mich der Gedanke: Mensch, an dieser schrecklichen Stelle könntest du heute auch sein, wenn der Herr, dein Gott, dich nicht in Gnaden bewahret hätte! So sprachen die Beiden miteinander.

Wir wollen dieses Gespräches eingedenk bleiben, meine Kinder. Ich bin gewiß, wenn ich dir oder dir befehlen wollte: Nimm dieses

Federmesser, und gehe damit in meine Stube, hole meinen Canarienvogel aus dem Bauer, und stich ihm dieß Messer durch's Herz, und bring' dann das Herz zu mir! so würdest du schaudern und sagen: Nein, lieber Lehrer, das kann ich nicht! Und wenn dann in dieser ganzen Schule auch nur ein Einziger wäre, der sich aufstellte und spräche: Mir her das Messer! ich kann es! so weiß ich, ihr würdet abermals schaudern und sagen: Mit diesem Knaben spiele ich nicht mehr; er ist mir fürchterlich! — Nun, wenn du auch denen gleichgesinnt bist, welche erklärten: „Das kann ich nicht!" so sage mir: Ist es deine Hand, welche es nicht kann, vielleicht, weil sie zu wenig Kraft hat, das Federmesser zu führen? Woran anders mag's denn liegen, daß du so bestimmt versicherst: Ich kann es nicht!? Als Hagar erwartete, daß Ismael, ihr Kind, verschmachten würde in der Wüste, setzte sie sich weit davon und sagte: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben!" Lag das an ihren Augen, daß sie nicht sehen konnte? Oder worauf hätte sie wohl zeigen müssen, um deutlich zu machen, woran das Nichtkönnen liege? Was regt sich denn aber in einem Mutterherzen gegen das Kind ihres Leibes? Siehe, solche Liebe nöthigt auch die Hagar, daß sie ausruft: Das kann ich nicht! — Was mag's denn nun wohl sein, das sich in euch Allen eben jetzt geregt hat gegen meinen Vogel? Woher kommt diese Liebe in eure Seelen? Gegen welche Geschöpfe insonderheit wird nun diese Liebe im Kinderherzen empfunden? Und wie spricht daher diese Liebe jedesmal, wenn sie nur erzählen hört von einem Menschenmord, und man warnt: „Kind, thue das nicht!" Wie lange glaubst du, wird also wohl ein Mensch geschirmt sein, daß er keine Mordthat begeht? Wie lange wird das so bleiben, daß er, wenn man ihm das fünfte Gebot vorhält: Du sollst nicht tödten! getrost antwortet: Das kann ich nicht!? Gewiß, diese Liebe ist der gute Engel, welcher von Gott zu uns gesandt ist, daß er uns geleite und das Leben unsrer Brüder und Schwestern behüte. Aber hat die Liebe wohl auch einen Feind, welcher sie austreibt? Wie mag dieser Feind heißen? Die heilige Schrift erzählt von einem Bruder, welcher seine Schwester sehr geliebt, und setzt dann hinzu: „Darnach ward er ihr überaus gram, daß der Haß größer wurde, denn vorhin die Liebe war". Wer ist denn hiernach der Feind, vor welchem die Liebe weicht? Die Liebe macht einen weiten Raum in unserm Herzen, und in diesem weiten Raume giebt sie jedem Menschen, den sie kennt, eine kleine Wohnung, und darin beherbergt, besucht und erfreut sie ihn, ob er wohl fern von ihr weilt; ja dort betet sie für ihn. Was thut denn aber der Haß, wenn er das Herz befällt? Wie er die Liebe austreibt, so räumt er auch die Zellen aus, worin ein Bruder, eine Schwester, ein Freund Wohnung gehabt hat; und wenn man nun einen solchen hassenden Menschen fragt: Wo ist denn dein Bruder? was wird er antworten müssen? — Siehe, er gedenkt sein nicht

mehr, er erfreut sich an ihm nicht mehr, er betet für ihn nicht mehr. Wenn nun auch jener Bruder oder Freund noch neben ihm wohnt, neben ihm am Tische sitzt — wo läßt er ihm schon keine Stelle mehr? Und wenn der Haß so hinweggeräumt hat aus unserm Herzen: was ist schon an dem begangen? Nun werden wir recht verstehen, was der liebe Jünger Johannes für uns geschrieben hat (1 Joh. 3, 15.): „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend." Von welchem Augenblicke an kann mithin auch ein sonst gefühlvoller Mensch als ein Mörder angesehen werden? Aber die Liebe ist auch eine Leuchte, die im Herzen brennt. Wenn Jemand eine Leuchte trägt und kommt damit in Zugluft, so hält er die Hand vor; und warum das? Die heftige Bewegung, welche das Licht auslöscht, kann aber auch in der Seele entstehen, wenn ein Mensch heftig wird und aufbraust; und was wird dann mit der Liebe geschehen? Darum, mein Kind, wo ein Saame des Hasses fliegt und in deine Seele will, da entrinne! Wo ein Sturm auf das Herz stößt und an dem Herzen reißt, er komme nun aus Angst her, oder aus wilder Begierde und Leidenschaft, da ist es Zeit, zu denken: Mensch, dein guter Engel kehrt dir den Rücken! O betrachtet mit mir etliche Beispiele der heiligen Geschichte!

Den ersten Mörder kennt ihr ja; ich habe als Kind von der ersten Menschenfamilie ein freundliches Bild gesehen. Da erblickte man die beiden Brüder, Cain und Abel, als kleine Knaben, wie sie miteinander unter Lämmern spielten. Wer mag in dieser Zeit noch Wache gehalten haben vor Cains Herzen? Später, als sie Beide herangewachsen sind, steht Cain, derselbe Cain, mit aufgehobener Keule vor seinem Bruder; die Keule trifft und — Abel ist eine Leiche. Wo war der Engel geblieben? Wer hatte ihn aus dem Herzen gedrängt? Und durch welche Thüre war der Haß hereingekommen? Merkt euch, was Jakobus sagt (Jakob. 3, 14. 15.): „Habt ihr aber bittern Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch." Da werden wir schon einen Feind gewahr, welcher das böse Feuer der Mordlust anzündet; und wer ist dieser?

Moses war ein treuer Knecht Gottes und geduldig über alle Menschen auf Erden. Aber in seinen jungen Jahren, als er einst zwischen zwei hebräischen Männern, seinen Landsleuten, einen Zank stillen wollte, und den Einen derselben, den Ungerechten, strafte und sprach: Warum schlägst du deinen Nächsten? da mußte er eine harte Antwort anhören, nämlich diese: „Willst du mich etwa auch erwürgen, wie du den Egypter erwürget hast?" Da fürchtete sich Mose und sprach: Wie ist das laut geworden? Warum erschrak Moses

über diese Frage? (2 Mos. 2, 11. 12.). Was war denn aber damals, als er den Egypter erschlug, über sein Herz gekommen? Und was sagt uns Gottes heiliges Wort von dem Zorn? Jakob. 1, 19. 20.: „Ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, aber langsam zu reden, und langsam zum Zorn; denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.“ Wer erscheint hier abermals als ein gefährlicher Feind und als ein Helfershelfer zum Mord? — Mir hat einmal ein Jüngling zu verstehen gegeben: Ich bin gut! aber das sage ich Jedem: komme ich erst in Wuth, so kenne ich mich nicht mehr! War dieser Jüngling wirklich gut? Sage, welche Warnung hätte er sich selber geben müssen?

David, der König, hatte einen tapfern Feldherrn, Namens Joab. Von dem sagt die Schrift (2 Sam. 20, 8.): „Er hatte über sein Kleid ein Schwert gegürtet, das hing an seiner Hüfte in der Scheide, und ging gern aus und ein.“ Als nach Sauls Tode ein langer Streit war zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids, da stand der Feldherr Abner auf jener und Joab auf dieser Seite. Damals begab sich's, daß Abner in einem Treffen den Asahel, einen jungen Kriegsmann, Joabs Bruder, erlegte. Das gedachte ihm Joab, und als nun Friede geworden war und der König mit Abner freundlich geredet hatte, da führte Joab diesen einstmals mitten unter das Thor, als wollte er mit ihm heimlich handeln, und als sich's Abner nicht versah, rannte er ihm das Schwert durch den Leib, daß er starb. Das war geschehen, weil Abner in der Schlacht den Asahel getödtet hatte. War dieß nun auch eine That, wie sie in der Schlacht vorkommen, wo ein Feind den andern trifft? Was hatte vielmehr Joab jetzt begangen? Und was war der Antrieb zu diesem Morde gewesen? Merket die Warnung (Röm. 12, 19.): „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben: die **Rache** ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.“ Was ist's nun, was wir als ein neues Zündkraut kennen lernen für die Mordlust, welche im Herzen schläft?

Noch ein innerer Krieg entzündete sich während Davids Regierung, als Absalom abgefallen war, und auch damals erwies sich Joab als ein tapfrer Streiter. Aber auch da wurde er wieder ein Meuchelmörder. An der Spitze des Heeres von Absalom hatte Amasa gestanden. Nach Absaloms Fall aber war David mit Amasa einig geworden, und hatte diesem eine Aussicht dazu eröffnet, Feldhauptmann zu werden an Joabs Stelle zu seiner Zeit. Darüber ergrimmte Joab, und die Ehrsucht brannte wie Feuer in seinem Herzen. Und als er eines Tages (2 Sam. 20, 9.) auf Amasa stieß, sprach er zu ihm: „Friede mit dir, mein Bruder!“ — Und Joab faßte mit seiner rechten Hand Amasa bei dem Bart, daß er

ihn küssete. Und Amasa hatte nicht Acht auf das Schwert in der Hand Joabs, und er stach ihn damit in den Leib, daß sein Eingeweide sich auf die Erde schüttete. Und er gab ihm keinen Stich mehr, Amasa aber starb, und lag im Blute gewälzt auf der Straße. Hier also abermals ein Mord! Und woran hatte sich dießmal die Mordlust entzündet? Vergesset nicht die Ermahnung Gottes (Gal. 5, 26.): „Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, uns untereinander zu entrüsten und zu hassen!“ Also haben wir bis hieher vier Feinde kennen gelernt, denen es gelingen kann, die Liebe aus dem Herzen zu treiben; nämlich Neid, Zorn, Rachgier und Ehrsucht.

Es ist eine den Kindern sehr bekannte Geschichte, die von dem Weinberge und von der Steinigung des Naboth zur Zeit des Königs Ahab (1 Kön. 21.). Welchen Tod hat Naboth erleiden müssen? Auf welche Anklage war dies geschehen? Wer war Urheber dieser erdichteten Anklage? Und was wollte Jesebel, die boshafte Anstifterin, damit bezwecken? Welches Gelüste hatte den König Ahab so erhitzt und unruhig gemacht, daß er dasselbe um den Preis eines Mordes befriedigen wollte? Wie nennt man diese brennende Begier, etwas zu haben, was dem Nächsten gehört? Wer wandelt also ebenfalls auf dem Wege, der zum Morde hinführt? Ich könnte euch eine Geschichte erzählen von einem Räuber und Mörder, welcher noch wenige Tage vor seiner Hinrichtung bekannt hat: das Gelüste, Alles zu besitzen, was seine Mitschüler gehabt, sei für ihn der Stachel geworden, der ihn auf den Weg des Verderbens gebracht. Ich könnte aus der Geschichte dieser Tage euch an einen Menschen erinnern, welcher eine anverwandte Frau, deren Erbe er dermaleinst werden sollte, mit Gift um's Leben gebracht hat, um schneller in den Besitz ihrer Reichthümer zu kommen. Also die Habsucht schmiedet auch Todeswaffen für den Mörder!

Ach, es giebt kein Gelüste und keinen Streit und Krieg in dem Herzen des Menschen, welcher nicht zu blutigen Thaten treiben könnte; darum heißt es: Wachet! — Vor wenig Stunden ist unter uns von einem Morde die Rede gewesen, welchen sogar der König David auf sein Gewissen genommen hat: wer kann sich noch daran erinnern? David war von böser Lust entbrannt gegen das Weib des Urias, und Urias hatte sich seitdem von seinem untreuen Weibe zurückgezogen, daß David sehen mußte: Der Urias weiß, was du gethan hast, und kann deine Sünde an's Licht bringen. Da überfiel ihn Angst vor der Entdeckung, und diese Angst und jene Wollust stürmten so in seiner Seele, daß er den bösen Brief an den Joab schrieb. Wir wollen uns zu Herzen nehmen, was die heilige Schrift sagt (Jakob. 4, 1.): „Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Kommt es nicht daher — aus euren Wollüsten, die da streiten in euren Gliedern?“

Ueberblicket noch einmal mit mir die ganze Reihe von Leidenschaften, welche die Liebe aus dem Herzen bannen und so Erwecker und Helfershelfer der Mordlust werden, nämlich — den Neid, den Zorn, die Rachgier, die Ehrsucht, die Habsucht, die Wollust, und die Furcht, — und lasset uns noch eine Sucht hinzunehmen, welche alle Leidenschaften zum Kochen und Wallen bringt: ich meine die Trunksucht. Von dieser will ich euch noch eine schauerliche Geschichte erzählen, welche wir aus der Hauptstadt unsres Landes erfahren haben. Am 10. October 1852 saß in der Wohnung des Buchbindermeisters Schütz in Berlin eine Gesellschaft zusammen und zechte Bairisches Bier, welches der Schütz aus Nürnberg verschrieben hatte. Unter den Gästen befanden sich mehrere Familien, unter Andern der Kupferstecher Afinger, der Schwager des Buchbinders. Schütz hatte schon am Morgen drei Seidel dieses berauschenden Getränkes getrunken. Er gerieth also des Abends, da die Gesellschaft das eigentliche Trinken in der Werkstätte begonnen, und man auch noch durch einen Tanz in der Küche sich sehr aufgeregt hatte, in völlige Trunkenheit, setzte sich vor den Tisch und schwang in diesem bewußtlosen Zustande einen dolchartigen Spieß. Auf flehentliches Bitten der Hausfrau machte man mehrere vergebliche Versuche, ihm diese gefährliche Waffe aus der Hand zu winden. Endlich kam Afinger aus der Küche, faßte seinen Schwager von hinten, und erhielt in demselben Augenblick von diesem einen Stich, der in die rechte Schulter eindrang, sank getroffen zusammen, wurde auf ein Bett getragen und verschied nach 25 Minuten. Der Thäter war um dieselbe Zeit trunken vom Stuhle gefallen, verschlief die Nacht im Gefängniß, wohin er sofort transportirt worden war, ohne irgend eine Erinnerung, bis an den hellen Morgen. Als er von dem Untersuchungsrichter erfuhr, was sein Arm gethan, war sein Schmerz grenzenlos, und als man ihn vor die Leiche geführt hatte, brach er zusammen und schrie auf: „Gott, mein Gott, warum hast du mich so verlassen!" — Liebe Kinder, nehmt zu Herzen, was geschrieben steht (Sprüchw. 23, 29. 30.): „Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen? Nämlich, wo man beim Wein sitzt, und kommt, auszusaufen, was eingeschenkt ist!" Es kann dasselbe auch bei Bier oder Branntwein geschehen.

Das wird genug sein, um zu erkennen, warum Paulus den Haß und den Mord unter die Werke des Fleisches zählt, und warum Jesus ausdrücklich sagt: der Mord komme aus dem Herzen. Wenn also Jemand denken sollte: Das fünfte Gebot könnte ich wohl überschlagen, denn vor der Sünde des Mörders bin ich sicher und gedeckt, dem würden wir zurufen müssen: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!" und was Paulus schreibt (1 Theff. 5, 6.): „So lasset uns nun nicht schla-

fen, wie die Andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein!"

Als wir in dieses Capitel eintraten und von der gewaltsamen Zerstörung des Leibes und Lebens unsres Nächsten handelten, sagte ich euch: es gebe noch eine andre Art der Uebertretung des fünften Gebotes, durch welche aber nicht minder gesündigt werde. Von welcher Art der Verletzung war da die Rede?

Was ist's denn, was in den meisten Fällen Gott dem natürlichen Tode vorangehen läßt, um ihn herbeizuführen? Darum pflegt man ja auch gewöhnlich bei Todesfällen zu fragen: woran der Abgeschiedene gestorben sei? Wie heißt im Gegentheil der Zustand des Leibes, bei welchem man den Tod noch ganz fern glaubt? Und wenn ein böser Mensch den Tod unmerklich herbeiführen wollte: was dürfte er dann nur angreifen und untergraben? Und wenn ein gottesfürchtiger Mensch sein Gewissen verwahren wollte gegen den schrecklichen Vorwurf, ein heimlicher Mörder zu sein: was müßte er recht in Obhut und Pflege nehmen bei seinem Nächsten? Nun hört man aber auch wohl von einem Menschen sagen, der wie krank einhergeht: „Er sieht wie lauter Kummer aus; es muß ihm etwas im Gemüthe liegen." So etwas kann Gott der Herr uns auflegen; aber wenn es ein Mensch verursacht hätte: welches göttliche Gebot müßte man dem zur Warnung vorhalten? Ihr seht hieraus, welche Wege der heimliche Mörder gehen kann, und welche Versündigung auch ein leichtfertiger und unbedachtsamer Mensch also auf sich laden kann.

Bedenkt einmal zuerst die Vernachlässigung und Verwahrlosung des Leibes, welche so vielen Menschen von Kind auf widerfährt.

Ich besuchte einmal eine Armenschule in einer Fabrikstadt. Da saßen eine Menge Kinder vor mir, deren Lippen angeschwollen, deren Augen von Entzündung geröthet, deren Leiber hochaufgetrieben, deren Füße mit Lappen umwickelt und verbunden waren. Wie jämmerlich sehen diese armen Kinder aus! äußerte ich gegen den Lehrer. Er antwortete mir: Sie sehen da ein armes verwahrlostes Geschlecht von kleinen Menschen, unter denen die Meisten in früher Jugend dahin sterben. Bald, früh gehen die Eltern von dannen und schließen die elenden Würmer in die Stube ein. Keine Hand wäscht und reinigt ihnen den Körper und das Haar, kein Augenpaar sorgt für das Maß ihrer Speisung. Kalte Kartoffeln, von der gestrigen Mahlzeit übriggeblieben, werden ihnen hingestellt. Sobald sie erwachen und das Bett verlassen haben, so liegen sie vor dieser Schüssel, wie vor der Krippe gleich den Thieren, aber sie halten nicht Maß wie diese. Das Wasser, was sie trinken, hat ebenfalls schon eine Nacht gestanden, und kein Odemzug reiner Luft erfrischt ihnen das Herz, kein Ausgang stärkt ihre Glieder. Ihre

Füße aber brechen auf von Wunden, welche ihnen der Frost des Winters beigebracht hat. Wenn man den Eltern diese Verschuldung vorhält, so seufzen sie wohl, aber ihr letzter Ausspruch heißt: Es geht Andern auch nicht besser! Das war unser Gespräch in der Schule. Aber solche Verwahrlosung findet sich auch in den Häusern der reichen Leute. Die Frau eines sehr wohlhabenden Kaufmanns hatte ein gesundes Knäbchen geboren, und als es nach der Taufe in ihren Arm gelegt wurde, im stillen Herzen gebetet: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! — Der Knabe war kräftig, aber sehr unruhig, und schrie oft die halbe Nacht hindurch, wobei freilich auch die Mutter mit leiden mußte. Eine unkluge Freundin sprach sich über die Sache in sehr thörichter Weise also aus. Theure Freundin, sagte sie zu der Mutter, Sie brauchen den Aufwand ja nicht zu scheuen, und Sie sind es sich selbst schuldig, die Kosten dran zu wenden: miethen Sie doch eine Wärterin für das Kind! Solche Personen haben die Kräfte dazu und wissen in der Regel mit der Sache gut umzugehen. Und betten Sie die Wärterin mit dem Kinde nicht ganz nebenan, damit Sie etliche Wochen ungestörten Schlaf genießen. Für die Wärterin will ich sorgen, das Andere wird sich finden! Der Rath wurde befolgt. Die Mutter konnte schlafen, von dem Kinde hörte man auch nicht, daß es schreie. Nur erst nach drei Monaten wurde der Knabe sichtlich elend. Seine Wangen waren blaß, seine Halsdrüsen fingen an zu schwellen, seine Haltung war hinfällig, sein Kopf sank immer ermattet zur Seite, die Augenlieder fielen immer wieder zu, und die Stimme tönte heiser und matt. Die Mutter ließ den alten Hausarzt rufen. Kaum hatte dieser die Gestalt des Knaben gesehen, und das Bekenntniß der Mutter vernommen, so eilte er ohne Weiteres in das Schlafzimmer der Wärterin, untersuchte den Tisch und dessen Kasten, den Ofen sammt der Röhre, und in wenigen Augenblicken war der Fund gethan. Im Kasten lagen, wie weggeworfen, ausgesaugte Rinden von schwarzem, mit Fett bestrichenem Brot, und im Ofen standen noch die Ueberreste von Milch, welche dem Kleinen in der vergangenen Nacht eingefüllt worden war. Der Geruch und Geschmack dieser Milch verrieth, was bei der Untersuchung die Wärterin auch eingestehen mußte, daß Mohnsaft mit derselben vermischt war. So oft der Kleine gewacht und zu schreien angefangen, hatte sie ihm ein Fettbrot in den Mund gesteckt und ihn in jeder Nacht einmal oder einigemal von der betäubenden Milch trinken lassen. „Nehmen Sie sich Ihres Kindes selbst an,“ sagte der Arzt, „und bringen Sie sein Bettchen neben das Ihrige! Ob wir den halbzerstörten Körper wiederherstellen können, das steht bei Gott; aber wenn der arme Junge noch einen Monat unter den Händen dieser faulen Giftmischerin bleibt, so wird er bald ganz in den Schlaf des Todes sinken und verstummen!“ — So werden Kinder der Armen und Kinder der Reichen heimlich zu

Grunde gerichtet durch Verwahrlosung, und Viele gehen frei umher, die dazu geholfen haben.

Wir wollen gleich noch ein Beispiel hören von der Verführung. In einer Stadt des Sachsenlandes lebte ein angesehener Maurermeister, welcher ein großes Geschäft verwaltete und viele Gesellen und Lehrlinge hielt. Der Sohn eines Forstwärters vom Lande, ein Knabe, hell, frisch, kräftig, von blühender Gesichtsfarbe, wurde zu diesem Meister in die Lehre gebracht, nachdem er eingesegnet worden war, und Vater und Mutter baten den Lehrherrn: „Ach, haben Sie ein Auge auf ihn! er ist nicht mit bösen Buben umgegangen und hat noch nichts Schlechtes getrieben!“ Der vornehme Mann nickte lächelnd mit dem Kopfe, als ob er sagen wolle: Bei mir sind alle Leute wohl aufgehoben! — Nach etlichen Tagen redete der Altgeselle mit den Andern, und sagte: Jetzt muß der Bauernjunge in Trab gebracht werden, und die rothen Backen müssen herunter, sonst wird nichts aus ihm! „Jürge — nicht wahr, das ist dein Name? — jetzt spring! Ehe die Glocke achte schlägt, muß das Frühstück auf dem Platze sein: Schnaps, Wurst und Brot! Hier ist Geld für uns! Es thut Jeder zwei Silbergroschen dazu — Du auch! Nun rasch!“ Dem Jürge wurde es bange, wie lange seine paar Pfennige von der Mutter reichen sollten. Aber er fürchtete sich, und that, was ihm befohlen war. Als nun Alle getrunken hatten, hielt ihm der Altgeselle die Flasche hin und sprach: Heda! herausgeholt bis auf die Nagelprobe! oder es setzt Prügel! Jürge wehrte sich fast bis zu Thränen, und sagte: „Ich trinke keinen Branntwein! das habe ich meinem Vater in die Hand versprochen!“ „Junge,“ entgegnete herrisch der Altgeselle, „weißt du, wer hier vor dir steht? Dein Vater hat die Hand, ich habe die Faust. Entweder, oder! Sauf, oder lauf!“ Jürge griff zitternd zu und — trank aus! An demselben Tage rief ihn der Peiniger wieder zu sich und befahl ihm: „Hier, halte meine Tabackspfeife, und, — hörst du, — laß sie nicht ausgehen!“ „Ich kann noch nicht Taback rauchen,“ erwiederte Jürge. „Ei was! Du kannst auch noch nicht mauern; aber von mir lernst du Alles!“ sagte der Andere. Und Jürge nahm die Pfeife und dampfte, bis er bleich ward, taumelte und sich übergeben mußte. Lachend standen Alle um ihn her. Von diesem Tage an wurde das Werk der Zerstörung an Jürge fortgesetzt. Der unglückliche Jüngling sträubte sich bald nicht mehr, weinte bald nicht mehr. Er konnte durch alle Kneipen mit den Andern zum Trinken ziehen; er lernte mit der Cigarre im Munde Steine und Kalk zuschleppen, und fühlte, jetzt sei er auf dem Wege, ein rechter Maurer zu werden. Die rothen Wangen waren längst fort. Nach Jahresfrist erhielten seine Eltern einen Brief von ihm, mit zitternder Hand geschrieben: „Liebe Eltern, der Meister will mich nicht länger behalten: ich soll mich erst auscuriren lassen! Hole mich Jemand ab; aber zu Wagen! Mein Odem wird mir schon zu

kurz, wenn ich nur hundert Schritte zu Fuße gehe!" — Da kam denn die Jammergestalt herangefahren zu Vater und Mutter, welche sich ansahen mit Thränen in den Augen, als ob sie fragen wollten: Ist das unser Kind? Und als der Arzt die Untersuchung vollendet hatte, erklärte er, die Schwindsucht sei ausgebildet und werde wahrscheinlich in etlichen Wochen den Verlauf zum Tode nehmen. Noch vor dem Ablauf desselben Monats trug man den Sohn des Forstwärters in einem Sarge heraus. Und manchmal standen noch vor dem schwarzen Kreuze die trauernden Eltern und sagten zueinander: „Dieser unser Sohn ist unter die Mörder gefallen!" — In welchem Sinne konnten sie das sagen?

Seht, das ist der heimliche Mord und Todtschlag, welcher viel häufiger als der gewaltsame geübt wird, und zwar durch Verwahrlosung und Verführung. Vielleicht erinnern sich meine Kinder, daß ich im vierten Gebote einen Spruch aus Ps. 69, 21. angeführt habe, als von dem Betrüben und Erzürnen der Eltern die Rede war. Dieser Spruch hieß: „Die Schmach bricht mir mein Herz und kränket mich." Wenn nun ein Mensch irgendwo so behandelt würde, daß er ein Recht hätte, eine solche Klage anzustimmen: was meint ihr, müßte den Urhebern solcher Mißhandlungen auch zugerufen werden?

Ein Leineweber besaß mit seinem Weibe gemeinschaftlich ein kleines Haus mit Garten, welches am Ende eines Dorfes lag. Diese beiden Leute waren alt und schwächlich geworden, und der Weberstuhl brachte nicht mehr so viel ein, wie sonst. „Ihr könntet mir das Haus abtreten," sagte zu dem alten Weber ein Tagelöhner: „wie viel wollt ihr haben?" Der Besitzer antwortete: „Es ruhen 200 Thaler Schulden darauf, die habt ihr zu übernehmen, und dann zahlt ihr mir und meiner Frau noch 200 Thlr.!" — „Darauf ist nicht einzugehen," erwiederte der Andere; „aber hinten im Hofe ist noch Stube und Kammer, da könnt ihr freien Insitz haben bis an euer Ende, und ich zahle euch noch obenein alle Monate einen halben Thaler Geld ebenfalls, bis ihr herausgetragen werdet. Dann aber muß Alles mein Eigenthum sein!" Die Leute bedachten sich ein wenig; aber das Dach des Hauses war schlecht, und die Abgaben machten ihnen Sorge, daher gingen sie auf den Handel ein, und die Abrede wurde gerichtlich zwischen dem Weber Nehrlich und dem Tagelöhner Götz und den Frauen Beider abgeschlossen.

Der nunmehrige Besitzer Götz war ein geiziger und hartherziger Mensch und hatte darauf gerechnet, in höchstens zwei Jahren müßten die alten Insitzer des Todes verblichen sein. Als dies nicht zutraf und die alten Leute in ihrem Stübchen ruhig miteinander fortlebten und aus etlichen Häusern wohlhabender Nachbarn mehrere Mal die Woche etwas Gutes zu essen bekamen, da wurden Götz und sein Weib voll bitterer Galle. „Noch fein wohl?" fragten sie beim Begegnen mit höhnischem Tone. „Es ist ja ein altes Sprüchwort:

Unkraut vergeht nicht!" Und so oft der halbe Thaler fällig war, wurde er auf den Tisch geworfen und die Frage dazu gethan: „Soll's nicht nun bald genug sein? Ihr fangt wohl euer Leben immer wieder von vorne an?" Dieses Quälen, Schmähen und Kränken ging ununterbrochen durch Tage, Wochen und Jahre fort, und die alten Leute trauten sich kaum noch zum Fenster hinauszusehen; ja auch ihr Abendlied durften sie nicht hören lassen; entweder wurden vor ihrem Zimmer zu der Zeit greuliche Töne ausgestoßen, oder der Götz trat auch wohl herein und schrie: „Was soll dies Geplärre! Die Muckerei ist nicht mit eingekauft!" Eines Morgens, drei Jahre später, fühlte sich der Weber sehr matt, und ließ sich seine Bibel auf das Bett reichen. Nachdem er kurze Zeit in derselben gesucht, reichte er sie seiner Frau zurück und hielt den Finger auf Ps. 120, 6. 7., wo die Worte stehen: „Es wird meiner Seele lange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen. Ich halte Frieden; aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an!" und setzte ganz leise hinzu: „Das ist jetzt mein Fall, du liebes Weib; darum habe ich Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches wohl viel besser wäre!" Weinend trat die Frau zur Seite. Ehe die Sonne dieses Tages unterging wurde sie gewahr, daß die Züge des Gesichts ihres Kranken sich verändert hatten, gegen Mitternacht betete er mit matter Stimme: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, Herr, Du treuer Gott!" Und kurz darauf war die geängstete Frau eine einsame, verlassene Wittwe, und von dieser Zeit an verdoppelten sich die Quälereien gegen sie. Götz fing Proceß darüber an, daß die Wittwe Nehrlich nur noch einen Viertel-Thaler monatlich bekommen dürfe, weil sie jetzt das Zimmer allein bewohne, und wurde freilich von dem Richter abgewiesen und verurtheilt; aber der Zorn ihrer Widersacher mehrte sich, und manchmal, wenn sie durch das Haus schlich, wurde mit Besen nach ihr geworfen, und ein Hagel voll Schimpfworte auf sie geschüttet. Als sie eines Abends im Dunkeln heimkehrte, hatte Götz zwei Brunneneimer vor ihre Treppe gestellt. Die alte zitternde Frau fiel darüber hinweg und brach den Arm. Ein zehrendes Fieber trat hinzu, denn der barmherzige Vater im Himmel hatte gedacht: Es ist genug! Sie starb sanft, und als sie beerdigt wurde, ließ der Pastor singen: „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet; denn Gott hat genädiglich meine Noth gedämpfet, daß ich meines Lebens Lauf seliglich vollendet, und die arme Seel' hinauf Gott dem Herrn gesendet." — Viele begleiteten die arme Dulderin zum Grabe, und Mancher redete auf dem Heimwege mit seinem Nächsten davon, daß es auch eine heimliche Art gebe, Menschen aus der Welt zu schaffen.

§. 16.

Dein eignes Leben sollst du als ein göttliches Pfand behandeln und behüten!

Vorlesung aus Röm. 14, 7—9.

„Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Lebendige und Todte ein Herr sei!"

Gesang.

Gieb, so lang' ich bei mir hab' Ein lebendig's Hauchen, Daß ich solche theure Gab' Auch wohl möge brauchen. Hilf, daß mein gesunder Mund Und erfreute Sinnen Dir zu aller Zeit und Stund' Alles Lieb's beginnen.

Gebet.

Das ist eine theure Verheißung, die wir aus Deinem Munde haben, Herr Jesu: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. So willst Du also kommen zu denen, die im Glauben halten an Deinem Worte, und Dich niederlassen in ihrem Herzen, und also auch des Herzens Haus zu Deinem Tempel machen. O lehre uns das recht bedenken, daß wir die Hütte dieses Hauses als Dein Gezelt wohl bereiten, schmücken, aufthun und behüten, um Deines Namens willen. Amen.

Lasset uns die Worte noch einmal ansehen und auslegen, mit deren Vorlesung wir heute die Stunde angefangen haben.

Unser keiner, sagt Paulus, lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber. Wenn Jemand das Gegentheil behaupten und also sagen wollte: Ich lebe mir selber und ich sterbe mir selber: wie würden wir das verstehen? Denke dir, daß ein Vater zu seinem Kinde sagte: Mein Sohn, wir müssen morgen früh in's Feld; schlafe mit Sorgen, und wache zeitig auf! Der Sohn aber antwortete ihm: Ich schlafe mir selber, und ich wache mir selber: wie sollte wohl der Vater diese kecke Rede zu deuten haben? Offenbar will der Knabe nichts Geringeres sagen, als — über mein Schlafen und Wachen bin ich der Herr. Wie würden wir daher auch jene Gegenrede: Ich lebe mir selber und ich sterbe mir selber, auszulegen haben? Und was leugnet dagegen durch seinen Apostel Gott der Herr? Und was setzt er nun fest, wenn er auf der andern Seite den Ausspruch thut: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn? Wer hat also nun allein das Recht über des

Menschen Leben und Tod? Warum hat er dieses Recht? Höret ein Gleichniß. Es war einmal ein armer kranker und fremder, aber noch unmündiger Jüngling, welcher an der Landstraße und an den Zäunen übernachten mußte. Dieser hatte einen Vormund, welcher ein sehr begüterter Zimmermeister war und aus Erbarmen diesem Elenden sich zum Helfer erbot und sprach: Ich will dir ein wunderschönes, freundliches Haus mit meiner Hand auf meine Kosten bauen, darin sollst du wohnen und das sollst du mir in Acht nehmen, bis ich wiederkomme und es abbreche; und der Jüngling freute sich darüber inniglich und sprach das Ja dazu in seinem Herzen. Und das Haus wurde gebaut. Nun aber begab es sich, daß dieser also angesiedelte Bewohner diese Wohnung zu Schaden kommen ließ und gar verwüstete, Balken heraussägte und verbrannte u. s. w. Der Bauherr aber zog ihn zur Rechenschaft, und sprach: Wie bist du mit meiner Wohnung umgegangen? — Der leichtsinnige junge Mann bildete sich einen Augenblick ein, er werde etwa antworten können: Ich wohne bei mir selber; in meinem Hause bin ich Herr und brauche mir von Niemandem etwas einreden zu lassen! Aber wie sehr wurde er beschämt, als er dem Erbauer Antwort geben sollte auf die Fragen: Mein Freund: wer ist denn unter diesem Dache der Hausherr? und auf wie lange Zeit bist du angewiesen, die Wohnung in Acht zu nehmen? — Diesmal war er innerlich gedemüthigt, und legte die Hand auf den Mund. Aber nach etlichen Jahren geschah es in einer Anwandlung von Verzweiflung, daß der Jüngling durch die Thüren seines Hauses durchbrach, die Fenster durchschlug und das Haus den Thieren oder Räubern zur Beute gab, sich selbst aber wieder flüchtete unter die Hülle der Nacht und fortrannte bis an die nächste Meeresküste. Seht, da kommt nun sein Hausherr ihm nach, weiß, was geschehen ist, und spricht zu ihm: Ungetreuer, was hast du gethan? Der entblößte Entronnene antwortete: Ich habe mich meines Rechtes bedient. Deine Wohlthat war mir eine Last, — so habe ich sie hingeworfen. Du hast das Haus nach d e i n e m Willen eingerichtet, mir zur Noth und Plage, und nicht nach m e i n e m Gutbefinden; darum habe ich's im Stiche gelassen. Du bist mir zu lange ausgeblieben, darum habe ich selbst der Sache ein Ende gemacht. Ist das Alles, was du zu sagen hast? entgegnete nun der Herr. Nun, wohlan, du bist ein b u n d b r ü c h i g e r Mensch; denn was zwischen mir und dir besteht, das ist ein B u n d, in den du eingetreten bist mit Freuden. Du bist ein g e w i s s e n l o s e r Haushalter; denn was dir übergeben worden, das war ein a n v e r t r a u t e s P f a n d, welches angeschrieben ist auf meinen Namen. Du bist aber auch ein u n s i n n i g e r Mensch; denn was willst du nun anfangen in der Blöße deiner zukünftigen Tage? Schnell erklärte der Flüchtling: Ich will auswandern. Auswandern muß ja frei sein! Ich aber, erwiederte Jener schnell, bin dein Vormund, und das Recht, deinen Aufenthalt

zu wählen, kannst du nicht üben ohne mich. Wohin auch willst du denn wandern? Ueber das Meer, heißt die Antwort — nach der schönen Insel, wo schon Manche eine Aufnahme gefunden haben. Den Ort hast du nicht schlecht gewählt, wirft der Herr ein; aber du vergissest, daß der Herr der Insel hier vor dir steht, daß du daselbst eine Wohnung nur findest, wenn ich sie dir baue, und daß die neue Wohnung zwar nicht gleich sein wird, wohl aber verwandt dem Bilde der Wohnung, welche du hierunten zerstört hast, und daß du also, auch wenn ich dich dort einlasse, auf undenkliche Zeiten wirst büßen müssen, was du verbrochen hast! Da ward der Jüngling sehr traurig und verstummte. —

Aus dieser Gleichnißrede scheint deutlich zu werden, warum ein Mensch nie sagen kann: Ich bin Herr über mein Leben und über meinen Tod; ich lebe mir selber und ich sterbe mir selber. Ja, aus dieser Erzählung können wir uns, wie es scheint, auch das Andere noch deutlich machen, was Paulus zum Schluß hinzugefügt hat mit den Worten: „Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Lebendige und Todte ein Herr sei."

Wer ist denn wohl der Herr, an den wir im Gleichnisse zu denken haben? Und warum ist er unter dem Bilde eines Zimmermeisters aufgeführt? (Ebr. 1, 2. Joh. 1, 3. Col. 1, 16. 17.) An wen soll uns der Jüngling erinnern, der arme, unmündige, der noch keine Hütte besitzt? (Ps. 139, 15. 16.) Und was wird unter dem Hause verstanden, welches der Zimmermeister ihm gebaut hat? (2 Cor. 5, 1.) Und wo finden wir ein Bekenntniß aus Menschenmunde darüber, daß man für diesen wunderbar schönen Bau dem Herrn Dank schuldig ist? (Ps. 139, 14.) Was hat also Gott mit dem Menschen geschlossen, als er ihm diese Wohnung übergab? Und was hat der Mensch von Gott anvertraut erhalten, als ihm der Herr zu erkennen gab: in diesem Hause sollst du wohnen, das sollst du behüten, bis ich wieder komme, es abzubrechen? Welche Zeit ist unter dem Abbruch zu verstehen? (2 Petr. 1, 14.) Woran sollen wir nun wohl denken bei dem ersten Falle, wo der Jüngling selbst mit dem Hause schlecht umgehet und dasselbe verwüstet! Und woran in dem zweiten Falle, wo der Bewohner selbst das Haus durchbricht, zerstört und verläßt? — Was soll im ersten Falle der Mensch, welcher mit seiner Gesundheit leichtsinnig verfährt und sein Leben untergräbt, nicht sagen dürfen? Welche Entschuldigungen sollen im zweiten Falle dem Selbstmörder nicht erlaubt sein? — Aber ich muß nun noch weiter fragen: Warum wird denn wohl der Jüngling als ein Unmündiger dargestellt, welcher unter Vormundschaft des Hausherrn steht? Du sagtest vorhin ganz richtig, der Jüngling sei ein Christenmensch. Ein Christenmensch bekennt aber schon als Kind im Katechismus: Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott . . . . sei mein Herr, der . . . . . auf daß

ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene ꝛc. Wenn das so ist, daß wir sein Eigenthum sind und ihm dienen: wen haben wir dann mit Recht als Vormund anzusehen? Und wenn die Unmündigen noch nicht das Recht haben, ihr Hab und Gut zu veräußern, eine Niederlassung auf eigene Hand zu suchen, ohne dem Vormunde sich zu unterwerfen: meinst du, daß ein Christenmensch das Recht haben und gebrauchen könne, seine Leibes-Hütte loszuschlagen und auszuwandern, ehe der Herr sagt: Die Stunde ist gekommen!? David singt (Ps. 31, 16.): „Meine Zeit steht in deinen Händen!“ Liebe Kinder, sagt das auch einmal und saget es dem Herrn eurem Gott im Gebet!

Doch wir müssen noch einen Blick auf den Schluß unseres Gleichnisses werfen. Was bedeutet wohl die Insel über dem Meere, dahin der flüchtig gewordene Jüngling auswandern will? Und wer ist's denn wohl, der sagen darf: Die Insel ist mein!? O denket an das Wort des Herrn (Joh. 17, 2.): „Vater, du hast deinem Sohne Macht gegeben über alles Fleisch, daß er das ewige Leben gebe Allen, die du ihm gegeben hast!“ Wenn aber ferner der Apostel Paulus sagt (2 Cor. 5, 1.): nachdem diese unsere irdische Hütte zerbrochen sei, würden wir dermaleinst einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel: an welche Rede des Zimmermeisters wirst du dabei denken können? Und wann wird's geschehen, daß wir dies neue Haus bekommen? (Joh. 6, 40.) Dieses neue Haus aber, welches der Herr uns dann schenken und aufthun wird, soll zwar nicht ein hinfälliges und gebrechliches sein, wie dieses unser irdisches Haus (1 Cor. 15, 42—44.); aber woher soll es doch seinen Grundriß mitbringen? Und wenn also der Mensch sein erstes Haus trotzig zerbrochen hätte: an welchem wird er den Schaden noch büßen müssen? und wie lange?

Das möge genug sein zur Auslegung des Textspruchs: „Unser keiner lebt ihm selber ꝛc.“ — Als wir von dem Leben unsres Nächsten handelten, da unterschieden wir eine gewaltsame und eine allmähliche, oder unmerkliche Zerstörung desselben. Wenn du an das eben besprochene Gleichniß zurückdenkst: was wirst du auch sagen müssen von der Art, wie das Wohnhaus unsrer Seele, oder des Leibes Leben, durch uns selbst beschädigt und zu Grunde gerichtet werden kann? Als der Hausbesitzer fragte: Wie bist du mit meinem Hause umgegangen? an was für eine Verletzung wurde dabei gedacht? Und als derselbe den obdachlosen Flüchtling ereilte und fragte: Was hast du gethan? Welche Handlung sollte sich uns da vergegenwärtigen? In dieser Ordnung wollen wir heute verfahren, und die beiden Vorschriften uns nacheinander vorhalten:

1) Warte des Leibes mit Vernunft!
2) Lege deine Zeit allein in Gottes Hand!

1. Warte des Leibes mit Vernunft! Wenn gedankenlose Leute sich beim Abschiednehmen etwas Gutes zurufen wollen, so hört man den Einen sagen: Bleib fein gesund! und den Andern antworten: Ja, das ist auch das Beste! Hältst du auch dafür, daß die Gesundheit das Beste sei, was man wünschen könne? Ein frommer Liederdichter, den du kennst, hat auch nicht in jenes Urtheil eingestimmt, denn er singt: „An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. Gesundheit, Ehre, Geld und Pracht sind nicht das Glück der Seelen." Aber wenn du die Gesundheit des Leibes mit andern Erdengütern vergleichst: was wirst du doch urtheilen müssen? Dafür haben wir zwei Zeugen: einen frommen Liederdichter und einen theuern, geliebten Apostel.

Der Liederdichter, Paul Gerhardt, hat gesungen: „Wer wohl auf ist und gesund, hebe sein Gemüthe und erhöhe seinen Mund zu des Höchsten Güte. Laßt uns danken Tag und Nacht mit gesunden Liedern unserm Gott, der uns bedacht mit gesunden Gliedern!"

Und der Apostel Johannes hat noch in seinen alten Tagen an einen Gastfreund geschrieben (3 Joh. 2.): „Mein Lieber, ich wünsche in allen Stücken, daß du gesund seist, wie es denn deiner Seele wohl geht!"

Wie man es nun anzufangen habe mit der Wartung des Leibes, darüber können uns Aerzte recht gründlichen Bescheid geben. Aber einen Spiegel zur Lehre hat uns Gott auch in der Pflanzenwelt aufgerichtet. Kommt und sehet hinein!

Ein junger Landmann brachte im Aprilmonate Zierblumen aus der Stadt, um sie in seinem Garten zu pflanzen. Du fängst recht zeitig an, sagte sein alter Nachbar zu ihm: wo hast du denn diese zarten Pflanzen gekauft? — Sie sind aus einem Mistbeet in dem großen Garten der Vorstadt, antwortete der junge Mann, und erhielt darauf den Bescheid: Siehe wohl zu, ob du mit diesen grünen Kindern dein Glück machst! Die Fenster des Mistbeets werden nicht bloß des Nachts geschlossen, man deckt sie auch, wenn kalte Luft bei Tage streicht, sorgfältig über den Kasten her. Darum gleichen solche Pflanzen den verweichlichten Menschen: sie können bei rauhem Wetter nicht Widerstand thun und sinken dahin! Nach vier Wochen begegnete der Jüngling seinem alten Nachbar wieder auf dem Kirchwege. Dieser fragte: Nun, wie ist der Reif von gestern deinen Blumen bekommen? Die Antwort hieß: Sie liegen allesammt wie Leichen ausgestreckt auf dem Beete, und stehen nicht wieder auf! Welche Lehre giebt uns hier die Natur? — Siehe, mein Kind: eine Hand, welche Holz hackt, Steine setzt, Eisen schmiedet, wird hart und ein Dorn kann nicht eindringen und sie verwunden, eine Mücke setzt sich nicht darauf, sie zu stechen, eine Kohle geht aus, ehe sie ein Loch in die Haut brennt. Daß

die Hand so hart geworden ist, das thut ihr gut. Wofür wird denn also überhaupt Sorge zu tragen sein von denen, die des Leibes warten? Und wenn ein Kind etwa klagt: das Waschwasser sei gar zu kalt, oder die Luft streiche so scharf auf Hals, Ohren und Augen, wenn man nicht von Pelz eine Mütze trage und über Stirne, Wangen und Nacken den weichen Aufschlag herüberziehe: woran wollen wir dann freundlich erinnern? und wovor warnen?

Ein Bahnwärter dachte sich's gar zu schön, wenn sein kleines Bahnhaus ein Fenster voll Blumen hätte. Von seinem Wochenverdienst legte er so lange etwas zurück, bis er eine Anzahl Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln kaufen konnte, und Töpfe dazu, sie einzusetzen. Und weil er meinte, an sich selbst beobachtet zu haben, daß seine Wangen röther wurden, wenn er einmal viel getrunken, oder wenn er eine sehr gute Mahlzeit gehalten hatte, so beschloß er, mit den Zwiebeln in den Töpfen in ähnlicher Weise umzugehen. Er begoß sie nicht bloß täglich zwei Mal sehr reichlich, sondern mischte auch das Wasser mit Jauche aus der Düngergrube. Und so oft er von diesem Wasser aufgoß, dachte er stolz bei sich selbst: wenn meine Zwiebelgewächse einmal antreten, so wird's Blumen geben, die nicht ihres Gleichen haben. Allein, es kam gar anders. Die Zwiebeln trieben schnell, ihre Schäfte stiegen hoch und immer höher empor; endlich war der Fensterrahmen zu niedrig; aber die Blumen kamen nicht, und der Pflanzer mußte sich mit den Schäften und Blattscheiden begnügen. Ein Freund und Kamerad, der einst bei ihm vorsprach und diese zu Mißgeburten aufgeschossenen Pflanzen betrachtete, sagte lächelnd zu ihm: Hier ist eingetroffen, was ein Apostel den Christen in Rom (Röm. 13, 14.) vorgehalten hat: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde!" Welche Lehre kann uns also dieses Exempel aus der Pflanzenwelt predigen? Der König Salomo (Sprüchw. 23, 20.) hat schon die Predigt gehalten: „Sei nicht unter den Säufern und Schlemmern!" Jesus hat sie fast noch stärker wiederholt (Luc. 21, 34.): „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen!" Und Petrus schreibt an die ganze Christenheit in Asien (1 Petr. 4, 8.): „So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet!" — Es gehen Viele an dieser Predigt vorbei, und hören nicht darauf; dafür müssen sie klagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können, daß ihre Füße schwellen, daß ihr Odem kurz wird, daß Krämpfe ihren Magen durchwühlen, und daß der Arzt, wenn sie ihn um Hülfe anrufen, zur Antwort giebt: Es ist zu spät! — Einstmals, zur Zeit der Theuerung, befahl Elisa seinem Knaben, er solle einen großen Topf zusetzen und ein Gemüse kochen für die Kinder, das ist für die Schüler der Propheten. Der Knabe hatte auf dem Felde aus Versehen ein schädliches Kraut gesammelt und zubereitet, und als dieses als Gemüse angerichtet wurde, da schrieen die Männer: „O

Mann Gottes, der Tod im Topf!" (2 Kön. 4, 40.) Diesen Ausruf thaten sie, nicht weil der Topf so groß war, sondern weil nach ihrer Meinung ein Gift darin war. Was meint ihr aber: wenn ein Mensch sich angewöhnt hätte, täglich ein großes Geschirr voll auszuessen, — welchen Zuruf könnte man dann auch ertönen lassen? — Gewiß, wenn ein Schlemmer in Folge seiner Unmäßigkeit und Lüsternheit sein Leben sich verkürzt hat, und nun nach der Ursache seines Siechthums fragt, wird man berechtigt sein, die Worte zu wiederholen: O Mensch, der Tod im Topf! — Und was würde es wohl zu bedeuten haben, wenn man zu einem Andern sagen müßte: O Mensch, der Tod im Glas! Darum ermahnet uns Gott durch seinen Knecht Paulus (Eph. 5, 18.): „Saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentliches Wesen folget, sondern werdet voll Geistes!" Und der Wein ist nicht das Einzige, was, unmäßig genossen, die Gesundheit zerstört. An dieser Stelle muß ich aus treuem Herzen noch eine andere Warnung hinzufügen.

In den Sprüchen Salomos (31, 6.) findet sich der Ausspruch: „Gebet starkes Getränk denen, die umkommen sollen, daß sie trinken und ihres Elendes vergessen! Aber nicht den Königen, noch den Fürsten, gebet starkes Getränk, (vgl. 4.) daß sie nicht trinken und des Rechten vergessen!" Ein Mensch, der umkommen soll, das ist ein Solcher, der sich vielleicht auf dem Wege zum Richtplatze befindet und Todesängsten auf seiner Seele hat. Wird eine fromme Obrigkeit solchen Leuten starke Getränke reichen, damit sie vergessen, was mit ihnen vorgeht? Auf wen sollen vielmehr dergleichen Verurtheilte in den letzten Augenblicken ihre Gedanken hinkehren? Das will auch jener Spruch in der heiligen Schrift nicht abändern. Die Meinung der Worte ist: Sehet: wenn ein Kriegsknecht oder Scherge sich eines armen Missethäters auf dem Wege erbarmte und reichte ihm starkes Getränk, das ist einen Trank, welcher betäubt und die Sinne verwirrt, so möchte darin ein gutmüthiges Mitleiden sich offenbaren, aber einem Könige, einem Menschen, der von Gott gesetzt ist, heilige Pflichten im Leben zu erfüllen, soll man ein solches Gebräu nicht geben! — Sagt mir doch, liebe Kinder, ihr habt von vielen großen Königen in der Geschichte schon gehört: wen werdet ihr wohl den König aller Könige nennen, als dessen Königreich ein ewiges ist? Als dieser König noch in Knechtsgestalt war und für uns am Kreuze hing, da rief er aus: „Mich dürstet!" Was reichten ihm da die Kriegsknechte? Haben sie das aus Bosheit gethan: und um ihn zu quälen? Gewiß war das ihre Absicht nicht, sondern der Myrrhentrank mit Essig vermischt war ebenfalls ein starkes, ein betäubendes Getränk; und was mochten die Knechte, als sie den Schwamm eintauchten und Jesu zum Munde führten, damit bewirken wollen? — Nun hört aber, Kinder, was uns

der Evangelist Matthäus erzählt (Matth. 27, 34.): „Da er es schmeckte, wollte er es nicht trinken!“ Was schmeckte der gekreuzigte Jesus? Und warum wollte er das nicht trinken? Die Stunde rückte heran, wo er frei seinen Geist in seines Vaters Hände geben sollte: was für einen Geist wollte er daher auch bis zum Verscheiden sich bewahren? — Von diesem Erlöser der Welt, von diesem treuen Zeugen, der uns „geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blute“, sagt Johannes (Offenb. 1, 6.): „Er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater!“ Wenn wir das nun wirklich geworden sind, und wir bringen ein Getränk an unsere Lippen, dem wir es anmerken, daß es berauschen und betäuben kann, dann sollen wir erschrecken und dasselbe fortweisen, und um Christi willen sagen: Nein, nimmermehr! Wißt ihr denn ein solches Getränk zu nennen, was in der Christenheit von Millionen Menschen, und namentlich von ärmeren Leuten, getrunken wird, und welchem ein noch junger kindlicher Mensch schon am Geruch es anmerken kann, daß es eine berauschende und betäubende Kraft hat? — Vergesset meine Erzählung nicht! Wenn ein solcher Augenblick kommt und ein Mensch euch ein Glas Branntwein überreicht und spricht: Nimm hin das! was sollen dann die Leute von euch erleben? O machet, daß mir dann erzählt werde von dir und von dir: „Da er es schmeckte, wollte er es nicht trinken!“ —

Abhärtung des Leibes und Mäßigkeit — sehet da zwei Dinge, welche der Mensch aus der Pflanzenwelt lernen kann. Die Natur der Gewächse pflegt aber auch noch anderweit uns gute Lehren über das, was zur Bewahrung unserer eigenen Gesundheit Noth thut, auszutheilen. Als ich noch ein Knabe war, bemerkte ich, daß ein alter Gärtner, welcher neben uns wohnte, in den ersten Frühlingstagen sich sehr emsig im Garten beschäftigte, indem er mit der Harke den Grasplatz durchzog und alles dürre Wurzelwerk und alle erstorbenen Halme herauskämmte, und darnach mit einem halbrunden Schabeisen an den im vollen Wuchse stehenden Bäumen hinauf- und herabfuhr und die Stämme von Moos und Flechten befreite. Was macht ihr da, und wozu dient das, lieber Nachbar? so fragte ich den Gärtner, der mir immer gern Rede stand und Bescheid gab. Nun, Friedrich, antwortete er: darf ich wohl fragen, was du bald früh auf dem Hofe am Brunnen thust, wenn du dir die Hände mit Wasser füllest und dann über Gesicht und Nacken, über Brust und Arme herunterfährst? Und dann, welche Arbeit du mit der Bürste vornimmst an deinem Kleide? Und wenn jenes Waschen und dieses Bürsten geschehen ist: was behauptest du dann von deiner Haut und von deinem Rocke? Sieh, so denke ich auch, wenn ich zu Mittag die Harke und die Baumscheere heimtrage: nun ist mein Garten rein geworden, und das wird ihm gut thun! Du könntest wohl auch noch an etwas Anderes dich erinnern, lieber Knabe, was, wie den

jungen Bäumen, so auch dem Menschen der Reinlichkeit wegen widerfahren muß. Mit einem Rechen oder einer Harke, freilich nicht mit eisernen Zinken, fährt ja wohl auch das Mütterlein, so lange die Kinder noch jung sind, durch das Haupthaar derselben, wie ich durch's Gras, und wenn der Knabe fortspringen will, ehe das gethan ist, so ruft die Mutter nach: Du bist ja noch nicht ausgekämmt? Was wird der Herr Schulmeister bei der Musterung sagen? — Nun verstehst du mich gewiß, setzte der alte Mann hinzu, wenn ich dir noch ein Sprüchlein sage, welches ich aus meines Vaters Munde gehört habe, so oft ein neuer Pferdeknecht in den Stall einzog und er ihm Striegel, Bürste und Schwamm überreichte. Er pflegte dann allemal zu sagen: „Reinlichkeit ist halbes Leben!" Habt ihr den alten Mann verstanden, liebe Kinder? Nun dann werdet ihr mich auch verstehen, wenn ich hinzusetze: Was Gott der Herr geboten hat, daß es an der Seele geschehe, das soll auch dem Leibe, welcher das Haus der Seele ist, widerfahren, nämlich (Jes. 1, 16.): „Waschet euch, reiniget euch, und thut euer böses Wesen von meinen Augen!"

Höret noch eine Predigt aus der Pflanzenwelt! In einer Gemeinde, welcher ich lange Jahre als Seelsorger vorstand, befand sich ein großer Kunstgarten, und in diesem wurden den Winter hindurch mehrere Gewächshäuser sorgfältig geheizt. Manchmal, wenn die ganze Natur aussah, als wäre sie mit einem Sterbekleide überdeckt, konnte man in diesen Häusern an Schmuck und Duft der Blumen sein Herz erfreuen, und manchem Vater, mancher Mutter, manchem Kinde, deren Geburtstag in die Winterzeit hineinfiel, wurde ein Blumenstrauß oder ein blühendes Topfgewächs aus diesem Garten geholt und zum Angebinde gebracht. Der Kunstgärtner war ein mir befreundeter Mann. Eines Tages begegnete ich ihm auf der Straße, nachdem ich lange wegen einer Krankheit im Zimmer festgehalten worden war, und erzählte ihm, daß ich eine große Sehnsucht fühle, einmal eine Stunde in seinem Gewächshause mich aufzuhalten und an den Blumen zu erquicken. Er antwortete mir: „Ihren Besuch sehe ich allezeit gern; aber wenn Sie Verlangen tragen, blühende Gewächse zu sehen und an der Entfaltung des Naturlebens sich zu freuen, dann kommen Sie jetzt nicht. Seit vierzehn Tagen haben wir immer bedeckten Himmel gehabt, kein Sonnenblick ist auf mein Gewächshaus gefallen, und dieses trübselige Wesen läßt so wenig ein Gedeihen der Blumen zu, als es dem Körper des Menschen zusagt." So schieden wir voneinander. Aber über die letzten Worte des Gärtners konnte ich nicht unterlassen, noch im Stillen nachzudenken. Womit verglich der Mann seine Pflanzen? Und was urtheilte er von den Folgen des trübseligen Wesens? Mochte er aber bei der Erinnerung an das Wohlsein und an die Heiterkeit des Menschen nur an die Sonne denken, welche über uns am Himmel steht und ihre milden Strahlen

auf uns schickt? Wo meinst du wohl, könne auch in dunkler Nacht der Erde ein helles Licht gesehen werden? Und wo kann folglich auch ein trübseliges Wesen sich ansetzen, wie schön immer draußen die Sonne scheine? Wir haben ein festliches Danklied, welches oft gesungen wird; in diesem beten wir, daß es in unserer Seele hell werden möge und daß ein heiterer Sinn bei uns einkehre. Die Worte heißen: „Der ewig reiche Gott woll' uns bei unserm Leben ein immer fröhlich Herz und edeln Frieden geben!" Wo also kann dem Menschen auch eine Sonne aufgehen und untergehen? Wer schickt denn diese Sonne in die Seele? Hast du noch nicht gehört, wenn Jemand von Kindern erzählt, welche er beim Spiel beobachtet hat, daß er sagt: Sie waren recht in Gott vergnügt!? Wenn David singt (Ps. 65, 9.): „Du machest fröhlich, was da webet!" von wem wird das vor allen Dingen gelten? Und wem wirst du es zu danken haben, wenn in deiner Seele ein heiterer Himmel wird? Darum sagt auch die Schrift (Ps. 5, 12.): „Fröhlich laß sein in dir, die deinen Namen lieben!" Wo immer denn ein Mensch sich so freuet und fröhlich ist in dem Herrn: was kannst du an ihm beobachten, wenn er seine Schritte fortsetzt und wandelt? Und wenn er bei Tische sitzt und isset? Und wenn er des Morgens aufsteht und seine Arbeit zur Hand nimmt? Und wenn er des Abends im Bett liegt und dein Licht wirft einen Schimmer auf seine Wangen? Nun nennt man aber ein Kind gesund, welches frisch seines Weges dahinspringt, mit Lust isset und trinket, rasch arbeitet und sanft schläft: wozu hilft denn daher die Freude und der fröhliche Sinn? — Kann denn aber jene innere, schöne Lebenssonne in der Seele auch dunkel werden? Was mögen das für Wolken sein, welche dem Menschen vor die Seele treten, also daß man ihm die Trübseligkeit an den düstern Blicken, an der mürrischen Geberde, an dem herabhangenden Munde ansehen kann? Du erinnerst dich ja wohl, wer es war, von dem die Schrift erzählt (1 Mos. 4, 5.): „Da ergrimmte er, und es verstellten sich seine Geberden?" Was hatte sich denn in die Seele dieses Cain gelagert? Erinnerst du dich ferner wohl jenes Königs, der sich verdrießlich auf sein Bett geworfen, sein Antlitz abgewendet und sogar seinen Bissen Brot zu essen verweigert hatte, also daß ihn sein Weib fragte: Was ist's, daß dein Geist so unmuthig ist? (1 Kön. 21, 4. 5.) Woher kam denn dieser Unmuth in Ahabs Seele? Er hatte etwas gewollt, und ein Anderer, welcher Ja dazu sagen mußte, hatte nicht gewollt, und darüber nagte nun in ihm der Eigenwille. Und wie wurde darüber seine Stirn, sein Auge, seine Miene, seine Seele? Sollten nun wohl die beiden bösen Gäste, der Neid und der Eigenwille, auch in eine Kinderseele Eingang finden können? Und wie würde es dann mit der innern Sonne werden? Aber ich muß euch noch Eins in's Gedächtniß rufen. Als Jakob bei Laban war

(1 Mos. 31, 1—5.), da klagte er seinem Weibe: „Deines Vaters Angesicht ist nicht mehr gegen mich wie gestern und ehegestern.“ Er merkte nämlich, daß ein Groll in Laban war, oder daß er einen heimlichen Grund hatte, böse zu sein. Von Kindern sagt man nun wohl, und mit Recht: sie können nicht lange grollen, denn einen heimlichen Grund zum Unwillen und Verdruß pflegen sie nur kurze Zeit bei sich aufzuheben. Aber es giebt ein Grollen ohne Grund; man nennt es die böse Laune, und das ist eine recht schlimme Krankheit der Kinderseele. Man hört dann wohl die Leute sagen: „Dieses Mädchen sieht aus wie Gift und Galle! Diesen Knaben ärgert die Fliege an der Wand!“ Wenn ich so ein übellauniges, oder ein eigenwilliges, oder ein neidisches Kind sehe, da kommt mir's vor, als würde ich einen Wurm gewahr, der an der Wurzel seines Lebens zehrt; da möchte ich Gott und Menschen bitten: Helft ihm doch, daß seine Finsterniß Licht werde! Warum schmerzt uns ein solcher Anblick so sehr? An alles das mußte ich denken, als jener Gärtner das trübselige Wesen erwähnte und urtheilte, daß es auch dem Leibe schade, gleichwie der dunkle Himmel dem Wachsthum der Pflanzen.

Was haben wir denn nun aus dem Pflanzenleben für gute Lehren bekommen zur Wartung und Pflege der Gesundheit unsres Leibes? Wovor warnt das Beispiel von den Zierpflanzen, welche der junge Landmann aus dem Glashause gekauft und verpflanzt hatte? Welche Regel konnte sich der Bahnwärter aus dem Schicksal seiner Zwiebelgewächse abnehmen? Woran wurde jener Knabe gemahnt, welcher den alten Gärtner mit dem Rechen und mit der Baumscharre beschäftigt fand? Und wie heißt das böse Wesen, dessen jener Kunstgärtner gedachte?

So wollen wir denn dem lieben Gott mit Hand und Mund versprechen: Die Verzweiflung, die Unmäßigkeit und den Trübsinn, welcher die Sonne in der Seele beschattet, die meiden wir!

Man kann noch Eins, was den Leib pflegen und warten hilft, an Beispielen aus der Pflanzenwelt deutlich machen, — ich meine die Züchtigkeit. Aber das heben wir uns noch ein wenig auf; und wer errathet es wohl, bis wohin?

2. Laß deine Zeit allein in Gottes Hand stehen! Das ist das Zweite, was wir noch miteinander zu sprechen haben.

Was für eine Zeit hatte denn David damals im Sinne, als er (Ps. 31, 16.) das Lied anstimmte: „Meine Zeit steht in deinen Händen?“ Ganz unstreitig dieselbe, welche das fromme Kirchenlied meint: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist und ich soll fahren meine Straße.“ An wessen Willen erinnert denn hier das Wörtlein: „Ich soll!?“ Von wem hängt es also auch allein ab, jenes Stündlein zu bestimmen? Und wie sagt daher David in jenem Spruch? — Dürfte daher wohl ein Mensch jenes Lied umkehren und dasselbe also singen: „Wenn mein Stündlein noch ferne ist,

aber ich will fahren meine Straße"?: wer wird mir wohl an dieser Stelle den Gottesspruch noch einmal wiederholen, welcher so anhebt: „Unser Keiner lebt ihm selber ꝛc."

Aber das wird doch wohl Niemandem gewehret sein, daß er sich, wenn das Leben keine Freude mehr für ihn hat, den Tod wünscht, wie das Elias und Hiob gethan haben?

Von Elias wird uns allerdings (1 Kön. 19, 4. 5.) erzählt, daß er sich zur Zeit schwerer Trübsal und Verfolgung unter einem Wachholderstrauch in der Wüste niedergesetzt und gebeten habe, daß seine Seele stürbe, sprechend: „So nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter!" Aber weißt du auch wohl, daß ihm ein Engel ein geröstet Brot und eine Kanne Wasser, als er schlief, zu seinen Häupten niedergesetzt und ihn angerührt und mit den Worten geweckt hat: Stehe auf und iß, du hast noch einen weiten Weg vor dir!? Welche Antwort scheint dir Elias durch diesen Engelruf erhalten zu haben? Und was soll wohl der weite Weg bedeuten, welchen der Prophet noch zu gehen und zu welchem er sich zu stärken habe? Es wurde also nicht gutgeheißen, daß sich Elias den Tod gewünscht hatte. Hören wir nun einmal, wie es mit solchen verzweifelnden Gedanken dem Leidensträger Hiob ergangen ist. Er klagt (Hiob 7, 14—16.): „Wenn ich mit mir selbst rede, so erschreckst du mich mit Träumen und machst mir grauen, daß meine Seele wünscht erhangen zu sein, und meine Gebeine den Tod. Ich begehre nicht mehr zu leben: höre auf von mir, denn meine Tage sind eitel gewesen!" Das waren gar bittere und unfromme Gedanken, welche in dem Gemüthe des unglücklichen Mannes entsprangen. Aber nun, nachdem wir den muthlosen und verzweifelnden Hiob gehört haben, müssen wir uns auch daran erinnern, daß in ruhigen Stunden ihm der rechte Glaube nicht gefehlt hat, wie er ja (12, 10.) bekennt: „In Gottes Hand ist die Seele alles deß, das da lebet, und der Geist alles Fleisches eines Jeglichen." Endlich aber sollen wir auch zu Herzen nehmen, was derselbe nach seiner Zurechtweisung vor Gott bekannt hat (Hiob 42, 6.): „Ich schuldige mich und thue Buße im Staube und Asche!"

Hieraus erkennen wir, daß selbst der mißmuthige Gedanke: „Mein Leben ist mir zur Last und ich wünsche mir den Tod!" zwar Verzeihung bei Gott finden, aber auf Gottes Wohlgefallen nicht rechnen kann.

Inwiefern aber ein stilles und herzliches Sehnen nach dem Abschied von dieser Welt und nach dem Hingange zum Herrn auch einem frommen Menschen geziemt, das können wir von dem Apostel Paulus lernen, welcher also schreibt (Phil. 1, 20—25.): „Ich warte und hoffe, daß ich in keinerlei Stücke zu Schanden werde, sondern daß mit aller Freudigkeit, gleichwie sonst alle Zeit, also auch jetzt, Christus hoch gepriesen werde an meinem Leibe, es sei durch Leben oder

durch Tod. Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. Sintemal aber im Fleisch leben dienet, mehr Frucht zu schaffen, so weiß ich nicht, welches ich erwählen soll. Denn es liegt mir Beides hart an. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre; aber es ist nöthiger, im Fleisch bleiben um euretwillen. Und in guter Zuversicht weiß ich, daß ich bleiben und bei euch Allen sein werde, euch zur Förderung und zur Freude des Glaubens!" Diese schönen erbaulichen Worte hat ein Apostel geschrieben, welcher in Rom gefangen war und in Ketten lag.

So viel von dem ungeduldigen und schwermüthigen Herbeiwünschen des Todes und von der erlaubten Sehnsucht nach dem Abscheiden. Was werden wir aber urtheilen müssen, wenn verzweifelnde Gedanken zur That werden, wenn ein Mensch, der das Gebot Gottes vor Augen hat: Du sollst das Leben des Nächsten heilig halten, weil es eine Werkstätte Gottes, ein Segen der Erde und eine Vorschule des Himmels ist, sein eigenes Leben mit Gewalt zerstört? Euer verwerfendes Urtheil hat der Herr durch sein Wort bestätigt, denn er hält uns vor (1 Cor. 3, 16. 17.): „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr!" Nun wird, wer solch eine Unthat an seinem Mitmenschen begeht, ein Mörder genannt: welchen Namen legt man daher auch mit Recht demjenigen bei, der mit vollem Bewußtsein sich selbst entleibt?

Das Urtheil Gottes über einen solchen Selbstmörder wollen wir uns nicht verhehlen, liebe Kinder. Es geht dahin, daß er ein Frevler, ein bundbrüchiger Mensch, ein treuloser Haushalter, ein feldflüchtiger Knecht, ein heilloser Sünder und ein wahnsinniger Hinrichter seiner ganzen Zukunft sei.

Als ein Gebet vor dieser göttlichen Strafpredigt wollen wir die Auslegung der sechsten Bitte miteinander sprechen:

„Gott versucht zwar Niemand; aber wir bitten in diesem Gebet, daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge, noch verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster, und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten!"

1. Der Selbstmörder ist ein Frevler vor Gott. Im Gesetze Gottes wird jede That ein Frevel genannt, womit man den Herrn schmähet und sein Wort verachtet. (4 Mos. 15, 31.) Nun bedenke, daß Hiob gesagt hat, und daß du mit ihm sagen mußt (Hiob 10, 11. 12.): „Du hast mir Haut und Fleisch an-

gezogen, mit Beinen und Adern hast du mich zusammengefügt. Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem!“ Und bedenke ferner, daß David gebetet hat (Ps. 139, 14.): „Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin! Wunderbarlich sind deine Werke, das erkennet meine Seele wohl!“ Wer ist denn demnach der Werkmeister auch deines Leibes? Wer hat diesen aus Beinen und Adern zusammengefügt? Wenn nun ein Mensch seine Gebeine vor die Locomotive wirft, oder seine Adern mit einem Dolche zerschneidet, oder mit Pulver zersprengt, oder seinen Odem, den Gott bewahret, in einer Schlinge erstickt: wen verhöhnt er mit dieser That? Und wenn ein Anderer gar wohl weiß, daß der Herr seines Lebens gesagt hat (1 Cor. 6, 20.): „Darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes!“ und er schüttet doch Gift in das Gefäß, welches die göttliche Allmacht gebaut hat: wie geht er dann mit dem Worte des Herrn um? Und wie muß daher seine That genannt werden? — In den Tagen des Königs David, welcher den Wahlspruch festgehalten hat: Meine Zeit, Herr, steht in deinen Händen! lebte ein anderer Mann, Namens Ahitophel, welcher dem abtrünnigen und gottlosen Absalom als Feldherr diente. Dieser (2 Sam. 17, 2.) hatte dem jungen Empörer gerathen, rasch auf den alten König David loszugehen. Ein anderer Feldherr Husai hatte zur Behutsamkeit gerathen. Auf diesem Wege des Wartens ließ sich aber die Sache so an, als werde Absalom unterliegen müssen. „Da nun Ahitophel sah, daß sein Rath nicht fortgegangen war, sattelte er seinen Esel, machte sich auf und zog heim in seine Stadt, und beschickte sein Haus, und erhängte sich und starb und ward begraben in seines Vaters Grab.“ Da haben wir ein Exempel eines Selbstmörders. Wir hören von ihm: er hat sein Haus beschickt, d. h. er hat daran gedacht, daß er nicht für sich allein lebe, sondern für sein Weib, für seine Kinder und deren Erhaltung durch sein Besitzthum und Vermögen; aber was hat er mit dem Hause gethan, welches ihm Gott gebauet? Und was für Gedanken haben ihn zu diesem Frevel hingetrieben? Der Gläubige wird in einem solchen Falle zu sich sagen: „Was mein Gott will, das gescheh' all'zeit!“ Der Mißglaube spricht, wie Hiobs Weib (2, 9.): „Ja, segne Gott, und stirb!“

2. Der Selbstmörder ist ferner ein bundbrüchiger Mensch. In einer Stadt der Provinz N. N. lebte ein Barbiergesell, welcher einem Mädchen, der Tochter wohlhabender Eltern, heimlich die Ehe versprochen hatte. Der Umgang beider Personen war schon dadurch zur Sünde geworden, daß das Ja und der Segen der Eltern fehlte. Er gerieth noch auf andere Weise zu Sünde und Schande. Als dieses Unheil sich kaum länger verbergen ließ, schlossen beide Verlobte einen Bund miteinander, sie wollten sich gleichzeitig um's Leben bringen. Nach ihrer Verabredung begab sich der Barbier Tags

darauf in der Abenddämmerung durch den Garten in die Laube hinter der Wohnung des Mädchens. Beide versiegelten ihr Versprechen nochmals durch einen Handschlag, und nun stieß der Mann einen Dolch in die Brust seiner Geliebten, so, daß diese auf der Stelle zu Boden sank und sich verblutete. Der unglückliche Thäter zog den Dolch aus der Wunde, um ihn gegen sich selbst zu gebrauchen. Allein über der begangenen Mordthat war sein Muth schon gebrochen und der Dolch entsank seinen Händen. Aber die Angst des Verbrechers und die Scham, daß ihm Feigheit vorgeworfen werden müsse, weil er seiner selbst geschont, stürmten auf ihn ein. Er holte hastig sein Barbierzeug aus der Tasche und schnitt sich mit einem Scheermesser tief in den Hals. Beide Personen wurden die ganze Nacht hindurch umsonst gesucht, am andern Morgen aber in ihrem Blute liegend als Leichen aufgehoben und in eine Kammer niedergelegt. Die Versuche, sie wieder in's Leben zurückzurufen, schienen durchaus erfolglos, und schon wollten die Wundärzte und die Hausgenossen von dannen gehen, als man ganz leise und wie aus der Ferne kommend einen Ton hörte, der sich wie Röcheln ausnahm. Bei nochmaliger Annäherung entdeckte es sich, daß die Speiseröhre des Mannes nicht ganz durchgeschnitten und daß in seinem Körper noch eine Spur von Leben war. Nach einem sehr schmerzlichen Krankenlager von mehreren Monaten konnte dieser endlich als ein Geheilter und Genesener betrachtet werden, und es fanden sich Gerichtsboten in seinem Zimmer ein, welche ihm ankündigten: sie würden heute und morgen hier bleiben, übermorgen aber ihn als Mörder in das Criminalgefängniß abführen. In dieser Zwischenzeit erschien der Beichtvater des Uebelthäters, um diesen zur Erkenntniß seiner Sünde und zur Buße zu führen. Nachdem die Wachen in das Seitenzimmer abgetreten waren und der Geistliche die zwiefache Missethat dem Barbier vorgehalten hatte, ließ sich der Letztere also vernehmen: Herr Pastor, Sie haben mich eingesegnet, und ich scheue mich eben darum billig, Ihnen zu widersprechen; aber, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen sage: Lieber will ich doch das Schrecklichste erleiden, als ein bundbrüchiger Mensch sein. Mein Bund mit der unglücklichen Braut war mit Hand und Mund geschlossen; daß ich mir und ihr Wort gehalten habe, das kann unmöglich eine Missethat genannt werden! Mein Sohn, sprach der alte Geistliche, eine Sünde soll kein Mensch dem andern versprechen. Du weißt, daß zwischen Judas und den Hohenpriestern auch ein Bund geschlossen war auf Verrath und Geld, und daß der Herr ein Wehe, das in die Ewigkeit hineinreicht, gesprochen hat über diese That. Wenn nun den unseligen Verräther das Wehe des Sohnes Gottes ereilt hat: meinst du, es werde ihm abgenommen werden, wenn er nachweist: wir, die Hohenpriester und ich, hatten uns von beiden Seiten das Wort einmal drauf gegeben? — Aber, mein Sohn, du hast deiner Einsegnung Erwähnung

gethan, sage mir: ist nicht bei dieser Einsegnung ein Bund erneuert worden, der heilig ist und so alt, als dein ganzes Leben? Sie meinen wohl den Taufbund? sagte der Verbrecher. Ja wohl, erwiederte der Greis, den Taufbund meine ich eben. Du wirst noch wissen, daß geschrieben steht (Röm. 6, 3.), daß Alle, die in Jesum Christ getauft sind, „die sind in seinen Tod getauft." Das ist auch mit dir geschehen. Du auch mußt sagen: „Er ist mein Herr, der mich erworben und gewonnen hat von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels . . . . auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe u. s. w." Zwischen welchen Theilnehmern ist denn also jeder Taufbund aufgerichtet? Und wem hast du dich in der Taufe zugesagt? Und was ist bei der Einsegnung mit dieser Zusage geschehen, und zwar mit Hand und Mund? Darum, mein Sohn, rufe aus deinem Gedächtniß hervor, was du als Knabe mir so oft aufgesagt hast (2 Cor. 5, 15.): „Christus ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist!" Wem gehört demnach dein Leben seit der Taufe an? Und was ist mit diesem heiligen Bunde geschehen in dem Augenblicke, als du mit deiner Geliebten den Selbstmord in die Gedanken genommen und verabredet hast? Jetzt, mein armer, unglücklicher Freund, jetzt wiederhole mir, wenn du kannst, die Worte noch einmal, welche du vor wenigen Augenblicken so laut und nachdrücklich ausgerufen hast: „Lieber will ich das Schrecklichste erleiden, als ein bundbrüchiger Mensch sein!" Ach, du wirst Schweres zu erleiden haben; aber das wird dich eben darum bestrafen, weil du, wie jeder Selbstmörder, ein bundbrüchiger Mensch bist!

3. Der Selbstmörder ist ferner ein treuloser Haushalter, der die Güter seines Herrn umbringt. Da sitzt ihr vor mir, liebe Kinder. So Viele, als ich unter euch zähle, so viele kleine Häuser stehen vor mir, und in jedem dieser Häuser findet sich eine Eingangspforte, ein Paar helle Fenster, ein schönes Dach, ein Heerd, der nicht kalt wird, und ein Springbrunnen, der nicht still steht. Diese Häuser insgesammt hat der liebe Gott, der große und reiche Zimmermann, für euch gebaut. Er hat sie euch in Miethe gegeben, nicht verkauft. Er hat in euer Gewissen einen Miethvertrag eingeschrieben, der heißt: Bis ich dich heiße ausziehen, bewohne und bewahre dein Haus, und sei ein rechter Haushalter über alle deine Kräfte! Was du selbst verwüstet hast, dafür hast du einzustehen, das sollst du mir bis auf den letzten Heller bezahlen! Versteht ihr mich wohl? Nun will ich eine wahre und recht traurige Geschichte von einem treulosen Haushalter erzählen. — Ich habe einen Jüngling gekannt, der angesehene, begüterte und wohlgesinnte Eltern hatte, und deren einziger Sohn war. Man sagte,

er habe ein gutes Herz; aber was ein Mensch thun kann, das Haus seines Leibes zu verwüsten, das that er. Schon auf der Schule trieb er an seinem Körper so häßliche Unzucht, daß die Worte der heiligen Schrift zutrafen: „Was heimlich von ihnen geschieht, das ist auch schändlich zu sagen!“ Als nun darüber sein Auge matt, sein Gang schlottrig, seine Lippe bleich, sein Denkvermögen schwach, seine Sprache klanglos geworden war, bemerkte er, daß er sich frischer und aufgeweckter fühle, wenn er eben starkes Bier, oder Wein getrunken hatte, und nun trieb er Beides, jene heimliche Sünde und immer damit in Verbindung das Trinken von Bier und Wein, welche er unter seinem Bette in Flaschen verwahrte, theils in Kneipen verzehrte. Aber er mußte mit der Zeit, um eine Stärkung zu fühlen, immer mehr trinken, und schon sah man ihn im Geleite von Gassenbuben durch die Straßen taumeln. Um diese Zeit rieth ihm ein Kamerad: er möge Branntwein wählen, dann brauche er nur einige Gläser, um seinen Zweck zu erreichen. So gab er sich dem Gift des Branntweins hin, und so auf dem Wege zum Abgrunde bezog er die Universität. Hier ging es noch tiefer in das wüste Leben hinein: kaum konnte er die Feder halten, um zu schreiben, — etwas zu lesen, zu fassen, zu denken, sich einzuprägen, war er nicht mehr im Stande. Weil bei den Besuchen im elterlichen Hause nur Jammer angerichtet wurde, die Mutter weinte, der Vater drohte, Beide sich abhärmten, gab er auch den Gedanken an das Vaterhaus völlig auf. Als daher der letzte Wechsel mit Geld aus der Heimath kam, las er den begleitenden Brief gar nicht, sondern warf ihn in's Feuer, und, um seinen Gläubigern, die ihn gefangen setzen wollten, schnell zu entkommen, beschloß er, mit seinem Gelde auf Reisen zu gehen. Die Eisenbahn brachte ihn schon am ersten Tage nach einer großen Restauration, in deren oberem Stockwerke sich eine zahlreiche Gesellschaft um einen grünen Tisch gesetzt hatte, lauter stumme, ängstlich aussehende Leute, vor deren Plätzen Karten auf dem Tische lagen. Der Vorsitzer hatte hohe Haufen Silber- und Goldstücke zu seiner Rechten und zu seiner Linken und die Leute insgesammt spielten mit ihm um hohe Preise. Hier war nun der hohe Berg, auf welchen der Teufel diesen elenden Jüngling führte, ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu zeigen. Und der unglückliche Mensch stürzte hastig einige Gläser Rum hinunter und spielte mit. Bei einem Kartenwurf gewann er; er setzte wieder und verlor. Die teuflische Begierde verwirrte seine Sinne. Er wagte immer größere Summen, und verlor; zuletzt setzte er sein künftiges Erbtheil — des Vaters Rittergut, auf eine Karte, und er verlor auch das! Die Gesellschaft sah die blasse, ausgemergelte, hohläugige, zitternde und taumelnde Gestalt aufstehen und hinauswanken, aber sie sah ihn nicht wieder. Am nächsten Morgen fand man in einem nahen Wäldchen einen Rumpf mit zerschmettertem Hirnschädel, neben ihm ein Pistol im

Grase und in der Mütze lag ein Zettel, mit Bleistift beschrieben, und an jene unglücklichen Eltern gerichtet, und die Worte waren diese: „Was mir zur Last geworden, das habe ich weggeworfen! Betrübt Euch nicht!" — In der Stadt aber, wo jener Bahnhof lag, hielt ein alter Pastor kurz darauf Kinderlehre über den Spruch (Luc. 16, 12.): „So ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, das euer ist?"

Aus dieser Geschichte mögt ihr erkennen, daß der Selbstmörder mit vollem Rechte ein treuloser Haushalter genannt werden muß und daß es nicht umsonst gesagt ist, was wir schon vorhin angeführt: „So Jemand den Tempel Gottes verderbt, den wird Gott verderben!"

4. Der Selbstmörder, so sagen wir weiter, ist auch ein feldflüchtiger Knecht, der sich einbildet, das sei ein Beweis von Muth und hohem Sinn, wenn man die Waffen wegwirft und seinen Posten verläßt. — So endete in den rohen Zeiten der Richter ein Mörder, welcher das Hinschlachten von 69 Brüdern auf dem Gewissen hatte, jener Abimelech, von welchem wir schon geredet haben, sein Leben durch eine Art von Selbstmord. Als nämlich die Stunde des Gerichts über ihn losbrach und er wider einen Thurm in der Stadt Thebez stritt, auf welchen sich viele Flüchtlinge vor seinem Zorne gerettet hatten, schleuderte ein Weib von oben ein Stück von einem Mühlstein auf ihn herab und zerbrach ihm das Genick. Da rief er eilend seinem Waffenträger und sprach zu ihm (Richter 9, 54.): „Ziehe dein Schwert aus und tödte mich, daß man nicht von mir sage: Ein Weib hat ihn erwürgt. Da durchstach ihn sein Knabe, und er starb!"

Sehr verwandt mit dieser schauerlichen Begebenheit ist der Ausgang des Lebens des Königs Saul, nachdem derselbe von Gott abgefallen war (1 Sam. 31, 3. 4.). In der Schlacht gegen die Philister war der Streit hart wider Saul geworden, und die Schützen trafen auf ihn mit Bogen, und er ward sehr verwundet von den Schützen. „Da sprach Saul zu seinem Waffenträger: Ziehe dein Schwert aus und erstich mich damit, daß nicht diese Unbeschnittenen kommen und mich erstechen, und treiben einen Spott aus mir. Aber sein Waffenträger wollte nicht, denn er fürchtete sich sehr. Da nahm Saul das Schwert und fiel darein!"

Es ist sehr merkwürdig, daß hier zwei Menschen mit Gewaltthat aus der Welt gehen, die eine ungeheure Blutschuld auf sich geladen haben. Erinnert ihr euch wohl der 85 Priester zu Nobe — und ihrer blutigen Hinrichtung? Wer hatte den Urtheilsspruch gethan? So lagen ja fast gleiche Lasten auf dem Gewissen Sauls und Abimelechs. Und was thut nun Einer wie der Andere, als die Werkzeuge Gottes das Strafgericht an ihm vollziehen wollen, und Jeder merkt, der Herr ist nahe? Vergesset nicht, was des

Herrn Wort gesagt hat (Ebr. 10, 38.): „Wer weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben!“

Von einem Weichenden ähnlicher Art will ich noch eine Erwähnung thun. Höret mich! Meine Geschichte handelt von einem Beamten, welchen wir, damit er einen Namen habe, Sturz nennen wollen. Diesem Beamten, welcher eine liebenswürdige Frau und fünf wohlgerathene Kinder hatte, war eine Königliche Casse anvertraut. Er hatte sich gewöhnt, öftere Vergnügungsreisen zu machen und glänzende Gesellschaften bei sich zu sehen, und so kam es, daß er, ehe ein Monat anging, das Gehalt dieses Monats schon schuldig war und immer auf's Neue borgen mußte, um die alten Gläubiger zu befriedigen. Einer dieser Gläubiger, da beim Anbruch des neuen Monats von dem Gehalte nichts für ihn übriggeblieben war, wurde zornig und drohte dem rc. Sturz: er werde, wenn er nicht in vier und zwanzig Stunden sein Geld empfangen hätte, ihn bei seiner vorgesetzten Obrigkeit als einen losen Schuldenmacher anzeigen. In der Angst seines Herzens gerieth Sturz auf den unglücklichen und verbrecherischen Gedanken, die Summe aus der Königlichen Casse zu entnehmen und bei der nächsten Gehaltseinnahme diesen Schaden zu ersetzen. Als dieser Termin des Ersatzes erschien, wenige Stunden vor dem Eröffnen der Casse, trat ein anderer Gläubiger auf sein Zimmer und drohte, seine Forderung gerichtlich einzuklagen, wenn ihm nicht heute der ganze Gehaltsbetrag unmittelbar eingehändigt würde. Sturz, der keinen Ausweg wußte, that abermals den unglücklichen Griff in anvertraute Gelder. Der Ersatz an die Casse war augenblicklich unmöglich. Aber der Tag rückte heran, wo die Prüfung und Durchzählung der Cassenbestände eintreten mußte, und keine Aussicht war da, den geschehenen Raub zu decken. Da ging endlich eines Morgens, als er sich noch allein im Cassenlocal befand, eine bedeutende Summe Königlicher Gelder ein. Statt dieselbe in das Cassenbuch einzuschreiben, brachte er sie heimlich auf die Seite, um damit den Ausfall zu decken, immer in der Hoffnung, er wolle, wenn die Cassenprüfung vorüber wäre, an dem Buche und an der Casse thun, was recht sei. Aber es sollte anders kommen. Seine Verlegenheiten waren ruchtbar geworden. Sturz erhielt des Abends spät von einem Freunde die heimliche Nachricht, die Untersuchung wider ihn sei eröffnet, in der Frühe des nächsten Tages werde er zur Vernehmung von der Polizei abgeholt werden, und nun wußte er, daß sein Verbrechen nicht zu verhüllen war, daß er in der nächsten Nacht im Gefängniß schlafen, daß er als ein Cassen-Betrüger für ehrlos erklärt werden, daß er als Festungs-Sträfling eine Reihe von Lebensjahren verbringen werde. Wir wollen von der Nacht schweigen, welche er jetzt zu durchleben hatte. Als mit Tagesanbruch die Polizei in der Wohnung des Beklagten erschien, da war er verschwunden. Man durchsuchte das Haus vergeblich. Nach etlichen Stunden verbreitete sich von dem nicht sehr entfernten

Bahnhofe aus die Nachricht, daß an demselben Morgen, zur Zeit des ersten Personenzuges, ein Mensch sich vor die Locomotive geworfen habe, daß demselben alsbald der Kopf abgerissen und die Brust zerschmettert worden sei, und daß die Ueberreste des Unglücklichen in dem Häuschen eines Bahnwärters aufbewahrt wären. Den Befürchtungen folgte die schauerliche Entdeckung auf dem Fuße nach: der zerrissene Körper gehörte dem entflohenen Verbrecher an. Sturz hatte als Selbstmörder geendet. Ein Zettel mit Bleistift überschrieben „An Frau Sturz" fand sich in seinem Zimmer. In diesem standen die Worte: „Liebes Weib und liebe Kinder! Vergesset mich! ich kann die Schande nicht ertragen; ich kann meinen guten Namen nicht überleben! Besser für Euch, daß ich im Grabe, als auf der Festung wohne! Darum habe ich den Tod erwählt. Vergesset mich!"

Wenn ihr diese Worte bedenkt, so werdet ihr antworten können auf die Frage: worin dieses Mannes schreckliches Ende Aehnlichkeit habe mit dem Selbstmorde des Saul und des Abimelech? Beide ebengenannte Männer waren von Gott abgefallen: worin bestand auch die Sünde des rc. Sturz? Gewiß ist dem so; denn das ist ein Ausspruch des Sohnes Gottes: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht!" (Luc. 16, 10.). Und was war es, wovor man sich auf beiden Seiten fürchtete, nachdem der Abfall geschehen war? Dieser Spott und diese Schmach war aber eine Strafe, eine Zuchtruthe von Gott geordnet. Und die Verheißung haben wir (Ebr. 12, 7.): „So ihr die Züchtigung erduldet, so erbeut sich euch Gott als Kindern!" Darum steht die Ermahnung in der heiligen Schrift (Sprüchw. 3, 11.): „Mein Kind, verwirf die Zucht des Herrn nicht, und sei nicht ungeduldig über seine Strafe!" Schmach und Schande sind auch ein feindliches Heer. Wem von Gott geheißen ist, sich durchzuschlagen, der muß kämpfen. Wirft er die Waffen weg, so ist er ein feldflüchtiger Knecht! „Ein böser Knecht, der still darf stehn, wenn er den Feldherrn sieht angehn!" —

5. Der Selbstmörder ist ferner ein heilloser Sünder, denn er sündigt auf Gnade hin, das heißt, er tröstet sich mit Gottes Gnade vor der bösen That. — In einem kleinen Walddorfe kam ich einst an dem Kirchhofe vorüber. Hart am Rande desselben sah ich ein frisches Grab, ganz abgesondert von den übrigen, und zu Häupten der Gruft stand, auf einen Krückenstock gelehnt, ein Greis in schneeweißen Haaren, mit Thränen in seinen Augen. Der Anblick bewegte mich so, daß ich den Kirchhof betrat und mit dem alten, betrübten Manne in ein Gespräch zu kommen suchte. Nachdem ich sein Zutrauen mir gewonnen hatte, wagte ich die Frage: Wer ist denn hier am Zaune beerdigt worden? Die

Antwort war: Lieber Herr, hier liegt die Leiche meiner Tochter, die sich selbst durch Gift um's Leben gebracht hat, und hier stehe ich und klage um sie, denn meine Frau ist längst todt, und die hier liegt, war mein einziges Kind. — Ach, daß ich doch sagen könnte: meine selige Tochter! Lieber Greis, entgegnete ich, wenn es euch nicht zu hart fällt, erzählt mir doch, wie eure Tochter zu dem schrecklichen Schritte gekommen ist. Wir setzten uns miteinander unter die Linde am Eingange des Kirchhofs und der Greis hub seine Erzählung an. „Wenn ich genau erzählen soll, so muß ich in die Kinderjahre dieser unglücklichen Selbstmörderin zurückgehen. Mehr als einmal, wenn ich oder meine Frau sie ausschelten oder strafen mußten, weil sie es verdient hatte, habe ich mit diesen meinen Ohren gehört, daß sie trotzig und ganz roth vor Zorn halb heimlich sagte: „Ich wollte nur, daß ich gestorben wäre und daß ihr mich einmal des Morgens als eine Leiche im Bette fändet! Ja, das geschähe euch schon Recht! Dann würdet ihr euch härmen und untereinander euch anklagen und sprechen: Was das Kind gethan hat, das haben wir verschuldet! Daß wir nun kein Kind mehr haben, das ist eine gerechte Strafe von Gott!" Ja, so redete sie damals, und ich fürchtete mich und strafte sie nicht; ihr aber hatte schon zu jener Zeit der Satan in's Herz gegeben, daß der Selbstmord ein schreckliches Mittel sei, den nächsten Angehörigen recht in der Seele weh zu thun. Nun heirathete sie vor zehn Jahren einen Leineweber, welcher ein Wittwer war, und in dessen Hause sie alsbald zwei Stiefkinder, von 8 und 5 Jahren, als Mutter zu übernehmen hatte. Diese Kinder waren unreinlich und widerspenstig, und als meine Tochter auch Kinder geboren hatte, gab es viel Streit und bittre Worte, auch gehässige und feindselige Thaten im Hause zwischen ihr und den Kindern und auch zwischen den beiden Eheleuten. In Folge eines sehr heftigen Auftritts dieser Art ließ meine aufgebrachte Tochter die Worte hören: Nun wird etwas geschehen, davon werden den Leuten die Ohren gellen und eure Herzen erzittern. Es sind heute acht Tage, da hörte mein Schwiegersohn, daß sie des Nachts oft aufstand, hinauslief, und winselte; und am Morgen wurde sie als eine Leiche im Bette gefunden. Bei der Eröffnung ihres Körpers ergab sich, daß sie an Gift verstorben war, und aus einem Zettel, der mit ihrer Hand beschrieben unter ihrem Kopfkissen lag, ersahen wir, daß sie das Gift selbst genommen hatte." Armer, alter Mann, sagte ich darauf, ihr dauert mich von Herzen: wir wollen den Herrn bitten, daß er sich über die Seele eurer Tochter erbarme! „Ach", erwiederte darauf der Greis, — „mein Jammer ist das, daß ich fürchten muß, sie werde auf ewig aus der Gnade gefallen und aus dem Buche des Lebens gestrichen sein!" Bei diesen Worten holte er aus seiner Brusttasche ein mit Thränen benetztes Papier hervor und reichte es mir dar. Ich las — es war jenes Blatt, welches die Selbstmörderin am Abend vor der Vergif-

tung geschrieben hatte; ich las nachstehende Worte: „Eure Feindschaft, eure Bosheit, eure giftigen Zungen haben angerichtet, was ihr seht und höret. Das elende Weib, die böse Stiefmutter seid ihr nun losgeworden! Ihr sollt mich nicht mehr sehen, denn ich gehe in den Tod! O, gnädiger Gott, dich flehe ich an um Christi willen, behalte mir diese Sünde nicht! Dein tröstet sich meine arme Seele, denn deine Barmherzigkeit ist größer, als du selber bist!" — Ich war in tiefe Betrübniß versunken, und um Trost für den alten Mann war mir sehr bange. Da setzte er mit bewegter Stimme hinzu: Lieber Herr, aus diesen paar Zeilen ist für mich zweierlei Schreckliches zu ersehen. Das Eine, daß meine Tochter in sündlichem Zorn dahingefahren ist, und das Andere, — das ist das Allerschlimmste — daß sie von ihrer Sünde gewußt, aber auf Gnade hin gesündigt hat! Seit ich dieses unselige Zeugniß von ihrer eigenen Hand bei mir trage, klingt immerwährend der Vers vor meinem Ohre: „Wahr ist's, Gott ist zwar stets bereit dem Sünder mit Barmherzigkeit; doch wer auf Gnade sündigt hin, fährt fort in seinem bösen Sinn, und seiner Seele selbst nicht schont, der wird mit Ungnad' abgelohnt!" Nach dieser Rede verließ mich der Greis mit hastigen Schritten, und ehe ich ihm folgen konnte, war er mir aus den Augen verschwunden.

Liebe Kinder, lasset uns diesen Liedervers aus dem alten Beichtgesange: „So wahr ich lebe, spricht mein Gott ꝛc." auswendig lernen, und das Gotteswort dazu (Gal. 2, 17.): „So wäre Christus ein Sündendiener? Das sei ferne!" O vergesset diese Worte nimmermehr! Wenn Jemand einen falschen Eid ablegen, also einen Meineid begehen wollte, und ginge zuvor in sein Kämmerlein, kniete nieder und spräche: „Herr, sei mir gnädig um Christi willen und behalte mir diese Sünde nicht!" und darnach beträte er das Gerichtshaus und leistete den verdammlichen Eid: was würde derselbe Apostel ihm in's Herz hineinrufen? — Oder wenn ein Räuber seine Waffen unter seinem Mantel verborgen hätte, um einem reisenden Kaufmanne aufzulauern, welcher heute durch den nahgelegenen Wald kommen wird, er aber, der Räuber, sähe auf dem Wege dahin eine Kirche offen stehen, kehrte daselbst ein, um eine Messe noch mit zu hören, und betete bei sich also: Meines Bleibens ist hier nicht länger! was ich vorhabe, muß ohne Aufschub geschehen; aber, mein Herr und mein Gott, sei mir gnädig um des Blutes Christi willen, und behalte mir diese Sünde nicht! und nun eilte er fort, versteckte sich hinter die Büsche und spannte sein Pistol: welche Worte würde auch in diesem Falle der Apostel Paulus wie Feuer in seine Seele werfen? — Sehet, gerade so tritt auch das Wort Gottes dem Menschen gegenüber, welcher recht wohl weiß, daß (Sprüchw. 24, 8.) geschrieben steht: „Wer sich selbst Schaden thut, den heißt man billig einen Erzbösewicht!" und der

dennoch den Selbstmord beschließt, und sich dazu Muth machen will durch das Gebet: Sei mir gnädig, barmherziger Gott, um meines Heilandes willen, und behalte mir diese Sünde nicht! —

6. Aber wir haben noch Eins zu bedenken, daß wir noch aus einem ganz besonderen Grunde den Selbstmörder als einen wahnsinnigen Uebelthäter betrachten müssen, als welcher nämlich seine Zukunft zu Grunde richtet, und zwar auf ewig.

Wir müssen hier desjenigen Selbstmörders noch gedenken, welcher in der Leidensgeschichte eine finstre Stelle einnimmt: wer war das? Mit welchen Worten hat er das Bewußtsein seiner Schuld und die Schwere seines Verbrechens gegen Jesum laut zu erkennen gegeben (Matth. 27, 4.)? Welche trostlose Antwort gaben ihm die Hohenpriester und Aeltesten? Und gesetzt, sie hätten eine mehr beruhigende Antwort gegeben und das Geld ihm abgenommen: was wäre dadurch nicht von dem Herzen des Verräthers abgewälzt worden? So kam nun die Angst der Hölle über ihn, und diese trieb ihn nicht zu Jesu hin, sondern in Verweiflung. Wir lesen von ihm: „Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hob sich davon, ging hin und erhenkte sich selbst!" Es thut das Neue Testament noch einmal (Apostg. 1, 18, ff.) dieses Selbstmörders Erwähnung. Der Apostel Petrus, als nach der Himmelfahrt Jesu eine Schaar von etwa 120 Personen, deren Herzen dem Herrn gehörten, beieinander waren, erzählte den Anwesenden, daß jener Judas, sein ehemaliger Amtsgenosse, als ein Erhenkter gefunden sei, daß derselbe mitten entzwei geborsten, und alle seine Eingeweide ausgeschüttet gewesen, und setzte dann hinzu: es müsse nun aus der Zahl der bei Lebzeiten Jesu schon im Gefolge des Herrn befindlichen Jünger Einer erwählt werden, „daß er empfange diesen Dienst und Apostelamt, davon Judas abgewichen ist, daß er hinginge an seinen Ort." Ihr wißt, daß Matthias durch's Loos getroffen wurde. Aber aus den Ausdrücken, in denen Petrus von Judas Ende redet, ist noch zweierlei anzumerken. Einmal, wenn ein Beamter einen Nachfolger bekommen muß, so geht gemeiniglich die Nachricht voran: Jener habe niedergelegt, oder er sei von seiner Stelle geschieden: wie spricht sich aber Petrus über Judas, den Selbstmörder, aus? Wenn nun von ihm gesagt werden muß: Er ist gewichen! — welcher Art von Knechten (No. 4.) hat er sich beigesellt? — Sodann aber pflegten zur damaligen Zeit die Frommen von einem Verstorbenen in der Weise etwa zu reden: Er hat seine Hütte abgelegt; er ist zu seinen Vätern versammelt worden; er hat seine Seele in Gottes Hand zurückgegeben; er ist zu seiner Ruhe eingegangen. Petrus sagt von dem Allen nichts, sondern er meldet uns: Judas sei gegangen an seinen Ort. Gesetzt, es würde in einer Stadt ein Verbrecher auf der Straße ergriffen, und ein Befehlshaber riefe seiner

Mannschaft zu: Bringet ihn an seinen Ort! wie würdest du das verstehen? Gewiß, auch die Soldaten würden auf der Stelle begreifen, es sei der Ort gemeint, der für solche Leute gehört. Und wenn man so von der Sache sprechen konnte: was für ein Ort mußte auch wirklich in der Stadt vorhanden und zu finden sein? Was soll es nun wohl bedeuten, wenn wir lesen: Judas ging an seinen Ort? Mit wem wird er da zusammentreffen? Und was wird er da zu erleiden haben? Das ist die Pein der Seele! Hieraus ersehen wir also, daß ein Selbstmörder einer besonderen Strafe in jenem Leben entgegenzusehen hat, was anlangt den Zustand seiner Seele.

Wo denkt ihr, wird nun inzwischen der Aufenthalt des Leibes sein? Was haben wir aber dermaleinst am jüngsten Tage zu erwarten? Ist dabei nur an eine Auferstehung der Gerechten zu denken? Also auch die Ungerechten werden wieder einen Leib empfangen! Von welcher Beschaffenheit wird aber der neue Leib der Frommen sein, welchen der Todtenerwecker giebt, im Vergleich gegen den ersten und alten? Paulus erklärt uns: es werde mit dieser Auferstehung so zugehen wie mit einem Weizenkorne, das in der Erde geschlummert hat. Dieses Korn selbst komme nicht wieder hervor, sondern ein schöner, zarter, grüner Halm, also ein neugebautes Haus, welches aus dem vorigen hervorgeht. Wäre nun das Saamenkorn Gerste: was für eine Pflanze wird dann daraus sprossen? Oder wenn das Saamenkorn türkischer Weizen wäre: welche dann? Würde also ein Landwirth der Meinung sein können: auf den Saamen, welchen er in die Erde gestreut habe, komme gar nichts an; dieser werde vergänglicher Staub und der neue Halm werde von der Natur aus ihr selber hervorgebracht? Dies verneinst du ganz mit Recht. Und siehe, mein Kind, dasselbe urtheilt auch der Apostel von der Auferstehung des Leibes. Er meint nicht: der neue verklärte Leib eines Auferstandenen habe gar nichts gemein mit dem ersten und irdischen Leibe desselben; er sagt vielmehr: „Haben wir einen natürlichen Leib, so haben wir auch einen geistlichen Leib,“ und abermal: „Dieses Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dieses Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit.“ (1 Cor. 15, 44. 53.) —

Ja er unterscheidet sogar gewisse Glieder unseres Leibes, welche wirklich der Nichtigkeit anheimfallen, von andern, welche mit unserm künftigen Leibe im Zusammenhange stehen bleiben. Er sagt nämlich: die Speise, welche ein Mensch zu sich nehme, die gehe in den Magen; die Speise aber mit sammt dem Magen werde eine Beute der Auflösung und Verwesung werden. Dagegen lehrt er: so vergänglich und hinfällig, wie z. B. der Magen, seien andere Glieder des Leibes nicht. Wenn ein Mensch etwa Unzucht und heimliche Sünde triebe, so richte er eine Verwüstung an und begehe eine Sünde an seinem Leibe, welche sich noch strafen werde dermaleinst

in der Auferstehung der Todten. (1 Cor. 6, 13 f.) Was würde nun auch derjenige Mensch zu fürchten haben, welcher mörderisch das ganze Haus seines Leibes hinrichtet? — Ein Vater hatte hundert Saamenkörner einer seltenen Blume geschenkt bekommen und dieselben, wie er glaubte, sorgfältig aufgehoben bis auf die Zeit der Aussaat. Eines Tages traf er seinen sechsjährigen Sohn, welcher viel Neigung hatte, unnütze Dinge zu treiben, über der Saamenschachtel emsig beschäftigt. Was thust du hier, Carl? fragte der Vater. Carl hob erschrocken eine Schnur in die Höhe, die anzusehen war wie ein Perlenband, und sagte: Du kannst mir glauben, Vater, ich habe kein Körnchen weggebracht; alle hundert Stück sind an diesen Faden angeschnürt! Er hatte dies so zu Stande gebracht, daß er mit einer großen Heftnadel jedes Saamenkorn in der Mitte durchbohrt und die Schnur durchgezogen hatte. Thörichtes Kind, sagte der zürnende Vater, du hast eine That gethan, welche möglicherweise einen uns recht schmerzlichen Schaden anrichtet, und jedenfalls eine ernste Strafe verdient. Die Strafe wirst du bekommen, weil du ein Zerstörer in der heimlichen Werkstätte der Natur gewesen bist. Der Schaden wird sichtbar werden, wenn wir diese zerstochenen Körner gesäet haben, und die Blumenpflanze aus denselben in die Höhe steigt. In jedem Korn, und zwar an einer Stelle, welche dein Auge kaum zu entdecken vermag, liegt nämlich ein zarter Lebenskeim der künftigen Blume. Wenn der Nadelstich von deiner frechen Hand diesen Keim nicht getroffen, also nicht verletzt hat, so wird die Pflanze von der Wunde nicht leiden, sondern sprossen und blühen; denn die Natur hat eine große Kraft, sich selbst zu heilen. Wenn aber deine keke That jenes zarte Gewebe des Lebenskeims zerrissen hat, dann werden wir Spuren der Durchbohrung an der Knospe und an den Blüthenblättern zu sehen bekommen, und was du in einem Augenblicke verübt hast, das wird die Pflanze büßen müssen, so lange sie steht.

Wir wollen uns dieses Gleichniß erklären. Was bedeutet wohl das edle Saamenkorn? Und von welcher verbrecherischen That soll wohl die Handlung des Knaben ein Abbild geben? Und woran haben wir bei dem zarten Lebenskeim im Saamenkorn zu denken, welchen ein Menschenauge kaum gewahr wird? Und an welchen Leib will uns die Erzählung von der aufsprossenden Pflanze erinnern? Und was sollen wir aus der Beschädigung lernen? Und wie lange wird die Trauer währen über eine solche Beschädigung, welche der Mensch sich selbst zugezogen hat durch eine Versündigung an seinem Leibe?

Meine Kinder: viel reicher, als die Heilkraft der Natur, ist Gottes Allmacht selber. Das werden wir am Tage der Auferstehung der Todten mit Augen sehen, wenn das Meer seine Todten giebt, wenn der Staub unserer Gebeine aus den vier Winden sich zusammenfügt, wenn die Menschenhäuser, die zerrissenen und zertrüm-

merten, wieder zu Tempeln Gottes werden. Aber von manchem Menschen, der aufersteht, wird man die Klage (Jerem. 14, 19.) hören: „Wir hofften, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schaden da!“ Und dann werden die unglücklichen Nachfolger von Abimelech, Saul, Ahitophel und Judas, ein Jeglicher für sich, verstehen, was das heißt (Joh. 12, 48.): „Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet: das Wort, das ich geredet habe, wird ihn richten am jüngsten Tage!“

Darum hat es einen guten Grund, daß Paulus, als jener verzweifelnde Kerkermeister sich erstechen wollte (Apostg. 16, 28.), so laut ausrief: „Thue dir nichts Uebels!“

Darum heißt uns Luther so nachdrücklich beten, daß uns der Teufel, die Welt und unseres Fleisches Wille nicht betrügen und verführen in Mißglauben, Verzweiflung, und andere große Schande und Laster!

VI.

Das sechste Gebot.

Du sollst nicht ehebrechen!

§. 17.

Vom Bunde und dem Gesetz der Ehe.

Verlesung aus Psalm 128.

„Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht! Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du siehest das Glück Jerusalem dein Leben lang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!“

Gesang.

Wohl dem, der in Gott's Furchte steht, Und auch auf seinem Wege geht: Dein eigen Hand dich nähren soll, So lebst du recht, und geht dir wohl.

Dein Weib wird in dein'm Hause sein, Wie ein Reben voll Trauben fein, Und dein' Kinder um deinen Tisch Wie Oelpflanzen gesund und frisch.

Gebet.

Herr, unser Gott, Du bist heilig, und Deine Werke allenthalben sind lauter und unsträflich, wie Du selber bist. Darum ist Dir an allen Enden Deiner Herrschaft ein Heiligthum aufgebaut. Unter den Felssteinen in der Wüste hat Jakob, der Erzvater, zu sehen bekommen eine heilige Stätte; auf der grünen Erde hat Moses, Dein treuer Knecht, und Josua, der Mann, in welchem der Geist war, betreten ein heiliges Land. Ja, Du wohnest auch unter den leuchtenden Gestirnen des Himmels, wo die Sonne eine Hütte des Stifts hat, und Dein Tempel steht ebenso in dem Herzen, wo ein getreuer Mensch Gutes hervorbringt aus seinem guten Schatz. Solch ein Heiligthum hast Du Dir nun auch gestiftet zum Gedächtniß Deiner Wunder in einem jeden Hause, wo Mann und Weib ihren Bund recht erkennen und fromm halten vor Deinem Angesichte. Wir, Deine Kinder, bitten: Beschirme und segne die Laube unsrer Jugend, das Heiligthum der Ehe, und laß es Deine Wohnung sein. Amen.

Wie spricht der Herr in seinem Worte das sechste Gebot aus? Was soll hiernach nicht gebrochen, nicht verletzt werden? Nun sagt er (Jes. 11, 9.): „Man wird nicht letzen, noch verderben auf meinem heiligen Berge", d. i. in meinem Heiligthum: womit wird also die Ehe von Gott selbst verglichen, wenn er sie als eine Sache angesehen wissen will, welche nicht gebrochen, oder verletzt werden darf? Wir werden also das sechste Gebot auch so ausdrücken dürfen:

Die Ehe soll unter Euch heilig sein!

Unser Herr Jesus Christus sprach einst (Matth. 19, 4 f.) mit den Pharisäern über die Ehe also: „Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte." — An welche Schrift erinnert hier der Herr die Pharisäer? Und an welche Zeit der heiligen Geschichte? Wie alt ist daher die Ehe ihrer Entstehung nach? Und wer ist der Stifter der heiligen Ehe? Ihr werdet euch erinnern, daß Gott die Schöpfung der Eva mit den Worten angekündigt hat: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei: ich will ihm eine Gehülfin schaffen, die um ihn sei." Wie der Weinstock mit seinen Reben um ein Haus herum sich legt und mit dem Hause sich verbindet, also sollen Mann und Weib miteinander verbunden sein. Daß einstmals (1 Sam. 18, 3 f.) Jonathan und David in eine solche Verbindung traten und sich einander gegenseitige Liebe und Treue zusagten, und versprachen, sie wollten Keiner den Andern allein lassen, sondern sich beistehen in Freud und Leid, das erzählt uns die heilige Schrift mit den Worten: „Und Jonathan und David machten einen Bund miteinander." Was wird man daher wohl auch mit vollem Rechte sagen dürfen, wenn Mann und Weib ein ähnliches feierliches Versprechen sich

einander geben? Was ist denn also die Ehe eigentlich? Daß das Wort „Ehe“ bei unsern alten deutschen Vorfahren schon ebensoviel als Bund bezeichnet habe, das beweiset uns ein sehr altes deutsches Gesetzbuch, in welchem das Alte Testament genannt wird „die alte Eh“, und das Neue Testament „die neue Eh“; denn das heißt soviel, als der Alte und der Neue Bund.

So bedeutet demnach das Wort Ehe offenbar nichts Anderes als Bund.

Aber dieses Wort schließt daneben noch einen andern Sinn in sich. Als noch das Volk Gottes in der Wüste war, wurde demselben als ein göttliches Gesetz und Recht eingeschärft (3 Mos. 19, 36.): „Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein.“ Dieses Gesetz und Recht besteht noch jetzt unter uns, und es werden daher gewisse Personen dazu ernannt und verpflichtet, welche dafür sorgen müssen, daß alle Maße und Gewichte nach Gesetz und Recht richtig gemacht, oder, wie man es auch nennt, daß dieselben geehicht oder geeicht werden. Sehet, da verbirgt sich das Wörtlein „Ehe“ schon wieder in der Menschen Rede, und wir lernen daraus, es hat — wie man auch aus Röm. 7, 2. erkennen kann, auch anderweit den Sinn von „Gesetz und Recht“. Und wenn man daher vor alten Zeiten einen Menschen echtlos nannte: welche Bedeutung wird das wohl gehabt haben? Cain, nachdem er seinen Bruder erschlagen hatte, dachte sich, er werde in dieser Art echtlos sein, denn es werde ihn Jeder todt schlagen, wer ihn finde.

Die Ehe ist demnach ein Bund; unter Ehe wird aber auch verstanden ein Gesetz und Recht. Wir werden also fragen und lernen müssen:

1. Was für ein Bund sie sei?
2. Welches Gesetz und Recht in ihr Geltung habe?

1. Was für ein Bund sie sei.

Wir haben soeben gehört, daß zwischen David und Jonathan ein Bund aufgerichtet worden sei. In viel früherer Zeit schon lesen wir, daß Laban, nachdem er seinen Schwiegersohn Jakob auf dem Berge Gilead eingeholt hatte, mit diesem einen Bund aufgerichtet habe. (1 Mos. 31, 44 f.) Jener David und Jonathan, dieser Laban und Jakob, welche den Bund geschlossen hatten, gehörten von Stund an zueinander. Die Theile eines Leibes, welche zueinander gehören, heißt man Glieder des Leibes: wie nennt man nun wohl die Personen, welche einen Bund miteinander geschlossen haben? Und wie viel Bundesglieder müssen wenigstens vorhanden sein? Es wird dies das Erste sein, worauf wir zu achten haben.

Wozu Laban und Jakob den Bund miteinander geschlossen, das erfahren wir 1 Mos. 31, 52.: es sollte von jetzt ab kein

Theil den andern beschädigen und Jeder vor dem Andern innerhalb seiner Grenzen sicher sein. Wozu Davids Bund mit Jonathan dienen sollte, werdet ihr mir aus 1 Sam. 18, 3 f. anzugeben im Stande sein. Weil sich Beide liebten, so wollten sie auch sich gegenseitig schützen und sich Beistand leisten. Bei jedem Bunde wird man so fragen können — wozu? Wer die Frage beantwortet, der nennt uns den Bundeszweck. Wir wollen dies als ein Zweites im Gedächtniß behalten.

Zwischen Laban und Jakob war nun eine Grenze verabredet. Wenn Jakobs Hirten mit ihren Heerden etwa diese Grenze überschritten: was hatte Jakob zu thun? Und wenn er das versäumte, oder nicht beachtete: was konnte Laban ernstlich fordern? Hiernach war das Thun auf Jakobs Seite, und das Fordern auf Labans Seite. Aber wäre das wirklich ein Bund, wo ein Bundesglied nur zu thun, das andere Glied nur zu fordern hätte? Was muß vielmehr auf beiden Seiten gleicherweise den Bundesgliedern zustehen? Was ich thun muß, heißt meine Pflicht; was ich fordern kann und darf, das heißt mein Recht. Was vertheilt sich demnach bei einem Bunde nach beiden Seiten hin? Was konnte nun als Bundesfreund David von seinem Jonathan fordern, wenn ihn der König Saul mit Verfolgung bedrohte? Dies war also Davids Recht; und worin bestand alsdann Jonathans Pflicht? Und wenn späterhin David König wurde, und Jonathan nicht mehr lebte, um seinem gebrechlichen Sohne Mephiboseth ein Schutz und Erhalter zu sein: was konnte heute schon Jonathan von David fordern? Dies war also Jonathans Bundesrecht; und worin bestand alsdann Davids Bundespflicht? Wir verstehen also hieraus, daß es in jedem Bunde gegenseitige Bundesrechte und Bundespflichten giebt. Und dies soll das Dritte sein, was wir im Gedächtniß zu behalten haben.

Bei der Bundesschließung zwischen Jakob und Laban richteten beide Theile einen hohen Steinhaufen an der Grenze auf zu einem Maal, d. i. zu einem Zeichen, wobei sie sich dieses Bundes erinnern wollten. Als Jonathan und David den Bund der Freundschaft schlossen, geschah etwas Aehnliches. Jonathan nämlich zog aus seinen Rock, den er anhatte, und gab ihn David, dazu seinen Mantel, sein Schwert, seinen Bogen und seinen Gürtel. Und wozu meint ihr, sollte auch dieser Waffentausch dienen? So entdecken wir noch ein viertes Merkmal, nämlich das Bundeszeichen.

Noch Eins. Es endigte der Bundesschluß auf dem Berge Gilead damit, daß Laban ausrief: „Der Gott Abrahams und der Gott Nahors und der Gott ihrer Väter sei Richter zwischen uns!" und daß Jakob ihm einen Schwur that „bei der Furcht seines Vaters Isaak" und daß man auf dem Berge opferte und miteinander aß. Und nicht anders begab sich's auch zwischen den beiden Freun-

den (1 Sam. 20, 42.). Dort nämlich erzählt uns das heilige Buch: „Und Jonathan sprach zu David: Gehe hin mit Frieden! was wir Beide geschworen haben, und gesagt: Der Herr sei zwischen mir und dir, zwischen meinem Saamen und deinem Saamen; das bleibe ewiglich!" Ihr seht, jener feierliche Schwur, jenes Opfer und diese Ausrufung: Der Herr sei zwischen mir und dir! — dieses Alles drückte gleichsam ein himmlisches Siegel auf den Bund. Wir wollen dieses Fünfte das Bundessiegel nennen und zur Anwendung uns aufheben.

Wer wird mir nun noch einmal die fünf Merkmale nacheinander nennen, welche bei einem Bunde zu beobachten sind? Wir werden aber jetzt diese Fünf — die Bundesglieder, den Bundeszweck, die Bundespflichten und Rechte, die Bundeszeichen und das Bundessiegel, beim Bund der Ehe kennen lernen müssen.

Ich habe euch beim Anfang der Stunde eine Rede des Herrn Jesu über die Ehe angeführt, aus welcher wir die Bundesglieder deutlich kennen lernen können. „Der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte" — so sprach der Herr. Welches Geschlechts sollten also die Bundesglieder des Ehestandes sein? Und wie viel solche Glieder sollten in einem Bunde der Ehe eingeschlossen sein?

War es also wohl dem Willen und der Ordnung des Schöpfers gemäß, daß Abraham neben seiner Frau Sarah noch die Hagar als seine Frau bei sich hatte? Und was mußt du zu der Geschichte sagen, welche von Jakobs Verheirathung mit Lea und Rahel erzählt wird? und von Davids und Salomos Nebenfrauen? Und wofür ist nach Jesu Urtheil die Vielweiberei der morgenländischen Heiden und der Türken zu erklären?

Wenn also die Ehe, wie das sechste Gebot fordert, ein heiliger Bund sein soll: was gilt ohne Ausnahme von Art und Zahl der Bundesglieder?

Es kommt aber doch auch in frommen Häusern und Familien vor, daß ein Mann von seiner ersten und von seiner zweiten Frau redet, und daß eine Frau ihres ersten und ihres zweiten Mannes erwähnt: ist dieses nicht auch eine Vielweiberei, oder eine Vielmännerei gegen Gottes Gebot? Warum ist das nicht so? Seit welcher Zeit hat dieser Mann erst eine zweite Frau? und seit wann ist jener Frau gestattet gewesen, einen zweiten Mann den ihrigen zu nennen? Ist eine solche zweite Verheirathung, nachdem die erste Ehe durch den Tod gelöst worden, nicht wider Gottes Gesetz? Bedenket, was Paulus, der Apostel des Herrn, geschrieben hat (Röm. 7, 2.): „Ein Weib, so der Mann stirbt, so ist sie los von dem Gesetz, das den Mann betrifft!" Auf wie lange verpflichtet also der Bund zwischen Mann und Weib?

Auf die Frage: was für ein Bund die Ehe sei? erhalten wir demnach dies als die erste Antwort:

Sie ist ein heiliger, lebenslänglicher Bund zwischen einem Manne und einem Weibe.

Wir kommen nun an die Frage: Wozu? d. h. mit andern Worten: Wir begehren zu wissen den Bundeszweck, der durch die Ehe erreicht werden soll. Wozu in einem Hause eine Einrichtung oder Anlage bestimmt sei, das können wir nicht besser erfahren, als aus dem Munde des Erbauers: wer wird uns nun wohl am untrüglichsten sagen können, wozu die Ehe gestiftet sei? Der Sohn Gottes, durch welchen der Vater die Welt gemacht hat, erinnert, wie schon angeführt worden, an die Geschichte der Schöpfung. Dort gab Gott seinen Willen also kund: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin schaffen, die um ihn sei." Was sollte also der Mann fühlen und gewahr werden, seitdem ihm ein Weib gegeben war? Und seine Einsamkeit sollte nicht etwa nur dadurch erleichtert werden, daß ihn das Weib mitunter einmal besuchte, oder aus der Ferne einen Boten zuschickte, sondern sie sollte um ihn sein: wo mußte sie hiernach ihren Aufenthalt nehmen? Und wenn sie nun seine Wohnung mit ihm theilte bei Tag und Nacht: was sollte sie ihm bei den Arbeiten und Mühen seines Lebens gewähren und leisten? Aber der Herr erinnert noch weiter an die erste Stiftung des Ehebundes, und zeigt an, daß nicht allein das Weib des Mannes Gemeinschaft festhalten, sondern daß auch der Mann mit seinem Weibe sich so innig verbinden werde, wie mit keinem andern menschlichen Wesen. Denn er gedenkt ja der Worte (1 Mos. 2, 24.): „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch." Und noch ein heiliges Geheimniß deutet er in diesen Worten an. Gleichwie auf einem Baumstamm in einem Blumenkelche männliche und weibliche Blüthentheile sich begegnen und einander zuneigen, und auf diese Weise Früchte erzeugen, welche wieder neuen Saamen zu künftigen Pflanzen bei sich tragen, so soll auch die Ehe eine Pflanzstätte des Menschenlebens sein. Der Mann soll Vater von Kindern werden, und von dem Weibe sagt der Herr (Joh. 16, 21.): „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist!" Darum hieß das erste Eheweib Eva oder Cheva, die Mutter der Lebendigen, und darum stehet geschrieben (1 Tim. 2, 15.): „Ein Weib werde selig werden durch Kinderzeugen." Seht, meine Lieben, daß ist das große und heilige Geheimniß Gottes, welches er bei der Schöpfung ausgesprochen hat in den Worten: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde!"

Jetzt können wir den Bundeszweck der Bundesglieder angeben und das erste und zweite Merkmal der Ehe miteinander so aussprechen:

Die Ehe ist ein heiliger, lebenslänglicher Bund zwischen einem Manne und einem Weibe zur innigsten Gemeinschaft des Daseins und Wirkens Beider, und zu einer Pflanzstätte des Menschenlebens.

Ihr wisset, daß nun die Bundespflichten und die Bundesrechte von uns zu besprechen sein werden.

Als Eliefer, der Hausvoigt des Abraham, um Rebekka für den Sohn seines Herrn geworben hatte und ihm das Jawort gegeben war, baten die Mutter und der Bruder der Braut, Eliefer möge doch noch eine zehn Tage seine Abreise verschieben und mit Rebekka bei ihnen bleiben; und da Eliefer den Aufschub verbat und sprach: Lasset mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe! da schlugen Jene vor: Lasset uns die Dirne rufen, und fragen, was sie dazu sagt. Und siehe, auf die Frage: Willst du mit diesem Manne ziehen? antwortete Rebekka: Ja, ich will mit ihm! — Diese Rebekka hatte in ihrem Herzen der Liebe für Mutter, Vater und Bruder bisher einen großen Raum gegeben. Und doch sprach sie ohne langes Besinnen, seit sie von einem fernen Bräutigam wußte, das entschiedene Ja! ich will mit ihm. Ihr jungfräuliches Herz hatte sich auf einmal weiter aufgethan; und was war neben ihrer ersten Liebe in den innersten Grund der Seele eingezogen? Und wie viel wog diese zweite Liebe gegen die erste? Und während sie dieses Geschenk ihrer Liebe ihrem Bräutigam zutrug: was konnte ihr Herz auch von dem Manne fordern, für welchen sie die Heimath und alles das Ihrige dahinten ließ? Sie wollte Liebe geben, das war in dem neuen Stande ihre Bundespflicht; sie rechnete aber auch auf Gegenliebe des Isaak, das war ihr Bundesrecht. Als diese Braut nach einer langen Reise gegen Abend in den lieblichen Triften des Erzvaters Abraham ankam und der Bräutigam ihr entgegen gegangen war, sie zu empfangen, (1 B. Mos. 24, 67.) „da führte sie Isaak in die Hütte seiner Mutter Sarah, und nahm die Rebekka, und sie ward sein Weib, und er gewann sie lieb!" Hört ihr's wohl: er gewann sie lieb. Also, was sie ihm zubrachte, das widmete er wiederum auch ihr, als eine Pflicht des Bundes. Und indem er seiner Ehefrau die Hütte seiner verstorbenen Mutter Sarah, die es so herzlich gut mit ihm gemeint, übergab: was erwartete er mit Recht von der Rebekka, welche ihm die zärtliche Fürsorge seiner Mutter ersetzen sollte? Und daß er sich darin nicht täusche, das war sein Bundesrecht. Was ist's nun wohl vornehmlich, was Eheleute gegenseitig als Pflicht und Recht einander zu leisten und voneinander zu erwarten haben? Daher spricht auch das Wort Gottes (Eph. 5, 25.) zu den Männern: „Liebet eure

Weiber!" und (Tit. 2, 4.) zu den Weibern: „daß sie züchtig seien, ihre Männer lieben, und ihre Kinder."

Wir wollen uns hier erinnern, daß wir im ersten Gebote von der Liebe gesagt haben, sie sei ein Gefühl, welche das ganze Herz hinkehre zu einem Gegenstande, der irgend eine Verwandtschaft hat zu unserer niederen oder höheren Natur; und das sei ihre Art, daß sie sich mit einer Hingebung des Eigenen verbinde.

Mir scheint, wir können dasselbe auch von der Liebe im Bunde der Ehe aussprechen, und wir werden daraus lernen, welche Liebe die rechte, beglückende und gottgefällige sei.

Was ist es denn, was in den Herzen des Mannes und des Weibes sich regt, wenn ein Eheverlöbniß zwischen ihnen geschlossen ist? Daher spricht auch wohl eine Jungfrau, welche einen Bräutigam gefunden hat, wenn ein anderer Bewerber kommt: Mein Herz ist nicht mehr mein! Und so ist es auch in der Regel mit dem Bräutigam. Wird man auch wohl sagen können, daß unter den Verlobten ein Theil zu dem andern in Liebe sich hingezogen fühlt, weil etwas mit seiner Natur Verwandtes ihm dort begegnet? Wenigstens ist das auch von Anfang an so gewesen. So rief ja schon Adam aus, als er die Eva erblickte: „Das ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist!" Nun aber liegt in dem Menschen eine niedere und eine höhere Natur, wie der Herr Jesus gesagt hat: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren ist, das ist Geist. Das Niedere kann nur dem Niedern verwandt sein und sich verwandt fühlen; und wie wird es sich umgekehrt mit dem Höheren verhalten? Die niedere Natur des Menschen hat nun ein Gefallen und eine Lust an dem, was gesund, stark und schön ist an ihm selber; wohin wird sich denn auch seines Herzens Liebe kehren, wenn er einen Ehebund schließt? Zu welchen Dingen gehören aber Stärke, Gesundheit und Schönheit ihrer Dauer nach? Was wird man daher auch einer solchen bloß niedrigen und fleischlichen Liebe vorher sagen müssen? — Die niedere Natur eines Menschen ergötzt sich ferner am Reichthum, an dem Besitz von Aeckern, Häusern, Heerden und Geld; wenn nun die Liebe das Verwandte aufsucht: was für einen Gatten wird sich der Mensch in diesem Falle erwählen? Und was für einem Ehegenossen wird er seine Liebe versprechen? Das Sprüchwort sagt aber: Ehestand ist Wehestand. Wenn nun der Wehestand kommt, wenn Kreuz und Trübsal hereinbrechen: kann dann Geld und Gut das Wehe abnehmen, oder auch nur erleichtern? Wie werden also dann solche Leute sich fühlen? — Die niedere Natur des Menschen trachtet ferner nach hohen Dingen, nach vornehmem Stand, Ansehen, Ehre und Eitelkeiten; ein Mensch, dem nach solchen Dingen gelüstet, der wird also auch bei der Wahl eines Ehegenossen sein

Herz auf das Eitle kehren, und zu einem Gatten, der einen großen Namen hat, bereitwillig sagen: Ich liebe dich! Wer aber hoch steht, der fällt auch hoch, und wo Stolz ist, da ist auch Schmach. Wenn das nun in einem Hause zutrifft: was wird aus der eiteln Liebe werden? Und worein wird sich das Glück der Ehe verwandeln? Auf welche Natur wird also der Mensch überhaupt nicht hören dürfen, wenn er die Bundespflicht der Liebe auf sich nimmt? Denn was für eine Liebe würde er im andern Falle nur versprechen können? Und was für eine Liebe würde er dann auch nur von dem andern Theile zu fordern ein Recht haben?

Welche Natur des Menschen wird dagegen bei Gründung der Ehe ihre Stimme abgeben und das ihr Verwandte suchen müssen? Vergleichet, was wir von Isaaks Heirath wissen. Warum mußte Elieser dem alten Abraham schwören, er wolle dem Isaak nicht ein Weib aus den Töchtern des Landes Canaan holen? Und warum gebot er ihm, zu seinen Anverwandten nach Mesopotamien auf Werbung zu gehen? Als Elieser dort seine Worte angebracht und erzählt hat, wie ihn der Herr, der Gott Abrahams, auf sein Gebot hieher geleitet, da rufen Vater und Bruder der Rebekka verwundert aus: „Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider dich reden!“ Als was für Leute gaben sie sich da alsbald zu erkennen? Und wiederum Rebekka, als sie gehört, der Brautwerber Elieser sei von dem frommen Abraham gesandt, und solle hier eine Braut holen für dessen Sohn, konnte es nicht lassen, sich alsbald ein Bild zu machen von dem künftigen Bräutigam — was meinst du, welch ein Bild er wird bekommen haben in ihren Augen? Wie er leiblich gestaltet sei, wie groß, wie jung, wie schön — gewiß hätte sie das auch gern gewußt; aber Abbildungen von Menschen machte man damals noch nicht. Wie viel Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden, wie viel Knechte und Mägde und wie viel Zelte der Vater Abraham an seinen Sohn abtreten würde, davon hätte sie als künftige Hausfrau gern etwas vernommen; aber gerade davon hatte Elieser insbesondere nicht weitere Aufzählung gemacht, und nur gesagt, daß sein Herr von Gott reichlich gesegnet sei, und daß er seinem Sohn Isaak das ganze Erbe zugedacht habe. Endlich bekam die erwählte Braut auch Geschenke von dem Brautwerber, daran sie sehen mochte, daß sie einstmals eine angesehene und schön prunkende Hausfrau werden könnte; denn er gab ihr gleich bei der ersten Bekanntschaft eine goldne Spange und zween Armringe an ihre Hände, und als er das Jawort bekommen hatte, theilte er ihr noch ferner silberne und goldene Kleinode und Kleider aus, und ihrem Bruder und ihrer Mutter gab er Würze. Nun wird zwar von dem Bruder Laban ausdrücklich erzählt, daß er die Armringe und die Spangen mit scharfen und nachdenklichen Augen angesehen habe, dagegen wird man von solchen Eindrücken auf Rebekkas Gemüth nichts gewahr. Was für ein Bild stand nun vor Rebekkas

Seele, so oft sie des Bräutigams gedachte? Nicht ein junger schöner, nicht ein reicher und vermögender, nicht ein hochangesehener und geehrter Mann hatte ihr Herz gerührt, sondern der Sohn eines frommen Vaters, für welchen ein frommes Weib gesucht wird nach der Väter Sitte, den soll sie lieben, und den meint sie von ganzer Seele, als sie plötzlich ausruft: Ja, ich will mitziehen! Und Gott der Herr offenbart ihr gleich bei der Ankunft, daß ihre Liebe nicht das Ziel verfehlt hat. Denn als sie am Orte der neuen Heimath anlangt, wird sie auf dem Felde des Isaak gewahr, der daselbst sein Abendgebet am Brunnen spricht, und der Knecht sagt zu ihr: Das ist mein Herr! In diesem Sinne hat sie geliebt, in diesem Sinne wird sie geliebt. Das ist die Liebe, welche die Loosung hat: Der Herr ist zwischen mir und dir! Das ist die Liebe der frommen Ehegatten.

Wenn Mann und Weib älter werden und von Kraft und Schönheit kaum ein merklicher Ueberrest bleiben und die Nachbarn meinen: Wer dieses Ehepaar vor 40 Jahren gesehen hat, der kennt es heut nicht mehr — wie wird es dann mit der frommen Liebe stehen? Wenn Kreuz und Trübsal, Krankheit und Weh in die Ehe hereinbrechen, dann werden die Leute sagen: In diesem Hause ist Wohlstand und Reichthum die Fülle, aber was haben sie für Hülfe und Trost davon? Wie wird es aber dann mit der frommen Liebe bewandt sein? Wenn Mann und Weib etwa das Herzeleid erfahren, daß ihnen ein Sohn mißräth, daß ihnen eine Tochter Unehre bringt, und man's ihnen anmerkt, sie ziehen sich vor der Welt zurück, sie gehen gebückt einher — was wird den beiden Ehegatten auch jetzt noch geblieben sein?

Sehet da, solche Liebe ist die Bundespflicht und das Bundesrecht im Ehestande.

Und es ist die Art dieser wahren frommen Liebe, daß sie das Eigene hingiebt dem zu Gute, den sie liebt.

Ein junger Mann hat sich durch Fleiß ein kleines Capital erspart; das, spricht er, ist ganz mein eigen, davon will ich mir schöne Bücher kaufen. Und alsbald schickt ihm der Buchhändler ein großes Verzeichniß, sich auszusuchen. Und siehe, in demselben Augenblicke kommt ihm der Gedanke: Wie, wenn ich nun stürbe, und mein Weib hätte ihren Versorger verloren: würde sie von meinen Büchern leben können? Und er nimmt sein Capital und geht hin und setzt es in die Wittwenkasse, daß es nach seinem Tode seiner Frau ein jährliches Gehalt abwerfe. Als er sich des Abends zu Bett legt, drückt er zur guten Nacht dieser seiner Frau die Hand, und sagt nichts dazu; aber er denkt bei sich selbst: Theures Weib, ich habe dir etwas zu Liebe gethan! —

Ein Anderer sagt bei sich selbst also: Ich arbeite den ganzen lieben Tag für Frau und Kinder in meinem Amt und Stande. Die paar Stunden des Abends vor Schlafengehen sind mein,

die brauche ich zu meiner Erholung, die sind zu einem Ausgange in Gesellschaft bestimmt. Nachdem er so gehandelt hat viele Monate lang, findet er öfters beim Heimkehren sein Weib sehr traurig, ja in Thränen. Bei näherer Untersuchung entdeckt es sich, daß zwei wilde Knaben eben um diese Zeit der Mutter viele Noth machen und ihren Befehlen Trotz bieten, auch daß die Magd in denselben Abendstunden sich auf der Gasse herumtreibt und daß die strafenden Worte der gutmüthigen Frau nichts gegen die freche Dirne auszurichten vermögen. Am nächsten Abend, als das Weib ihrem Manne, wie gewöhnlich, Rock, Hut und Stock herbeiträgt, spricht er freundlich zu ihr: Ich will doch lieber bei dir bleiben, und wir wollen zusehen, wie wir eine gute Abendordnung in unser Haus bringen! Und nachdem er seinen Platz als Hausvater eingenommen, mit seinen Knaben die Arbeit des Tages besprochen, die Magd zur Abendandacht hergerufen, und zuletzt seiner Frau noch etwas vorgelesen hat, giebt man sich auch gute Nacht, sagt nicht viel dazu; aber wer unter Euch weiß wohl, was der Hausvater in seinem Herzen gedacht hat?

Von einer Frau, welche fromme Liebe mit ihrem Gatten verbindet, lassen sich sehr viele Beispiele erzählen, wie sie, ohne viel davon zu reden, bereit ist, ihr Eigenes, ihren Besitz, ihre Neigungen, ihren Willen dem Manne hinzugeben. Nur ein paar Fälle sollen hier Erwähnung finden.

Ein junges Ehepaar hatte ein freundliches Haus bezogen und für sich eingerichtet, und weil es ihnen nicht an Mitteln fehlte, war die Einrichtung anmuthig und schön. Das geräumigste und luftigste Zimmer des Hauses, welches zugleich eine erquickende Aussicht auf den Fluß und auf waldige Anhöhen gewährte, hatte der Mann seiner Frau zum Putz- und Gesellschaftszimmer übergeben, und sie hatte den reichsten Theil ihrer Ausstattung dort aufgestellt. Das Wort des jungen Mannes: „Dieser Raum soll dein eigen sein!“ war der Frau ein theures Geschenk gewesen, und in der ganzen kleinen Stadt erzählte man sich, welch' eine wohlthuende Aufnahme und welch einen lieblichen Aufenthalt die Gäste dort gefunden hätten. Der Mann hatte seine Arbeitsstube nach dem Hofe und nach dem Hausgarten zu gewählt. Nach Jahresfrist stellte sich eine Kränklichkeit bei ihm ein, welche einer Badekur nicht weichen wollte. Bei einem Besuche in der Arbeitsstube ließ einst der Arzt die Bemerkung fallen: Ich wünschte, Sie besäßen noch einen Raum in ihrer Wohnung, an Lage und Höhe Ihrem Putzzimmer gleich; dann würde ich statt eines Recepts Ihnen lediglich verschreiben: „Verlegung des Arbeitszimmers!“ — Der Mann dachte an diese Rede nicht mehr, denn ein zweites Zimmer stand ihm nicht zu Gebot, und das Arbeitslokal entsprach sonst, wenn man die Spuren von Feuchtigkeit in den Wänden abrechnete, seiner Bestimmung vollkommen. Aber, was meint ihr, wer wird wohl jener Rede des Arztes ein Räumchen

im Herzen aufgehoben haben? Höret denn, was geschah! Eines Tages kam der Mann von einer dreitägigen Dienstreise zurück. Nach der ersten Bewillkommnung war er eben im Begriff, nach seinem Zimmer zu gehen, als ihm sein liebendes Weib den Arm reichte und freundlich lächelnd sprach: Deine Frau hat unterdessen, ohne dich zu fragen, einen großen Tausch gemacht und beinah das Haus umgewendet. Sei mir nicht böse, daß ich dir weggenommen, was dein ist, und dir nichts übrig gelassen habe, als was mein ist. Versteht ihr wohl, was die Frau gethan und wohin sie ihren Mann versetzt hat? Als nun nach vier Wochen der Arzt erklärte: Lieber Freund, Sie sind auf dem Wege der Genesung, und das hat mein Recept von der Stube gethan! da sagte die bescheidene Frau: Gott hat's gethan! und der Mann sah sie an mit einem Blicke, wie wenn er hinzusetzen wollte: Und diese da hat mir's aus Liebe in's Werk hergerichtet.

Noch von einem Falle will ich euch etwas erzählen. Ein Landwirth, der glücklich verheirathet und Vater mehrer Söhne und Töchter war, hatte mit seiner Frau, einer sorgfältigen, saubern und wohlgebildeten Hausmutter, die Abrede getroffen: Was unsre Wirthschaft in Feld und Stall und Haus einbringt, das berechnen wir gemeinschaftlich und davon bestreiten wir Alles, was zur Nahrung, Kleidung und sonstigen Nothdurft unsrer Familie gehört. Was dagegen die beiden Schweizerkühe, die vordersten im Kuhstall, an Milch, Butter und Käse liefern, das, liebe Frau, das soll dein Eigenthum sein, und daraus sollst du alljährlich zur Meßzeit für dich und für die Töchter anschaffen, nicht was zum Bedürfniß gehört, sondern was du zu anständigem Putz und Schmuck euch auszuwählen für gut findest. Das wurde nun ein sehr beglückender Besitz für die Frau. Die beiden Thiere lieferten einen sehr guten Ertrag, und um die Meßzeit beschäftigten sich Mutter und Töchter angelegentlich und ergötzlich mit der Frage: Was werden wir dießmal aus unserm Sparschatz Neues anschaffen? — Nach einiger Zeit traf die Familie ein Unfall. Der Landwirth hatte noch ein Paar bejahrte Eltern, welche in der nahen Stadt einen Handel mit Leinwand betrieben. Da geschah es, daß ein Käufer, welchem sie für mehrere Tausend Thaler Waare geliefert hatten, auf einmal seine Zahlungen einstellte und die beiden alten Leute ihr ganzes Vermögen verloren. Wir müssen Vater und Mutter zu uns nehmen nach Gottes Gebot, sprach nun der Landwirth zu seiner Frau; und diese antwortete: Ja wohl! und im Herzen dachte sie: Wir müssen uns einschränken, und das können wir auch. — Als nun die Zeit der Messe herbeikam, befanden sich in jener Sparkasse nahe an vierzig Thaler, und es trat jene Frau zu ihrem Manne und sprach zu ihm: Da nimm diese Thaler von mir und deinen Töchtern willig an; wir sind alle fröhlich zu unsrer Gabe. Ich hatte mir vorgenommen, es solle Jede von uns einen schönen goldnen Siegelring erhalten

zum Andenken an dieses gesegnete Jahr. Da habe ich aber vor einiger Zeit gelesen, daß der fromme Sirach (17, 18.) in seinen Sittensprüchlein sagt: „Er behält die Wohlthat des Menschen wie einen Siegelring, und die guten Werke wie einen Augapfel", und so bin ich mit deinen Töchtern einig geworden, wir wollen uns lieber als beim Goldschmied solche Siegelringe beim lieben Gott bestellen. Erzeige denn also mit diesem Gelde deinen Eltern eine stille Wohlthat, und sage ihnen, wir wollten auch in ferneren Jahren Gott bitten, daß er sie uns erhalte!

So, denke ich, verstehen wir abermals die Natur und das Wesen der frommen Liebe, wie sie in der Ehe auf beiden Seiten waltet und das Eigene hingiebt dem zu Gute, den man liebt.

Jetzt muß ich aber, meine lieben Kinder, daran erinnern, daß wir oben gesagt haben, die Liebe, und zwar, wie sich's hernach erwiesen hat, die fromme Liebe, sei das Vornehmste, was in der Ehe ein jeder Theil dem andern zu leisten und ein jeder Theil von dem andern zu fordern hat. Wenn ich sie nun das Vornehmste genannt habe, so ersiehst du wohl, daß sie nicht das Einzige ist: welche Frage wird also noch weiter zu thun sein? Die heilige Schrift selbst führt mehreremal gleichsam wie zwei Geschwister nebeneinander auf „Güte und Treue" (Ps. 85, 11.), auch „Friede und Treue" (2 Kön. 20, 19.), auch „Liebe und Treue" (Hos. 4, 1.). Wie heißt hier das zweite Glied in dem Paar? Ja, und die Treue ist auch wirklich von den Bundespflichten und Bundesrechten in der Ehe das zweite Stück oder Glied.

Die Treue ist eigentlich ein Verharren mit Leib und Seele bei einem Dinge. Was wird daher sogar von einem Hunde gerühmt, der von seinem Herrn nicht weicht, selbst wenn dieser zur Leiche geworden ist? und was von einem Storch, wenn er alljährlich zu seinem vorigen Nestsitz wieder zurückkehrt? Nun kommt es natürlich darauf an, worin oder wobei Jemand verharret; darnach ist denn auch die Treue von mancherlei Art.

In seinem Briefe an die Römer (16, 4.) grüßet Paulus den Aquila und die Priscilla, seine lieben Gehülfen, und sagt von ihnen: Sie haben für mein Leben ihre Hälse dargegeben, d. i. gewagt, selbst in der größten Gefahr ist ihre Liebe nicht wankend geworden. Dieses ist die schwerste Probe des Verharrens mit Leib und Seele, dies ist die Treue in der Liebe!

Josua und das Volk hatten den Gesandten der Gibeoniter ein Bundesversprechen gegeben, mit ihnen Frieden zu halten, weil man ihrem betrügerischen Vorwande Glauben geschenkt: ihre Heimath sei in weiter Ferne. Als nun nach drei Tagen der Trug offenbar wurde, da murrete das ganze Volk wider die Gibeoniter und wider diesen Bund. Die Obersten aber der ganzen Gemeinde sprachen (Josua 9, 19.): „Wir haben ihnen geschworen bei dem Herrn, dem Gott Israels; darum können wir sie nicht antasten." Seht, das

war auch ein Verharren; und worin wohl? Das ist die Treue in dem gegebenen Wort, oder in der Zusage.

In den Unglückstagen des Königs David, als Absalom das Volk und das Heer zur Empörung verlockte, verließ der König als ein Flüchtling Jerusalem. Zu seinem Schutze waren noch verblieben die Leibwache, und außer ihr sechshundert Mann Gathiter, geführt von einem wackern Officier, Ithai. Zu diesem sprach David: Kehre um, du bist ja von fremd hergekommen! Leset einmal die Antwort dieses Ithai (2 Sam. 15, 21.)! Sehet, das war auch ein Verharren mit Leib und Seele; und worin? Das ist die Treue in der Pflicht.

Also ist die Treue immer ein Verharren; aber bald ein Verharren in der Gesinnung der Liebe, bald ein Verharren in dem gegebenen Wort, bald ein Verharren in der übernommenen Pflicht.

Meint ihr wohl, daß eins dieser benannten drei Stücke in der Ehe fehlen dürfe bei dem Manne oder bei der Frau? Wohlan, so werden wir Eins nach dem Andern betrachten müssen.

Beide, Mann und Weib, sollen verharren in der Gesinnung der Liebe. Wie haben wir vor Kurzem die Liebe genannt, welche nicht mit dahinsinkt, wenn Kraft und Schönheit des Leibes vergehen, oder wenn Trübsal, Kreuz und Schmach hereinbrechen? In welchem Ehebunde wird daher auch die Treue in der Liebe gewiß gefunden werden? Und was steht dagegen sehr zu fürchten, wo die Liebe auf Schönheit, oder auf Reichthum, oder auf Ehre und Ansehen bei Menschen hingekehret ist? Wer erinnert sich wohl noch der Loosung, welche die fromme Liebe sich erwählt? Indem sie sagt: „Der Herr ist zwischen mir und dir!“ bekennt sie, daß sie einen himmlischen Genossen und Wächter nicht von sich lassen will. Es finden sich aber außerdem noch einige solche Genossen und Wächter, welche gleichsam im Solde des Herrn stehen und die Liebe in dem Ehestande hüten und verwahren. Es giebt nämlich auch noch eine Schönheit, einen Reichthum und eine Ehrenzierde edler Art, welche unter den Menschen sichtbar wohnen, und wo sie in der Ehe angetroffen werden, die Herzen miteinander zur Treue in der Liebe verbinden.

Von einer Schönheit der Frau, die nicht altert, steht in den Sprüchwörtern Salomonis (31, 25.) geschrieben: „Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist“, daß also die unsaubern Geister ausfahren, wo sie weilt. Was sie an sich trägt — Haar, Wange, Arm, Hand und Kleid und Schuh; und was sie bereitet — die Wohnung, den Tisch, die Speise — das pflegt die Zierde der Reinlichkeit zu tragen. Der Mann sieht das und erquickt sich daran. Von einer Schönheit des Mannes, die nicht ihren Reiz verliert, handelt die heilige Schrift (1 Petr. 4, 8.): „So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet!“ O wie wird das Herz

eines Weibes fest angebunden in der Liebe, wenn ihr Mann nicht einen Augenblick im Leben hat, wo sie wie jene Abigail (1 Sam. 25, 36.) wünschen muß: Ach daß ihn doch Niemand sähe! — Von einem Reichthume des Weibes, welchem die Diebe nicht nachgraben, findet sich eine Beschreibung in den Sprüchwörtern (31, 14.): „Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt.“ Die Erwerbskunst auf diesem Schiff ist die Sparsamkeit. Von einem Reichthum des Mannes, der nicht verarmen läßt, schreibt Salomo (Sprüchw. 12, 27.): „Einem Lässigen geräth sein Handel nicht, aber ein fleißiger Mensch wird reich!“ Ein Theil siehet dem andern zu mit Freude und Hoffnung.

Von einem Schmuck und Ehrengewande des Weibes, das immerdar zieret, hat der Apostel Paulus Anzeigung gethan (1 Cor. 14, 34.), wenn er sagt: „Das Weib soll schweigen in der Gemeine!“ und abermals (1 Tim. 2, 12.): „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr, sondern daß sie stille sei!“

Von einer Ehrenkrone des Mannes können die Worte des Königs Salomo (Sprüchw. 16, 32.) Zeugniß geben: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und wer seines Muthes Herr ist, der ist besser, denn der Städte gewinnt.“ Und darunter wird die Kraft verstanden, sich selbst zu beherrschen. Wenn also ein Weib frommen Herzens, und dabei reinlich, sparsam und schweigsam ist, und wenn ein Mann ein frommes Herz hat und dabei nüchtern, fleißig und geübt ist, sich selbst zu beherrschen, so bewacht und behütet das die Treue in der Liebe.

Die Treue ist aber auch ein Verharren in dem gegebenen Wort. Die Frage, mit welcher ein Mann um eine Jungfrau freiet, heißt gewöhnlich: „Willst du mein sein?“ Wie heißt nun wohl das darauf gegebene Wort, welches Jeder aufhebt in seinem Herzen? Aber es ist auch das eine Zusage auf beiden Seiten. Wenn nämlich die Antwort heißt: Ich will dein sein! dann schließt sich auch die Erwartung an: Und du . . . ?

Sagt mir: ist nun diese Zusage so gemeint: Du sollst mein sein, so lange mir nicht ein anderes Herz besser gefällt!? Oder so lange du so jung und lieblich bleibst wie jetzt? Oder so lange wir uns gut leiden können? Oder so lange uns nicht etwa Krankheit, Mangel und sonst ein Unglück trifft? Oder überhaupt — auf eine gewisse Zeit? Mit Recht sagst du zu allen diesen Antworten: Nein! denn das gegebene Wort will auf keiner Seite ein Wenn oder Aber leiden, und die Treue hält fest an dem gegebenen Wort: Ich will dein und du sollst mein sein! Gesetzt also, es käme der Versucher heran und spräche zu dem Herzen eines der beiden Gatten: Ihr passet doch eigentlich gar nicht recht füreinander! Du hast dich offenbar in deiner Wahl übereilt! Eure Verbindung gereicht euch Beiden zum Unglück! Jetzt kommen Fehler

und Unarten zum Vorschein, die unerträglich werden: was wird sich dann ein gewissenhafter Ehegatte vorhalten müssen? Und wie lautet die Zusage, bei welcher es bleiben soll bis zur Stunde des Todes?

Die Treue zeigt sich endlich aber auch in dem Verharren bei der übernommenen Pflicht des Berufs.

Saget mir doch, oder überleget mit mir: welches ist wohl der Beruf des Mannes in der Ehe? Die Natur zeigt an, daß das Weib schwach und wehrlos ist, der Mann aber wehrhaft und stark: wozu wird wohl der Mann verpflichtet sein gegen das Weib? Wenn also in tiefer Nacht ein Geräusch am Fenster sich hören läßt, oder ein Zwängen am Thürschloß und ein ängstliches Bellen des Hofhundes: woran wird man den treuen Mann erkennen? In einem Hausstande lehrt die Erfahrung, daß zwei Paar Hände nöthig sind, — ein Paar, welches schafft und erwirbt, und ein Paar, welches verwaltet und eintheilt: welches scheint dir der Beruf des Mannes zu sein? Daher hört man wohl nach dem Tode eines Mannes die Klage aus dem Munde der Wittwe: Wir haben keinen Versorger mehr! Wenn daher Mangel im Hause sich zeigt und der gewöhnliche Erwerb für Weib und Kinder nicht auslangt: wird der Mann sich heimlich aufmachen und nach Amerika gehen, er allein? Was im Gegentheil wird er als ein treuer Mann für seine Berufspflicht erachten?

Kinder wollen aber nicht bloß gespeist, gekleidet, unterwiesen sein, sondern es steht auch geschrieben (Eph. 6, 4.): „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!“ Wie kommt es wohl, daß Gott diese Worte nicht an die Mütter, sondern an die Väter richtet? Zur Zucht gehört auch Züchtigung, und wer züchtigen soll, der muß streng und seines Muthes Herr sein: welcher von beiden Ehegatten ist dazu von Natur in der Regel geschickter? Woran würde man also wohl einen Vater erinnern müssen, welcher ein bösartiges Kind zum Lehrer in die Schule führte und spräche: Herr Schulmeister, prügeln Sie doch meinen Jungen in meinem Namen einmal recht aus; ich ärgere mich gleich bei einem solchen Auftritte zu sehr!? — Oder was würde man wohl einer Mutter zu bedenken geben müssen, welche gestände: Ich sage meinem Mann nicht den zehnten Theil von den Untugenden der Kinder; denn er hat sonst schon viel Verdruß in seinem Amte, und wenn er den Abend heim kommt, da will er Ruhe haben!? Was würde denn einem Manne durch solch ein Verhalten ganz unmöglich gemacht? Und das gehört doch zu seiner übernommenen Pflicht.

Endlich: was hören wir denn von der Frau sagen, wenn etwa Beiträge zu einem öffentlichen Zwecke eingesammelt, Gesellschaften verabredet, Vergnügen unternommen, Diener und Tagelöhner entlassen und gemiethet, Lehrstunden für die Kinder eingerichtet werden

sollen, ihr Mann aber nicht zu Hause oder beschäftigt ist? Worauf vertröstet sie dann immer die Leute? Wenn aber der Mann in allen wichtigen Dingen des Hauses den Ausspruch zu thun hat, was geschehen soll: welche Stelle im Hause nimmt er ein? Und seht, das gehört auch zu der Berufspflicht des Mannes.

Wir haben demnach erkannt: Das ist des Mannes Beruf, daß er in seinem Hause Beschützer, Versorger, Erzieher und Herr sei. Und wenn er das von Herzen und nach besten Kräften ist: was beweist er dann in der Ehe?

Wir müssen nun die Frage dahin richten: Welches ist des Weibes Beruf?

Des Herrn Wort hat gesagt: Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock (Ps. 128, 3.). Welches sind denn die Früchte, welche ein Weib ihrem Manne bringt? Diese Kinder soll sie nun nicht nur zur Welt gebären, sondern auch warten, pflegen und groß ziehen. Du erinnerst dich aber gewiß noch aus unserm Unterrichte zum vierten Gebote der Vermahnung Gottes: Vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist!: wie werden hier die Pflichten geschildert, welche ein Weib als Mutter der Kinder zu leisten hat? Und wie läßt sich ein rechtes Eheweib auch in diesen sauern Pflichten finden? Darum heißt sie bei Salomo „ein Kleinod, edler denn die köstlichsten Perlen", und es wird ihr zum Ruhm nachgesagt: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!" (Sprüchw. 31, 10. 11.) Aber nicht in jeder Ehe werden Kinder geboren, denn „Kinder sind eine Gabe Gottes, und Leibesfrucht ist ein Geschenk". (Ps. 127, 3.) Daher hört man, daß Eltern, denen ein Kind geschenkt ist, dankend erzählen: Gott hat uns gesegnet! Wer wird aber jedenfalls die Mittlerin dieses göttlichen Segens sein. Und sehet: das ist überhaupt des Weibes Beruf, gleichviel, ob sie Kinder habe oder nicht, daß sie für ihren Gatten eine Mittlerin und Spenderin des göttlichen Segens sei. Darum heißt es (Sprüchw. 18, 22.): „Wer eine Ehefrau findet, der findet etwas Gutes!"

Das Weib wird aber nicht mit einem fruchtbaren Weinstock verglichen, welcher etwa im Weinberge steht, oder in einem Laubengange, sondern dem Manne ist verheißen: Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum. Der Mann hat auf dem Felde, im Walde, in der Stadt, auf den Bauplätzen u. s. w. zu thun; wo soll aber die Frau wohnen, weilen und Freude haben? Sie heißt daher auch nicht bloß Ehefrau, — sondern wie noch? Und daß sie eine Hausfrau, und als solche die „Hausehre" (Ps. 68, 13.) sei, das ist abermals ihr besonderer Beruf nach Gottes Willen. Und was hat sie nun wohl als Hausfrau zu thun? Wir haben vorhin von zwei Paar Händen geredet, welche für die Familie thätig sind; das eine Paar sollte schaffen, und das andere erhalten und verwalten: welches

von beiden ist der Hausfrau Pflicht? Der Weinstock ist ferner des Hauses Schmuck: was lernen wir daraus von der Bestimmung des Weibes? Der Weinstock giebt ferner dem Hause erquickenden Schatten in der Hitze: was soll der Mann bei der Frau finden, wenn er des Tages Last und Hitze getragen hat?

Wir lesen schon von Abraham (1 Mos. 18, 6.), als er hohe Gäste bekam, daß er zur Sarah ging, und daß diese auf sein Geheiß für die Fremden Kuchen buk, während ein Diener unter ihr ein Kalb zum Essen bereitete. So erwies sich Abraham als ein freundlicher Wirth gegen seine Besucher: welches Amt hat denn die Hausfrau zu versehen, nicht allein gegen fremde Gäste, sondern täglich gegen alle Bewohner ihres Hauses? Und was bereitet sie als Wirthin?

Wir haben endlich schon vernommen, welche Aufgabe es sei, die der Mann in der Behandlung der Kinder seiner Frau nicht zu überlassen, sondern die er auf sich zu nehmen habe. Es war damals von der Züchtigung der Kinder die Rede, welche recht eigentlich zum Thun des Mannes gehöre, wenn Unarten und Krankheiten der Seele geheilt werden sollen. Aber es giebt auch Krankheiten des Leibes, welchen die Jungen und die Alten unterworfen sind: was muß dann an den Kranken geschehen? Wenn ein Kind vor Mitternacht vom Stickhusten erwacht, und der Arzt wird gerufen, verschreibt eine Arzenei, und befiehlt, daß alle halbe Stunden genau 15 Tropfen davon eingenommen werden müssen: an wen wendet er sich mit seiner Vorschrift? Im Fortgehen kehrt er sich noch einmal um und spricht: „Achten Sie genau auf den Ton des Hustens! Sobald irgend eine Verschleimung eintritt, so senden Sie mir auf der Stelle einen Boten; ich will mich inzwischen auf etliche Stunden schlafen legen!“ Für wen sind abermals diese Worte gesprochen? Wenn aber die Mutter es ist, welche alle halbe Stunden eingeben und dabei sorgfältig auf den Kranken Acht haben soll: was ist ihr damit, ob sie auch müde würde, streng untersagt? Und gesetzt, die Krankheit hielte eine ganze Woche an: würde die Mutter wohl gern mit einer Magd abwechseln und sagen: „Ich will meine ganze Verantwortung einmal auf dich legen: warte, wache, reiche die Arzenei und beobachte das Kind, daß morgen der Arzt genau erfahren kann, wie es mit der Krankheit steht. Es ist mir Bedürfniß, einmal etliche Stunden in Gesellschaft zu gehen, und darnach eine Nacht ruhig zu schlafen!“ Was dünket euch von dieser Rede? Ihr urtheilt: aus einer Mutter Munde könne eine solche Aeußerung gewiß nicht kommen! Nun begiebt sich's, daß der Hausvater um dieselbe Zeit an einem Brustfieber sich legen muß, und der Arzt spricht aus: für ein paar Nächte dürfe der Kranke nicht ganz ohne Aufsicht bleiben, und giebt, da die Frau ohne Gefahr für ihre Gesundheit ihre Anstrengungen nicht verdoppeln dürfe, den Rath: man möge einen Wärter aus dem Krankenhause

miethen! Da schüttelt die Frau den Kopf und erbietet sich dagegen, den Kranken neben die Kinderstube zu betten und die Thüre halb offen zu lassen, damit sie auf beiden Seiten warten und pflegen könne; und so geschieht es, und Gott hilft dem Kleinen und dem Großen. Die Leute aber preisen das Haus glücklich um des treuen Weibes willen.

So hat sich uns ja auch der Beruf der Ehefrau in einigen kurzen Zügen ergeben, — daß sie nämlich des Hauses Segensspenderin, Verwalterin, Wirthin und Pflegerin sei.

Darin, daß sie dem Allen nachkommt, beweist sie ihre Treue.

Die Bundespflichten und die Bundesrechte der Liebe und der Treue für Ehegatten haben wir nun erklärt. Haben wir aber nicht in der Einleitung zu diesem Gebote noch zwei Dinge genannt, welche bei jedem Bunde vorzukommen pflegten? Wer erinnert mich wohl daran? Wie haben wir das Steinmaal zwischen Jakob und Laban, und den Waffentausch zwischen Jonathan und David genannt? Und wie bezeichneten wir die Opfermahlzeit in jenem und den Schwur in diesem Falle? — Nun so werde ich von diesen beiden Dingen, von dem Bundeszeichen und von dem Bundessiegel, wohl auch noch etwas sagen oder fragen müssen.

Als der Freundschaftsbund geschlossen war, da tauschten jene Jünglinge ihre Waffen miteinander; Keiner von ihnen behielt seitdem das Zeichen, woran man ihn bis dahin erkannt hatte. Ob nicht etwas Aehnliches beim Schluß eines Ehebundes sich begiebt? Was tauschen oder wechseln denn ein Paar Verlobte vor dem Altare miteinander? Wessen Name steht denn in dem Ringe, welchen der Bräutigam an den Finger bekommt? Und wessen Name ist auf oder in dem Ringe zu lesen, welchen von nun an die Braut trägt? Da habt ihr ja auch ein Bundeszeichen. Und noch ein anderer, viel wichtigerer Tausch geht ja bei einem von beiden Theilen vor. Jedes Kind trägt von Geburt an den Zunamen seines Vaters; aber was begiebt sich denn mit dem Zunamen einer Jungfrau in dem Augenblicke, wo sie in die Ehe tritt? Und wessen Namen trägt sie nach Ordnung und Recht von nun an? — Sehet da das Bundeszeichen!

Und nun schließlich noch etwas über das Bundessiegel. Wenn Jemand sein Testament, d. i. seinen letzten Willen, aufgesetzt hat, so pflegt er sein Siegel unter den Umschlag zu drücken und übergiebt den Aufsatz dem Gericht. Und das Gericht fügt auch sein Siegel bei und hebt nun bis zum Tode des Mannes dieses Testament auf. Was wird durch dieses Testamentssiegel bewirkt? Könnte wohl, nachdem die Siegel angebracht sind, einer von den Räthen oder Beisitzern des Gerichts nun in das Geheimniß des Testaments sehen und nachlesen, was jener Mann verordnet hat? Oder könnte nicht wenigstens dieser Mann jetzt noch einmal heimlich

drüber gehen und etwas Anderes festsetzen, als er anfänglich niedergeschrieben hat? Warum wird weder jenes noch dieses thunlich sein? Was müßte jedenfalls mit den beiden Siegeln geschehen? Nun könnte ein Beisitzer des Gerichts wohl das Siegel des Gerichts wieder frisch aufdrücken; aber welches andere stände ihm doch nicht zu Gebote? Und wie verhielt sich die Sache mit dem Abfasser des Testaments? Wenn daher nach dem Tode des Letzteren das Testament vor Gericht im Beisein der Kinder oder Erben des Verstorbenen eröffnet werden soll, so legt der Richter zuerst den versiegelten Aufsatz vor und heißt sie das Siegel betrachten und sich selbst zu überzeugen, daß dasselbe unverletzt geblieben sei. Nun kann ein Jeder von den Anwesenden aus der Unverletztheit der Siegel alsbald mit Gewißheit zweierlei schließen, einmal, daß kein Fremder hat hinzukommen können, oder daß der Inhalt des Testamentes für Jedermann unzugänglich gewesen, sodann daß derselbe auch unveränderlich derselbe geblieben sei. Wer kann nun die Wirkung eines Siegels hiernach angeben? Warum versiegele ich also einen Brief, wenn er zur Post getragen wird? Warum untersiegele ich einen Empfangschein für Gelder, die mir geliehen worden sind und die ich dereinst wiedererstatten muß? Wenn wir uns nun eine Ehe denken, wie sie sein soll: wird es da dritten Personen gestattet sein dürfen, hineinzusehen und sich einzumischen in diese geschlossene Verbindung? Und sollte es wohl dem Mann oder der Frau zustehen, etwas zu ändern an ihrer Gesinnung gegeneinander, an ihrem gegebenen Wort, an ihrer übernommenen Pflicht? Wir werden mithin gerade in dieser Verbindung verlangen, daß sie von Außen etwas Unzugängliches, von Innen etwas Unveränderliches sein soll. — Woher nehmen wir nun wohl ein Siegel, sie zu verwahren? Wir haben in zwei Fällen, bei einem Friedensbunde und bei einem Freundschaftsbunde, gehört, daß man dabei geopfert und geschworen habe, und dieses Opfer und diesen Schwur haben wir das Bundessiegel genannt. Wem bringt man denn das Opfer dar? Wen ruft man denn beim Schwören zum Zeugen an? Vor wem und in wessen Augen werden daher auch die Ehen versiegelt? An welchem heiligen Orte erscheinen daher auch Bräutigam und Braut? Wer legt ihnen da die Frage vor: ob sie ihren Ehebund heilig halten und sich einander in guten und bösen Tagen alle Liebe und Treue beweisen wollen, bis der allmächtige Gott sie durch den Tod voneinander scheidet? Wenn sie nun diese Frage mit Ja beantwortet haben, läßt derselbe Prediger oder Priester ihre Hände sich miteinander verbinden, legt seine Hand darauf, spricht dann, wenn die Handlung unter Christen vor sich geht, die Worte Jesu Christi (Matth. 19, 6.) feierlich aus: „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden!" und ertheilt ihnen dann den Segen. Das ist das Bundessiegel der Ehe.

Und weil nun nach diesem Schluß das Weib sich ganz dem Manne vertraut, und der Mann sich dem Weibe, so bekommt die ganze Handlung des Versiegelns vor Gott einen Namen, der von dem Worte „trauen" genommen ist. Wißt ihr wohl welchen?

Besteht nun auch unter vielen heidnischen Völkern ein Ehebund zwischen Mann und Weib? Findet sich dann ebenfalls ein Bundessiegel? Je mehr Bildung unter heidnischen Nationen angetroffen wird, wie z. B. bei den Griechen und Römern, desto feierlicher werden die Ehen geschlossen mit Opfern, Gesängen und Gebräuchen.

Ja selbst unter ganz wilden Völkern pflegt nicht selten die Ehe ein heiliger Stand zu sein und als ein geheiligter Bund zwischen Mann und Weib behandelt zu werden.

Wir haben nun gleich Anfangs gesagt, daß das Wort Ehe so viel heiße, als „Bund", und haben eben darum die Ehe durchweg mit einem Friedens- oder mit einem Freundschaftsbunde verglichen; aber daß dasselbe Wort auch so viel anzeige, als „Gesetz und Recht", ist damals schon vorausgeschickt worden. Wir werden daher nun noch einige Augenblicke bei der Frage uns aufzuhalten haben:

2. Was für ein Gesetz und Recht insonderheit **für Ehegatten** gegeben sei?

Dieses besondere Gesetz und Recht, welches den Ehebund von jeder andern menschlichen Gemeinschaft wesentlich unterscheidet, ist aber nach dem Bisherigen leicht zu finden.

Aus wie viel Gliedern soll dieser Bund nur bestehen? Und welches Geschlechts sollen diese Glieder sein? — Wir haben also in der Ehe den Bund eines Mannes mit einem Weibe vor Augen. Und wie bestimmt sich die Zeitdauer dieses Bundes? Dieser lebenslängliche Bund eines Mannes mit einem Weibe hat aber nicht bloß den Zweck, daß diese beiden Menschen in Friede und Freundschaft sich einander die Tage ihrer Wallfahrt erleichtern und verschönern, sondern er ist von Gott ausdrücklich dazu bestimmt, eine Pflanzstätte des Menschenlebens zu werden. Wie werden nun diese jungen Pflanzen des Menschenlebens in der Ehe genannt? Und wie nennen diese Kinder den Mann? Und welchen Namen geben sie der Frau? Dürfte etwa wohl der Mann neben dieser seiner Ehe noch eine andere Pflanzstätte des Lebens haben, wo man ihn gleichzeitig Vater nennt? Oder dürfte die Frau in dieser Zeit wohl Kinder gebären, zu denen sie einst sagen müßte: Mein Mann ist euer Vater nicht!? Sehet, daraus erkennen wir nun das besondere Gesetz und Recht der Ehe. Es lautet also:

Ein Mann soll haben nur eine Frau und nur eine Mutter seiner Kinder; und eine Frau soll haben nur einen Mann und nur einen Vater ihrer Kinder, so

lange als nicht ihr Bund von Gott selbst durch den Tod geschieden ist.

Ein Mann, der dies Gesetz übertritt, heißt ein grober Ehebrecher. Ein Weib, welche wider dieses Gottesgebot frevelt, heißt eine grobe Ehebrecherin. Das Gesetz Gottes in Israel gegen solche Verbrechen lautete auf Todesstrafe: denn so spricht der Herr: „Wer die Ehe bricht mit Jemandes Weibe, der soll des Todes sterben, Beide, Ehebrecher und Ehebrecherin, darum, daß er mit seines Nächsten Weibe die Ehe gebrochen hat." In den Zeiten des Neuen Bundes wird die Strafe in ein höheres Gericht, als in das der Menschen, verwiesen. Jakob. 4, 4. steht geschrieben: „Ihr Ehebrecher und Ehebrecherinnen, wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist?" Und 1 Cor. 6, 9: „Weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehebrecher werden das Reich Gottes ererben." Und Ebr. 13, 4: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten!"

Aber der Ehebruch ist ein tiefer Sturz in einen Abgrund. Wenn ein Felsstück solch einen Sturz gethan hat, so muß man sich besinnen, was voran gegangen ist, wie der Stein sich allmählig vom Gipfel des Berges abgelöst, wie er dann eine Neigung zum Fall genommen, wie ihn dann ein Stoß zum Rollen gebracht hat, und wie er endlich unaufhaltsam von Absatz zu Absatz bis in diese Tiefe herabgeschleudert worden ist. Wie weit müssen wir also den Weg zurückgehen, um die Ursache dieses Falls gewahr zu werden? Was aber haben wir mit solch einem Sturze verglichen? Darum müssen wir auch die Ursachen des groben Ehebruchs auf einem weiten Wege rückwärts suchen, wo er sich heimlich vorbereitet hat. Ehe wir aber diesen Unheilsweg näher ansehen, lasset uns zuerst die christliche Ehe betrachten auf der Höhe, welche ihr der Herr selbst angewiesen hat.

§. 18.

Von dem Geheimniß des christlichen Ehebundes und von der Lösung der Ehe.

Vorlesung aus Eph. 5, 23—25.

„Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeine, und Er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeine und hat sich selbst für sie dargegeben."

Gesang.

Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ, Im Stande, wo dein Segen ist, Im Stande heil'ger Ehe! Wie steigt und neigt sich deine Gab'

Und alles Gut so mild herab Aus deiner heil'gen Höhe, Wenn sich
an dich fleißig halten Jung und Alten, Die im Orden
Eines Lebens einig worden.
Sei guten Muths, wir sind es nicht, Die diesen Orden aufgericht't,
Es ist ein höh'rer Vater. Der hat uns je und je geliebt, Und
bleibt, wenn unsre Sorg' uns trübt, Der beste Freund und Rather.
Anfang, Ausgang aller Sachen, die zu machen Wir gedenken,
Wird er wohl und weislich lenken.

Gebet.

Du bist es, lieber Herr und Gott, der als der erste Meister das Haus baut, welches uns Obdach giebt. Du bist es, der als der treueste Wächter die Stadt behütet, in welcher wir wohnen. Darum strecken wir auch nach Dir unsere Hände aus und bitten Dich herzlich für unser liebes Vater- und Mutterhaus, dahin Du uns gepflanzet hast, und für die freundliche Kinder-Stadt, wo wir Schutz haben und ein- und ausgehen an treuen Händen. Nimm Dich unserer Eltern in Gnaden an, laß ihre Herzen aneinander gebunden sein durch herzliche Liebe und Geduld, und mache uns Alle zu grünen Oelzweigen und zu frommen Betern um ihren Tisch! Amen.

Ich habe euch, ihr lieben Kinder, jüngst erst gesagt, daß der Ehestand auch unter heidnischen, ja unter wilden heidnischen Völkern in vielen Gegenden der Erde hoch angesehen und heilig gehalten werde; daraus man lernen kann, daß die bei der Schöpfung unsrer Erde gestiftete Ordnung Gottes nicht ganz hat ausgerottet werden können. Aber zu höchsten Ehren gekommen und gleichsam auf einen Fels gebaut worden ist doch die Ehe erst durch unsern Herrn Jesum Christum selber, der das unvergeßliche Wort gesprochen hat: „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden!" Unser lieber D. Martin Luther, der das schöne Lied gedichtet hat: „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht", preist daher gar oft und mit herrlichen Worten den Ehestand in der Christenheit und sagt unter Anderem: „Der Ehestand ist nicht allein anderen Ständen gleich gesetzt, sondern er gehet vor oder über sie alle, es seien Kaiser, Fürsten, Bischöfe, und wer sie sein wollen. Denn es ist nicht ein sonderlicher, sondern der gemeinste, edelste Stand, so durch den ganzen Christenstand, ja durch die ganze Welt gehet und reichet, dazu der älteste Stand unter allen in der ganzen Welt!"

Den Grund von der unvergleichlichen Höhe und Herrlichkeit des christlichen Ehebundes können wir nun aus den Worten klar ersehen, welche wir soeben aus Ephes. 5, 23 f. gelesen haben.

Mit wem wird denn in diesem Spruch der Mann verglichen? Und wer ist es denn, den Christus liebt, gleichwie der Mann das Weib? Mit wem wird also das Weib verglichen? Ihr sehet demnach, wie Christus und die Gemeine, so werden nebeneinander gestellt und in einem Bunde zusammen gedacht Mann und

Weib in der Ehe. Die Gemeine Gottes bildet aber ein wundersam verknüpftes Ganzes, welches der Leib Christi genannt wird, wie Paulus an die Corinther schreibt (1 Cor. 12, 27.): „Ihr seid aber der Leib Christi, und Glieder, ein Jeglicher nach seinem Theil!" und an die Römer (Röm. 12, 5.): „Also sind wir viele Ein Leib in Christo, aber untereinander ist Einer des Andern Glied!" Welches von allen Gliedern des Leibes ist nun das höchste und vornehmste, dem alle übrigen unterworfen sind? Welche Stelle in der Gemeine, als dem Leibe des Herrn, wird daher auch von der heiligen Schrift Jesu Christo angewiesen? (Eph. 4, 15.): „Lasset uns wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist?" Was ist also Christus in der Gemeine? Und was ist für ihn die Gemeine? O jetzt werden wir anfangen, zu begreifen, mit welchem Rechte der Apostel Paulus in der Lehre für die christlichen Eheleute (Epheser 5, 32.) gesagt hat: „Das Geheimniß ist groß; ich sage von Christo und von der Gemeine." Das soll heißen: Hier, in dem Bunde zwischen Christo und der Gemeinde, liegt für Mann und Weib ein wundersames Gleichniß verborgen, daraus sich etwas Großes lernen läßt.

Ist der Mann durch Christum abgebildet: in wem liegt das Bildniß der Frau? Ist Christus nun das Haupt der Gemeine: was ist der Mann in der Ehe? Ist die Gemeine der Leib Christi: was ist die Frau für den Mann?

Wir werden nicht unterlassen dürfen, dies weiter auszulegen. Christus ist das Haupt der Gemeine. Was kommt ihm denn zu, als dem Haupte? Was thut denn des Landes Haupt, nämlich der König? Und was müssen die Andern, wo er befiehlt und regiert? Was bekennt daher auch von Christo die Gemeine, nachdem er auferstanden ist, — welchen Sitz weist sie ihm an? Wie leget das der Katechismus aus: Gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet ....?

Christus ist das Haupt der Gemeine, das heißt also zum Ersten: Er regieret sie; wie geschrieben steht (Ps. 67, 5,): „Du regierest die Leute auf Erden."

Zwei Lichter sind dem Menschen auswendig mitgegeben, welche ihn bewachen auf dem Wege, den er geht: welches sind die? Und in welchem Theile des Leibes wohnen sie? Ein Licht ist dem Menschen innerlich mitgegeben, welches ihn schirmen soll vor Irrthum und Unheil — das ist der Gedanke; und wohin weiset man scherzweise, wenn ein Mensch erinnert werden soll, es habe bei ihm an Gedanken gefehlt? Von welchem Gliede des Leibes geht also das Bewachen und Beschirmen aus? In welchem Sinne heißt mithin ferner Christus das Haupt der Gemeine? Wie nennt er sich daher selbst, wo er die Gemeine einer Heerde gleichstellt? Und was verspricht er den Gliedern der Heerde, welche wirklich seine Schafe sind? (Joh. 10, 28.): „Ich gebe ihnen das

ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen!" In welchen Worten wird von Christo selbst der Gemeine sogar gegen die Pforten (gegen die Macht) der Hölle Bewahrung und Beschirmung feierlich zugesagt? (Matth. 16, 18.)

Was heißt also zum Andern: Christus ist das Haupt der Gemeine? Er bewahret und beschirmet sie. Merke dir das Wort des Herrn (Ps. 91, 1. 2.): „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!"

Wo ein Oberhaupt in der Stadt ist, da suchen die Hungrigen Speise und Kleidung; wo in einer Familie das Haupt darniederliegt, oder durch den Tod entrissen ist, da fragt man: Wer wird nun den Kindern ein Versorger sein? Was liegt also ferner dem Haupte ob? Und wenn nun Christus ist das Haupt der Gemeine: was verdankt ihm diese? Wie hat er sich daher selbst zum Trost der Hungernden genannt? (Joh. 6, 35.) Und was hat er am Brunnen zu dem samaritanischen Weibe gesagt, was die Durstenden von ihm zu erwarten haben? (Joh. 4, 14.) Und wenn uns sein Apostel (Gal. 3, 27.) die Zusicherung ertheilt: „Wie viele euer getauft sind, die haben Jesum Christum angezogen.": was ist's, was die Seelen der Gläubigen von ihm empfangen sollen?

Behaltet denn auch das Dritte: Christus heißt das Haupt der Gemeine, weil er ihr Versorger ist mit himmlischen und geistlichen Gütern.

Nun noch Eins! In dem von uns auszulegenden Spruche wird von Christo ferner ausgesagt: Und Er ist seines Leibes Heiland. Er heißet Heiland der Gemeine, weil er sie heilet, wie geschrieben steht (Jerem. 33, 6.): „Ich will sie heilen und gesund machen!" Welche Krankheit ist da gemeint? Er heißt aber auch Heiland der Gemeine, weil er sie heiliget, wie geschrieben steht (1 Cor. 6, 11.): „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerecht geworden durch den Namen unsres Herrn Jesu Christi und durch den Geist unsres Gottes."

In welchem Artikel ist denn nun von der Vergebung der Sünde und überhaupt von der Heiligung die Rede? Wessen Wirkung ist daher die Heiligung? Aber wer verspricht und sendet denn der Gemeine seinen heiligen Geist? Auch bei dieser Sendung des heiligen Geistes erweiset sich Christus recht als das Haupt. Wenn wir nämlich im gewöhnlichen Leben die Beobachtung machen, daß in einem Hause ein Geist der Gottesfurcht, der Redlichkeit, der Strenge und der Zucht herrschend ist: wessen Geiste pflegen wir das zuzuschreiben? Ja wir pflegen wohl zu sagen: der Geist des Hausvaters oder des Familienhauptes sei über die Familie ausgegossen.

Warum heißt nun Christus vornämlich das Haupt der Gemeine und seines Leibes Heiland? Mit Recht wirst du sagen müssen, und das ist das Vierte, was wir zu merken haben: Weil er über die Gemeine ausgießt seinen heiligen Geist!

Wer unter euch faßt mir nun das sicher zusammen, was wir von Christo, als dem Haupte der Gemeine, zu behalten haben? Dieser Christus nun, welcher als Haupt die Gemeine Gottes regiert, beschirmt, versorgt und heiligt durch seinen Geist, soll ein Vorbild sein, oder ein Gleichniß für den Mann in der Ehe.

Was ist hiernach nun das Erste, was dem Manne zukommt in einer christlichen Ehe? Daß dieses Regiment der Ordnung Gottes gemäß dem Manne zustehe, das ward schon der Eva angekündigt mit den Worten (1 Mos. 3, 16.): „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein!" Regieren heißt aber eine Sache nach seinem Willen lenken. Wir sehen daraus, daß wer regieren soll, einen Willen haben muß. Nun heißt aber die heilige Richtschnur des Apostels: Der Mann soll des Weibes Haupt sein, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeinde: mit wem muß nun auch eines christlichen Ehemanns Wille stets im Einklange sein? Und was hat Christus immer nur gewollt? Denn so schreibt ja von ihm das Buch des Lebens (Ebr. 10, 9.): „Siehe, ich komme, zu thun, Gott, deinen Willen!"

Auf welcher Bedingung beruht also das Regiment des christlichen Ehemannes? Und es gehört ferner zum Regieren, welches etwas Anderes ist als ein Zwingen und Treiben, daß ein Lenken dabei sei. Weißt du wohl, wo Gott einen Menschen anfaßt, wenn er ihn lenken will? Es stehet geschrieben (Ps. 33, 15.): „Er lenket ihnen Allen das Herz!" Ein solcher Herzenslenker ist nun vor Allen der Sohn Gottes gewesen: worauf wird sich nun auch ein christlicher Ehemann verstehen müssen? Darum vermahnet der Apostel (1 Petr. 3, 7.): „Ihr Männer, wohnet bei euren Weibern mit Vernunft, und gebet dem weiblichen, als dem schwächsten Werkzeuge, seine Ehre, als auch Miterben der Gnade des Lebens."

Christus beschirmet die Gemeine als ein treuer Hort: wozu ist nun auch in einer christlichen Ehe der Mann als Nachbild des Herrn Jesu verpflichtet? Aber auch ein rechtschaffener Heide wird ja seinem Weibe als ein Beschützer zur Seite stehen in allen Nöthen und Gefahren, daß ihr kein Unrecht geschehe und kein Schade widerfahre: wie kann man nun darum sagen, die christliche Ehe sei etwas Sonderliches? Nun wenn du zweifelst, laß dich erinnern, mein Kind, daß es der Herr Jesus gewesen ist, welcher sehr nachdrücklich gesagt hat: der größte Schade, der einen Menschen treffen könne, das sei der Seelenschade. Wenn er es nun übernommen hat, seine Gemeinde zu beschirmen: auf welcher Seite wird sich

wohl sein Schutz recht fühlbar machen? Und für welchen Theil seines Weibes wird daher auch ein christlicher Mann Hut und Wacht halten müssen? Eine Seele kann nicht besser geschützt werden, als wenn ihr wahre Liebe widerfährt, denn diese Liebe suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern und trachtet auch nicht nach Schaden. Darum soll die Ermahnung des göttlichen Wortes unvergessen sein (Col. 3, 19.): „Ihr Männer, liebet eure Weiber, und seid nicht bitter gegen sie!" Aber noch Eins sollen fromme Ehemänner von dem treuen Anwalt und Vorfechter seiner Gemeinde lernen. Der Herr hatte ein großes Vertrauen nicht auf die Person und Treue des Petrus, wohl aber auf den Glauben desselben gesetzt. (Matth. 16, 16—18.) Auf diesem Glauben sollte die Gemeinde erbauet werden. Aber er sah voraus, daß der Glaube der Jünger durch den Satan harte Anfechtungen erleiden werde, und darum sagte er zu Petrus (Luc. 22, 31—32.): „Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder!" Was sollte hiernach dem Petrus und der ganzen Jüngerschaar für ein Kleinod erhalten bleiben? Und welche Schutzwaffe gebrauchte Jesus, um dieses theure Gut zu schirmen? Und wem sollte der also erhaltene Glaubensschild zu Gute kommen? In das Herz einer Frau findet der Glaube leicht Eingang, wie in Petrus Herz; aber wenn der Sturm der Anfechtung über sie kommt, kann sie auch leicht am Glauben Schiffbruch leiden und an ihrer Seele großen Schaden nehmen. Welche Erfahrung mußte denn Hiob (Hiob 2, 9. 10.) an seiner Frau machen? Ja noch mehr: was erlebte Abraham mit Sarah, (1 Mos. 18, 10—15.) seiner Frau, als ihr die große Verheißung Gottes gegeben war? Was wird daher der Mann, der in seinem Hause sich erweisen soll wie Christus, das Haupt der Gemeine, vor Allem in dem Herzen der Frau zu befestigen und zu schirmen suchen? Und welche Waffe wird auch er fleißig anwenden, um den Glauben seines Weibes zu schützen? O das vergessen wir so oft, und doch ist die Zeit noch da, wo Irrlehrer und Verführer sich (wie 2 Tim. 3, 6.) „in die Häuser schleichen und die Weiber gefangen führen." Und doch ist es so schön, wenn ein Mann zu seiner geängsteten Frau sagen kann: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre!"

Wir haben also bisher schon zweierlei aus dem Gleichniß gelernt, einmal, daß der Ehemann über die Frau ein Herr sein und sie regieren, d. i. daß er als ein Herzenslenker sie zu allem Guten hinleiten; sodann aber, daß er die Seele seiner Frau mit wahrer Liebe beschirmen und ihren Glauben durch Gebet und Fürbitte vor Schaden bewahren soll.

Ich erinnere euch nun an das Dritte, wie Christus als das Haupt seine Gemeine versorget. Was liegt daher gleicherweise dem Mann in der Ehe ob? Das scheint abermals nichts Neues zu sein; denn ganz vor Kurzem haben wir erst den Mann als den Versorger der Seinigen kennen gelernt, und gehört, darin, daß er für die Bedürfnisse von Weib und Kind nach allen Kräften arbeitet, bestehe seine Treue in der übernommenen Pflicht. Doch ist von etwas Anderem und Höherem hier die Rede; denn mit welchen Gütern versorgt denn Christus die Gemeine? Wir nannten sie vorhin geistliche und himmlische, nämlich, daß er uns speiset mit seinem Wort, daß er uns tränket mit seiner Gnade, daß er uns kleidet mit seiner Gerechtigkeit. Kann nun wohl ein menschliches Wesen, es sei nun Mann oder Weib, so wie Christus die Nahrung unserer Seele und die Speise unsres Lebens sein? Aber so sprach einstmals die Weisheit Gottes (Sprüchw. 9, 5.): „Kommt, zehret von meinem Brot, und trinket des Weines, den ich schenke!" Und so vermahnet uns Christus durch seine Apostel (Col. 3, 16.): „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen!" Jetzt saget mir doch: wohin zielt wohl diese Anweisung: Lasset das Wort Gottes „unter euch" wohnen? Meint er damit unsere Kirchen? Oder unsere Rathhäuser? Oder unsere Concertsäle? Oder wo scheint euch die Stätte zu sein zur Einwohnung des Wortes Gottes? Und wer soll nun in dem Hause, wo Vater, Mutter, Kinder, Hausgenossen und Dienstboten zusammen leben, mit dem Worte Gottes versorgen? Soll da ein besonderer Lehrer und Vermahner, ein Vorsänger und Psalmenleser bestellt und angenommen werden, der zu gewissen Stunden seines Amtes warte? Als Jesus mit seinen Jüngern zusammen war, da dankte er, da sprach er den Lobgesang als das Haupt der Gemeine: wer wird nun wohl im Hause und Ehebunde der rechte Prediger, Lehrer, Vorsänger und Beter sein sollen nach seinem Willen? Sehet da die Auslegung des Geheimnisses von Christo und von der Gemeine! Daran sollen wir erinnert werden durch die Vorschrift 1 Timoth. 5, 8.: „So aber Jemand die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der ist ärger, denn ein Heide."

Wir haben endlich von Christo, als dem Haupte der Gemeine, gehört, er sei seines Leibes Heiland, so nämlich, daß er über die Gemeine ausgieße seinen heiligen Geist. Als die Apostel den verheißenen Geist empfangen hatten, da erkannte man in ihnen Knechte Gottes des Allerhöchsten, die der Gemeine den Weg zur Seligkeit verkündigen. (Apostg. 16, 17.) Und Paulus lebte der gewissen Zuversicht (Phil. 1, 19.), sein

Berufswerk werde ihm gelingen zur „Seligkeit durch Handreichung des Geistes Jesu Christi." Wohin leitet also die Gabe und Handreichung des heiligen Geistes? Und wozu könnte also auch ein Mensch dem andern verhelfen, wenn er durch Christum vom heiligen Geist empfangen hätte? Scheint euch dazu aber nur der Mann bestimmt zu sein gegen das Weib, oder könnte auch ein christliches Weib ihren Mann selig machen? Höret, was Paulus davon geschrieben hat (1 Cor. 7, 16.): „Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen?" — Wozu soll sich also jedes Glied des Ehebundes berufen und verpflichtet halten? Wenn aber der Mann des Weibes Haupt ist: zu welchem schönen Amte ist er auch vornehmlich berufen durch Christum den Seligmacher?

So viel ergiebt sich für's Erste aus dem Gleichniß: der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeine.

Nun müssen wir für's Andere aus diesen Worten lernen, wie es zwischen dem Herrn und der Gemeine bewandt ist, und wie sich demnach das Weib zu verhalten hat gegen den Mann.

Wenn Christus seine Gemeine regieret: welche Pflicht liegt der Gemeine ob gegen ihn? Wo ein König ist, oder ein Landesoberhaupt, dem das Regiment zusteht, da sind auf der andern Seite Unterthanen, denen er seinen Willen kund thut; und was sind diese Unterthanen schuldig? Er weiß das von den Seinigen, darum spricht er (Joh. 10, 27.): „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir!" Und es ist dieses ein göttliches Gesetz und Recht geworden für alle Zeiten, (Phil. 2, 11.) „daß alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters." Wozu ist nun auch in dem kleinen Gebiete des Hauses der Mann von Gott bestellt? Und was gebühret hiernach den Frauen? Es ist daher ganz ernstlich vorgeschrieben (Col. 3, 18.): „Ihr Weiber seid unterthan euren Männern in dem Herrn, wie sich's gebühret!" Dieses Unterthänigsein des weiblichen Geschlechts ist abermals nichts, was den Heiden unbekannt wäre, im Gegentheil ist unter den meisten nicht christlichen Völkern das Weib beinahe die Sklavin ihres Eheherrn. Aber habt ihr nicht vernommen, daß bei der Vorschrift: „Ihr Weiber seid unterthan euren Männern, wie sich's gebühret", noch etliche Worte daneben stehen, die vielleicht einen besonderen und höheren Sinn haben? Und wie heißen diese? Diesen Zusatz „in dem Herrn" finden wir nun in den apostolischen Briefen nicht selten. So sollen die Kinder gehorsam sein ihren Eltern „in dem Herrn" (Eph. 6, 1.); so sollen Knechte sich als berufen ansehen „in dem Herrn" (1 Cor. 7, 22.), das heißt, sie sollen denken: zwischen mir und meinen Eltern, zwischen mir und meiner Herr-

schaft ist der Herr, und was ich in Gehorsam und Treue thue, das erweise ich nicht den Menschen, sondern Christo. Was wird nun auch eine Frau sich vorzuhalten haben in dem Bunde mit ihrem Manne? Und wenn sie das, so oft sie ihren Mann anschaut, recht lebendig erkennt: Der Herr ist zwischen mir und dir! ist sie dann bloß Menschen unterthan, wenn sie das Gebot des Mannes zur Richtschnur nimmt? Wenn ein christlicher Mann also z. B. ein Amt hat, zu rathen, zu helfen, zu schirmen unter seinen Brüdern: von wem hat er dies Amt? Wenn er nun durch sein Amt gerufen wird bei Tag oder Nacht, und Weib und Kind verlassen muß: darf ihm das Weib darein reden? Oder wenn er ein Opfer an seinen Gütern bringen muß, damit etwas Gutes geschehe, und seiner Frau vorstellt: wir werden deshalb genöthigt sein, Ersparnisse in unserm Haushalte vorzunehmen und gewissen Vergnügungen zu entsagen: was wird eine christliche Ehegattin darauf alsbald erklären? Und wenn es das Seelenheil der Kinder erfordert, daß das Ausgehen in Gesellschaften beschränkt und eine strenge Hausordnung gehandhabt werde: auf wessen Hülfe und Beistand muß der Mann bei solchen Anordnungen mit Sicherheit rechnen können? Oder wenn er darauf besteht, daß der Sonntag heilig gehalten, daß jedem Dienstboten ein Kirchgang möglich gemacht, und daß an Lustpartien während des Gottesdienstes keine Theilnahme verabredet werde: wie muß die Hausfrau dergleichen Gebote ansehen? — Aber was für einen Willen wird nun auch der Ehemann nur behaupten und durchsetzen wollen? Einem andern als einem guten und frommen Willen könnte ja Frau und Kinder wohl unterthan sein; aber könnten sie einem derartigen auch unterthan sein in dem Herrn?

Hören wir weiter von der Bewandtniß zwischen Christo und der Gemeine. Christus, als das Haupt, ist der Beschützer und Beschirmer der Gemeine. — Das war das Zweite, dessen ihr euch gewiß noch erinnert. David singt aber (Ps. 144, 2.) von diesem Herrn: „Mein Schutz und mein Erretter, mein Schild, auf den ich traue." Hieraus lernst du schon, was derjenige in sein Herz faßt, der sich geschützt und geschirmt weiß. Was fasset also die Gemeine zu Christo? Daran war ihm selbst gelegen, denn oft während seines Erdenwandels hört man aus seinem Munde: „Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr in mir Frieden habet!" (Joh. 16, 33.); oder: „Euer Herz erschrecke nicht, und fürchte sich nicht!" (Joh. 14, 27.) Und solch eine freudige Zuversicht kam auch wirklich über die Seinigen, als er nun gen Himmel erhoben war und der heilige Geist über die Jünger sich ergossen hatte. Das beweiset der Ausruf des Petrus (Apostg. 2, 36.): „So wisse nun das ganze Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat". Und dieses freudige Trauen klingt noch heute ungeschwächt in dem alten Ambrosianischen Lobgesang:

„Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ,
Und segne, was dein Erbtheil ist.
Wart' und pfleg' ihr'r zu aller Zeit
Und heb' sie hoch in Ewigkeit!"

und in dem Triumphgesange der evangelischen Kirche: „Eine feste Burg ist unser Gott 2c."

Also — der Herr schützt und schirmt, und die Gemeine trauet ihm. Sehet hierin wieder ein Gleichniß von dem Verhältniß zwischen Mann und Weib. Der Mann ist für das Weib Burg und Schild: was widmet und schenkt ihm dafür sein Weib? Sie sagt nicht bloß zu ihm: Ich liebe dich! sondern sie denkt auch: Ich traue dir! Wenn sie ein heimliches Anliegen hätte: wem wird sie das enthüllen? Wenn sie schweren Stunden entgegengehen müßte: an wen wird sie sich halten wollen? Wenn sie eine Schuld auf der Seele fühlte: wonach wird sie sich sehnen, sobald sie mit ihrem Manne zusammen kommt? Wenn ihr Glaube wankt und ihre Seele mit Zweifeln geängstigt würde: von wem wird sie am liebsten Belehrung und Stärkung suchen? Sehet da das Vertrauen eines christlichen Weibes zu dem Manne, den ihr Gott gegeben hat. Wie also in den Sprüchwörtern (31, 11.) von einem tugendsamen Weibe gerühmt wird: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen," so gereicht es zum Lobe eines christlichen Ehemannes, daß man sagen kann: Seines Weibes Herz darf sich auf ihn verlassen.

Lasset uns nun des Dritten gedenken, daß Christus die Gemeine ernährt und versorgt, wie geschrieben steht (Ps. 68, 11.): „Gott, du labest die Elenden mit deinen Gütern!" Wisset ihr auch noch, mit welchen Gütern vornehmlich? Von solchen geistlichen Gütern redet auch der eben angeführte Psalm noch weiter (Psalm 68, 12.) also: „Der Herr giebt das Wort mit großen Schaaren Evangelisten!" Woher nimmt er denn nun diese großen Schaaren Evangelisten, d. i. Vermelder seines Worts? Sollen diese Evangelisten das Wort erst machen oder erdenken? Aber welches Geschäft ist ihnen angewiesen überall, wo ein Verlangen sich regt nach dem Worte und nach den himmlischen Gütern? Unser Herr Jesus erzählt ein Gleichniß (Luc. 16, 1 f.) von einem reichen Manne, der viele Güter gehabt und darum einen Menschen in seinen Dienst genommen hatte, über welchen er dann eine Untersuchung verhängen mußte, weil derselbe übel berüchtigt wurde, als habe er die Güter seines Herrn umbracht: welches Amt war diesem Menschen übergeben? Was für eines Beamten wird man überall bedürfen, wo große Güter sich befinden? Wie viel darauf ankomme, daß ein Herr, der viele Güter hat, einen guten und gewissenhaften Haushalter, oder Verwalter, oder Schaffner (Matth. 20, 8.) habe, das hören wir aus Jesu Munde (Luc. 12,42.), denn dort spricht er: „Wie ein großes Ding ist es um einen

treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzt über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe!"

Was nun hier geredet wird von einer Verwaltung irdischer Güter, das erzählt Jesus seinen Jüngern: welches Amt scheint er daher wohl auch diesen zugedacht zu haben? Aber von welchen Gütern sollten sie ihm treue Haushalter sein? „Ich habe ihnen dein Wort gegeben," sprach er (Joh. 17, 8.); und wozu war ihnen das anvertraut? Er hatte ihnen in heiligen Stunden den Geist des Gebets geschenkt; und was sollten sie wieder unter den Gläubigen als einen heiligen Gebrauch feststellen (Jakob. 5, 13—16.)? Er hatte ihnen im Nachtmahl seinen Leib und sein Blut zu essen und zu trinken gegeben; und worauf rechnete er, nach der Ermahnung „Solches thut ꝛc.", bei der Stiftung dieses Sacraments für die Zukunft? — Ihr sehet, was er als Versorger den Seinigen geschenkt, das sollte die Gemeine verwalten und vertheilen. Und nicht allein verwalten und vertheilen, sondern auch vermehren sollte die Gemeine die heiligen Güter ihres Herrn. Dies hat er selbst in zwei Wunderthaten uns vor die Augen gestellt. Ihr erinnert euch, liebe Kinder, zweier Speisungen, welche der Herr mit etlichen Broten und Fischlein unter Volkshaufen von mehreren Tausenden verrichtet hat. (Joh. 6. Marc. 8.) Wer hat damals den reichen Segen auf den kleinen Vorrath gelegt? Wen aber hat er sich bei Tische als Vorleger erwählt und bestellt? Und was wußte er unter den Händen seiner Jünger in der Gabe zu bewirken? Ja, was konnte man nach der Mahlzeit noch auffsammeln? Was mußte also mit dem geringen Vorrathe geschehen sein? Nun aber hat er bei der Speisung der 5000 Mann ausdrücklich hinzugesetzt (Joh. 6, 35.): „Ich bin das Brot des Lebens!" Auf welche seiner Güter wollte er daher auch jene Wunderwerke gedeutet haben? Und wenn diese Wunderwerke den Sinn hatten, daß unter den Händen der verwaltenden Jünger eine Vervielfältigung seiner Gaben eintreten werde: was sollten wir daraus auch im Geistlichen lernen? Es bleibt also der Satz feststehen: Christus versorgt; die Gemeine aber ist Verwalterin, Schaffnerin und Mehrerin seiner Güter!

O wie leicht und lieb wird es euch nun werden, die Anwendung hiervon auf die christliche Ehe zu machen! Gleichwie Christus in seinem großen Himmelreich als das Haupt die Gemeine mit Gütern ausstattet, so soll der Mann in seinem kleinen Hause der Versorger sein — dies haben wir bereits oben auseinander gesetzt: was wird nun aber der Frau, in welcher uns die Gemeine abgebildet ist, für ein Amt im Hause zufallen? Mit Recht antwortet ihr, was wir ja auch bereits als ihre übernommene Pflicht erkannt haben: die Frau ist dazu berufen, die Verwalterin, die Schaffnerin und Mehrerin der Güter ihres Hauses zu sein. Bedenket aber wohl, daß wir jetzt von dem Geheimniß

der christlichen Ehe handeln, und ihr werdet gleich im Stande sein, zu sagen, von welchen Gütern die Hausfrau da als Haushälterin und Mehrerin angesehen werden soll. Sehet euch das in Beispielen an, welche uns wieder an die Geschichte der Speisung erinnern werden. Wie der Herr Jesus unter dem Volke lehrend und segnend auftrat, so soll der Hausvater Lehrer, Seelsorger, Vorleser und Beter in der Hausgemeine sein, deß erinnert ihr euch wohl. Nun sehet einmal, wie einstmals die Hausfrau eines Zimmermanns eine Schaffnerin und Mehrerin der heiligen Güter wurde. Sie hat ein Kindchen von drei Jahren und eins von fünf Jahren, Beide Mägdlein. Martha und Gertraud heißen sie. Der kleinen Martha nähert sich die Mutter ganz im Stillen beim Einschläfern des Abends und sagt zu ihr: Meine liebe Martha soll auch nun ein Abendgebetchen zu dem Herrn Jesus lernen; das wollen wir dann zusammen beten. Gar willig lernt Martha, und gar getreulich hält sie die Ordnung, so daß sie nicht einschlafen kann, wenn die Mutter einmal abgerufen worden ist und nicht mit ihr gebetet hat. Nicht weit davon hat eine Kinderwärterin ihr Bett. Diese, mit Namen Dorthe, wird gerührt, so oft Martha betet, legt ihre Hände unter der Decke zusammen und betet leise mit, und so oft ein neues Gebetchen eingeflößt wird, pflanzt sie es auch in ihr Herz und Gemüth. Was ist jetzt schon mit der Seelenspeise, die vom Vater stammt, der Mutter gelungen? Auf wie viel Seiten ist das Brot des Lebens gemehrt worden? Ferner: bei Tische des Mittags und des Abends hält der Vater das Gebet. Mutter aber nimmt nun die Gertraud bei Seite, lehret sie das „Komm, Herr Jesu! rc.", oder das „Aller Augen!" rc., bald auch das „Wir danken dir für deine Gaben" rc. auswendig sagen, und spricht dann zum Vater: Wenn du heute Mittag fertig bist, frag doch bei Gertraud, ob sie nicht auch ein kleines Sprüchlein inne habe? Der Vater geht darauf ein, und Gertraud, als getreue Schülerin der Mutter, folgt von jetzt an als Beterin dem Vater andächtig nach. Nun sind aber drei Zimmergesellen und ein Lehrling mit am Tische; und siehe, die spannen auf, sobald der kleine Mund sich öffnet, sie verwenden kein Auge von Gertraud, und es dauert nicht lange, so regen sich die Lippen dieser Tischgenossen auch heimlich nach der Weise des lieblichen, demüthigen Mägdleins, und beten mit; ja der Altgeselle stellt sich immer in die Nähe des Kindes, und wenn dieses zu stocken scheint, so hilft er flüsternd nach. Auf dem Bauplatz dann bei der Arbeit hört man noch die Gesellen darüber sprechen und sagen: Diese Gebetlein hatten wir vor vielen Jahren auch gekannt und gekonnt, aber sie waren uns verloren gegangen, jetzt auf einmal sind sie aufgewacht und leben wieder. Nach einiger Zeit wurde man gewahr, daß auch die Küchenmagd, welche die Suppe auftrug, sich nicht alsbald entfernt, sondern sich dies und das in der Stube zu schaffen machte, um das Kindergebet noch

mitzuhören und nachzubeten. Wohlan, jetzt zählt mir einmal nach: wie viel Brote waren doch geworden aus dem einzigen, welches die Mutter der Gertraud gereicht hatte zur Speise der Seele? Nun höret weiter! Drei Knaben gehörten noch zu der Familie; aber diese waren bereits in der nahen Stadt, wo sie die Bürgerschule besuchten, in Kost und Pflege gegeben. Wenn diese zur Ferienzeit ankamen, pflegte alsbald bei der Mutter angefragt zu werden: Liebe, sag' uns doch, bleibt es denn diesen Abend beim Erzählen wie sonst? Und wenn die Mutter lächelnd Ja sagte, so entstand lauter Jubel, denn Große und Kleine wußten nun schon, was geschah, und wenn die Glocke acht Uhr geschlagen hatte, so wurden Stühle und Sitzbänkchen in einen Kreis gestellt. Die Mutter aber setzte sich in die Mitte und erzählte aus der biblischen Geschichte und sonst aus erbaulichen Büchlein von dem Leben frommer Menschen, die ihr der Vater gegeben hatte. Am Schlusse jeder Erzählung pflegte sie dann einen heiligen Bibelspruch und einen schönen Liedervers aus dem Gesangbuche, deren sie eine Menge wußte und zum Theil erbaulich singen konnte, mitzutheilen, und wie viele denn im Zimmer waren — fünf Kinder, zwei Dienstleute, drei Gesellen, der Lehrling, ja mitunter der Hausvater selbst, — die ließen sich den Spruch und Vers vorsagen und bemühten sich um die Wette, diese paar Fischlein für sich selber einzufangen und in ihr Herz einzuschließen. Was war nun auch mit dieser Speise unter der Hand der frommen Hausfrau geschehen? Was also von Christo weissagend geschrieben worden: „Er giebt das Wort mit großen Schaaren Evangelisten!" das sieht man im Kleinen ausgeführt und erfüllt, wo Mann und Weib im Bunde einer christlichen Ehe stehen. Wie der Hausvater der Versorger ist im rechten und geistlichen Sinne, so erweiset sich die Hausfrau als Verwalterin, Schaffnerin und Mehrerin seiner Güter.

Wir haben endlich noch des vierten Satzes zu gedenken: daß nämlich Christus, als das Haupt über die Gemeine, ausgießt seinen heiligen Geist, und derselben dadurch Handreichung zur Seligkeit thut. Saget: was wird hierbei von der Gemeine geschehen müssen? Wenn eine Segenswolke sich ausgießt über die Flur: was thun dann die Furchen des Ackers, die Rispen der Gräser, die Halme des Getreides, die Blätter der Bäume? Du sagst mit Recht: Sie thun sich auf, sie empfangen die Tropfen, sie lassen sich füllen zur Fruchtbarkeit, oder wie geschrieben steht (Ebr. 6, 7.): „Die Erde, die den Regen trinkt, der oft über sie kommt, empfängt Segen von Gott!" Aehnlich ist, was mit der Gemeine Christi geschah bei der Ausgießung des heiligen Geistes. Von den Aposteln wird uns ja erzählt (Apostg. 2, 4.): „Sie wurden alle voll des heiligen Geistes!" Die Gemeine zu Ephesus (5, 18.) wird von dem Apostel vermahnt: „Werdet voll Geistes!" ingleichen geht der Gemeine zu Rom die Erinnerung

zu (Röm. 8, 4.): sie dürfe nicht mehr nach dem Fleische, sie müsse nach dem Geiste wandeln, und der Verheißung gewärtig sein (6, 22.): „Ihr habt eure Frucht, daß ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben!" So dürfen wir also nun sagen: Christus, das Haupt, sendet den heiligen Geist, die Gemeine aber empfängt den Geist und trägt die Früchte des Geistes.

Auch davon läßt sich eine Anwendung auf die christliche Ehe machen. Freilich ist kein Mensch auf Erden im Stande, über einen Andern den heiligen Geist auszugießen. Aber eine Gabe des heiligen Geistes kann dem Menschen von Oben gegeben werden, und mit dieser Gabe kann ein solcher dann einem Andern Handreichung thun und Förderung schaffen zur Seligkeit. Und wer ist's in der Ehe, von dem mit Recht erwartet wird, daß er Gaben des Geistes darreiche ähnlich dem Haupte Christo, und daß er dem Gatten helfe zur Seligkeit? Das Weib aber wird sich zu dem Manne verhalten, wie die Gemeine zu Christo. Wie die Erde den Regen trinkt, so wird sie jede fromme Anregung, die von dem Manne ausgeht, in sich aufnehmen. Wo werden also seine Worte Eingang finden? Und wenn das Wort einem Saamen gleicht: was wird dasselbe in ihrem Herzen bringen? Und wo werden sich die Früchte sonst noch zeigen? Lasset uns etliche solcher Früchte aufsuchen! Es steht geschrieben: Nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen. Wenn nun das Weib bestimmt ist, aufzunehmen das Wort Gottes aus dem Munde ihres Mannes: was wird in ihrer Seele wohnen müssen? Und worin wird sie auch die Kinder üben? Eine solche Frau hat Petrus geschildert in den Worten (1 Petr. 3, 3. 4.): „Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott." Eine solche Frau wird stets im Sinne haben, was von dem Heilande selbst in der Weissagung (Jes. 42, 2 f.) geschrieben steht: „Er wird nicht schreien, noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen!" Und in ihrem Hause wird man sagen können, wie von dem Heiligthum Jehovas geschrieben steht (Hab. 3, 20.): „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel — es sei vor ihm stille alle Welt!" — Seht da — eine Frucht des Geistes. Sanftmuth und Stille. Höret weiter! Zwei Ehegatten waren in Christo fest verbunden. Des Hausvaters Glaubensbekenntniß lautete: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab!" Diesen heiligen Spruch erklärte er oft für die Hauptsumme aller Lehren, für den Weg zur Seligkeit. Und die Predigt dieses Glaubens war bald in dem Herzen seines Weibes zu einer grünen Saat geworden. Zwischen ihren Kindern, unter ihren Dienstboten, gegen Freund und

Feind, beim Unterweisen, beim Strafen, beim Urtheilen merkt man ihr an, daß der Grundsatz bei ihr feststand (1 Cor. 16, 14.): „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen!“ Wohlan, das ist wieder eine Frucht: die Liebe! Ich kann euch aus einer andern Familie noch eine erbauliche Erfahrung mittheilen. So oft im Hause die Rede ist von der Grundlehre des Evangeliums, welche D. Luther wiederum an das Licht gezogen habe, gedenkt der Hausvater des Spruchs (Tit. 3, 5.): „Nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig!“ Und was thut darum die Hausfrau? Weil sie es weiß und erkennt, daß der Herr ist ein Erbarmer, so übet sie Barmherzigkeit mit Lust. Während der Mann in seinem Amte arbeitet bis an den Abend, betritt sie tröstend die Hütten der Armen, sendet sie den Kranken eine Labung, bricht sie den Dürftigen das Brot von ihrem Tische, schickt sie den Verwundeten Leinewand und Wäsche, nähet und sammelt sie für einen Frauenverein zum Besten verwahrloster Kinder. Seht da, schon wieder eine Frucht des heiligen Geistes: die Barmherzigkeit. — Eines Tages höret dieselbe Frau einem Gespräche zu, welches ihr Mann mit einem Katholiken hält. Der Katholik behauptet: er und seine Genossen ständen unter einem gar viel größeren Schutze im Hause und Leben, als die übrigen Christen, denn Jeder von ihnen habe seinen besonderen Schutzheiligen, der für ihn bitte. Der Mann ihres Herzens entgegnet darauf mit gehobener Stimme: Mein Freund, es steht geschrieben (Phil. 4, 7.): „Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu.“ Mein Satz ist: dieser Friede Gottes in Christo schützet Haus und Leben viel besser, als alle Heiligen auf der Welt. Dieses schöne Wort Gottes und der Ton, welcher dabei aus der Seele ihres Mannes kommt, dringt der Frau zum Herzen und schlägt Wurzel in demselben. Und es kommt bald eine Gelegenheit, daß diese Wurzel ein grünes Reis treiben darf. Ihr Mann hat einen älteren Bruder und lebt schon lange mit demselben in Streit und Proceß über die Grenze einer Wiese. Des Bruders Frau ist darüber eine bittere Feindin des Hauses und der Kinder geworden, ihre Augen sind scharfe Pfeile, ihre Zunge sticht wie eine Otter, und wenn sie eines Gliedes des Schwagerhauses ansichtig wird, so verstellen sich ihre Geberden. Jetzt begiebt sich's nun, daß der Proceß vor dem Richter entschieden wird und daß der ältere Bruder verliert, auch die Kosten bezahlen muß. Nun ist die Feindschaft zu einem flammenden Feuer bei dem Letzteren und bei seinem Weibe geworden. Da gehet die christliche Ehefrau zuerst in ihr Kämmerlein und betet: Mein Herr und Gott, du hast ja gesagt: „So viel an euch ist, habet mit allen Menschen Frieden“; und mein Mann und Schwager, das sind Menschen, die unter dem Herzen einer Mutter gelegen haben: so hilf

mir doch zu dem schweren Werke, daß ich Frieden stifte zwischen ihnen, wie du durch deinen Sohn Frieden mit uns gemacht hast! Darnach ging sie alsbald in sanftem Liebestone ihren Mann an und sprach zu ihm: Ich habe dir etwas zu sagen, mein Geliebter. Du weißt wohl, was uns der Herr unser Gott durch den Mund des frommen Abraham gelehret hat, der zu Lot sprach (1 Mos. 13, 8.): „Laß nicht Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind Gebrüder!" Denke doch jetzt daran, versöhne dich mit deinem Bruder! — Der Mann erwiederte ihr darauf: Mein Kind, jetzt, wo mein Bruder den Proceß verloren hat, ist die Erbitterung zu groß, an eine Versöhnung ist gegenwärtig gar nicht zu denken! Die Frau versetzte darauf: Wenn du deinem Bruder das Stück Wiese schenktest, welches du für dich erstritten hast, so könnte ja Friede werden; o bedenke doch das! Du vergissest, antwortet der Mann darauf in einem etwas finstern Tone, daß mein Bruder einen harten und stürmischen Kopf hat. Gewiß wird er nichts geschenkt nehmen wollen, worüber Proceß gewesen ist; und dann sage ich dir: was Recht ist, muß Recht bleiben, denn das Recht ist heilig und ist unser Schutz. Darauf faßte sie ihren Mann am Arme und sagte: Ich erinnere mich, daß du vor Kurzem, da von dem Schutze der Heiligen die Rede war, gar schöne Gottes-Worte sprachst, und daß dabei dein Ton viel rührender war, als heute du sagtest: Der Friede Gottes bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu zum ewigen Leben! Vergiß das schöne Wort nicht! der Friede Gottes, denke ich, schützet uns mehr, als das heilige Recht. Mir giebt Gott einen Gedanken in das Herz — den muß ich dir sagen. Siehe, dein Bruder hat nur ein einziges Kind, einen Sohn, und dieser Sohn ist dein Pathe, dem kannst du das Stücklein Wiese noch zum Eingebinde schenken. Glaube mir und laß mich's machen: ich trete die Brücke ganz gewiß, und der Herr wird den Herzen Frieden schenken! — Darauf sah der Mann sein Weib an mit Freuden, sein Antlitz sah aus wie ein blauer Nachthimmel mit Sternen, und er sprach leise zu ihr: Thue, was du in deinem Herzen hast! Unser Herr Jesus Christus hat gesagt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." — Wem Gott giebt das Erdreich zu besitzen, wie sollte der nicht ein Stücklein Wiese zu verschenken haben! Gehe denn hin und versöhne meinen Bruder, oder — wir wollen Beide zusammen gehen! — Seht da, meine Kinder, abermals eine Frucht des Geistes — den Frieden. — Von den Früchten, die aus dem Herzen eines gottseligen Eheweibes hervorwachsen, wenn sie mit ihrem Manne verbunden ist „in dem Herrn", wäre noch viel zu sagen; wir wollen uns begnügen, noch Eins anzuführen.

Als einst ein christliches Brautpaar vor dem Altare gestanden war, da hielt der Pastor die Traurede über die Worte 2 Tim. 2,

19—21., welche also lauten: „Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen! und: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet! In einem großen Hause aber sind nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene, und etliche zu Ehren, etliche aber zu Unehren. So nun Jemand sich reiniget von solchen Leuten, der wird ein geheiligtes Gefäß sein zu Ehren, dem Hausherrn bräuchlich und zu allem guten Wirken bereitet." Diese Worte hatte der Geistliche recht erklärt und beiden Verlobten an's Herz gelegt. Oft noch in künftigen Jahren dachten Beide an diese Traurede, und jemehr der Mann erkannte, daß er in seiner Ehefrau etwas Gutes vom Herrn empfangen habe, desto öfter nannte er sie recht im Ernst ein geheiligtes Gefäß zu Ehren. Die Frau aber behielt dies Wort in einem feinen guten Herzen, und sie verstand dasselbe so, als ob Paulus zu ihr gesagt habe, wie einst zu seinem Timotheus (1 Tim. 5, 22.): „Halte dich selber keusch!" Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter ihr gesagt hatte: Reinlichkeit ist des Weibes Zierde; aber die Reinlichkeit ist nur der schöne Rahmen, die Reinheit der Seele aber ist in dem schönen Rahmen der klare Spiegel. Darum betete sie recht fleißig und inbrünstig Davids Gebet (Ps. 51, 12.): „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!" und der helle Wiederschein ihres Herzens gab sich von Jahr zu Jahr mehr in ihrem Hause kund. Der Mann war ein Bäckermeister, und zu dem Hausstand desselben gehörten Dienstmädchen, Bäckerknechte und Gesellen, ja auch die inzwischen herangewachsenen Töchter, liebliche Jungfrauen, mußten das Werk mit angreifen. Aber wie hielt die keusche Mutter in ihrer ganzen Umgebung Ordnung und Zucht! Es galt täglich früh aufstehen; aber Niemand durfte in loser, liederlicher Kleidung erscheinen, es mußten Bursche und Mädchen sich in der Arbeit unterstützen, aber die Hausfrau war zwischen ihnen, oder die Augen derselben schauten aus dem Fenster in die Backstube hinein und Keiner durfte eine Ungebühr wagen; es wurde viel gesprochen bei dem Geschäft und redselige Frauen aus dem Orte erzählten gern allerlei Dorfgeschichten; aber wenn unsaubere Scherze oder unzüchtige Worte und freches Lachen sich hören ließen, gleich stand die Frau Meisterin in der Nähe und züchtigte anfänglich mit ernstem Blick, dann mit aufgehobenem Finger, endlich mit der Weisung: In meinem Hause ist man dieß nicht gewohnt! Eines Montags am frühen Morgen trat von den Backgästen Eine zu ihr heran, und sagte: Frau Meisterin, ihre Töchter haben gestern Abend meinen Sohn sehr beleidigt! Wie so? fragte die Frau verwundert. Nun, mein Sohn, hieß es weiter, hat Beide hintereinander zum Tanze aufgefordert, und sie haben sich ihm versagt, und das soll mit Ihrem Willen geschehen sein. Ich weiß davon, liebe Frau, sprach die Meisterin, aber ich weiß auch, daß die Uhr schon zehn vorüber war, und daß

Ihr Sohn mehr getrunken hatte, als mir anständig schien. Wo das so ist, da erlaube ich meinen Töchtern keinen Tanz mehr. Noch an demselben Morgen nahte sich dieselbe Frau in der Backstube abermals; ihr Antlitz war wieder heller geworden, und sie sagte: Meine Töchter halten morgen Nachmittag und Abend eine kleine Spinnstube und lassen bitten, daß Ihre Jungfern sich auch mit dem Mädchen einfinden und mit uns vorlieb nehmen. Die Meisterin nahm die Bittende freundlich am Arme und zog sie in ihr Zimmer und sprach: Ich muß noch etliche Fragen thun, liebe Frau: wird denn in der Spinnstube nur gesponnen? — Nun, hieß es: Das kennt man ja, nach dem Essen wird noch ein munteres Spielchen gemacht. Spielen denn, fragte Jene weiter, die Mädchen unter sich allein? Lachend antwortete die Bäuerin: Das ist ein alter Gebrauch, daß auch einige hübsche Bursche mitspielen, und das lassen wir nicht abkommen. Ich weiß von jenem alten Gebrauche der Spinnstube aus dem Munde meiner seligen Mutter, — so lautete der letzte Bescheid; aber diese hat mir nie die Erlaubniß gegeben, solche Vergnügungen zu veranstalten oder mitzumachen, und ich glaube, wo Spiele zwischen Burschen und Mädchen gespielt werden, da müssen die Mütter der Mädchen dabei sein. Das ist auch meines Mannes Sinn also, der meint, wir Weiber müßten geheiligte Gefäße zu Ehren sein, und dazu müßten seine Töchter auch erzogen werden. Da wandte sich die einladende Frau verdrießlich und bitter von ihr ab. Der Mann aber, der solche Zucht in seinem Hause gewahr wurde, gedachte damals, und noch in höheren Jahren, der Worte Salomos (Sprüchw. 31, 30.): „Lieblich und schön sein, das ist nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!" Sehet da noch eine Frucht des Geistes, — die Keuschheit!

Und nun lernet mir doch die Worte des Apostels Paulus (Gal. 5, 22.), und sehet zu, ob nicht in denselben der ganze Perlenschmuck eines christlichen Eheweibes enthalten sei. Die Worte heißen:

> „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit!"

So etwas Hohes und Herrliches ist die christliche Ehe! Sie steht wie eine Burg auf einem Felsen, denn sie ist geknüpft in dem Namen des Herrn, und der Name des Herrn ist „ein festes Schloß." (Sprüchw. 18, 10.)

Wenn zwei Menschen einen Bund miteinander machen auf Rechte und Pflichten in irdischen und leiblichen Dingen, so nehmen sie den weltlichen Richter, oder eine obrigkeitliche Person zu Hülfe, und schließen einen Vertrag oder Contract. So entsteht, wenn es sich um Veränderung eines Besitzes handelt, ein Kauf- oder Tauschvertrag; oder wenn die Benutzung einer Sache abgetreten werden soll, ein Pacht- oder Miethvertrag; oder, wenn Jemand

seine leiblichen Kräfte dem Andern zum Dienst auf Zeit gegen Vergütung überläßt, ein Dienstvertrag. Die Personen, welche sich darüber mit Sicherheit einigen wollen, lassen alle Bedingungen durch einen rechtsverständigen Mann vor zwei Zeugen aufsetzen, bekennen sich dazu durch ihre Namensunterschrift, und der Richter fertigt ihnen Beiden darüber eine Urkunde aus, auf deren Grund gerichtliche Klage geführt werden kann, wenn die Bedingungen von einem Theile verletzt werden. Es giebt Länder in der Christenheit, wo man den Bund der Ehe auch vor dem Richter mit einer Urkunde schließt, wo das Bundeszeichen ein Papier ist und das Bundessiegel ein obrigkeitliches Wappen: scheint euch dann noch die Ehe als ein heiliger Bund angesehen zu werden? Womit wird vielmehr dann die Verbindung zwischen Mann und Weib zu vergleichen sein? Ist denn aber, was Mann und Weib in der Ehe einander versprochen, wirklich ein Gut, welches Jemand kaufen, tauschen, pachten, miethen, oder verdingen kann? Das fühlen auch die besonnenen Bewohner solcher Gegenden sehr wohl, und daher begeben sie sich, wenn sie vor ihrem Richter oder vor ihrer Obrigkeit gewesen sind und die sogenannte „bürgerliche Ehe" nach dem Landesgesetze durch einen Contract geschlossen haben, alsbald in's Gotteshaus vor den Altar und lassen sich von dem Geistlichen ihr Gelübde abnehmen und den Segen ertheilen. Weil dieses durch die kirchliche Trauung geschieht: welchen Namen wird nun ihre Ehe führen dürfen? Und wenn sie ihres Hochzeittages einmal wieder gedenken wollen: werden sie dann die Stunde miteinander feiern, wo sie vor dem Richter oder vor dem Magistrat gestanden und die Urkunde unterschrieben haben? Oder welche Handlung werden sie als die Stiftung ihrer Ehe ansehen? Ihr seht daraus, liebe Kinder, mit einem Contract hat die Ehe nur im bürgerlichen Sinne etwas zu schaffen.

Aber wir werden alsbald noch einen weiteren Schritt thun müssen. Wir haben zuletzt von der christlichen Ehe gesprochen, welche abgebildet ist in dem Geheimnisse von Christo und von der Gemeine. Glaubt ihr denn nun wohl, daß zwischen Christo, der sich für uns gegeben hat, und der Gemeine, die er geliebet hat, ein Contract sei, oder ein Vertrag? Wenn also die Ehe eine christliche ist: wovon kann bei ihrem Abschluß ganz und gar nicht die Rede sein?

Wir kommen also hier recht eigentlich wieder auf unsern ersten Satz zurück: Die Ehe ist ein heiliger Bund. Daraus aber, daß die christliche Ehe ein heiliger, ein vor Gott geschlossener Bund ist, folgt etwas sehr Wichtiges. Eine Brücke, welche die Grenzen zweier Länder verbindet, ist von Menschenhänden zusammengefügt: was kann auch mit dieser Brücke wieder geschehen? Und von Stund an, wo dies geschieht, werden die beiden Länder voneinander geschieden sein. Ein Bund dagegen wie zwischen Haupt und

Gliedern, oder wie zwischen Seele und Seele, kann nur von Gott verknüpft und zusammengefügt sein: was kann also auch in diesem Bunde ein Mensch nicht unternehmen wollen und dürfen? Wer wiederholt mir jetzt die Worte des Herrn Jesu, in welchen er die Scheidung der Ehe durch Menschen verworfen hat? (Matth. 19, 6.) Wodurch scheidet denn Gott die Ehe? Wie lange behält also auch eine wahrhaft christliche Ehe ihre Geltung? Und was kann mithin durch eine menschliche Obrigkeit in einer christlichen Ehe nicht bewirkt werden?

Hier kommt aber eine Einwendung uns entgegen, die uns ärgert. Wir haben ja ein Gesetzbuch in unserm Lande, und in benachbarten Staaten hat man ähnliche Gesetzbücher auch, in denen verordnet ist, daß der weltliche Richter die Ehe scheiden kann, z. B. wenn ein Theil den andern böslich verlassen hat, oder wenn die Eheleute einen unversöhnlichen Haß gegeneinander hegen, oder wenn der Mann oder die Frau ein schweres Verbrechen begangen hat ꝛc. Habt ihr wohl auch schon gehört, daß unsere Gerichtshöfe zwischen Ehegatten wirklich auf Scheidung erkennen? Wenn dem nun so ist: was entstehet dann zwischen der Menschen Gesetzbuch und zwischen Christi Gebot? Und wenn nach seinem menschlichen Gesetzbuche ein Richter die Ehe scheidet: mit wem setzt er sich selbst in Widerspruch? Sehet, das ist ein schwerer Zweifel. Aber derselbe ist dem Herrn Jesu schon damals von gewissen Leuten vorgehalten worden, und er hat darauf die Antwort gegeben, welche noch jetzt gilt. Es machten nämlich, wie Matth. 19, 7. erzählt wird, die Pharisäer den Einwurf: „Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben und sich von dem Weibe zu scheiden?“ Und Jesus antwortete ihnen und sprach: „Moses hat euch erlaubt, euch zu scheiden von euren Weibern, von eures Herzens Härtigkeit wegen, von Anbeginn aber ist es nicht also gewesen!“ Billigt denn Jesus hier die Abfassung eines Scheidebriefs, also daß er dieselbe etwa in der Ordnung findet, oder gar gut heißt? Werden wir also jetzt sagen dürfen, das sei wohlgethan, wenn Eheleute auf Scheidung klagen und die Richter urtheilen: Ihr sollt geschieden sein!? Aber der Herr Jesus entschuldigt die Erlaubniß, welche Moses gegeben hat; und mit welchem Beweggrunde thut er das? Wie nennt er die Herzen, mit denen man so umgehen mag, daß man sie auseinander löst? Kann man sich denn nun wohl vorstellen, daß, wo der Mann des Weibes Haupt ist, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeine, und wo das Weib sich gegen den Mann verhält, wie die Gemeine sich hingiebt an Christum, daß in einer solchen Ehe Herzenshärtigkeit Raum gewinnen könne. Kann denn also auch jemals in einer christlichen Ehe die Scheidung zu entschuldigen und darum zu erlauben sein? Wo also wahre Christen miteinander ehelich leben, da giebt es keine Scheidung, und es bleibt bei dem Gesetz

Christi (Matth. 5, 32.): „Ich aber sage euch, wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht, und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe!“

Kann denn nun aber die weltliche Obrigkeit wissen und erkennen, daß sie eine christliche Ehe vor sich hat? In den Zeiten des Alten Testamentes sahen die Propheten die Ausgießung eines neuen Herzens und Geistes von ferne und des Herrn Wort sprach durch sie (Hesekiel 36, 26.) also: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch hinwegnehmen, und will euch ein fleischernes Herz geben!“ Was für ein Herz fand sich hiernach damals in allem Volke? Ist denn nun die Verheißung Gottes: das harte, steinerne Herz solle weggenommen werden, an den Aposteln und nach ihnen an vielen Gliedern der Gemeine zur Wahrheit geworden? Allerdings steht ja geschrieben (Apostg. 11, 21.): „Eine große Anzahl ward gläubig und bekehrete sich zu dem Herrn.“ Sind denn aber alle auf Christum getaufte Christen auch bekehrte, welche ihres Herzens Härtigkeit abgelegt haben? Und kann die weltliche Obrigkeit die bekehrten Christen herausfinden? Und wenn Eheleute auf Scheidung klagen: was für ein Herzenszustand verbirgt sich dann gewöhnlich schon hinter ihrer Klage? Welche Entschuldigung kann also die weltliche Obrigkeit noch bis auf den heutigen Tag für sich anführen, wenn sie Ehen scheidet? Wer aber kann solch eine Entschuldigung zu seinem Trost nicht brauchen? Wo daher eine wahre christliche Ehe besteht, da steht unerschütterlich fest, was Paulus (1 Cor. 7, 10,) schreibt: „Den Ehelichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne!“

Sollte aber nicht Einer von Euch im Gedächtniß behalten haben, daß der Herr doch in einem besonderen Falle die Scheidung nicht verbietet? Er setzt ja zu seinem Verbot hinzu: „Es sei denn“, und welche Ausnahme macht er dann namhaft? Der Ehebruch ist also von ihm ausgenommen, d. i. die grobe Uebertretung des Gesetzes der Ehe, daß ein Mann haben soll nur eine Frau und eine Mutter seiner Kinder, und daß eine Frau haben soll nur einen Mann und nur einen Vater ihrer Kinder, so lange als nicht ihr Bund von Gott selbst durch den Tod geschieden ist. Nun denket euch aber, es wäre dieses heilige Gottesgebot in einer Ehe wirklich gebrochen worden: würde man dann wohl sagen oder auch nur denken können, diese Ehe sei eine christliche gewesen, in welcher sowohl in dem Herzen des Mannes, als in dem Herzen des Weibes der Wahlspruch gegolten habe: Der Herr ist zwischen mir und dir? Oder wenn sie wirklich einstmals eine christliche gewesen wäre, und hoch gestanden wie eine Stadt auf dem Berge: was müßte mit ihr geschehen sein? Und wenn Mann oder Weib, oder Beide, so ein

steinernes Herz bekommen hätten, daß sie selbst ihren Bund gebrochen: was dürfte dann auch von wegen solcher Herzenshärtigkeit die Obrigkeit thun?

Vernehmet ein Gleichniß. Ein Gärtner hatte einige junge Obstbäume gepfropft, d. i., er hatte denselben den Stamm unter der Krone abgeschnitten, einen Spalt hinein gemacht und in den Spalt ein edles Reis eingesetzt, danach aber den Segen darüber gesprochen: „Wachset miteinander und bringet edle Früchte!" Hierauf hatte er einen Verband von Leinwand fest umgelegt und zu seinen Gartenknechten gesagt: Diesen Verband rühre mir Keiner an! Es begab sich aber nach drei Wochen, daß an dem einen dieser Bäume der Stamm gleich unter dem Spalt verdorrt und daß an einem andern das eingepfropfte Reis abgestorben war. Als das die Gartenknechte sahen, kamen sie zum Herrn und sprachen: Willst du an diesen Bäumen den Verband noch erhalten wissen, wie du einst befohlen hast, oder sollen wir den Verband herunter nehmen, da er nur noch was todt ist zusammen hält? Und der Gärtner sprach: Der Verband ist kein nütze. Thut damit, was euch gefällt! — Hieraus werden wir wohl verstehen, warum der Herr Jesus die Scheidung in seiner Gemeine verboten hat mit der Ausnahme: „Es sei denn um Ehebruch."

Wir haben nun in dem vorigen Abschnitte gesagt, der Ehebruch sei ein Sturz von einer geheiligten, herrlichen Höhe in einen tiefen Abgrund. Wenn der Herr von dem Ehebruch auch unter den Seinigen als von etwas Möglichem redet, so hat er dabei freilich einen längst vorbereiteten sündlichen Sturz eines der beiden christlichen Ehegatten im Sinne gehabt. Gedenket daran, daß ich euch schon vor die Augen geführt, wie es mit einem Fall eines Mauerwerks vom Berge herab allmählich zugeht, wie sich nämlich die Steine aus den Fugen lösen, nach der Seite neigen, und dann auf einen Stoß ein Stück nach dem andern vom Berghange sich herunterwälzt. Den völligen und letzten Sturz haben wir oben den groben Ehebruch genannt; die vorausgehende Auflockerung und Zerklüftung wird den Namen des allmählichen und heimlichen Ehebruchs verdienen. Von dem letzteren, welcher in der Regel vor Menschenaugen sich lange verbergen kann, werden wir jetzo noch zu reden haben, zumal unser Heiland an einen solchen auch gedacht hat. Wenn er nämlich in der Bergpredigt (Matth. 5, 27. 28.) erklärt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen!" so sehen wir, es hat ihm noch ein anderer, als der grobe Ehebruch, nämlich der heimliche, vorgeschwebt. Solche heimliche Auflösungen des Ehebundes giebt es nun von allerlei Art.

Zum Ersten: Es ist die Ehe ein heiliger Bund! Das Verbundene kann nicht auseinander, es muß in der Regel beieinander

sein. Darum sagt die Schrift: Dein Weib wird sein wie ein Weinstock um dein Haus herum, und zu den Hausherren sagt sie: Ihr Männer, wohnet bei euren Weibern. Worauf ist also bei beiden Ehegatten gerechnet? Bei welchem von Beiden ist die Forderung nicht immer zu machen, daß er mit dem Andern zusammen lebe? Was kann bei einem Arzt sich zutragen? Wo wird ein Soldat zu Lande oder zur See seine Behausung nehmen müssen? Was muß also der Mann um seines Berufs willen sich gefallen lassen? Und woran muß sich dann auch das Weib gewöhnen? Aber man hört nicht selten die Klage, daß der Mann den ganzen Tag über an sein Geschäft gehe, und am Abend sich abermals entferne, um in einem fremden Hause beim Trinkglase oder beim Spieltische seine Gesellschaft zu suchen; und wie fühlt sich dann sein Weib? Es fehlt aber auch nicht an Beispielen von Frauen, welche einen großen Theil ihres Lebens sich in Gesellschaften und auf Lustreisen umhertreiben, und dabei die Sorge für das Hauswesen und die Pflege der Kinder der Dienerschaft und fremden Personen überlassen: wie findet in solch einem Falle der Mann sein Haus? Und was wird, wo Eheleute sich so verlassen und einander ausweichen, aus dem Bunde, der vorher scheinbar fest geknüpft war? Das unhäusliche Leben ist also der Anfang in der Auflockerung des Ehebundes; das Verlassen und Meiden ist also schon ein heimlicher Ehebruch.

Zum Andern: Es ist die Ehe ein heiliger Bund der Liebe. Der Herr Jesus weissagt aber (Matth. 24, 12.), daß in seiner Gemeine sehr böse Zeiten zu erwarten seien, in welchen bei Vielen die Liebe erkalten werde. Wenn nun aber sein Bund mit der Gemeine ein Abbild sein darf des Bundes in der Ehe: was kann auch in dieser Ehe mit der Liebe geschehen? Wir haben im fünften Gebote gehört, wenn die Liebe aus der vorderen Herzensthüre ausziehe, dann trete alsbald zur Hinterthüre ein böser, tückischer Feind herein. Wer war dieser Feind? Ja wir haben damals eines Beispiels aus der biblischen Geschichte gedacht, wonach der Haß viel größer werden kann, als vorher die Liebe war. Was wird zuverlässig auch geschehen, wenn zwischen Mann und Weib die Liebe erkaltet? Wo werden wir also auch von der Auflockerung des Ehebundes im Herzen und von dem heimlichen Ehebruch Spuren sehen? Gewiß ist also der Ehebruch schon vorbereitet, wo die Liebe erkaltet und der Haß sich einstellt. Aber wir dürfen hier an der andern Frage nicht vorübergehen: Welche Liebe der Ehegatten erkaltet leicht, ja gewiß? Wir werden auch diese Frage leicht beantworten können, wenn wir uns an das erinnern, was vorangegangen ist. Wir haben ja gesehen, es können Ehegatten zweierlei Liebe zueinander haben, die eine kehret sich zu dem hin, was an ihnen ist, die andere zu dem, was in ihnen ist; was meint ihr wird geliebt, wenn ein Mann sich ein schönes Weib

aussucht? Oder wenn ein Weib einem reichen Manne die Hand giebt? Oder wenn zwei Personen füreinander sich entscheiden, weil sie Beide einem alten, vornehmen Geschlechte angehören? Was dagegen wird wohl da geliebt, wo man ein frommes Herz begehrt, zu welchem man sagen kann: Der Herr ist zwischen mir und dir!? Jetzt wirst du vielleicht schon die rechte Antwort treffen auf die Frage: Welcherlei Liebe erkaltet, ehe man sich's versieht? und welcherlei Liebe bleibt warm auch unter den Schauern des Todes? Die Schönheit ist an dem Menschen; denn wie die Haare von seinem Haupte fallen, wie das Fleisch von seinen Armen schwindet, wenn er älter wird, so geht's mit der Schönheit auch: was wird daher auch mit der Liebe geschehen, die an der Schönheit haftet? Der Reichthum ist an dem Menschen; denn wie an einem Stromufer jetzt hier etwas sich ansetzt, dann dort etwas in's Wasser stürzt, so geht es mit den irdischen Gütern auch, und Gottes Allmacht gilt es gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich: was wird daher auch mit der Liebe geschehen, die an dem Reichthum klebt, sobald dieser versinkt? Ehre und Vornehmheit ist an dem Menschen; denn wie der Wald im Frühling mit grünen Blättern prangt und von tausend Vöglein gepriesen wird, und nach etlichen Monaten ein fahles Kleid anzieht und verstummt, so hat des Menschen Ruhm und Ehre seine Zeit: welches Schicksal wird denn also die Liebe haben, welche sich mit dem Ruhm verknüpft? Von diesen Ehen allen sagen dieselben Menschen anfänglich: Die Verlobten haben ihr Glück gemacht! und nach kurzer Zeit wieder: Es ist recht unglücklich ausgeschlagen! Die Frömmigkeit und die Gemeinschaft mit Christo ist dagegen nicht an, sondern in dem Menschen; denn gleichwie die Fruchtbarkeit und Tragkraft eines gesunden Baumes in seinem Mark und in seinen Zellen dieselbe bleibt, ob auch einmal Raupenfraß, oder Hagelschlag, oder Fröste äußerlich über denselben kommen, so geht es auch mit dem Kern eines geheiligten Herzens: worauf ist also auch bei der Liebe zu rechnen, welche sich hingiebt an ein solches Herz? Wenn diese Liebe nicht kalt werden und nie dem Hasse Raum geben kann: was tritt dagegen unvermeidlich bei jener auf die eiteln Dinge hingewendeten Liebe ein? Und wenn eine Ehe aus solcher Liebe geschlossen wird: was kann man gleich anfangs von ihrer Wärme sagen? Es ist also schon ein halber Ehebruch, oder eine heimliche Scheidung zwischen Mann und Weib gekommen, wenn sie sich verbinden um deß willen, was an ihnen ist, und nicht um deß willen, was in ihnen ist.

Zum Dritten: Es ist die Ehe ein heiliger Bund der Liebe und Treue zwischen Mann und Weib. Die Treue aber, oder das Verharren in der Liebe, im Wort und der Pflicht, hat nur einen sicheren und gegenwärtigen Wächter, das ist Gott der Herr, den wir nicht sehen und an den wir doch glauben. Wo also der Glaube

feststeht: „Der Herr ist zwischen mir und dir!" da ist auch die Treue geschirmt: wie wird es mit dem Ehebunde aussehen, wo ein Theil am Glauben Schiffbruch gelitten hat? Wenn wir also die Ursachen aufzählen, durch welche der allmähliche und heimliche Ehebruch gewirkt wird: welche verdient vor allen genannt zu werden?

Aber es giebt noch Wächter der ehelichen Liebe und Treue im Sichtbaren: erinnert ihr euch derselben noch, meine Kinder? Drei beschirmen das Weib, daß ihr des Mannes Liebe bewahret bleibt, — das sind die Tugenden der Reinlichkeit, der Sparsamkeit, und der Schweigsamkeit. Drei Wächter beschirmen den Mann, daß ihm die Liebe seines Weibes nicht entgeht, — das sind die Tugenden der Nüchternheit, des Fleißes, und der Selbstbeherrschung. Wo in einem Hause diese Wächter fehlen, oder aus dem Dienste entlassen sind, da folgt großes Unheil, da lösen sich die Bande der Ehe. Bei der Obrigkeit, welche Mann und Weib mit ihren Klagen anzuhören hat, kann man sich erkundigen, wie diese Klagen lauten.

Da stellt ein Ehemann dem Richter vor: „Ich kann nicht länger mit meiner Frau leben; denn die Stube, welche ich betrete, die Wäsche, die ich trage, und die Speise, welche ich genieße — sie ekeln mich an, seit meine Frau ihre Hände mit darin hat, die Kinder verkommen in Unsauberkeit, und mein Weib schmückt sich schön, wenn sie ausgeht, aber vor mir geht sie einher, als wären mir beide Augen aus dem Kopfe gefallen!" — „Herr Richter," sagt ein Anderer — „bei dieser Frau ist mein und meiner Kinder Verarmung und Untergang gewiß; sie vergeudet meinen Verdienst durch unvernünftigen Aufwand in Putz und Schlemmen; was in ihre Hände gelegt wird, das verläuft sich wie Wasser in einem Siebe, und es vergehet kein Tag, wo ich nicht Schulden bezahlen muß, die sie gemacht hat. Ich erschrecke, wenn ich sie schalten und walten sehe; und wenn sie freundlich mit mir thut, da wird mir noch ängster. Erlösen Sie mich! Das Band zwischen uns Beiden ist schon längst durchgerissen." — Ein Dritter gesteht: er habe anfänglich seine Frau recht lieb gehabt, aber es stecke ein Teufel in ihr, nämlich eine böse Zunge, das „unruhige Uebel voll tödtlichen Gifts", vor welchem Jakobus warnt. „Wenn sie ihre Zank- und Schreiglocke läutet," spricht er, „dann verkriecht sich das Vöglein im Käfig, dann winselt das Hündlein unter dem Ofen, und wenn ich ihr Schweigen gebiete und meine Thüre vor ihr verriegele, dann ruft sie ihre Zornworte durch das Schlüsselloch mir nach. Einen bösen Zahn, der mich nicht schlafen läßt, kann mir der Wundarzt herausnehmen, von einem bösen Weibe, das den Frieden stört, kann nur der liebe Gott oder die Obrigkeit uns losmachen. Herr Richter, thun Sie Ihre Schuldigkeit! Ich hasse dieses Weib wie die Hölle!" Achtet auf diese Exempel! Wir haben in drei verschiedenen Häusern gesehen, in welchen der Bau, den Gott gebauet hat, sich auflockert, wo man

sagen kann, von treuer Liebe sei kaum noch eine Spur zu finden: habt ihr wohl gemerkt, wie in jedem dieser Häuser eine Wächterin der Liebestreue abhanden gekommen ist? Welche wohl in dem ersten? und welche in dem zweiten? und welche in dem dritten?

Aber nun höret dagegen auch, was die Richter von den Trübsalen und Verbitterungen der Eheweiber zu erzählen haben. Da hat eine Frau, Mutter von vier Kindern, eine Anklage niederschreiben lassen: „Helft einem armen, schutzlosen Weibe von einem Ehegatten, der aufgehört hat, ein Mensch zu sein. Ach, er hat sich dem Trunke ergeben; seine Dienstboten, seine Gesellen werfen ihn wie einen Todten auf die Lagerstätte vor meinen Augen hin; seine Sprache ist den halben Tag lang wie eines Mannes, den der Schlag getroffen hat, seine Gedanken sind starr wie seine Augen, sein Odem widert mich an; seine Arbeit fällt ihm schon am Morgen aus den zitternden Händen; seine Kinder schämen sich seiner auf der Straße und flüchten vor seiner Begegnung im Hause! Unsere Seelen sind längst geschieden: ich trage auf Scheidung der Ehe an nach Urthel und Recht!“ — In einer andern Klageschrift liest man Folgendes: „In meinem Hause heißt es, wie die Schrift sagt (Pred. 10, 18.): „Durch Faulheit sinken die Balken und durch hinlässige Hände wird das Haus triefend!“ Denn der unser Versorger sein sollte, sagt sich von der Arbeit los. Wo die Leute nutzlose Reden führen und die Hände unter die Arme legen, da steht er wie angewurzelt; wo die Tabacksstube sich aufthut und der Kartentisch gerückt wird, da bleibt er nicht aus, — aber wo das Tagewerk beginnen soll, da harren sein die Gesellen und Lehrlinge, denn er liegt dann noch in tiefem Schlafe. Als Zeugen von der Wahrheit meiner Anklage nenne ich sämmtliche Kunden, welche bei uns seit Jahresfrist die Arbeit gekündigt haben, und ich bitte um meiner Kinder willen um Trennung unserer unglücklichen Ehe!“ — Eine dritte Frau, mit Beulen und Wunden bedeckt, erscheint vor ihrem Seelsorger und sagt zu ihm: „Mein Rechtsanwalt schickt mich zu Ihnen, damit Sie zwischen mir und meinem Manne die geistliche Sühne versuchen. Herr Pastor, Sie wissen, ich habe meinen Mann geheirathet, weil ich ihn lieb hatte, und es reißt mir noch wie eine Wunde in's Herz, zumal um der Kinder willen, wenn ich an die Scheidung denke; aber ich bitte, reden Sie gar nicht zu sehr zu, daß wir uns wieder versöhnen sollen, denn es wäre mein Unglück. Ach, an meinem Manne sieht man recht, wie des lieben Gottes Wort nicht trügt, da er spricht: „Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist!“ Er hat mir schon mehr als einmal gesagt: Wenn ich in Wuth gebracht werde, da verschone ich das Kind im Mutterleibe nicht, da kenne ich mich selbst nicht! Und dabei ballt er die Fäuste mir gegen das Gesicht, schlägt mir die Teller und Schüssel am Kopfe entzwei, und wenn ich ihn um Gottes willen bitte, ruhig zu werden, dann schreit er mich fürchterlich an

und dräuet: Weib, laß diese vermaledeiten frommen Redensarten, oder ich schnüre dir die Gurgel zusammen! Ich berufe mich auf das Zeugniß meiner Nachbarn in der Straße, welche mich schon etlichemal vor seinen Mißhandlungen errettet haben!"

Liebe Kinder, wir haben jetzt abermals in drei unglückliche Häuser hineingesehen. Ein grober Ehebruch ist in keinem derselben vorgefallen; aber was ist mit dem Ehebunde dort heimlich und tief im Herzen geschehen? Seid ihr dabei wohl wieder an drei Wächter gemahnt worden, welche sonst dem Mann die treue Liebe des Weibes bewahren, und welche ihren Posten verlassen hatten? Welcher derselben war aus dem ersten Hause gewichen? Welcher hatte sich in dem zweiten verloren? Welcher hatte im dritten sein Amt eingestellt?

So haben wir ja auf einige Unglückswege hingesehen, auf welchen die Ehe sich allmählich löset und ein Ehebruch im Herzen vorbereitet wird. Dahin haben wir rechnen müssen, wenn Eheleute sich verlassen und ein unhäusliches Leben führen, wenn die Liebe kalt wird, wenn der Unglaube die unsichtbare Macht verdrängt, und wenn die Wächter, welche sichtbarlich die Ehe umgeben sollen, nicht mehr angetroffen werden. Wer wird mir die letzteren noch einmal nennen?

Die Treue ist nun endlich auch ein Verharren in den übernommenen Pflichten. Worin bestanden diese Seitens des Mannes? Und worin Seitens des Weibes?

Wenn also der Mann sich anfängt beschwert zu fühlen, daß er im Hause Beschützer, Versorger, Erzieher und Herr sein soll, und wenn die Frau anfängt eine Last darin zu sehen, daß sie ebendaselbst das Amt einer Mutter, einer Verwalterin, Wirthin und Pflegerin führen soll: dann sind die Vorboten da von der innern Auflösung des Bundes zwischen Mann und Weib, und die Obrigkeit wird um der Herzenshärtigkeit willen, wenn Mann oder Weib auf Scheidung anträgt, also entscheiden, wie zu Moses Zeit: Es sei darum!

Unter bekehrten Christen bleibt ohne Ausnahme das Gebot des Herrn feststehen: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Amen.

§. 19.

Von der Keuschheit und Züchtigkeit.

Vorlesung aus Psalm 51.

„Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit. Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich

werden, die du zerschlagen hast. Verbirg dein Antlitz vor meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!"

Gesang.

Du hast mich in der Taufe ja Zum Opfer eingeweiht, Und da ich's weder wußt' noch sah, Mich wunderschön erneut. Drum wahre mir das Herze mein Vor Allem, was befleckt; Du hast's gewaschen, halt es rein, Verhüllt und zugedeckt.

Gebet.

Heiliger Gott, Du Vater des Lichts, in welchem kein Wechsel ist des Lichts und der Finsterniß, Du hast uns gezeuget nach Deinem Willen durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären die Erstlinge Deiner Creaturen: so hilf uns doch ablegen alle Unsauberkeit und Bosheit in Worten und Werken! Du hast uns wissen lassen, daß unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes sei, welchen wir haben von Dir, und sind nicht unser selbst. Darum richte Dir aus Deiner Kinder Herzen ein Opfer zu, daß wir Dich loben und preisen mit unserm Leibe und mit unserm Geiste, welche Du Dir erworben hast zum Eigenthum. Amen.

Was sagt der Katechismus zum sechsten Gebot auf die Frage: Was ist das?

Diese Antwort hat zwei Theile; der eine ist allein für Eheleute geschrieben: wie lautet dieser? Wie aber Eheleute sich einander lieben und ehren sollen, davon haben wir schon das Nöthige aus dem Worte Gottes erfahren. Nun enthält aber die Antwort noch einen andern Bescheid; der heißt: Wir sollen keusch und züchtig leben in Worten und Werken! Ist dieses Gebot auch den Eheleuten gegeben? Aber ist dasselbe nur den Ehegatten vorzuhalten? — Wenn ein unverheiratheter Mann, oder ein unverheirathetes Weib als unkeusch oder unzüchtig bekannt wären: würde ein frommer Hausvater in das Haus einer solchen Person zur Miethe ziehen? Oder wenn eine Mutter sähe ihre Söhne mit einem Jünglinge umgehen, ihre Töchter mit einer Jungfrau Gesellschaft halten, von denen das Gerücht ginge, daß sie in Worten und im Betragen unzüchtig und unkeusch erfunden würden: was würde diese Mutter auf der Stelle anordnen? Oder wenn eine liebe, fromme Tante über die Knaben und Mädchen des Hauses die Aufsicht führte, und sie würde gewahr, daß beim Spielen ein fremdes Kind schamlose Reden führte und freche Handlungen verübte: was würde sie alsobald befehlen? Würde also wohl irgend ein Mensch sich überreden dürfen: jene Vorschrift, daß wir keusch und züchtig leben sollen, ist nicht für mich!? Also werden gewiß meine lieben Kinder alle ohne Unterschied auf die Vorschrift achten und dieselbe recht zu Herzen nehmen wollen, — nicht wahr?

Wir würden also damit anfangen müssen, zu fragen: Was heißt keusch und züchtig leben, oder wer ist ein keuscher und züchtiger Mensch?

Es ist dies aber nicht leicht mit Worten zu sagen, und ein gutes Kind mag auch nicht gern viel Worte darüber hören. So will ich euch lieber ein ganz kurzes Gleichniß erzählen. Ein Gärtner hatte Gurkensaamen in die Erde gestreut und über die Saamenkerne wieder Erde gezogen. Nach etlichen Wochen erkundigte sich sein kleiner Knabe, der fünfjährige Franz, was denn mit den Gurkenkernen in der Erde geschähe? Der Vater antwortete: Lieber Franz, die kleinen Saamenkörner quellen auf, dann keimen sie, und ein Keim geht unterwärts und bildet eine Wurzel, der andere steigt aufwärts, als das Herz der neuen Pflanze, und wenn Gott ihn ruft, dann stößt er die Schale ab und tritt als ein zartes, grünes Pflänzchen an's Licht. Wie sieht denn das Quellen aus und das Keimen, und das Auf- und Absteigen? forschte der Knabe weiter. Mein Kind, sagte der Vater, das Alles thut Gott im dunkeln Erdenschoß, wohin unser Auge nicht sieht und unsre Hand nicht greift. Höret, was sich weiter zutrug! Am folgenden Morgen stand der kleine Franz vor dem Gurkenbeet; seine Hand hatte ein Loch in die Erde gewühlt, und er sah aus wie Einer, der emsig mit Suchen beschäftigt ist. Der Vater eilte ihm nach und fragte: Was treibst du hier? Franz erwiederte: Ich fühle mit meinen Händchen in der Erde umher, ob ich nicht etliche Gurkenkerne finde, und dann decke ich die Erde auf und sehe zu, wie sie quellen und keimen, damit ich's weiß. Vorwitziges Kind, sagte der Vater, was du fühlen und sehen willst, das hat Gott zugedeckt und verborgen, und was Gott verborgen haben will, das soll uns ein heiliges Geheimniß bleiben. Deine lüsterne und ungeduldige Neugier hat meiner Aussaat großen Schaden gethan! Was sagte der Vater in seiner Gegenrede? Merkt mir doch den Grundsatz: Was Gott verborgen haben will, das soll uns ein heiliges Geheimniß bleiben.

Jetzt saget doch: giebt es wohl auch Glieder und Theile des menschlichen Leibes, die Gott will im Verborgenen gehalten haben? Ihr habt kein Bedenken, euer Angesicht, euer Haupthaar, euren Arm und Fuß Jedermann zu zeigen, selbst die Zunge thut ihr hervor, wenn es der Arzt haben will; würde aber wohl dasselbe mit allen Gliedern des Leibes gethan werden dürfen? Wenn es einem kleinen Kinde im Schlafe begegnet, daß es solche heimliche Glieder entblößt: wer ist dann dem Gärtner gleich und deckt diese nicht zwar mit Erde, sondern mit Kleidern zu? Und was würde diese Gärtnerin, die wachsame Mutter, der Kinderhand anthun, welche mit Wissen und Willen die Decke wegnähme, wie Franz am Gartenbeete that? Welchen Grundsatz scheint hiernach, eben wie jener Vater, auch diese Mutter zu haben? Aber woher mag denn die

Mutter wissen, daß an dem Leibe des Menschen Geheimnisse sind, die Gott will verborgen gehalten haben?

Ihr schweigt? So will ich euch sagen: Der liebe Gott selbst hat dem Menschen ein wundersames Zeichen davon gegeben, daß er's gleich merken kann, wenn wo ein solches Geheimniß verborgen liegt. Als Adam und Eva noch wie die Kinder wandelten und sich nichts Böses bewußt waren, da war kein Theil ihres Leibes mit Kleidern bedeckt, denn es steht geschrieben (1 Mos. 2, 25.): „Und sie waren Beide nackend, der Mann und sein Weib, und schämten sich nicht!" Was erleben wir aber nach dem Sündenfall? Was verfertigten sie sich? Und was für ein Gefühl, welches ihnen bis dahin ganz unbekannt gewesen war, erwachte jetzt in ihnen? Und wer weckte dieses Gefühl der Schamhaftigkeit in ihnen auf? Wenn wir hätten den ersten Menschen damals auf die Wangen sehen können: was für eine Farbe würden wir dort entdeckt haben? Und was würden wir für Augen an ihnen gewahr geworden sein? Und was für ein Merkmal an ihrem Odem? Wenn aber ein Mensch diese Zeichen des Schämens gewahr wird, wenn seine Wangen sich röthen und brennen, seine Augen sich zur Erde niederschlagen, sein Odem kurz und enge wird, und er nicht laut lachen kann, sondern lieber halb heimlich reden möchte, — was giebt ihm aus alle dem Gott zu erkennen? Seht, meine Kinder, das ist das himmlische Zeichen, daß ein Geheimniß dem Menschen nahe sei, welches der Herr sein Gott will verborgen gehalten haben.

O wie hat's doch der Herr mit dem armen, gefallenen Menschen so gut und gnädig gemeint! Einen Engel zwar, den Engel des Zorns, stellt er von nun an vor die Thüre des Paradieses mit hauendem Schwerte; aber einen andern Engel, den Engel der Schamhaftigkeit, gab er den sündhaften Kindern nun mit auf den Weg, damit sie nicht ungewarnt bleiben und so von Schande in Schande fallen möchten. Wer unter uns diesen Engel noch bei sich hat und sein Wesen spürt, der heißt ein schamhafter Mensch. Wie werden wir den unglücklichen Menschen nennen, dem jener Engel nicht mehr das Geleite giebt, dem die Wangen nicht mehr sich röthen, der Odem nicht mehr stockt, die Stimme sich nicht dämpfen läßt, wenn es sich von Dingen handelt, welche Gott als ein Geheimniß vor kindlichen Gemüthern will verborgen gehalten haben.

Haben wir diesen Engel noch unter uns? Ich hoffe, ja ich glaube es, liebe Kinder. Vorhin, als ich meine Rede anhub und fragte: was denn wohl das heiße: Keusch und züchtig leben in Worten und Werken? da hätte ich's ja recht kurz machen können und also zu euch sagen: Merket auf, ich will euch einmal einige recht unkeusche und unzüchtige Worte zur Warnung nennen, dann versteht ihr gewiß, was ich meine. Wäre euch das wohl lieb

gewesen, von mir zu hören? Ich bin gewiß, manches Mädchen wäre recht über mich erschrocken und hätte am Ende ihrer Mutter mit Thränen erzählt: Heute habe ich mich recht schämen müssen in der Schule; der Lehrer wollte uns zur Warnung einige garstige Worte sagen; aber ich habe mir die Ohren zugehalten. Solche Kinder würden wir ja schamhafte nennen, und glaubt ihr, es würden sich noch Viele unter uns finden? Wenn aber wirklich ein Knabe oder ein Mädchen sich unter uns verbergen sollte, die etwa heimlich wünschten, so etwas von mir zu hören, oder in einem Buche zu lesen, und bei sich dächten: dann gäbe es etwas zu lachen! wohin würden solche Kinder zu rechnen sein? Habe ich wohl Recht, wenn ich mir vorstelle, es seien solcher nur sehr Wenige unter uns?

Es ist also gewiß, daß mit den meisten Menschen ein Engel Gottes geht, die Schamhaftigkeit, und daß dieser Engel denselben ein Zeichen giebt, so oft etwas Heimliches in ihre Nähe oder in ihre Gedanken kommt, was Gott will verborgen gehalten haben.

Wir werden nun Gott fragen müssen, wie wir uns gegen solche heimliche Dinge verhalten sollen? Gott läßt die Fragen der Kinder oft durch die Eltern, wie in einem Spiegel, beantworten. Wisset ihr wohl davon, daß es eine Zeit giebt im Jahre, zu welcher die Eltern Heimlichkeiten vor den Kindern haben und darum auch oft heimlich miteinander reden? Welche Zeit mag das sein? Wenn nun so in den letzten Wochen vor Weihnachten die Mutter auf dem Zimmer des Vaters sich befindet und mit diesem leise redet: was pflegen dann auch kluge Kinder schon zu merken? Und wenn ein Töchterchen, Martha, zu diesem Gespräche gekommen ist und bei den Eltern stehen bleibt: was wird der Vater freundlich ihr gebieten? Und wenn Martha die Thüre im Fortgehen halb offen stehen läßt: was werden die Eltern thun? Was soll dadurch verhindert werden? Das Heimliche soll mithin ein Kind nicht hören wollen. Wenn aber die Mutter um diese Zeit aus der Stadt käme und etwas unter dem Mantel verbärge, die kleine Martha aber den Mantel öffnen wollte mit der Frage: Mutter, was hast du da? dann würde die Mutter lächelnd den Mantel zuhalten und zur Antwort geben: es ist eine Heimlichkeit. Was soll hier der Schluß des Mantels verhüten? Das Heimliche soll also ein Kind auch nicht sehen wollen. An demselben Tage bringt die Mutter ein Spielzeug, legt es auf ihren Tisch und deckt es mit einem Tuche zu. Gleich darauf tritt Martha herein und legt ihre Hand auf das Tuch und spricht: Mutter, laß mich's nur einmal angreifen! Die Mutter spricht: Nein, nein! es ist eine Heimlichkeit! Was wird also dem Kinde hier ferner verboten? Als Martha sieht, es ist der Mutter ein solcher Ernst, ich soll das Heimliche nicht hören, nicht sehen und nicht anrühren wollen, da versucht sie's

noch auf andere Weise und sagt: Bitte, nenne mir doch den ersten Buchstaben des Dinges, das hier verborgen ist! Wozu soll ihr wohl der erste Buchstabe helfen? Wenn aber die Mutter beharrlich die Antwort giebt: Nein, nein, es ist ja eine Heimlichkeit! was will sie auch nicht dulden? Die Heimlichkeiten der Eltern soll ein Kind nicht hören, nicht sehen, nicht anrühren, auch nicht errathen wollen. Nicht selten geschieht es aber um Weihnachten, daß ältere Geschwister von den Heimlichkeiten für die jüngeren etwas hören, sehen, berühren, auch wohl errathen dürfen. Martha hatte eine solche ältere Schwester, mit Namen Friederike. Diese hatte zugehört, als verabredet wurde, es solle Martha eine kleine Küche geschenkt bekommen; aber kaum ist das Wort heraus, da wendet sich die Mutter an Friederike und legt ihr den Finger auf den Mund — was bedeutet denn das? Offenbar so viel: Du hast's zwar gehört, aber du darfst es nicht hören lassen. Ein andermal sagt die Mutter zu Friederike: Diese Brosche ist für Martha bestimmt, trage sie hinauf und lege sie in mein Pult, und bei diesen Worten verbirgt sie die Brosche in eine kleine Pappschachtel, legt sie der Friederike in den Strickkorb und breitet auch noch ein Tuch darüber: was will sie damit sagen? Offenbar nichts Anderes, als: Du hast zwar das heimliche Geschenk selbst gesehen; aber du sollst es Andere nicht sehen lassen! Und wenn Marthchen ihr auf der Treppe entgegenkäme, würde die Decke auf dem Korbe gewahr und bäte: Lasse mich nur einmal mit drei Fingern unter das Tuch greifen: welche Antwort würde Friederike zu geben haben? — Und wenn die kleine Schwester begehrte: Gieb mir nur Bescheid auf drei Fragen: Ist dein Heimliches ein Schmuck, oder ist es eine Speise, oder ist es ein Spielzeug? dann werde ich's schon errathen! was wird Friederike zu ihrer Richtschnur machen? Ich bin gewiß, sie wird erklären: was mir die Eltern als ein Heimliches anvertrauet haben, das darf ich nicht berühren und auch nicht errathen lassen. — Ihr seht wohl hieraus: was Eltern als eine Heimlichkeit behandeln und verhüllen, das sollen die Kinder nicht sehen und nicht sehen lassen, nicht hören und nicht hören lassen, nicht berühren und nicht berühren lassen, nicht errathen und nicht errathen lassen wollen.

Aber wir reden nun im sechsten Gebote von heimlichen Dingen ganz anderer Art. Wer ist hier der Vater, der gewisse Dinge als Geheimnisse an uns verborgen gehalten und mit heiliger Scheu behandelt wissen will? Und welche Zeichen giebt er uns davon, daß eine solche Heimlichkeit von ihm gemeint sei? Und wie haben wir den Engel genannt, welcher diese Heimlichkeiten mit einem Schleier bedeckt, mit einem Vorhange den Augen und Ohren entzieht?

Meinst du aber nicht, daß wir aus jener Kindergeschichte lernen können, wie wir uns bei allen den Geheimnissen Gottes verhalten

sollen, welche der Engel der Schamhaftigkeit verhüllet? Unstreitig werden wir uns durch das sechste Gebot vermahnet sehen: Liebes Kind, was Gott durch den Engel der Schamhaftigkeit vor dir als ein Geheimniß verhüllet, das sollst du nicht sehen, noch sehen lassen, nicht hören, noch hören lassen, nicht lesen, noch lesen lassen, nicht berühren, noch berühren lassen, nicht errathen, noch errathen lassen wollen!

Was muß nun aber wohl ein Mensch in Zucht halten, wenn er etwas nicht hören will? Und wenn er etwas nicht hören lassen will? Was muß ein Mensch in Zucht halten, wenn er etwas Heimliches, wenn es irgendwo durchschimmert, nicht sehen will? Und wenn er etwas nicht berühren will? Und wenn er etwas auch nicht einmal im Bilde sehen und aus einer Beschreibung errathen will?

Jetzt können wir einen züchtigen Menschen schildern, nicht wahr? Der ist also züchtig, wer seine Augen und Ohren, seine Lippen und Hände und alle Glieder, ja seine Sinne und Einbildungen so in der Gewalt behält, daß er nichts sehen, noch sehen lassen, nichts hören und hören lassen, nichts berühren, noch berühren lassen, nichts errathen, noch errathen lassen will, was der Engel der Schamhaftigkeit als ein Geheimniß Gottes bedeckt hat.

Der Apostel Paulus nennt unsern Leib ein Gefäß, oder Faß, und gebietet uns nun (1 Thessal. 4, 4.): „Ein Jeglicher unter euch wisse sein Faß zu behalten in Heiligung und Ehren.“ Was dünket euch für ein Mensch mit diesen Worten beschrieben zu werden? Dahin gehört auch Eph. 5, 3—4., wo geschrieben steht: „Hurerei aber und alle Unreinigkeit, oder Geiz, lasset nicht von euch gesagt werden, wie den Heiligen zustehet; auch schandbare Worte und Narrentheidinge oder Scherz, welche euch nicht ziemen!“ Weiter möchte ich nun wohl fragen: mit welchem Namen und Lobe ein Mädchen zu nennen sein möchte, welche einen Umweg macht, um nicht an dem Flusse vorbeizukommen, wo die Knaben ihren Badeplatz haben? Oder welche nicht eher am Abend sich entkleidet und zu Bette legt, als bis die Vorhänge an ihrem Fenster niedergelassen sind? Und was für ein Urtheil würden wir über einen Knaben fällen, der mit seinem Spielkameraden vor einer Thür zusammentrifft, welche zu einem heimlichen Orte führt, und, eingeladen von seinem Genossen, gleich mit ihm dort einzutreten, entschieden erklärt: Gehe du hinein, ich will hier warten, bis du zurückkommst? Aber die Beispiele denkt ihr euch heute selbst schon aus, ja ich glaube, ihr wünscht, daß ich sie nicht vermehre.

Aber, meine Kinder, wir müssen an das Wort „keusch“ noch näher herantreten. Der züchtige Mensch hält seine Augen, Ohren,

Lippen und Hände, ja alle Glieder im Zaume. Indessen wir können auch sehen bei verschlossenen Augen, z. B. einen Freund, der durch Land und Meer von uns getrennt ist; wir sagen dann, daß wir uns denselben vorstellen. Wir können ferner hören, ohne unsere Ohren zu gebrauchen, z. B. den Klang einer Stimme, welche vor vielen Jahren an unser Herz gesprochen hat; wie im Traume, so kann dies im Wachen geschehen, und wir reden auch hier von dem Vorstellen oder Vergegenwärtigen. Wir können noch weiter reden ohne Worte, so daß wir lange Gespräche mit Abwesenden führen; wir können fühlen ohne Hände, so daß wir eines Körpers Hauch und Wärme und Gestalt an uns herankommen gewahren, Alles durch Einbildung in der Seele. Es kann also ein Jüngling züchtig sein in allen seinen Gliedern; aber wenn er in einem Winkel des Zimmers sitzt, mit seinen Gedanken allein, oder wenn er sich im Bett befindet, wo alle seine Glieder feiern, dann kann er mit der Seele Unzüchtiges, d. i. was mit der Schamhaftigkeit streitet, sinnen, sich vorstellen, denken, einbilden u. s. w. Wenn er das thut und treibt, so hat er ein „unverschämtes Herz." Wer aber auch im Herzen die Schamhaftigkeit bewahret, der will auf dem Grunde rein oder „koscher" sein. Dem legt die heilige Schrift das Lob der Keuschheit bei.

1 Tim. 4, 12.: „Sei ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit."

Phil. 4, 8.: „Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!"

2 Cor. 7, 1.: „Dieweil wir nun solche Verheißung haben, so lasset uns von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes uns reinigen, und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes!"

1 Petr. 1, 22.: „Machet keusch eure Seelen im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist!"

So viel liegt dem Herrn, unserm Gott, daran, daß wir züchtig und keusch erfunden werden. Wer ist es denn nun aber eigentlich, der ein reines Herz, also Keuschheit und Züchtigkeit, in uns schafft? Daher beten wir ja auch: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!" Darum singen wir auch: „Gieb eine keusche Seele mir in einem keuschen Leib!" Was werden wir nun unsererseits dazu thun? Wenn die Werke von Menschenhand an einem Flusse durch die Strömung des Wassers nur getrieben werden können, so ist freilich, wenn diese ausbleibt, alles Thun umsonst, dagegen muß der Mühle Vorfluth verschafft, das Gerinne gereinigt, der Mühl-

stein geschärft werden, also Hülfe von Menschen darf nicht zurücktreten, während jene Grundkraft wirkt.

Was kann nun ein Mensch helfend thun, daß sein Herz und sein Wort und Werk keusch und züchtig werde?

Zum Ersten: Er muß seine Seele dem Einflusse der göttlichen Kraft und Liebe offen erhalten, seinen Odem von Gott holen, d. i. er muß fleißig beten. Die Unzucht ist ein böser Feind voll Unruh und tödtlichen Giftes, welchem nur durch Furcht vor Gott Widerstand gethan, nur durch Gottseligkeit Ruhe geschafft werden kann. Wie Joseph gebetet hat (1 Mos. 39, 9.): „Wie sollt ich denn ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen?“ so soll es auch von uns geschehen. Was Paulus gewünscht hat (1 Thess. 5, 23.): „Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich bis auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi!“ das muß auch an uns in Erfüllung gehen.

Zum Andern: Er hat das Flußbett seines Herzens vor Anhäufung von Unreinigkeit zu behüten, welches geschieht durch Mäßigkeit und Nüchternheit im Genuß von sinnlichen Freuden.

> Luc. 21, 34.: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch!“
>
> Röm. 13, 13. 14.: „Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum.“

Zum Dritten: Er soll dem Gerinne im Herzen eine hurtige Vorfluth verschaffen, welches geschieht durch Arbeit und Fleiß.

> 1 Cor. 9, 27.: „Ich betäube meinen Leib, und ich bezähme ihn, daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde!“
>
> Röm. 12, 11.: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt!“

Zum Vierten: Er soll einen Damm aufwerfen und erhalten gegen Zuflüsse des unreinen Wassers, welche von Außen kommen, d. i. er soll vor jedem unsaubern Umgang mit Menschen, Schriften, Bildern u. s. w. in Entschiedenheit fliehen.

> 1 Cor. 15, 33.: „Böse Geschwätze verderben gute Sitten!“
>
> Sprüchw. 1, 10.: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht!“

Anhang zum sechsten Gebote.

Ueber die heimlichen Sünden der Jugend.

(Mit jedem Geschlecht allein zu behandeln.)

„Mein Gott und Herr, so oft wir vor Dein Angesicht kommen, haben wir auch um Großes bei Dir zu bitten. Heute vor Allem rufen wir zu Dir: Heilige uns durch und durch, und unser Geist ganz sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich bis auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi! Wehre jeden unlauteren Gedanken von unserem Herzen ab, und mehre in uns die Furcht, welche das Arge hasset und hanget dem Guten an! Amen.“

Wir haben uns heute ausnahmsweise allein hier eingefunden, weil unsere Seele nicht gestört und scheu gemacht werden soll durch den Anblick und durch das Aufmerken der Kinder des andern Geschlechts. Denn es soll ja bei uns gegen das Ende dieser Unterrichtsstunde von einer heimlichen Sünde die Rede sein, welche der Mensch an sich selber begeht. Alle Sünden nämlich, welche Jemand thut, die sind außer seinem Leibe, diese eine aber wird verübt an seinem eigenen Leibe. (1 Cor. 6, 18.) Wir wollen hierzu eine Rede des Herrn Jesu lesen und auslegen, welche wir bei Matthäus 18, 1—11. verzeichnet finden.

Wer ist's, der in diesem Abschnitte unter die ehrgeizigen und streitigen Jünger geführt wird? Und was ist's, was der Herr von diesem Kinde aussagt? Und was soll auch nach demselben Urtheile jedes dieser Kinder schon jetzt im Himmel haben? Der erste Hauptgedanke in diesem Abschnitte ist also das Kind in seiner Natur und in seinem Engelschutz.

Vor welcher Versündigung warnt nun zweitens der Herr im Texte gerade beim Umgang mit den Kindern?

Endlich aber — und das ist der dritte Hauptgedanke — spricht er noch von einem Aergerniß, welches ein Mensch an seinen eigenen Gliedern nehmen könne.

Von einem jeden dieser Stücke werden wir nun einzeln zu reden haben.

A. Von des Kindes Natur und seinem Engelschutze.

Der Herr hörete einstmals einen harten Zank der Jünger mit an: welches war denn der Gegenstand ihres Streites? Nun hätte er wohl ihnen einen Bescheid mit Worten geben können; aber was thut er statt dessen? Auf wen weiset er sie hin?

Man kann nun ein Kind in verschiedenen Lagen sich denken und abbilden.

Ich habe ein Kind auf einem Bilde gesehen; es sitzt auf einem Bettchen, es ist Morgen, und Niemand als nur die Mutter ist

zugegen. Dieses Kind hat seine Händchen gefaltet, und unter dem Blatt stehen die Worte, welche es betend gesprochen hat:

Lieber Vater, mach' mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!

Wenn du über das Bild eine Ueberschrift setzen solltest: sag, was würdest du wählen? Nun dieses betende Kind siehe dir einmal an. Es bittet: mach' mich fromm! Welche Eigenschaft wagt es also nicht sich beizulegen? Aber auf wen blickt es in Hoffnung hin? Und wo glaubt es, sein Ziel zu erreichen? Es ist also wirklich fromm; aber es hat gelernt (Micha 6, 8.) demüthig sein vor seinem Gott. Wir sehen an dem Kinde, was man selten an einem Menschen sieht; wir sagen: wie demüthig und fromm!

Ich habe ferner gehört, daß Eltern von einer Reise zurückkamen und fanden in ihrem Zimmer Vieles umgestaltet. Der Schlafrock des Vaters hatte einen tiefen Riß im Aermel bekommen und war leicht zugestochen, seine Pfeife hing umgekehrt am Nagel; an der Nachthaube der Mutter war ein Band falsch angenäht. Man befragte die Magd, und diese theilte eine wunderseltsame Geschichte mit, welche sich sollte zugetragen haben. Fremde Gäste, welche sie selbst nicht gekannt, seien am gestrigen Abend gekommen, über Nacht dageblieben, und nach ihrem Weggange hätte sich dann Vielerlei gefunden, was zu Schaden gekommen und von ihr ausgebessert worden sei. Der Vater sah die Mutter zweifelnd an, und nachdem die Magd hinaus war, sprach er: Wir wollen den kleinen Carl ganz ruhig reden lassen, der wird uns Alles ganz aufrichtig erzählen. Und als nun der kleine Knabe, welcher den Spuk mit angesehen hatte, mit Vater und Mutter allein war, da redete er ganz unbefragt von einem großen Spaße, den sie gestern Abend gehabt. Bei einbrechender Nacht hätte ein Knecht und eine Magd aus der Nachbarschaft Besuch gemacht, und die Christel hätte Kuchen geholt und Kaffee gekocht, und dann hätten sie Verkleidens gespielt, und der Knecht hätte eine Pfeife geraucht und viel Lächerliches, mit der fremden Magd getrieben, das aber hätte er versprochen, nicht zu sagen. Zuletzt, nachdem sie recht viel gelacht haben, da wäre noch eine Balgerei in der Stube gewesen, darüber hätte man ihn in's Bett gebracht! — Hier haben wir nicht ein betendes, sondern ein erzählendes Kind. Ist des Vaters Erwartung, von dem Kinde die reine Wahrheit zu erfahren, wirklich in Erfüllung gegangen? Denn wie pflegen die Kinder in den ersten Lebensjahren gewöhnlich zu sein? Wir betrachten also dieses erzählende Kind, und sagen darüber mit Freuden: wie aufrichtig und wahrhaft!

Wir betrachten uns jetzt das Kind in einer andern Lage. Es spielt mit seinen Genossen aus allen Ständen, vornehmen und geringen, sehr fröhlich. An ihm ist's im Spiel, der Herr Schulmeister zu sein. Es muß eben gestraft sein, und es führt seine

Ruthe auf die Unfleißigen, auf die Spätkommenden, auf die Plauderhaften ganz ernsthaft. Da begiebt es sich, daß ein Knabe nach der Strafe weint und spricht: Nun spiele ich nicht mehr mit euch! Die übrigen Kinder lachen; was thut aber der kleine Herr Schulmeister? Er läuft zu dem Knaben und fragt ihn: Hat dir's denn weh gethan? Er reicht ihm von seinen Semmeln zum Vesperbrot die Hälfte und spricht: Sei still! wir spielen noch Soldaten; da sollst du Officier werden und mir die Fuchtel geben! — Sehet hier an dieses spielende Kind: was redet aus ihm? Wir werden ihm das Zeugniß geben: wie liebreich!

Wir wollen dasselbe Kind noch in eine vierte Lage begleiten. Seine Eltern haben es mit sich auf die Reise genommen; zum ersten Male in seinem Leben ist es, ein Kind, in der Fremde! Die Leute, welche man besucht, meinen es gut mit ihm; aber sie verstehen sich nicht auf eines Kindes Natur. Ich höre, sagte der Wirth, daß du recht schöne Gebete auswendig kannst und dieselben gut hersagest. Diesen Mittag sollst du beten, und wir freuen uns Alle darauf. Der kleine Gast kann wirklich eine gute Auswahl erbaulicher Gebete und betet jeden Mittag am Tische seiner Eltern; aber daß er es schön könne und daß sich Jemand auf das Beten eines Kindes freue, das geht über seine Vorstellung, das ängstet ihn den ganzen Morgen, und als es nun zum Tischgebet kommt, da hebt er an mit etlichen Worten: Herr Gott, Vater im . . . . und auf einmal wird seine Stimme weich, er weint, er schluchzt, er fällt der Mutter um den Hals — kurz, das Gebet ist aus! Etwas Aehnliches in anderer Art begegnet ihm des Abends. Es hat ein Gefühl, daß eine Nothdurft dasei, auf die Seite zu gehen. Es geht umher und sucht und ruft nach seiner Mutter. Die Mutter ist nicht zu finden; da bricht es auf einmal wieder im Weinen aus. Die Wirthin des Hauses faßt es und spricht zu ihm: Tröste dich, mein Kind, und sage mir Alles, was dir fehlt; ich kann dir gewiß Hülfe schaffen! Aber der Schmerz bleibt und das Klagegeschrei mehret sich, bis die Mutter herbeieilt. Sie versteht es gleich, geht mit ihm an den heimlichen Ort, und seine Noth ist gestillt. Was sagen wir nun über das Kind in der Fremde? Die Leute, die es beobachten, urtheilen, es sei noch ungezogen; was werden denn Vater und Mutter für eine Auslegung haben? Was empfand bei dem Gebete das Kind so Schmerzhaftes? Was hielt es auch am Abend ab, der fremden Frau sein Anliegen zu entdecken? — Seht ihr also, meine Zuhörer, das Kind in der Fremde und auf der Reise, wie blöde und schamhaft. Wir wollen nun zusammenfassen, was an dem Kinde zum Vorschein gekommen ist.

Wie erschien euch das betende Kind, und wie das erzählende? Und was prägte sich in dem spielenden Kinde aus? Und was bemerkten wir an dem Kinde in der Fremde? Sehet diese demüthige Frömmigkeit, diese aufrichtige Wahrhaftigkeit, diesen

Liebereichthum, diese Schamhaftigkeit, — sie geben den Grund ab, weßhalb Jesus gesagt hat: Solcher ist das Himmelreich! warum er den Menschen, die noch fern sind vom Reiche Gottes, gesagt hat: Werdet wie die Kinder! —

Er handelt auch ausdrücklich von ihren Engeln im Himmel. Die Engel im Himmel sind ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit. Welchen Dienst erzählt die heilige Schrift von den Engeln?

Sie stiegen in der Wüste an der Leiter, welche Jakob im Traume gesehen, auf und nieder; und was erkannte Jakob in dieser Erscheinung? (1 Mos. 28, 12.)

Sie erinnerten den Joseph im Traume, daß Maria die unschuldige Mutter des Sohnes Gottes sei (Matth. 1, 20.), und — nach Jesu Geburt, daß es Zeit sei, nach Aegypten zu entfliehen, und darnach von da wieder zurückzukehren (Matth. 2, 13. 19.); und was ward hierdurch deutlich gemacht?

Ein Engel errettete den Ismael vom Tode des Verschmachtens (1 Mos. 21, 17.); ein anderer erschien in Gethsemane dem tiefbetrübten Erlöser und tröstete und stärkte ihn (Luc. 22, 43.); und wieder ein anderer brachte den Lazarus an den Ort der ewigen Freude. (Luc. 16, 22.)

Darin also zeiget sich der Engel Dienst, daß sie die Frommen geleiten, sie auf Gottes Wege führen, sie aus Gefahren erretten, sie in schwerer Trübsal mit himmlischen Kräften stärken und trösten, und sie am letzten Ende an den Ort der Seligen führen. Das thun an den Kindern die Engel im Himmel.

Aber es steht auch geschrieben, daß diese ihre Engel im Himmel das Angesicht des Vaters im Himmel schauen.

Die Kinder sind demüthig und fromm, und ihre Engel werden gleich also vor Gottes Angesicht bleiben. (Ps. 140, 14.) Die Kinder sind aufrichtig und wahrhaft, und die Engel der Kinder sind also, wie seine Wahrheit, um ihn her (Ps. 89, 9.); die Kinder sind noch liebereich, und die Engel der Kinder haben also die Verheißung, daß sie in Gott bleiben und Gott in ihnen (1 Joh. 4, 16.); die Kinder sind erfüllet mit heiliger Schamhaftigkeit, und ihre Engel gleichen also den Seraphim (Jesaias 6, 2.), welche ihr Angesicht und ihre Füße vor dem Höchsten bedecken und das Lied anstimmen: „Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!"

So lange also ein Kind noch fromm und wahrhaftig, noch liebreich und schamhaft ist, so lange hat es auch seinen Engel, der es bei Gott vertritt und in Gottes Angesicht schaut. Wird dieser Engel aber auch von dem Kinde weichen? und in welchem Falle?

B. Von dem Aergern der Kinder.

Wer nun ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, spricht Christus, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde, und er ersäuft im Meere, da es am tiefsten ist. Es ist die Rede von einer Todesstrafe, welche an Verbrechern vollstreckt zu werden pflegte — von der Strafe des Ertränkens mit einem Mühlsteine am Halse. Mit wem wird also hier verglichen der Mensch, welcher einem Kinde Aergerniß bereitet? Und was für eine Strafe wird ein solcher verdienen? Es ist diese Art der Hinrichtung eine schauerliche, bei welcher der Abgrund die Wohnung des Leichnams werden soll. Aber es heißt: Diese Strafe wäre dem Menschen besser, leichter; von welcher Art muß also wohl die Strafe sein, welche diesen Uebelthäter eigentlich erwartet? Wenn ein erfahrener Arzt ein Kind untersucht hat, welches am Knieschwamm leidet, und man fragt ihn dann unter vier Augen um seinen Rath, so kann es wohl sein, daß er wehmüthig sagt: Es ist nur zwischen zwei Uebeln zu wählen; ich muß mich für das kleinste aussprechen; lieber den Fuß ablösen, als das Kind dahin sterben lassen! Welchem Uebel soll durch die Ablösung ausgewichen werden? Sehet, und das ist der zeitliche Tod. Aber an welchen Tod mag der Herr Jesus gedacht haben, als er sprach: Dem Menschen, der ein Kind ärgert, wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft im Meere, wo es am tiefsten ist? Der zeitliche Tod wäre einem Solchen gewiß; aber welchem größeren Unglücke würde er damit entrinnen? Mit Recht nennst du hier das schreckliche Uebel, den ewigen Tod. Worin mag dieser bestehen? — Wenn ein Mensch des zeitlichen Todes stirbt, dann scheiden sich Zwei voneinander, welche bis dahin Eins in ihm gewesen; welches sind die beiden Stücke? Wo kommt der Leib hin, und wohin die Seele? Aber noch ein Dritter war ja im Bunde mit Seele und Leib: von wem bekennt der Apostel Paulus in Athen: „In ihm leben, weben und sind wir? Und mit welchem Theile des Menschen hat diese Gemeinschaft Gottes bestanden? Wird diese Gemeinschaft der Seele mit Gott nothwendig aufgehoben durch den Tod? Kann auch die Seele eines Sünders, eines Missethäters, noch bei Gott bleiben, oder wieder zu Gott kommen, wenn Jener seine Strafe gebüßt hat und mit Reue gestorben ist? Mit wem bleibt dann eine solche Seele auch nach dem Tode noch verbunden? Aber in welchem Falle wird die Seele im Tode nicht bloß vom Leibe geschieden? Und wenn eine Seele zwar noch fortlebt, aber nicht mit Gott: welchem Tode ist sie dann heimgefallen? So begreifen wir die schrecklichste Strafe des Menschen, den ewigen Tod. Und wen bedroht Jesus mit dieser furchtbaren Strafe?

Wir werden nun fragen müssen: was es heiße, ein Kind ärgern? Ich habe wohl eine Kinderwärterin beobachtet, welche einen eigensinnigen und störtischen Knaben zu beaufsichtigen hatte. Dieser konnte Alles von ihr erlangen. Er durfte nur schreien, mit den Füßen stampfen, sich an die Erde werfen, so that sie ihm seinen Willen, auch in schädlichen Dingen. Als ich ihr vorhielt, wie sehr sie den Knaben zu Grunde richte, antwortete sie mir: Ja, lieber Herr, wenn ich ihm widerstrebe, dann geräth er außer sich vor Zorn, und es steht ja geschrieben, daß der Herr Jesus gesagt hat: Wehe dem, der ein Kind ärgert! — Glaubt ihr nun wohl, daß der Herr Jesus mit seiner Warnung es so gemeint habe: man dürfe ein Kind ja nicht böse machen und aufbringen? Auch ich glaube es nicht, und will mich bemühen, euch seine Rede richtig auszulegen. Erinnert euch jetzt wieder, meine Lieben, was ich von einem betenden Kinde zu euch gesagt habe. Wie erschien euch dies Kind? Aber ich schilderte euch dann weiter ein erzählendes Kind: welche Eigenschaft legten wir ihm bei? Dasselbe Kind beobachteten wir dann weiter, wenn es spielte; in was für ein Herz konnten wir da sehen? Endlich begleiteten wir ein noch unverdorbenes Kind unter fremde Menschen, — wißt ihr noch, was wir damals an ihm bemerkten, als es in einer größern Gesellschaft beten sollte? Und warum weinte dasselbe Kind, als es einer Frau, welche nicht seine Mutter war, seine Heimlichkeit entdecken sollte? Nun, ein solches Kind, in dessen Herzen demüthige Frömmigkeit, aufrichtige Wahrheit, innige Liebe und Schamhaftigkeit wohnt, stellte Jesus damals unter seine Jünger hin. Vielleicht erinnert ihr euch, daß einstmals der Herr Jesus, als man ihn beschuldigte: er lästere Gott, die Frage an die Leute richtete: „Warum denkt ihr so Arges in eurem Herzen? (Matth. 9, 4.). Meint ihr nun wohl, daß in ein Kinderherz, wie ich es eben beschrieben habe, schon etwas Arges eingekehrt sei — etwa eine Heuchelei in sein Gebet? oder eine Lüge in seine Geschichtserzählung? oder eine Tücke in seine Liebe? oder eine Absicht in sein Schamgefühl? Ihr leugnet das, und ich setze hinzu: Dieses Kind hat noch kein Arges dabei. Von wem würde man nun aber sagen müssen: Er ärgert das Kind? Laßt sehen, ob ich euch dies deutlich machen werde.

Der kleine Julius hatte sich bisher während des Gebets in der Schule stets sehr andächtig verhalten; sein kleines Herz war wirklich bei Gott gewesen. Gleich neben ihm stand aber ein frecher Gassenbube, der während des Gesanges, wenn der Lehrer sich abwendete, bald einmal pfiff, bald wieder die Zunge heraussteckte, und wenn der Lehrer sich umwandte, eine ganz ernsthafte Miene machte. Julius hatte dies mit angesehen. Einigemal liefen ihm die Augen von Thränen über; dann richtete er die Augen auf den jungen Bösewicht und wollte doch sehen, wie er's treibe, und zu-

jetzt mußte er recht an sich halten, daß er nicht in Lachen ausbrach. War des Julius Herz noch so, wie von Anfang? Was scheint euch jetzt hineingedrungen zu sein? Und wer hatte dies verschuldet? Was wird man auch von dem bösen Nachbar sagen müssen? Ein Kind wird also geärgert, wenn man seiner Gottesfurcht und Frömmigkeit spottet, oder wenn in sein frommes Herz etwas Arges sich einschleicht.

Die kleine Friederike war bisher stets aufrichtig und wahr in ihren Erzählungen befunden worden. Eines Tages waren Gäste zu Mittag bei ihren Eltern, und es kam eine gebratene Gans auf den Tisch. An dem rechten Flügel war mit einigen Nadelstichen die Haut des Vogels angenäht; aber Niemand hatte das bemerkt, als der Vater, der eben jetzt, als die Mutter den Vogel zerlegte, seine Augen darauf hinwandte, aber schwieg. Friederike, welche das bemerkte, sagte ganz laut und unbefangen: „Lieber Vater, weißt du das noch nicht? Die große schwarze Katze hatte die Gans aus der Schüssel herausgezogen und angebissen; aber es thut gar nichts. Martha, die Köchin, hat die Gans gleich erwischt und den Flügel wieder angenäht!“ Bei dieser Rede fingen einige Gäste an zu lächeln, die Mutter wurde etwas ärgerlich, der Vater sagte leise zu seinem Nachbar: Nehmen Sie das Gesagte gut auf! Das Kind hat noch kein Arges dabei! — Aber was geschah gleich nach Tische? Friederike hatte eine ältere Schwester, Leontine. Diese rief unsere kleine Erzählerin in die Schlafkammer, schloß die Thüre zu, und sprach: Aber, Friederike, um Gottes willen, was hast du heute Albernes geredet? Friederike antwortete: Es ist ja Alles wahr, was ich gesagt habe, du kannst nur Martha fragen, die weiß es recht gut!“ Aber, fiel Leontine rasch und zürnend ein, muß man denn Alles heraussagen, was wahr ist, zumal vor den Gästen? Du dummes Kind, du weißt ja noch gar nicht, was sich schickt! Von dem, was sich schickt, wußte nun freilich Friederike nichts; aber eben darum, wenn sie jetzt etwas erzählen wollte, mußte sie jedesmal daran denken: ob sich auch schicke, was sie sage, und darüber wurde ihr Herz zaghaft, ihr Blick scheu, ihre Stimme unsicher. Was konnte jetzt ihr Vater nicht mehr von Friederike sagen? Was war also von diesem Augenblicke an in ihre Seele gekommen. Ein Kind wird also geärgert, wenn man es an der Wahrheit irre macht. Noch tiefer geht das Aergerniß, wenn man es zur Lüge anhält, wie jene Kindermagd, welche dem kleinen Karl, der seines Vaters Tasse zerbrochen hatte, den Rath gab: Weißt du was? Wir wollen sprechen: Die Katze ist zum offenen Fenster hereingekommen und über den Tisch gesprungen, und so ist der Schaden angerichtet worden. Aber, warf Karl ein, das ist ja nicht die Wahrheit! Und die Kindermagd gab zur Antwort: Wir sprechen nur so! —

Lasset uns einen dritten Fall anführen, zu erkennen, wie ein

Kind geärgert werde, das ist, wie ein Arg in ein Kinderherz kommen kann. Wir haben einem spielenden Kinde zugesehen; und was kam in dem Kinde zum Vorschein? Es war dieß eine reiche Liebe gegen den Spielkameraden: was für Personen sind es wohl sonst noch, gegen welche ein Kind reiche Liebe in seinem Herzen fühlt und zu denen es großes Vertrauen hegt? Du hast mit Recht Vater, Mutter, Tante, Lehrer genannt. Ernst, welcher ein solches liebreiches Herz hatte gegen seinen Lehrer, kam eines Tages zu einer Truppe von älteren Zöglingen derselben Schule, welche auf dem Hofe zusammenstanden und sich unterhielten. In ihrem Gespräche kam jener Lehrer Ernsts vor, und Jeder wußte etwas wider diesen zu sagen. Er ist parteiisch, sagte der Eine; er hält's mit den Schmeichlern, bemerkte der Andere; er ist falsch, gab der Dritte vor; und der Vierte sagte mit einer gewissen Dreistigkeit: Mit seinem Wissen ist es auch nicht weit her. Ich habe ein Buch gesehen, aus welchem er alle unsre Aufgaben nimmt und hernach durchcorrigirt! Ernst, der anfänglich gar nicht bemerkt worden war, trat herzu und rief mit laut aufgehobener Stimme: Was ihr da sagt, das ist gewiß Alles unwahr! ich lasse mir meine Liebe nicht nehmen! Nun, erwiederte ihm Einer, Du bist auch so ein Schoßkind! Behalte deine Liebe bis über ein Jahr, dann wirst du schon anders reden! — Ernst entfernte sich und weinte bittere Thränen; aber von Stunde an war doch eine Veränderung in sein Herz gekommen. Wenn ihn der Lehrer begegnete und seine Hand nach ihm ausstreckte, war es ihm doch, als müsse er sich auf seine vorige Liebe besinnen, und wenn ihm der Lehrer die Hand auf das Haupt legte und fragte: Wie geht es meinem Ernst? da däuchte es ihn, als bekomme er einen Stich in's Herz und als ziehe ihn eine unsichtbare Macht die Augen zur Erde nieder, ja, als müsse er mit Hiob (29, 2. f.) ausrufen: „O daß ich wäre, wie in den vorigen Monaten, in den Tagen, da mich Gott behütete — wie ich war zur Zeit meiner Jugend, da Gottes Geheimniß über meiner Hütte war!" Und was war ihm denn nun eigentlich so Schmerzliches zugestoßen? und wer hatte das zu verantworten? Welches Vergehens müssen wir darum jene älteren Schüler anklagen? Man kann also ein Kind ärgern, *wenn man es in seiner Liebe und in seinem Vertrauen irre macht.*

Wir werden noch einen Fall zu erwägen haben. Denkt an das Kind, welches unter fremden Menschen hervortreten und sie zu Zeugen seiner verborgenen Empfindungen haben sollte. Wir konnten seinen Zustand nur mit den Worten beschreiben: *Es schämte sich!* Höret dazu eine Geschichte! Die kleine Marie hatte mit unbefangenem Herzen bisher ihr Tischgebet gesprochen; Vater und Mutter hatten sich daran erbaut; aber Marie wußte das nicht. Wir bekommen Besuch, hieß es auf einmal, und dieser wird acht Tage bei uns bleiben. Gleich am ersten Mittage trägt sich das-

selbe zu, was wir oben von dem Kinde auf der Reise erzählt haben. Marie aber hat eine Gouvernante, d. i. eine Erzieherin, an ihrer Seite, mit Namen Charlotte. Diese nimmt sich der Sache an. Sie zieht die Marie auf ihr Zimmer, sie schildert ihr, wie Vater und Mutter würden eine Freude haben, wenn Marie über diese kindische Thorheit siegte, und wie die besuchenden Verwandten, in deren Familie das Tischgebet nicht Sitte sei, gerade dadurch würden anderes Sinnes werden. Und nun läßt sie Marien zur Uebung, also zum Schein, in ihrer Gegenwart beten, und das Gebet so oft, auch in richtiger Betonung, sprechen, bis sie hoffen kann, Marie werde mit Ehren bestehen. Und siehe, das erste und zweite Mal giebt es noch einige Anstöße; aber das dritte Mal ist Alles überwunden, und die Gouvernante kann das Zeugniß ihrer Schülerin in's Ohr sprechen: Meine Marie ist um eine Thorheit ärmer geworden! Aber freilich, diese Marie ist auch ärmer geworden um den heiligen Geist. Vater und Mutter gestanden sich: die vorige Beterin sei nicht mehr da, der Engel der Unschuld sei von ihr gewichen, es müsse etwas ganz Anderes in ihr Herz eingezogen sein. Und was war wohl dieses Andere? Sehet, so kann ein Kind geärgert werden, wenn man sein Schamgefühl bekämpft und irre leitet!

Wir wollen diese Erklärung der Worte Christi über das Aergern der Kinder recht fest behalten, und nun zu dem dritten und letzten Theile unserer Auslegung übergehen.

C. Von dem Aergern des Christen durch eins seiner Glieder.

Nachdem der Herr Jesus das Wehe ausgesprochen hat über denjenigen, der ein Kind ärgert, oder einen dem Kinde ähnlichen Menschen, wendet er sich plötzlich nach einer anderen Seite hin und spricht: „So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir! Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingehest, denn daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und werdest in das ewige Feuer geworfen. Und so dich dein Auge ärgert, reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen!"

Wer ist's nun, der nach dieser Rede Christi geärgert werden kann? und durch wen kann dieses Aergerniß kommen?

Was sind Hand, Fuß und Auge an dem Menschen? Wenn sie Glieder sind: wie heißt das Ganze, in welches sie hineingehören? Der Leib aber, der aus jenen Gliedern besteht, wurde schon bei der Schöpfung durch eine Beigabe des Schöpfers geheiligt und zum Tempel geweihet: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel

des heiligen Geistes ist! Was ist's nun wohl eigentlich an dem Menschen, was durch seine Glieder geärgert werden kann?

Wenn diese Seele, oder das, was von uns nach dem Tode zum Leben eingehen kann, in dem Leibe wohnet, so ist der Leib das Haus der Seele, oder der Tempel derselben.

Ein Tempel hat ein gewölbtes Dach, — was ist das Dach an unserem Leibe? An dem Tempel befinden sich Fenster zum Ausschauen und zum Einschauen: ist auch dafür an unserm Leibe gesorgt? und wodurch? Der Tempel hat mehrere Pforten zum Einlasse derer, die ihn besuchen: welche Pforten öffnen sich an dem Haupte des Menschen? In dem Tempel zählt man Pfeiler, die ihn tragen: welche Theile des Leibes versehen diesen Dienst? Im Innern des Tempels ist der Altar; und wo mag wohl im Innern der menschlichen Hütte die Stelle sein, da man sagen kann: Hier sammelt sich die Seele zum Gebet!? Hoch an einem Pfeiler ist im Tempel ein Predigtstuhl gebaut; und an welchem Orte des Leibes erhebt sich die Kanzel für den inwendigen Menschen?

Nun das sind eben nur Aehnlichkeiten; aber sie vervollständigen das Bild, wonach man den Leib einen Tempel der Seele, ja einen Tempel Gottes nennen kann. Wer sich an einem Tempel vergeht, ihn beraubt, verstümmelt, entheiligt, den nennt man einen Tempelschänder: welcher Name wird nun wohl auf denjenigen fallen, welcher den Leib entweiht? Und gegen solch einen Leibesschänder sind nun die Worte Jesu gerichtet: Besser, daß du blind, oder gelähmt, oder ein Krüppel in das Leben eingehest, als daß du mit gesunden Gliedern in die Hölle wanderst.

Aber wie kann dies nun geschehen, daß eins unserer Glieder uns ärgert und den ganzen Leib zu einer Höhle des Argen macht? Saget mir, welche Glieder werden im Texte beispielsweise genannt, als von denen ein Aergerniß, oder eine Schändung ausgehen kann? Nun von diesen drei Fällen: daß dich deine Hand, oder daß dich dein Fuß, oder daß dich dein Auge ärgern kann, werden wir etwas sagen müssen.

Bittet Gott mit mir, liebe Kinder, daß meine Rede euer Gefühl nicht verletze und euch zum Aergerniß werde; aber daß sie auch denen, welche es nöthig haben, deutlich anzeige, was Gott der Herr von ihnen fordert.

(Pause zu stiller Sammlung.)

1. Wenn deine Hand dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir! Ein treugesinnter Lehrer, der seinen Schulknaben eine Warnung vor dieser Sünde geben wollte, sprach zu ihnen: Ihr lieben Knaben, wollt ihr wohl gegen Abend eine Stunde mit mir spazieren gehen? Alle antworteten darauf mit einem fröhlichen Ja. Aber, fuhr der Lehrer fort, zu anderer Zeit, wenn wir miteinander wandern, geht es heiter und lustig unter uns her, und das hat die

Jugend sehr gern; heute aber kann ich euch voraussagen, daß wir auf dem Heimwege lautlos einherziehen und vielmehr still bei uns denken, als miteinander reden: wollt ihr auch auf diese Bedingung mit mir gehen? Die Kinder gaben ihr Ja auch darauf; und so sehen wir sie denn aufbrechen und hören dem Lehrer von ferne zu. Er hatte mit der Schaar von dem Leibe des Menschen und von den Gliedern geredet, welche uns Aergerniß geben können, gerade über denselben Ausspruch unseres Herrn, den wir jetzt vor uns haben, und war ungefähr an dieselbe Stelle gekommen, wo wir uns befinden, da schritt er mit seinen Schülern an einem kleinen ländlichen Garten vorüber, welcher offen stand. Wenn Keiner unter euch aus dem Hauptwege hinausschreiten will, so sprach er, dann laßt uns hier eintreten. Der Besitzer wird uns nicht zürnen. Kennt ihr die schönen weißen, kelchförmigen Blumen, welche uns hier zuwinken und einen so lieblichen Duft uns entgegenbringen? O ja! antworteten gleich mehrere Knaben, — das sind ja weiße Lilien! Nun wohl, tretet behutsam näher und betrachtet sie. Sehet, wie, einem zarten Becher gleich, die Blumenkrone sich erhebt, und wie glänzend rein die weiße Farbe strahlt! Einen Blick auch will ich euch von Weitem verstatten in das innere heilige Haus der Blume. Sechs Staubfäden, mit zartem, gelbem Staub bedeckt, sind rund herum aufgestellt, an so zarten Stielen, daß sie fast zittern, und in der Mitte steht die Narbe, oder der Stempel: seht ihr wohl? Hier nun könnte ich euch zeigen, wie die Hand ein Aergerniß anrichten kann. Ich will es einmal wagen und mit meiner Hand in die Blume hineinfahren, mit meinen Fingern die Staubfäden anfassen, sie reiben und hinunterdrücken auf den Stempel — in einem Augenblick ist das geschehen — soll ich's thun? Nein, nein, riefen auf einmal mehrere Kinder, nein, thun Sie das nicht! lassen Sie die schöne Blume unberührt! — Ich dachte es wohl, sprach darauf der Lehrer, daß ihr mich hindern würdet, und wünschte mir das sogar; denn sagt: wenn ich mit meiner Hand gethan hätte, was ich wagen wollte, wie würde jetzt schon die Lilie aussehen? und wer morgen wieder vorbeiginge, was würde der an der Stelle finden, wo ich so gewirthschaftet hätte? Ja, ich sage euch, ein solches Betasten wäre der Blume Tod. Wollt ihr das merken?

Nun kommt aus dem Garten, wo ihr Gäste gewesen, und setzt euch im Kreise um mich her dort auf dem Rasenrain des Waldes, und höret mir still zu.

Jene Lilie ist ein Abbild eures Leibes. So schön gebildet seid ihr aus des Schöpfers Hand gekommen; die weiße Farbe zeigt ein Kind an, welches noch züchtig ist und unbefleckt. Der süße Geruch bedeutet, daß Vater und Mutter an dem Kinde Wohlgefallen und Freude finden. Das ist ja Alles leicht zu begreifen. Aber nun höret weiter! Wie in dem Innern der Blume es zarte und heimliche Glieder giebt, welche ich nicht mit meiner Hand

berühren durfte, so giebt es auch an eurem Leibe dergleichen zarte heimliche Glieder. Ich kann sie euch nicht nennen, das will der Engel der Schamhaftigkeit nicht leiden. Ich kann sie euch auch nicht zeigen, — das wäre noch viel ärgerlicher als das Nennen. Aber ihr wisset nun, was ich für Theile eures Leibes im Sinne habe. Und seht, das ist das grobe Aergerniß, von welchem Jesus redet, was an dem Menschenleibe begangen werden kann, wenn ein Kind mit seiner Hand diese heimlichen Glieder so betastet, wie ich vorhin mit der Lilie thun wollte. Manches Kind weiß es nicht, daß es damit eine schwere Sünde an sich selbst begeht; manches Kind merkt es auch anfangs nicht, daß es sich damit den Tod zuzieht, gleichzeitig den Tod der Seele und den Tod des Leibes, und so geht es denn, ohne daß man die Ursache recht kennt, dem innern und äußern Elende entgegen. Was ich, euer Lehrer, euch heute vorzeige und vorsage, das habe ich aber auch schon in früheren Jahren Andern meiner Schüler offenbaret, und von diesen ist Mancher zu mir gekommen ganz im Stillen und hat mir gestanden: „Ich war schon damals, als wir von dieser Sache sprachen, ganz in diese Sünde hineingerathen; ein unverschämter Gespiele hatte mir Anleitung dazu gegeben. Aber ich wußte nicht, daß es etwas so Böses sei. Als Sie mich aber vor diesem Mißbrauche meiner Hände gewarnt hatten, da besann ich mich, daß ich der Sünder sei, und rief den Herrn Jesus an: Herr, hilf mir! Und er hat mir geholfen, und ich danke es ihm, daß ich nicht dem Tode in die Hände gefallen bin. Aber ich danke es auch Ihnen, lieber Lehrer, daß Sie mich erinnert haben!" — O, er hatte wohl Ursache, dem Herrn zu danken, der liebe Jüngling; denn jener Gespiele, welcher ihm den Weg zu der Sünde gezeigt hatte, ist vor meinen Augen dahin gesunken und untergegangen. Zuerst bemerkte man in seinen Augen etwas Starres und Todtes, auf seinen Wangen eine Blässe, mit welcher eine heiße Röthe abwechselte, in seiner Stimme eine Heiserkeit, in seiner Stimmung einen Hang zum Weinen, in seinen Bewegungen etwas Unsicheres. Bald wurde man gewahr, daß ihm das Denken schwer wurde, daß sein Gedächtniß ihn verließ, daß sein Gang sich fortschleppte, wie bei einem Kranken. Noch war kein Jahr vergangen, da sah man ihn Stunden lang auf einer Bank oder auf einem Baumstamme sitzen, seiner Hände eine war an einem heimlichen Orte versteckt; auf jede Anrede blickte er wie ein Verrückter seitwärts und gab nur ein wildes Lächeln zur Antwort. Noch ein Jahr später, da wurde sein Leichnam aus dem Mühlgraben herausgezogen, in welchen er sich gestürzt hatte.

Sehet, so traf es ein an diesem unglücklichen Jünglinge, was Jesus gesagt: Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir! — O armes Kind, hättest du doch das gethan! Es war dir besser, daß du zum Leben als ein Krüppel eingingest,

denn daß du zwei Hände hattest und wurdest in das ewige Feuer geworfen. — So erzählte dieser Lehrer.

2. Aber ich muß in der Erklärung der Worte Jesu weiter mit euch gehen, meine Kinder. Der Herr spricht ja auch: „Wenn dich dein Fuß ärgert, so haue ihn ab!"

Eines Morgens, es war zur Frühjahrszeit, ging ich mit etlichen meiner Kinder durch die Gärten nach dem Felde hin. In einem Garten sah ich einen Mann mit der Baumsäge auf einem Pflaumenbaume sehr emsig beschäftigt. Was macht ihr da, lieber Nachbar? fragte ich ihn, ihr schneidet ja auch grüne und knospentragende Zweige von dem Baume; ich meinte, nur das dürre Holz müsse herunterkommen. Der Gärtner antwortete mir: Mit nichten bloß das dürre Holz! Man muß auch darauf wohl achten, daß nicht Baumzweige sich drücken, übereinander legen, und wie wir sprechen, aufeinander reiten; denn da kommt manchmal eine junge Knospe dazwischen und wird gepreßt, bis sie dahinstirbt. Wo ich das sehe, da besinne ich mich gar nicht lange, sondern greife nach der Baumsäge und schaffe Luft. Und der Baum dankt es mir, wenn ich ohne Barmherzigkeit herausschneide, was seinem freien Wachsthum schadet. Ich sagte dem Manne einen freundlichen Gruß zum Abschiede und ging mit meinen Kindern weiter. Aber aus dem Gespräche in dem Garten hatte ich mir etwas behalten und redete alsbald mit den Knaben über die Sache ausführlicher. Habt ihr nichts gemerkt von der Regel jenes Gärtners? Welche Zweige sägte er ab? — Seht, der Mensch kann auch mit einem Baume verglichen werden, seine Arme und seine Beine sind Zweige an dem Baum. Denket euch nun einmal einen Menschen, welcher auf dem Stuhle sitzt: könnte wohl dieser Sitzende auch eine Stellung annehmen, welche den Zweigen gleicht, die aufeinander drücken oder reiten? Ihr seht daraus, daß ich einen Grund habe, diese Gewohnheit nicht zu dulden, und meine Schüler abzumahnen, daß sie die Beine beim Sitzen übereinanderschlagen. Ihr versteht ja, ohne daß ich euch darum frage, daß hierbei eine größere Gefahr ist, als dort bei jenem Baume, wo es nur auf eine Knospe ankommt; denn bei dem Menschen liegen heimliche zarte Glieder dazwischen, welche gepreßt und gereizt werden, bis eine böse Lust darin erwacht und den Menschen zu derselben Sünde entzündet, von welcher ich vorhin zu euch geredet habe. Aus ganz gleichem Grunde vertrage ich's auch nicht, wenn ich Schüler oder Schülerinnen sehe, welche sich auf die Ecke des Stuhles oder auf die scharfe Kante der Bank setzen und darauf sitzen bleiben. Denn leicht trifft das Wort zu: „Ein unkeuscher Mensch hat keine Ruhe an seinem Leibe, bis daß er ein Feuer entzünde." — Seht, so haben wir ja abermals aus einem Garten gelernt, was das Wort unseres Herrn Jesu Christi auf sich hat: „Aergert dich dein Fuß, so haue ihn ab! Es ist dir

besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß du zwei Füße habest, und werdest in das höllische Feuer geworfen!"

3. Aber laßt uns das Dritte nicht übersehen, was der Herr Jesus noch angeführt hat als Grund des Aergernisses. Vielleicht, daß auch daraus die Kinder etwas lernen können für das sechste Gebot.

Welches ist das dritte Glied, dessen die Rede des Herrn mit solcher Strenge gedenkt? Nun, von dem Augenpaar werden wir also auch noch zu handeln haben.

Unser Herr Jesus Christus hat in der Bergpredigt (Matthäi 6, 22.) das Auge des Menschen geschildert von zwei Seiten, wie es Segen und Fluch über die Menschen verbreiten kann. „Das Auge", spricht er, „ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib lichte sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein." Von dem Auge nun, welches ein Schalk ist, spricht er in unserer Stelle: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus. Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwei Augen habest, und werdest in das höllische Feuer geworfen!"

Die Pflanzenwelt soll uns auch hier wieder ein Beispiel vorführen.

Ein Blumenfreund hatte drei Saamenkörner einer seltenen Zierpflanze durch die Post zugesandt erhalten, und eilte, dieselben in einem Blumentopfe unter die Erde zu bringen. Sein wißbegieriger achtjähriger Sohn Adolph hatte dabei zugesehen, und richtete dann an den Vater die Frage: Warum legst du die Saamenkörner nicht oben auf die Erde, sondern deckst sie so sorgfältig mit der Erde zu? Der Vater hatte kaum geantwortet: Weil die Erde zum Keimen der Saamenkörner hilft; da regte sich in Adolphs Seele dieselbe Unruhe, welche wir eben erst an dem kleinen Franz vor dem Gurkenbeete kennen gelernt haben; er brach sofort in ein neues Fragen aus: „Was geschieht denn an dem Saamenkorn, wenn das Keimen anhebt? Ich möchte wohl gern bei der Sache ein Zuschauer sein!" Der Vater gab sich nun viel Mühe, dem Adolph deutlich zu machen, wie in jedem Saamenkorn innerhalb des Mehls, oder Oels, oder Fleisches, zwei Saamenklappen liegen, welche man nur selten mit bloßen Augen sehen könne. In der feuchten, dunkeln Erde fange das Körnlein an zu quellen; innerhalb der Saamenklappe breche dann ein Keim hervor, welcher in die dunkle Tiefe hinabsteige und allda zur Wurzel werde, und ein zweiter Keim, welcher das Herz der Pflanze in sich schließe, steige hiernächst in die Höhe und bringe an das Licht hervor. Dieser Belehrung setzte er dann noch hinzu: „Mein Sohn, das ganze Werk gehört in die Geheimnisse des Lebens, welche Gott vor unsern Augen zudeckt; daran erinnere deine Wißbegierde, welche gern Alles besitzen möchte."

Diese Warnung des Vaters reizte nur noch mehr die Ungeduld Adolphs. Nach etwa vierzehn Tagen beschloß er, dieses Keimen mit seinen Augen zu verfolgen, wenigstens an einem der drei Saamenkörner. Eines Morgens, in Abwesenheit des Vaters, trat Adolph vor den Blumentopf, räumte mit seinen Fingern die Erde behutsam auf die Seite, und fuhr so lange mit der Untersuchung fort, bis er auf das eine Saamenkorn traf und entdeckte, daß wirklich ein Keim nach der Tiefe gegangen war, ein zweiter unter dem schon losgesprengten Dache der Hülse sich bereits nach oben zu erhob, und nun eben jetzt bei dieser Untersuchung einen kleinen Stoß bekommen hatte. Adolph hatte nun, was er wünschte, gesehen, und legte die zurückgeschobene Erde wieder an und auf. Er ging täglich einigemal an den Blumentopf heran, um den Aufgang genau zu beobachten, und hatte nach etwa fünf Tagen die Freude, die Ankunft zweier Saamenkörner zu entdecken. Das dritte, eben dasjenige, welches er in der Tiefe belauscht hatte, blieb noch zurück. So oft der Vater kam, um nachzusehen, ob sich der dritte in der Gesellschaft nicht auch einfände, klopfte ihm das Herz; aber er wagte doch nicht, zu gestehen, was er gethan hatte. Auch als der Vater äußerte: Die Körner waren alle drei gesund — ich möchte wohl wissen, was mit diesem dritten vorgefallen ist? konnte sich Adolph noch nicht zum Bekenntniß der Wahrheit entschließen. Am dritten Tage schien ihm ein Freudenstern aufzugehen; denn da hob sich die Erde, der Keim drang an das Licht hervor und breitete das Herz der künftigen Pflanze aus. Aber bald bemerkte Adolph, daß dies Herz nicht frisch aussah und daß eins seiner innersten Blätter zur Hälfte abgebrochen war. Als nun der Vater kam und den Spätling in Augenschein genommen hatte, dabei aber zum zweiten Male die Bemerkung wiederholte: Es muß mit diesem Körnlein ein besonderes Bewandtniß haben! da konnte Adolph sich nicht länger mehr bergen und halten. Er nahm den Vater bei der Hand und gab sich seiner ganzen Sünde schuldig. Der Vater aber sprach: Hatte ich es dir nicht gesagt: Gott hat die tiefsten Geheimnisse des Lebens vor unsern Augen verborgen!

Nun, saget mir doch, liebe Kinder, erinnert ihr euch nicht bei dieser Geschichte, daß es auch göttliche Geheimnisse an unserm Leibe giebt? Hat Gott auch gewollt, daß wir dieselben im Dunkeln lassen, nicht aufdecken, nicht anschauen sollen? Wie heißt der Engel, der ein Kind erinnert: Wende deine Augen nicht dahin! gehe dem Kinde nicht nach an den heimlichen Ort! decke nicht auf, wo der Bruder oder die Schwester auf dem Bettchen schläft! siehe nicht durch das Schlüsselloch, wo der Bediente oder die Magd sich auszieht! wenn du an einem einsamen Oertchen bist, mache nicht auf, wenn dein Gespiele draußen anklopft und spricht: Ich bin's, laß mich ein! — Das Alles verlangt der Engel der Schamhaftigkeit von dir; was für ein Mensch müßtest du schon geworden sein,

wenn du diesem Engel nicht mehr folgen wolltest? Aber es giebt allerdings Augen, die sich nicht scheuen, mit begieriger Lust dem nachzusehen, was Gott verborgen hat, welche viel schlimmer sind, als Adolphs Augen, — von denen sagt der Herr Jesus, daß sie den Menschen ärgern.

So ein Paar Augen hatte einstmals Ham, einer von den drei Söhnen des alten Noah. Dieser Noah hatte Wein getrunken, und der Wein hatte ihn trunken gemacht. So war er eingeschlafen in seiner Hütte. Wenn nun ein nüchterner Mensch sich niederlegt und einschläft, so deckt er sich sorgfältig zu, und auch im Schlafe entblößt er sich nicht. So war nun freilich Noahs Leib nicht bedeckt, denn er war ja in der Trunkenheit eingeschlafen. Jetzt trat jener Ham in die Hütte, und seine Augen flogen, den Aasvögeln gleich, alsbald an die Stelle, welche ein gutes Kind nicht sehen soll. Und der Anblick hatte ihn nicht erschreckt, wie es dir und mir ergangen wäre, sondern er hatte seine Lust daran und kam alsbald herausgelaufen zu seinen Brüdern, Sem und Japhet, und zeigte mit dem Finger in die Hütte, und lud sie ein, da hineinzugehen und dort einen lustigen Anblick zu genießen. Höret, was nun die beiden Brüder thaten. Sie nahmen ein Kleid, oder Mantel, und legten ihn auf ihre beiden Schultern und gingen rücklings hinzu und deckten ihren Vater zu, und ihr Angesicht war abgewandt, daß sie nicht sahen, was Ham gesehen hatte. Als aber Noah erwachte von seinem Wein und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn gethan hatte, da sprach er einen Fluch aus über Ham, und einen Segen über die schamhaften Brüder Sem und Japhet.

So ein Paar Hams-Augen, die den Menschen ärgern, hatte einst auch ein Mann, der sonst nach dem Herzen Gottes war und lebte, — ich meine den König David. Seine Kriegsheere waren ausgezogen in den Streit, und er war allein zu Hause geblieben. Und es begab sich, daß David um den Abend aufstand von seinem Lager, und ging auf dem Dache des Königshauses und sah vom Dache ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt. Und der König erkundigte sich nach ihr und ließ sie holen und nahm sie zu sich, als wäre sie sein Weib. Sie war aber des Urias Weib, Bathseba mit Namen, und also war der König ein Ehebrecher geworden. Wie heißen die Worte Jesu, an welche wir hier schon wieder erinnert werden?

Was wir, weil es zugedeckt ist, nicht sehen können, das kann ein Künstler mit Bleistift zeichnen, oder mit Farben malen; man kann es aber auch mit Worten so beschreiben, als ob man es sähe. Wer jenes thut, der liefert ein unzüchtiges Gemälde; wer dieses thut, der schreibt ein unzüchtiges Buch. Das unzüchtige Gemälde stellt mir ein unreines Bild vor die auswendigen Augen, das unzüchtige Buch stellt mir das unreine Bild vor die Augen der Seele. Auf wie vielerlei Weise kann also noch ferner

das Auge den Menschen ärgern und zur Sünde gegen das sechste Gebot anreizen? Vor unzüchtigen Bildern und unzüchtigen Büchern habe ich euch schon einmal gewarnt; von jedem dieser Fälle will ich euch nur ein Beispiel zur Warnung erzählen.

In einer Stadt, welche nicht weit von hier gelegen ist, befand sich eine Gemäldesammlung, zu welcher jedem gebildeten Menschen der Zutritt in gewissen Stunden frei stand. Ein Predigerssohn vom Lande, welcher in jener Stadt das Gymnasium besuchte, hatte diese Sammlung auch betreten, und beim Auf- und Abgehen in dem Saale ein Bild bemerkt, vor welchem ein Vorhang herabhing. Seine Neugierde war dadurch rege geworden. Als er daher einstmals allein zu sein glaubte, zog er den Vorhang auf und erblickte dahinter ein schön gemaltes lebensgroßes Bild einer ganz nackten Menschengestalt. Dieser Anblick wirkte wie ein Gift auf seine Seele. Bald sah man ihn täglich nach dem Saale wandern. Viel Schönes und Herzstärkendes war daselbst zu sehen: prächtige Landschaften, Seestücke, Menschen-Bildnisse u. s. w., und der Knabe, wenn Leute neben ihm weilten, besah sich zum Schein bald das eine, bald das andere dieser Gemälde. Aber seine Augen ruhten nicht auf diesen Darstellungen, und kaum war er allein, so begab er sich nach dem verhüllten Bilde, schob den Vorhang begierig zurück und weidete sich daran. Und wenn seine Seele voll war von lauter unreinen Gedanken, dann setzte er sich auf eine Ecke, starrte mit den Augen gerade vor sich hin, und hätte ihn dann Jemand betrachtet, wie er da saß mit übereinander geschlagenen Beinen, der hätte ihn für einen wahnsinnigen Bewohner des Irrenhauses gehalten. Nun, es fand sich aber Jemand, der ihn betrachtete. Der Aufseher, schon längst aufmerksam auf das häufige Kommen, auf das lange Verweilen, und auf das verwirrte Aussehen des unglücklichen Knaben, hatte sich heute im Saale versteckt, hatte Alles gesehen, und trat plötzlich hervor, als der Besucher eben mitten in seiner Sünde saß, und Auge, Hand und Fuß im Dienste des Teufels standen, und sprach zu ihm: Mein Sohn, was treibst du hier? Zitternd und stammelnd wollte dieser die Antwort geben; aber der Aufseher faßte ihn gleich am Arm, führte ihn auf sein Zimmer, schlug Matthäus Cap. 18, 8. 9. auf, las mit lauter, eindringlicher Stimme die Worte unseres Herrn vor, und setzte dann hinzu: „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse!" (5 Mos. 30, 15.) welches du willst, das soll dir gegeben werden. Die Worte erschütterten den Knaben; er mußte sich zu seinen Eltern bringen lassen und verfiel in ein gefährliches Fieber. Nach einigen Wochen, als die Angst seines Herzens nicht nachließ, da gestand er endlich seinem armen Vater die ganze schreckliche Verirrung seiner Seele. Das Gebet des Vaters und die Erbarmung des Herrn hat nach und nach zur wahren Buße und zur gründlichen Bekehrung geholfen, also daß derselbe Mensch

noch sagen konnte: Als einen Brand hat der Herr mich aus dem Feuer gerissen!

Vernehmet nun noch ein anderes Beispiel. Die kleine Luise Becker war auf eine andere Weise in Gefahr der Seele gekommen. Sie war in dem Hause einer Tante sehr wohl gelitten und brachte dort außer der Schulzeit manche Stunde des Tages zu. Die alte Tante hatte ein Dienstmädchen, welches unreinen Herzens war und heimlich aus einer Leihbibliothek allerlei unsaubere Bücher holte und des Abends vor Schlafengehen noch darin las. Diese Bücher pflegte die Magd in ihrem Kleiderspind aufzuheben. Luise hatte eines Tages das Spind offen gefunden und ein Buch aufgeschlagen, in welchem sie Dinge las und beschrieben fand, welche ich euch nicht sagen kann, und die auch der Luise das Blut so in Wallung brachten, daß ihr das Herz laut schlug und die Wangen brannten. Sie legte das Buch wieder hin und ging davon; aber was in dem Buche gestanden hatte, das ging mit ihr und ließ ihr auch des Nachts nicht Ruhe. Am folgenden Tage nach der Schule machte sie schon dem Spind zum zweiten Male ihren Besuch. Diesmal nahm sie das Buch unter ihre Schürze, begab sich damit in eine Bodenkammer, riegelte die Thür hinter sich zu und las die ganze unzüchtige Geschichte noch einmal durch; dann legte sie ein Zeichen in das Buch und saß noch lange, wie in bösen Träumen, auf dem Stuhle. Dieses wiederholte Luise jeden Tag; und da sie nun die unsaubere Geschichte fast auswendig wußte, so beschäftigte sie sich auch im Vaterhause und wenn sie in's Bett kam mit dem Buche. Immer war es ihr, als müßte sie noch mehr in der Geschichte entdecken, wenn sie weiter läse, und so ging sie immer wieder nach dem Spind und seiner ekelhaften Lockspeise; aber eines Tages war das Buch nicht mehr an seinem Orte, das Dienstmädchen hatte dasselbe an den Bücherverleiher zurückgegeben. Jetzt entbrannte ihre Begierde noch heftiger. Daß Luisens Vater ihr erlauben würde, aus dieser Bibliothek ein Buch zu holen, daran war freilich nicht zu denken; aber sie kannte ja den Titel des letzteren. Was sie in ihrem ganzen Leben noch nie gewagt, das unternahm sie jetzt: sie schlich sich, als es dunkel geworden war, zu dem Buchverleiher, brachte einen Gruß von ihren Eltern, und erhielt das Buch. Nun entglühte das unreine Feuer noch tiefer in ihrem Herzen. Täglich mehreremale war Luise eingeschlossen bei jenem Buche, und wenn sie eine Zeit lang gelesen hatte, dann saß sie wie eine Bildsäule von weitem anzusehen, in der Nähe aber konnte man mit Schrecken bemerken, daß wie bei jenem Knaben Hände und Füße in der Gewalt des Satans waren, die Augen aber aussahen, wie die Augen eines Todten. Ihre Mutter war die Erste, welche die entsetzliche Veränderung an Luisen bemerkte. Auf ihren Knieen rief sie den Herrn an: er wolle ihr die Ursache der Zerstörung des Leibes und der Seele ihrer Tochter anzeigen. Und siehe, noch an

demselben Tage schickte der Bücherverleiher zu ihr in's Haus und ließ fragen: ob sie das Buch noch einen Monat länger behalten wolle? Auf ihre Antwort: Sie wisse von keinem Buche, welches sie jemals aus der Leihbibliothek entnommen habe, wurde Luise genannt, und die ganze schreckliche Geschichte kam so auf einmal an den Tag. — Der Vater bezahlte sogleich den Werth des Buchs an den Verleiher, aber das Buch selbst hatte ein anderes Schicksal. Nachdem der Vater seine Tochter zum vollen Bekenntniß ihrer Sündenschuld gebracht und mehrere Tage mit ihr im Gebet vor Gott dem Herrn gestanden hatte, ließ er im Kamin ein Feuer anzünden und Luise mußte mit eigener Hand das Buch hineinwerfen, der Vater aber sprach die Worte dazu: „Sammelt das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne!"

So viel von den heimlichen Sünden der Jugend! Wir schließen damit das sechste Gebot, und rufen nochmals den Geber aller guten Gaben mit der Bitte an: Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist!

VII.

Das siebente Gebot.

Du sollst nicht stehlen!

§. 19.

Vom Eigenthum, vom Mammon und vom unrechten Gute.

Vorlesung aus Matth. 6, 19–21.

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!"

Gesang.

O treuer Hüter, :,: Brunnen aller Güter! Ach laß doch ferner über unser Leben :,: Bei Tag und Nacht dein' Huld und Güte schweben! Lobet den Herrn! :,: Gieb, daß wir heute :,: Herr, durch dein Geleite Auf unsern Wegen unverhindert gehen :,: Und überall in deiner Gnade stehen. Lobet den Herrn! :,:

Gebet.

Herr Gott und Vater, Du Brunnquell aller Güter, gieb uns doch zu Allem, was wir von Dir empfangen haben, ein dankbares und kindliches Herz, und lehre uns die himmlische Weisheit kennen

und im Herzen behalten, daß die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Es ist ja, Herr, Dein Geschenk und Gab'
Mein Leib und Seel', und was ich hab'
In diesem armen Leben.
Damit ich's brauch' zum Lobe Dein,
Zum Nutz und Dienst dem Nächsten mein,
Wollst mir Dein' Gnade geben! Amen.

Als Gott diese Erde geschaffen hatte und am Letzten den Menschen, da übergab er die Erde, und was darauf ist, dem ersten Menschenpaare. Da trug das Getreide ihm seine Aehren, da brachte der Baum ihm seine Früchte dar; und was war der Mensch über alle diese Dinge und Güter? Und wie viele Herren der Erdengüter gab es noch sonst außer ihm? Was für ein Herr war also damals der Mensch? Wird man damals schon einen Unterschied gemacht haben zwischen Mein und Dein? — Aber freilich nicht lange konnte dieser Zustand dauern: wann mußte eine Aenderung eintreten? Als nun mehrere Menschen auf der Erde wohnten und nebeneinander sich niederließen: was mußte nun mit den Gütern der Erde geschehen? Welche Wörtchen kamen nun auf? Und wenn man nun zu sagen anfing: Das ist mein, und das ist dein! so mußte man auch, wo das Mein aufhört und das Dein anfängt, eine Linie ziehen, und diese Linie mußte Jeder kennen und in Acht nehmen. Würde das aber wohl geschehen sein, wenn die Menschen jene Theilung der Erdengüter selbst gemacht hätten? Was würde aus solcher eigenen Theilung der Güter dieser Erde auf der Stelle entsprungen sein? Wer war nun der Theiler von Anfang an? Wie waren aber die Theile, die er machte? Sehet euch einmal die Blätter einer einzigen Pflanze an, wie sie unten am Fuße des Stengels, wie sie aufsteigend bis nach der Blumenkrone sich zeigen: was bemerkt ihr schon an diesen Blättern? Sehet euch ferner die Bäume und Gesträucher und Gräser im Walde an: haben sie alle einerlei Höhe, Stärke und Reichthum des Lebens? Und möchtet ihr etwa einen Wald lieber haben, in welchem alle Bäume eine Gestalt, eine Höhe, eine Blattform und einerlei Natur hätten? Wenn nun diese Verschiedenheiten die wichtige Bedingung zur Schönheit der Natur sind: wo werden wir dieselben auch herrschend finden? Gott gab also jedem Menschen ein gewisses Theil von den Gütern dieser Erde; aber wie waren diese Theile, wenn man sie miteinander verglich? Wie nennt man nun den Menschen, der von solchen Gütern der Erde ein sehr großes Theil empfangen hat? Und welchen Namen trägt der Andere, dem nur ein kleines Theil von solchen Gütern zugefallen ist? Wie heißt aber bei reichen und armen Leuten das jedem von Gott beschiedene und begrenzte Theil von den Gütern dieser Erde, über welches

die kleinen Wörter Mein und Dein die Wache halten? Was ist demnach das Eigenthum?

Lasset uns gleich noch überlegen, woran man den Eigenthümer erkennt! Wenn die Linien zwischen Mein und Dein sich irgendwo verschoben haben, entweder durch Zufall, oder durch Schuld der Menschen: wer wird es sein, der darauf anträgt, daß die Grenzen wieder hergestellt werden? Und durch welche Handlung giebt er alsdann zu erkennen, daß er das Seine wieder habe? Welchen Namen führt in dieser Beziehung der Eigenthümer unter den Menschen? Und wie heißt die Handlung, durch welche er sich als den Besitzer erweist? Vor Menschenaugen hat also der Eigenthümer das Recht der Besitznahme.

Ist es nun ein Weinberg, in dessen Besitz er sich mit Recht gesetzt hat, und es kommt die Zeit des Herbstes heran: was darf er thun? Oder ist es ein Baumgarten, der seinem Besitz zugewachsen ist: was steht ihm zu, wenn die Früchte reifen? Oder ist er der Herr einer Schafheerde geworden: was für ein Recht hat er, wenn die Zeit der Schafschur herannaht? Mit einem Worte: welches Recht darf er ausüben? Darum sagt auch die heilige Schrift (1 Cor. 7, 31.), es sei nur darauf zu sehen unter denen, „die dieser Welt brauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen." Bin ich also Besitzer, und habe mein Besitzthum nicht etwa in Pacht oder Miethe ausgethan, so habe ich vor Menschenaugen ferner das Recht des Gebrauchs.

Noch ein Drittes wird mir zustehen. Wenn mein Nachbar eine große Wiesenfläche besitzt und benutzt, aber des Waldes ganz entbehrt, ich dagegen erfreue mich einer sehr ausgedehnten Waldung, muß aber aus Mangel an Wiesengrund mein Heu alljährlich kaufen: sollte sich das nicht ausgleichen lassen zwischen uns? Und wie? Aber wenn ich einen Tausch nicht machen könnte: wäre es nicht möglich, daß ich noch auf eine andere Weise Besitzer eines Wiesengrundes werden könnte? Was dürfte ich nur thun? Wenn nun aber jener mein Nachbar einen Theil seiner Wiese an mich vertauscht oder verkauft hätte und es fragte ihn Jemand: Was hast du mit deinem Eigenthum angefangen? welche Antwort würde ihm als dem Besitzer zustehen? Das Recht, zu vertauschen, zu verkaufen, zu verschenken, wird mit einem Worte das Recht der freien Verfügung oder Veräußerung genannt. Es ist das Dritte, woran man den Eigenthümer erkennt.

Das Eigenthum ist also das einer Person von Gott beschiedene und begrenzte Theil von den Gütern dieser Erde, über welches diese Person unter Menschen das Recht der Besitznahme, des Gebrauchs und der freien Verfügung hat.

Wir haben bisher Aecker, Weinberge, Wiesen, Häuser und Heerden u. s. w. als Eigenthum der Menschen angesehen; lasset

uns noch überlegen, welche Dinge überhaupt unser Eigenthum sein können und welche nicht.

Jeder Mensch muß in jedem Augenblicke seines Lebens etwas holen und schöpfen aus der Natur: weißt du, was dies ist? Der Odem wird aber aus der Luft geschöpft! Glaubst du nun, wenn du ein reicher Mann wärest, so könntest du in einer ganzen Gegend die Luft an dich kaufen? Oder wenigstens ein Drittel oder ein Viertel von der Luft, welche in einem Thale weht? Kann Jemand von der Luft ein Viertel oder ein Achtel nehmen und behalten? Warum das nicht? Die Luft ist also ein untheilbares Gut. — Dem Menschen sind ferner ein Paar Augen von Gott geschenkt, eine köstliche Gabe: was muß er aber daneben besitzen, wenn ihm das Geschenk etwas helfen soll? Welchen Gehülfen für seine Augen setzt daher der Bergmann auf sein Haupt, wenn er in den dunkeln Schacht hinabfährt? Woher nehmen wir nun das reinste Licht für unsere Augen? Sollte nun nicht ein Kaiser oder König mit seinen Schätzen das Licht der Sonne kaufen können? Du lächelst; was haben wir denn eben erst von der Luft ausgesagt? Und was wirst du wohl auch von dem Sonnenlicht mit Recht behaupten können? Wird also wohl ein Mensch, wie reich er auch sei, ein Recht der freien Verfügung über das Sonnenlicht in Anspruch nehmen dürfen oder auch nur können? Also Luft und Sonne können nicht mein Eigenthum werden; und warum nicht? Aber wir müssen noch weiter fragen: ob etwa der Mensch selbst sich zum Eigenthum an einen Menschen verkaufen könnte?

Wird das wohl angehen, daß ein gesunder Mann sich erbietet, ein Jahr lang, oder drei Jahre lang, mein Diener zu werden und alle Kräfte seines Leibes an meine Arbeit zu wenden? Er würde dies gewiß nicht umsonst thun, sondern sich auf so lange bei mir vermiethen; werde ich aber schon darum ein Recht haben, zu sagen: Du hast dich mir verkauft!? Und wenn wirklich ein Mensch so ohne Gedanken wäre, daß er sich selbst, d. i. seinen Leib, mir zu eigen gäbe und einen Handel darauf abschließen wollte, daß er sagen dürfe: Ich will dein sein und bleiben! — woran würde ich einen Solchen erinnern müssen? Wer ist es allein, dem ein Mensch sich ganz zu eigen geben darf und zu dem wir singen und beten: Laß mich dein sein und bleiben!? Gottes und Christi Knecht sein, das kommt allen Menschen zu; soll sich aber Jemand, den Christus erkauft hat, zu einem Menschenknechte machen? (1 Cor. 7, 23.) Ist also die Leibeigenschaft, die Sklaverei unter den Christen, noch zu dulden? — Ihr seht aus diesen Anführungen, daß auch der Mensch selbst nicht kann eines Menschen Eigenthum werden, weil er schon ein Eigenthum des Herrn ist, und Niemand kann zweien Herren dienen.

Daraus ersehen wir nun, was unser Eigenthum nicht werden kann. Vielleicht giebt uns dies alsbald einen weiteren Bescheid,

wohin Alles zu rechnen ist, was wir besitzen können. Eine Person kann ich nicht erwerben, noch kaufen: was ist nun der Gegensatz von Person? Wenn ich mit Weib und Kindern, und mit Allem, was wir auf einen Monat bedürfen, eine Reise machen will und mit einem Fuhrmann unterhandle und von dem zuerst die Antwort erhalte: Die Personen bringe ich mit zwei Pferden fort: was ist das Andere, worüber er noch zweifelt? Und sehet, die Sachen und auch die Rechte, die an einer Sache haften (dingliche Rechte), kann man besitzen und veräußern.

Wir werden also in der Beschreibung des Eigenthums noch einen Zusatz machen müssen, nämlich diesen: Das Eigenthum ist das jedem Menschen von Gott beschiedene und abgegrenzte Theil von den theilbaren Gütern der Erde, über welches derselbe das Recht der Besitznahme, des Gebrauchs und der Verfügung unter seines Gleichen hat.

Ihr merkt, liebe Kinder, daß ich hier noch etwas hinzugefügt habe, was nun in seiner Bedeutung begriffen werden kann, — ich meine die Worte „unter seines Gleichen".

Stellt euch einmal mit eurem Eigenthum, dem großen oder kleinen, Gott gegenüber und seht zu, was ihr antworten wollt, wenn Gott nach eurem Rechte auf das Eigenthum fragt. Sprecht ihr: Ich bin Besitzer! so höret wohl, was euch Gott in seinem Worte vorhält: Wer hat den Abraham reich gemacht an Vieh, Silber und Gold (1 Mos. 13, 2.)? Du aber, „was hast du, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte?" (1 Cor. 4, 7.)

Sprecht ihr: Ich bin Nießbraucher! so vernehmet, was euch der Herr zuruft (Hiob 27, 16. 17.): „Wenn der Reiche Geld zusammen bringt wie Erde, und sammelt Kleider wie Lehmen, so wird er es wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen, und der Unschuldige wird das Geld austheilen!"

Sprecht ihr: Ich bin der Herr über meine Güter, und ich weiß wohl, was ich thun will! so antwortet euch Gott (Luc. 12.): „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird's sein, was du bereitet hast?" Weißt du nicht, wer als der Einzige das Recht hat, zu fragen: „Habe ich nicht Macht, zu thun, was ich will, mit dem Meinen?" (Matth. 20, 15.) Es stehet ja geschrieben (Hiob 27, 19. 20.). „Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mitraffen; er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein!" Und Pred. 5, 14. wird ihm zuvor gesagt: „Wie er nackend ist von seiner Mutter Leibe gekommen, so fährt er wieder hin, wie er gekommen ist, und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfähret."

Was kann demnach im Angesichte Gottes kein Mensch von sich sagen, wenn von den Rechten über das Eigenthum die Rede ist? Wenn er nun bedenkt: Es kommt alles Gut und Vermögen, was unter seinen Händen ist, von Gott, und der hat ihn über das Alles gesetzt, daß er es in Acht nehme und wohl anwende — als was wird er sich jetzt ansehen? Jesus sagt (Luc. 12, 42.): „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter!" Und wenn es sich handelt um den Gebrauch dieser Güter: wird er sich die Macht beilegen können, damit zu thun, was ihm gefällt? Welche Anwendung heißt der Herr ihn machen? (Luc. 12, 42.) Wozu setzt ihn der Herr über sein Gesinde? Er soll ihnen das Ihrige zu rechter Zeit und nach Gebühr geben! Wer beurtheilt nun, ob dies geschah und geschehen sei? Worauf hat also der Haushalter sich gefaßt zu machen? (Luc. 19, 15.) Und wann erst wird sich entscheiden, ob er von seiner Verwaltung etwas hinüberbringen wird in die künftigen Tage? (Luc. 19, 26.)

Nun verstehen wir, daß und warum wir von Rechten auf das Eigenthum nur reden dürfen unter unsres Gleichen; aber niemals vor Gottes Augen.

Daraus lernen wir gleich weiter, welch ein großer Unterschied in dem Anschauen der Güter dieser Erde hiernach stattfindet. Jakob, der Erzvater, war in der Fremde ein reicher Mann geworden; er nannte sich und sein Angehöriges „zwei Heere". (1 Mos. 32, 10.) Und als er nun Esau, seinen Bruder, wieder erblickte nach langjähriger Trennung, da hatte er für diesen von seinem Vermögen ein reiches Geschenk ausgesondert: zweihundert Ziegen und zwanzig Böcke, zweihundert Schafe und zwanzig Widder, dreißig säugende Kameele mit ihren Füllen, vierzig Kühe, zehn Farren, zwanzig Eselinnen mit zehn Füllen. Da sich nun Esau sträubte, es anzunehmen, und sprach: Ich habe genug, mein Bruder, behalte, was du hast! drang Jakob in ihn und sagte (1 Mos. 33, 11.): „Nimm doch den Segen von mir an, den ich zu dir gebracht habe, denn Gott hat mir's bescheeret!" — Wie nennt hier der reiche Jakob sein Vermögen? Und von wem leitet er diesen Segen ab? Nehmet diese Anschauung unseres Eigenthums, als die gottgefällige, zuerst, und freuet euch daran.

Jesus selbst führt uns aber eine andere vor. Er sprach (Luc. 12, 15.): „Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz, denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Es war ein reicher Mensch, deß Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei sich selbst, und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Das will ich thun: ich will meine Scheunen abbrechen, und größere bauen, und will darein sammeln Alles, was mir gewachsen ist und meine Güter. Und will sagen zu meiner Seele: liebe Seele, du hast nun einen großen Vorrath auf

viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird es sein, das du bereitet hast? Also gehet es, wer sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott!"

Wovor warnt hier der Herr? Der Mensch, den er als ein Beispiel des Geizes vorführt, wird ein Reicher genannt: worin bestand hauptsächlich sein Reichthum? Findest du in der ganzen Geschichte, welche Jesus von ihm erzählt, das Wort ein einzigesmal gebraucht, das uns an Jakob so wohl gefiel? Er sagt: „du hast einen Vorrath auf viele Jahre!" aber wie nennt er die Früchte, welche diesen Vorrath ausmachen? Wie nennt er die Scheunen, in welchen er sie aufhebt? Und für wen, meint er, sei Alles gewachsen? Wen betrachtet er mithin als den Herrn über alle diese Güter? Welches Recht glaubt er daher zu haben, wenn die Ernte gesammelt ist? Wozu aber sollen denn diese Früchte dienen? Wie lautet seine Ansprache an seine Seele? Wie heißt also das zweite Recht, auf welches er pocht? Nun reichen aber seine Räume nicht; er kommt indeß nicht in Verlegenheit; aus welchen Worten entnehmen wir das? Er will abbrechen und neu bauen; wie haben wir vorhin dieses dritte Recht des Eigenthümers genannt? Dabei nun erinnert er sich nicht ein einziges Mal an Gott, der ihm das bescheeret hat, an den Nächsten, für welchen der Segen mit bestimmt war, und an den Ausgang, den es mit seiner Herrlichkeit allernächst nehmen wird. Darum sagt Christus von ihm: So geht es, wer sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott!

Nun sagt mir: wie nennt denn die heilige Schrift die Schätze, welche ein Mensch sich selber sammelt, darüber er Gott verliert und auch sein Herz gefangen giebt? Der Herr hat in der Bergpredigt gesagt (Matth. 6, 24.): „Niemand kann zweien Herren dienen!" Wen nennt er an der ersten Stelle? und wen an der zweiten? Und hält er den Dienst des Mammon für vereinbar mit dem Dienste Gottes? In diesem Mammon haben wir also den Götzen aufgefunden, dem sich ein großer Theil der Menschen zu Knechten begeben, welchen auch Jesus den ungerechten Mammon nennt. Woher bekommt er wohl diesen Namen? Sage selbst: wen setzt ein solcher Mensch zum Herrn und Besitzer des Eigenthums ein? Wen vergißt er dabei? Und ist das recht? Ferner: wen hält ein Solcher allein für befugt, das Eigenthum zu nutzen? Und an wen denkt er nicht? Und ist das recht? Endlich: wem räumt ein Solcher die Gewalt ein, über sein Eigenthum zu verfügen? Und denkt er dabei an den Ausgang seines Lebens? Und ist das recht? Seht, aus allen diesen Gründen heißt er der ungerechte Mammon. Aber er heißt auch so, weil mit solchem Eigenthum so viel Ungerechtigkeit begangen wird, daß man nicht von einem Groschen in der Tasche sagen kann: es klebt an ihm keine Sünde.

Wir haben nun zwei Anschauungen gehabt von dem Eigenthum und von den Erdengütern. In der einen stand jener Jakob; und wie erschien ihm Alles, was er besaß? Glaubst du wohl, daß ein Mensch wie Jakob, den Gott dahin geführt hat, alles sein Erdengut als einen von Gott bescheerten Segen anzusehen, leicht in Versuchung kommen wird, zu thun, was uns im siebenten Gebot verboten ist? Und könnte es wohl möglich sein, daß sich auch in unsern Tagen noch Menschen finden, welche Gott an seiner Hand wie den Jakob geführt hat, also daß sie in allen guten Gaben der Erde seine Segnungen sehen? Und woran werden Solche, so oft von einem Rechte des Besitzes, des Gebrauchs und der Verfügung hinsichtlich ihres Eigenthums die Rede ist, sich jeder Zeit erinnern? Was wird man daher auch solchen Reichen nicht absprechen dürfen? Lies die Vermahnung der heiligen Schrift, welche für die Besitzer irdischer Güter gegeben ist (1 Timoth. 6, 17—19.): „Den Reichen dieser Welt gebiete, daß sie nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott, der uns dargiebt reichlich allerlei zu genießen; daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich seien, Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund auf's Zukünftige, daß sie ergreifen das ewige Leben!" — Bedenke auch, welche Regel den Corinthern gegeben wird, unter denen viel reiche Leute waren (1 Cor. 7, 30. 31.): „Die da kaufen, sollen sein, als besäßen sie es nicht; und die dieser Welt brauchen, daß sie derselben nicht mißbrauchen, denn das Wesen dieser Welt vergehet!"

Aber der reiche Mann im Evangelio, dessen wir eben erst gedachten, der sah seine Erdengüter ganz anders an; denn in seinem Herzen saß ein böser Feind, der Geiz, und der warf ein Blendlicht auf Alles, was ihm zu eigen gegeben war; und worein verwandelte sich aller Segen Gottes? Sein Gut wurde ein Mammon und er selbst ein Mammonsdiener; und welches Gebot warf sich nun wie eine Kette um seinen Hals? Und wie sagt Jesus von dem Eingange eines solchen Reichen in das Himmelreich? (Matth. 19, 22—26.)

Für alles Erdengut, es sei nun der Segen Gottes, oder der Mammon zu nennen, haben wir einen Namen, den wir aus dem Liede: „Warum betrübst du dich, mein Herz 2c." von Hans Sachs borgen können, da er singt:

Alles, was ist auf dieser Welt,
Es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut,
Das währt nur eine kurze Zeit
Und hilft doch nichts zur Seligkeit.

Wir nennen es das Zeitliche; und aus welchem Grunde? Nun ist zwar ein großer Unterschied hinsichtlich der Zeitdauer und des Behaltens unsrer Güter. Ein alter Vater ließ um sein Sterbebett seine Söhne und Töchter sich versammeln und ermahnte sie:

Wenn ich todt bin, so verkaufet dies Häuschen nicht, in welchem wir wohnen, und auch die Wiese vor dem Schloßgarten gebet nicht weg. Das Haus ist ein Erbe meines Urgroßvaters väterlicher Seite und die Wiese rühret von meiner Aeltermutter her. Gewiß waren diese beiden Vermögensstücke auch zeitliche Güter; aber von welcher Dauer? Kinder und Kindeskinder waren gekommen und wieder gegangen; aber was war immer unverrückbar auf seiner Stelle geblieben? Man nennt daher Aecker, Häuser, Waldungen u. s. w. unbewegliche Güter. Aber derselbe Vater besaß eine kleine Schafheerde, die wollte er der Tochter hinterlassen, weil sie dieselbe stets treu gepflegt; und unter dem Hausgeräthe befanden sich noch Stühle, welche der alte Großvater, der ein Tischler war, als Meisterstücke angefertigt hatte. Diese, sagte er, verkaufet nur im Fall der Noth, denn sie sind auch ein Denkmal des Fleißes. Der älteste Sohn möge sie in seiner Wohnung aufbewahren und an Ehrentagen zum Gebrauch hergeben auch in seiner Geschwister Häusern. Ich habe sodann einen kleinen Handel gehabt mit Bauholz, Brettern, Latten, Schindeln u. s. w. Was von Waaren dieser Art sich vorfindet, mögt ihr bald verkaufen, davon zuerst bezahlen, was ich im Buche des Holzhändlers noch an Schulden habe, das übrige Geld aber unter euch theilen. Endlich werdet ihr — und das ist das Letzte, was ich von zeitlichem Gute noch besitze — in meinem Schreibtische noch einen Schuldbrief über ein Hundert Thaler finden, welchen der Zimmermann N. N. mir ausgestellt und jährlich pünktlich verzinst hat. Diesen Schuldbrief bestimme ich für Carl, den Schlossergesellen, der jetzt noch bei seinem Meister in Arbeit steht, daß er, was ich ja an euch Uebrigen auch gethan habe, wenn er sich künftig als Meister setzt, einen kleinen Zuschuß daraus empfange. Weiter habe ich euch nichts zu sagen, was zeitlich Gut betrifft, und nur an Eins will ich euch erinnern: in meinem Schreibtische werdet ihr noch eine Blechbüchse mit etwas Geld vorfinden, welches nicht zu meinem Nachlasse gehört, sondern von euch recht bald an den rechten Herrn abgegeben werden muß. Auf der Büchse steht ein A. geschrieben, und eure Schwester Marie weiß Bescheid darum, woher dies Geld kommt und wer ein Recht darauf hat. Vergeßt mir nicht, eine solche Büchse auch in eurem Hause anzulegen und fortzuerhalten, denn es ist ein Segen darin. Nachdem der alte Mann geendet hatte, ließ er den Seelsorger holen und bat ihn um ein Gebet, um den Segen der Absolution und um das heilige Abendmahl, und als er das genommen hatte, gab er sanft und still seinen Geist auf.

Aus den letzten Worten dieses sterbenden Mannes können wir verschiedene Arten des zeitlichen Besitzes kennen lernen. Zuerst haben wir schon gehört von Haus und Wiese, und daß diese zu dem unbeweglichen Vermögen gehören. Wohin werden wir nun alles Andere, welches den Kindern noch zufallen sollte, rechnen

dürfen? Zählet mir einmal diese Stücke noch vor! — Aber auch da finden wir Unterschiede. Die Heerde und das Hausgeräth sind bewegliche Güter und werden Effekten genannt. Jene, die Heerden, heißen auch wohl Moventien, weil sie sich selbst von der Stelle bewegen. Diese, die Hausgeräthe, welche bewegt werden müssen, begreift man unter dem Namen Mobilien. Aber der Sterbende war auch ein Handelsmann; und wie nennt man den Ort, wo die Gegenstände des Handels lagern? Also die Güter selbst, die man nicht für sich besitzt, sondern für Andere aufbewahrt? Welche Art des Eigenthums wird aber noch erwähnt und zur Ausstattung des jüngsten Sohnes bestimmt? Dieser Schuldschein ist ein bloßes Papier; aber was in demselben mit Zahlen ausgedrückt und versprochen ist, welchem andern Gute ist das gleich? Daher sagt man auch, er sei Geldes werth. Wohin rechnet man denn aber das Geld? Du kannst es nicht essen, noch trinken, ja du kannst nicht darauf schlafen, wie auf einem Bett, du kannst nicht deine Freude daran haben, wie an einem Füllen, oder Lamm; und doch wenn ein Mensch viel Geld hat und kommt allein in eine fremde Stadt, gleich kann er ein Bett haben und sich Freude machen im Theater oder Concert: wie geht das nun zu? Die Leute erbieten sich ihm alsbald zu einem Tausche! Gieb mir von deinem Geld, so sagen oder denken sie, und ich schaffe dir Nachtlager, Abendtisch und allerlei Vergnügen. Wozu bedient man sich also des Geldes als Mittel? Ja noch mehr: wenn ich in einer Handelsstadt unter vielen Kaufleuten wohne und will von da eine weite Reise machen in eine entfernte Handelsstadt, aber nicht so viel Geld einpacke und mitnehme, als ich dort brauchen werde, so gehe ich zu einem Kaufmann und Wechsler und zahle an ihn 200 Thaler, dieser aber giebt mir ein Papier, auf welchem ein Kaufmann in jener entfernten Stadt angewiesen wird, sobald ich ihm dieses Papier überreiche, welches ein Wechsel heißt, mir dort 200 Thaler zu zahlen. Wozu muß auch dieser Wechsel dienen? Endlich können Obrigkeiten, Fürsten, Könige und Kaiser auch künstlich hergerichtete Zettel bedrucken lassen, welche 50 Thaler, oder 25 Thaler, oder 5 Thaler, oder auch 1 Thaler gelten in ihrem Lande, und wer solche Zettel genug besitzt, der braucht weder Geld noch Wechsel mitzunehmen und kann sich doch eintauschen, was er braucht. Dieses Tauschmittel pflegt man Papiergeld zu nennen. Noch Eins werden wir bei der Geschichte von unserm Holzhändler zu bedenken haben. Der Mann sprach von einer Büchse, über deren Bestimmung seine Tochter Marie Auskunft geben könne: wer hat errathen, was in dieser Büchse war? Und wer war zum Eigenthümer dieser Büchse berufen? Mit Recht nennst du die Armen; bin ich denn also wirklich alleiniger Besitzer meiner Güter? Wem hat Gott auch einen Anspruch darauf gegeben? Wohin hat er aber diesen Anspruch meiner armen Brüder geschrieben? Und

wenn ein Mensch unter uns wäre, der von diesem Anspruch und von dieser Herzensschrift gar nichts wissen wollte, und solch eine Büchse nicht in seinem Hause hielte — was machte ein Solcher aus seinen Gütern? Und unter welche Diener und Knechte müßte er dann gerechnet werden?

So mancherlei Vermögen und Güter giebt es auf Erden. Der Eine fährt seine Habe auf Schiffen, der Andere trägt sie in einem kleinen Beutel, der Dritte klopft an meine Thüre und spricht: Schenke mir eine kleine Gabe!

Nun haben wir von Jakob gehört, daß dieser von allen Gütern, die er mitbrachte aus der Fremde, sagen konnte: Gott hat mir's bescheeret! Hatte denn aber Jakob nichts dabei gethan und nichts dazu geholfen, daß er mit solch einer Heerde in seine Heimath einziehen konnte? Um welchen Preis hatte er aber diese Güter erworben? Wenn nun also Gott den Menschen segnet und ihm gute Gaben bescheeret: worauf ist dabei allezeit auch gerechnet? Was muß von Seiten des Menschen auch geschehen?

Solcher Erwerbungen giebt es mancherlei. Der Landmann und der Gärtner bebauen das Feld und ernähren sich von den Früchten desselben, die sie zu Markte führen. Ist ihr Vermögen auf diesem Wege gewachsen, so sagen sie: Das habe ich mir erworben! Der Tischler, der Schneider, der Kaufmann, der Fuhrmann, der Schiffer u. A. m. dienen uns mit ihrem Geschick und mit ihren Kräften, um sich etwas zu erwerben, und führen daher den Namen „Gewerbtreibende". Andere dienen nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit und dem Staate mit ihrem Wissen und Können, — sie erhalten ein Amt und werden daher Beamte genannt. Ihr Gehalt aber kann auch das Mittel werden, ihre Güter zu mehren.

Es ist aber unter den Erwerbungen ein Unterschied wahrzunehmen; einige derselben sind leicht und es gehört dazu eigentlich nur Einer, der die Hand ausstreckt und die Sache in Besitz nimmt.

Als jener Holzhändler verschieden war: wer gelangte denn in den Besitz des Hauses, der Wiese, der Heerde und der Waaren? War dazu erst noch ein Verhandeln mit andern Personen nothwendig? Wie werden nach des Vaters Tode die leiblichen Kinder desselben genannt? Als Erben gelangen sie alsbald und leicht in das Besitzthum des verstorbenen Vaters. Das ist ein Beispiel leichter Erwerbung, ohne Einmischung dritter Personen.

Ein armes Dienstmädchen, welche bei ihrer Herrschaft viele Jahre lang treu gedient hat, verheirathet sich, und an ihrem Hochzeittage überreicht ihr der Herr einen Schlüssel zu einem kleinen Hause im Gutsgarten, und sagt: Das Häuschen schenke ich dir und deinem Manne, der mein Gärtner werden soll, — ziehet dahin, und Gott der Herr schicke seinen Segen mit! Wie hat dieses Dienst-

mädchen sich das Haus erworben? Nicht geerbt hat sie das Haus; aber sie kann doch sagen: Es ist mein, und warum?

Ein armer Straßenkehrer fand eine Brieftasche im Rinnsteine liegen, und als er sie öffnete, entdeckte er im Papiergelde zwei Anweisungen jede zu 50 Thlr. Nun bin ich auf einmal ein reicher Mann, sagte er zu sich selbst, kann meine Hausmiethe bezahlen, mein Winterholz kaufen und eine Droschke sammt dem Pferde dazu, um täglich etwas zu verdienen. Aber kaum hatte er dies gesagt, da sprach sein Gewissen ganz anders zu ihm; kannst du errathen, was das Gewissen einzuwenden hatte? Nun, er folgte diesem treuen Rathgeber, ging hin, machte eine Anzeige auf der Polizei, und eine andere in der Zeitung, daß er der Finder und zur Herausgabe bereit sei. Als aber nach Jahresfrist sich Niemand gemeldet hatte, dann sagte die Polizeiobrigkeit: Der Fund ist dein! Der Mann verbrauchte nun die 100 Thaler nach seinen anfänglichen Wünschen; und er konnte freilich nicht sagen: Ich habe das Geld geerbt oder geschenkt bekommen; aber wie hatte er diese Erwerbung gemacht? Das Finden ist auch eine leichte Art der Vermehrung des Eigenthums.

Ein braver Soldat hatte das Kind eines Landmanns aus dem Wasser gezogen, als es dem Ertrinken fast nahe war. Der Vater kam des andern Tages, ihm zu danken, daß er sein Leben für das Kind gewagt und großes Unglück von seiner Familie abgewendet habe. „Ich habe," setzte er hinzu, „in meinem Vermögen jetzt nichts, als dieses Lotterieloos, welches noch nicht zur Ziehung gelangt ist, — das nimm du hin von mir, und wenn du darauf ein gutes Loos gewinnst, so denke, der liebe Herrgott hat dir's zum Lohn bescheert!" Der Soldat antwortete: „Das sei ferne! Meinen Lohn habe ich dahin — das ist Gotteshülfe. Weiter begehre ich nichts, am wenigsten ein Lotterieloos!" Am sechsten Tage darauf kam die Nachricht, daß dasselbe Loos 200 Thaler gewonnen habe. Wird sich nun nicht der Soldat geärgert haben, daß er jenes Geschenk ausgeschlagen hatte? Du schüttelst dein Haupt; ich glaube es auch nicht. Aber wer war nun Besitzer von den 200 Thalern? Und wie?

Seht da lauter Beispiele von Erwerbung des Eigenthums, welche ganz leicht stattfindet und wobei ein Dritter nichts mitzuverhandeln hat — durch Erbe, durch Schenkung, durch Finden und Gewinnen.

Aber diesen leichten Weg geht Gott sehr selten mit einem Menschen, daß er ihn nur unmittelbar zulangen und nehmen läßt. Gewöhnlich geschieht es mittelbar, und dabei haben Andere mitzuhandeln und zu thun. Ich bin ein wohlhabender Mann geworden, sagt Einer, durch ein kleines Häuschen, welches ich mir gekauft habe und in dessen Garten sich später ein Gesundbrunnen gefunden hat. Dem früheren Besitzer habe ich für Haus und Garten

300 Thaler bezahlt, jetzt gebe ich das Grundstück nicht für so viel Tausend Thaler hin. Dieser Besitz ruhte auf einem Kaufvertrag.

Ich bin auf andere Weise wohl angekommen, erzählt ein Anderer. Ich besaß ein Fleckchen Krautland am Ende des Dorfs, und dafür tauschte ich eine Wiese an der Straße. Kaum war unser Tausch richtig geworden und unterschrieben, da legten sie die Eisenbahn an unserm Orte vorbei und gerade über meine Wiese. So habe ich mein getauschtes Eigenthum hoch ausgebracht und das erworbene Capital von 500 Thalern das ist die Frucht jenes Tausches. Lag hier auch ein Vertrag in der Mitte? und welcher?

Mich hat der Handel in Aufnahme kommen lassen, berichtet ein Dritter. Ich versende nach allen Himmelsstrichen ein gutes gesundes Lagerbier, welches in meiner Brauerei gebraut wird. Nach und nach habe ich der Häuser so viele um mich her gebaut, daß es aussieht, als wäre ich der Herr eines ganzen Dorfs. Wird dieser Mann wohl auch Contracte und Verträge aufzuweisen haben, durch welche sein Geschäft ihn reich gemacht? Du zweifelst? Nun, mit Recht. Aber etwas sehr Aehnliches findet sich ja bei ihm. So oft Jemand eine Ladung Bier verschreibt, oder bestellt, wird dieser Posten in ein Buch getragen, und so oft der Handelsmann die Waare abschickt, bekommt sie abermals eine Stelle auf der andern Seite des Buchs. Wenn nun der Geschäftstreibende sehen will, um wie viel sein Vermögen gewachsen sei, oder wie viel seine Erwerbung in einem Jahre ausmache: was darf er nur aufschlagen? Und wenn er an einen Käufer 100 Thaler zu fordern hat: woraus kann er für sein Recht den Beweis führen? So ist also das Buch des Fabrikanten und des Kaufmanns die große Contracten-Sammlung, und wir haben also in diesem Falle auch eine Erwerbung durch Vertrag.

Aber wie, wenn du bei der Kleinhändlerin Aepfel kaufst, oder in dem Bäckerladen Semmelbrot für einen Groschen mitnimmst: wird dann auch ein schriftlicher Contract gemacht? Aber ob nicht ein mündlicher, oder wenigstens ein stillschweigender Vertrag zwischen euch besteht? Wenn du einen Bäckerladen betrittst: was erwartest du auf dem Tische zu finden? Und wenn der Bäcker dir seine Waare zum Aussuchen vorlegt: worauf rechnet er dann bei dir? Wie heißt also der stillschweigende Vertrag, der unter euch gilt?

Und wie mag es nun sein, wenn dir der Schneider einen Rock, der Schuhmacher ein Paar Schuhe, der Holzmacher eine Klafter Holz macht? Wofür muß er sorgen, wenn du in seiner Kundschaft bleiben sollst? Und was muß bei dir gesichert sein? Auch hier geschieht demnach die Erwerbung mittelst stillen Vertrags.

Auf diese Weise stehen die Menschen nebeneinander und helfen sich einander und nähren sich voneinander.

Du wirst wohl schon etwas gehört haben von dem alten frommen Tobias, der blind geworden war, dessen Frau ihn ernährte

mit Spinnen. Eines Tages brachte diese Frau, Hanna, eine Ziege mit in das Haus, und als Tobias dies Thier blöken hörte, warnte er und sprach: „Sehet zu, daß nichts Gestohlenes dabei sei!" Der blinde Mann merkte, daß seine Frau eine Erwerbung an dem Thiere gemacht hatte; aber welche Besorgniß hegte er dabei? Ihr seht aus dieser Warnung, daß es rechtmäßige Erwerbungen giebt; aber an welche andere dachte Tobias auch?

O es ist gar schön und erquicklich, unter Menschen zu leben, welche nicht anders als nur auf rechtmäßige Art erwerben wollen, bei denen das Wort unsres Herrn Jesu Christi gilt: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht." (Luc. 16, 10.)

Darum begleiten Vater und Mutter ihren Sohn, der in die Fremde geht, um sich da zu vermiethen, und beim Abschiede sagen Beide zu ihm: „Liebes Kind, behalte das güldene Sprüchlein: „Ehrlich währt am längsten! Vielerlei kann man im Leben verlieren — deinen ehrlichen Namen behalte!" Wie nennen Vater und Mutter dieses Kleinod? Und warum führt es diesen Namen? Der ehrlose Mensch ist ja aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen.

Darum wenn ein Kind dem Vater vermeldet: Ich habe einen Handel angefangen! bekommt es die Antwort: Gott gebe dir Glück und Segen; und du beweise dich als ein redlicher Mann! Warum will der Vater beim Handel die Redlichkeit bewahret wissen? Seht, meine Kinder, wer Handel treibt, der muß oft Rede stehen und sein Wort darauf geben, wie viel ihm die Waare beim Einkaufe koste, ob diese Waare gut sei, die Farbe halte und viele Käufer finde. Wer nun auf unrechtmäßige Weise gewinnen will: was wird der zu seinen Käufern sagen? Und wenn er seinem Verkäufer noch nicht bezahlt hat und dieser ihn treibt und mahnt: welche Ausrede wird er vielleicht gebrauchen? Und wird das immer in der Wahrheit bestehen? Aber wenn ich einen Kaufmann redlich nennen soll: worauf muß ich mich fest verlassen können? Das hatte Paulus im Sinne, als er an die Corinther (2 Cor. 8, 21.) schrieb: „Sehet darauf, daß es redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen!"

Als einstmals der König David an die Zukunft seines Hauses und seines Volkes dachte, betete er (1 Chron. 30, 19.) zu dem Herrn also: „Und meinem Sohne Salomo gieb ein rechtschaffenes Herz, daß er halte deine Gebote, Zeugnisse und Rechte!" Was für einen Mann wünschte also dieser König sich zum Nachfolger? Und wie erklärt er das Wort „rechtschaffen"?

An welches Gebot pflegt man wohl hauptsächlich zu denken, wenn man sagt: Dieser Jüngling ist eines rechtschaffenen Mannes Sohn!? Und welches Gesetz wird einem Solchen insonderheit

heilig sein? Ihr seht daraus, daß die Worte „ehrlich, redlich und rechtschaffen" einen sehr verwandten Sinn haben. Was, meinst du nun, wird der Ehrliche nicht verletzen wollen? Wobei wird der Redliche stehen bleiben? Was wird der Rechtschaffene allezeit in Acht nehmen?

Aber in den Sprüchwörtern Salomos (28, 6.) lesen wir ferner: „Es ist besser ein Armer, der in seiner Frömmigkeit gehet, denn ein Reicher, der in verkehrten Wegen gehet." — Einst nun war ein solcher armer Mann, der ein kleines Streifchen Feld hatte, das neben einem großen und sehr tragbaren Grundstücke eines Reichen lag und von diesem durch einen Grenzstein geschieden war. Er führte seinen Sohn an der Furche hinab und sprach zu ihm: Siehe, mein Kind, viele Linien bemerkst du auf diesem Felde, welche die Pflugschaar gezogen hat, eine neben die andere. Aber diese, auf welcher dein Fuß jetzt wandelt, die hat Gott gezogen. Ich bitte dich, wenn ich einmal todt bin, nimm diese Linie recht in Acht! — Es begab sich aber, daß nach wenigen Tagen der reiche Grundbesitzer seinen Knecht mit den Pferden und Pflug auf das große Nachbarstück stellte und zu ihm sagte: Du sollst mein Feld jetzt zusammenackern und, verstehst du mich, die letzten Furchen nach dem Nachbarstück zu mußt du recht knappen und recht tief hinunter fassen und herüber ziehen! Welcher Spruch scheint dir hier recht zuzutreffen? Auf welchen Wegen läßt sich hier wirklich der Reiche betreffen? Und wodurch läßt sich auf seinem Gange der Arme leiten? Aber wie kommt es, daß hier nicht von Ehrlichkeit, Redlichkeit oder Rechtschaffenheit des Armen gehandelt wird, sondern von seiner Frömmigkeit? Fromm heißt der Mensch, welcher Gott vor Augen und im Herzen hat. Aus welchen Worten ergiebt sich dir nun wohl, daß wirklich der arme Mann auf Gott hinblickte, als er seinen Sohn ermahnte, die Grenze gewissenhaft in Acht zu nehmen?

Hat nun auch der Herr Jesus uns ein Gesetz gegeben, daß wir nicht stehlen, sondern das Eigenthum heilig halten sollen? Du besinnest dich, ob du Ja oder Nein sagen sollst; so sprich: Glaubst du, derjenige könne den Namen eines Christen führen, welcher Dieberei oder Betrug begeht? Aber scheint es dir, es werde ausreichen, um zu sagen: Ich bin ein Christ! wenn Jemand nicht stiehlt oder betrügt? Du siehest also, die Jünger des Herrn sind zwar an das Gebot des Alten Testaments fest gebunden; aber wenn sie nun diese Gebote gehalten haben, wie sie lauten: sind sie dann schon vollkommen geschickt zum Reiche Gottes? Sage mir doch hier gleich die Auslegung Luthers zum siebenten Gebot! Welche Worte stimmen in dieser Auslegung mit dem Gebote Gottes? Welche Forderung aber wird hier hinzugethan? Es handelt sich in dieser davon, daß wir des Nächsten Gut und Nahrung, d. i. sein Eigenthum helfen bessern und behüten. Wenn

also du dein Haus und Ackerfeld, deine Gartenfrucht und deinen Kaufladen mitten zwischen Christen als Nachbarn liegen hättest: worauf würdest du dich dann verlassen können? Und wird dein Vertrauen bloß darin bestehen, daß du überzeugt bist: Meine Nachbarn nehmen mir nichts! meine Thüre kann ich vor ihnen offen lassen? Wessen weiter noch getröstest du dich zu getreuen Nachbarn? — Wenn du nun auf etliche Wochen verreisen müßtest: solltest du nicht beim Abschiede noch diese Nachbarn einmal besuchen und ihnen eine Bitte vortragen? Und welche? Und wenn dein Weizen indessen reif wäre zum Einernten, und Gewitterregen drohten sich zu ergießen, daß die Frucht dir verdürbe: wie könnte dein Nächster dir beweisen, daß er ein Christ ist? Und wenn während deiner Abwesenheit vom Hause ein leises Pochen und Zwängen sich um Mitternacht in der Nähe deines Kaufladens hören ließe, und dein Nachbar hätte schon seinen Knecht ausgesandt, um zu vernehmen, woher das rühre, aber die Nachricht bekäme: Wir können uns wieder schlafen legen; bei uns ist Alles ruhig und rund herum verwahrt: was würde der christliche Nachbar alsbald bedenken und thun? Welchen Vorschriften unsres Katechismus würde damit ein Genüge geschehen? Wie nennt man aber das heimliche Drängen und Treiben im Herzen, welches ohne irgend ein Gesetzbuch dem Christen befiehlt: Du sollst nicht auf dich sehen, sondern auf deinen Bruder? Kennst du den Spruch dieser Liebe wohl (Phil. 2, 4.): „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist?“ Wiederholt mir Alle dieses Liebesgebot, und behaltet es!

Wenn nun in den vorhin erzählten Fällen gesagt werden konnte: Das war ehrlich, oder redlich, oder rechtschaffen, oder auch fromm gehandelt: wie wird hier das Urtheil lauten?

So erkennen wir das christliche Thun in Sachen des siebenten Gebots.

Aber freilich, meine lieben Kinder, das ehrliche, redliche, rechtschaffene, fromme und christliche Erwerben des Eigenthums, es erfreut uns und erquickt uns wohl, ja es liegt auch ein großer Segen Gottes darauf, aber die Welt weiß wenig davon, und wollt ihr euer Ohr nach der Welt hinneigen: von welchem andern Erwerb werdet ihr da Geschichten erzählen hören? Von diesem zu reden, ist uns von Gott geboten. Denn wie lautet das siebente Gebot? Und wie gebeut der Herr den Kindern des Neuen Bundes? (1 Thess. 4, 6.): „Und daß Niemand zu weit greife und übervortheile seinen Bruder im Handel, denn der Herr ist der Rächer über das Alles!“ Nach zwei Seiten hin warnet hier des Herrn Wort: welches Gebot ist das erste, welches gleichsam an die Hände gerichtet wird? Und welche Sünde straft er im zweiten Theile seiner Vermahnung? Wer mit seiner Hand zu weit greift und fremdes Eigenthum an sich bringt,

wie nennen wir den? Wer aber seinen Bruder übervortheilt im Handel: zu welchen Leuten muß der gerechnet werden? Lasset uns einmal die Leute der ersten Klasse ein wenig näher ansehen.

Um welche Zeit pflegen sie auszugehen? Mit wem vergleicht darum der Herr Jesus selbst das Kommen in der Nacht? Und wenn der Dieb bei Tag ein Haus betritt: was für Tritte thut er? Und wozu bedient er sich seiner Augen? Und was merkt er in seinem Sinn? Und welche Entdeckung wird vielleicht schon am nächsten Tage im Hause zu machen sein? — Das ist die Weise des Diebes; er sucht und nutzt die Gelegenheit.

Aber dieser Dieb wird bald ein Verbrecher anderer Art. Er nimmt sich Helfershelfer an und stiftet eine Diebesbande. Mit dieser zieht er in den Wald, wo Reisende vorbeikommen, oder vor ein einsam gelegenes Haus, eine Mühle u. s. w. Wenn die Reisenden oder die Bewohner sich wehren wollen: was thut er mit ihnen? Aber nicht bloß Stricke, die Unglücklichen zu binden, Tücher, den Mund ihnen zu stopfen, und Blendlaternen, sich unkenntlich zu machen und doch die Wege zu finden, nehmen diese Leute mit; was führen sie denn sonst noch bei sich? Und in welcher Absicht sind sie so bewaffnet? Wenn nach vollbrachter böser That Zeugen an diese Stelle kommen, dann findet man allda nicht bloß aufgesprengte Thüren, erbrochene Schränke, ausgeräumte Kisten, — sondern welche schreckliche Entdeckung kann man dann noch machen? Und wie werden nun diese Bösewichter genannt, welche mit Gewaltthat und Mord hereingebrochen sind und fremdes Eigenthum an sich gerissen haben? Seht, so handeln Diebe und Räuber. Solltet ihr nicht auch vielleicht schon einmal beim Eingang einer Eisenbahn, wo viele Menschen sich zu Zeiten einander drängen, eine Warnung gelesen haben? Wie lautet diese? — Ein kräftig gebauter und entschlossener Handelsmann kam einst an einer solchen Stelle vorüber; es häuften sich auf einmal die Menschen um ihn her, und ein sehr freundlicher Mann faßte ihn mit der einen Hand am Arm und fragte: Kennen Sie mich wohl noch? Und in diesem Augenblicke fühlte der Kaufmann ein paar Finger in seiner Uhrtasche, erhaschte sie aber glücklich, hielt sie eisenfest und sprach: Ja, ich kenne Dich, Du Gauner! Und damit lieferte er den artigen und sauber gekleideten Herrn an die Polizei ab. Welchen Namen bekam dieser Gesell? Solche Raubthiere in Menschengestalt gehen bei uns umher.

Aber wir haben vorhin nicht bloß von Dieben, Räubern und Gaunern gehört, welche zu weit greifen; erinnert ihr euch wohl, daß von einer andern Klasse geredet worden ist? Was wurde von diesen Leuten gesagt?

Wer nun seinen Bruder übervortheilt im Handel, den haben wir zu den Betrügern gerechnet. Bei welchem Geschäfte wird hiernach besonders Betrug geübt? Ein Getreidehändler begab

sich auf den Markt, um Roggen zu kaufen. Es war eben theure Zeit; aber unser Freund verließ sich darauf, daß er die Sache wohl verstehe und nichts kaufen werde, als was preiswürdig sei. Auf dem Markte hielt ein dreispänniger, schön bespannter Wagen mit Roggen. Der Herr des Wagens kannte den Getreidehändler, daß er ein wenig eitel sei, und redete ihn alsbald an: Kann ich die Ehre haben, mit Ihnen zu handeln? Ihnen brauche ich meine Waare nicht anzurühmen, denn in diesen Dingen sind Sie ein Kenner und haben helle Augen! Nehmen Sie nur eine Hand voll, um diese Körner zu proben, wie rein und wie schwer! Ich sage Ihnen, wenn ich zehnmal zehn solche Wagen hätte, im Magazin werde ich sie heute noch los, denn über acht Tage kostet der Scheffel schon einen Thaler mehr. Aber ich gönne Ihnen aus alter Bekanntschaft diese Frucht, und ich weiß schon, man bekommt bei Ihnen gleich baares Geld auf die Hand, wie bei reellen Geschäftsleuten. Der Getreidehändler sah in den einen und in den andern Sack, und sie wurden einig um einen guten Preis. Messet mir einen Wispel zu, sprach er. Der Wagen rückte vor des Käufers Haus. Wie ist's Ihnen gefällig? sagte der Verkäufer. Ich messe Ihnen jeden Sack vor, oder, wenn es vorgezogen wird, im Ganzen; dann schlage ich vor, Sie wählen einen einzigen Sack aus, und der statt aller wird gemessen. Das Letzte wurde beliebt, der Roggen abgetragen, und gutes Geld dafür bezahlt. — Am nächsten Tage schon kam ein Bäcker, um Frucht zu kaufen. Der Handelsmann zeigte ihm den gestrigen Kauf und war ganz fröhlich dabei. „Wie viel soll dieser Haufen halten?" „Einen Wispel," war die Antwort. „Da mag viel dran fehlen," meinte der Bäcker. „Mir scheint, es ist genetzter Roggen, in drei Tagen werden Sie sehen, wie viel geblieben ist. Ich kann solche Frucht nicht verbacken, also auch nicht brauchen. Sie sind betrogen im Preise, denn ich habe einen halben Thaler weniger für den Scheffel gezahlt; Sie sind betrogen in der Güte, denn dieser Roggen hat schon drei Jahre gelegen; und Sie sind schwer betrogen in der Menge, denn die Körner sind genetzt, und wenn nachgemessen wird, so wird sich sonst noch mancher Verlust aufthun!"

Bald sah es der Käufer, daß er wirklich betrogen, das ist, daß er in einen schadenbringenden Irrthum in böser Absicht geführt worden war von einem Menschen, welcher gerade das Vertrauen benutzte, welches er auf ihn und auf sich selber gesetzt hatte. — Dergleichen Betrügereien werden in solcher Menge begangen, daß kein Mensch sie aufzuzählen vermag; denn wo Menschen miteinander handeln im Kleinen und im Großen, da trifft zu, was Sirach sagt: „Wie der Nagel in der Wand zwischen zwei Steinen steckt, so steckt die Sünde zwischen Käufer und Verkäufer!" — Und darum soll man das Gebet nicht vergessen: „Schlecht und recht, das behüte mich; denn ich harre dein!" (Ps. 25, 21.)

Wenn ein Mensch durch heimliche Unredlichkeit und Betrug sein Eigenthum gemehret hat, so behält er dabei vor den Augen der Welt einen guten Schein und braucht seinen Gewinn nicht zu verbergen und zu verstecken; wie verhält es sich aber mit dem, was der Dieb entwendet, der Räuber geraubt hat? Der Bestohlene wird die Obrigkeit zu Hülfe rufen, und wohin wird diese nun ihr Augenmerk richten? Wo wird also der Dieb und Räuber seine Beute gewiß nicht aufheben? Was giebt es aber für Gehülfen bei seinem Geschäft, auf deren Beistand er rechnet? Und wie werden diese Helfershelfer genannt? Was sagt das gemeine Sprüchwort von dem Hehler? Und welches apostolische Wort wird man auf ihn anwenden müssen? „Mache dich auch nicht theilhaftig fremder Sünden!“ (1 Tim. 5, 22.)

Ein solcher Hehler hatte ein Häuschen in der Bucht eines Stromes und in dieser Wohnung eine Herberge für Fremde, wo sie Einkehr nahmen, aßen und tranken und übernachteten, und viele Kähne stießen des Nachts an's Ufer und luden aus und ein. Unzählige gestohlene Dinge wurden hier untergebracht und über Nacht auf dem Strome verfahren. Nun begab es sich, daß die Obrigkeit eines Abends einen guten Fang gethan und eine ganze Diebesbande eingezogen hatte. Aus der Untersuchung stellte sich schnell heraus, daß ein großer Theil der geraubten Güter in jenem Uferhause geborgen sei; und in der That fand man auch daselbst noch vor Mitternacht viele Säcke voll Silberzeug, Kleider, Betten u. s. w. Der Wirth, auf der Stelle eingezogen, stellte sich ganz unschuldig und sagte: „Es thut mir sehr leid, daß mein Haus unrechtes Gut in sich bewahret hat; aber ich bin Wirth und habe nicht das Recht, nach dem zu fragen, was meine Gäste bei sich führen, und wenn mich ein Fremder um ein Zimmer bittet, seine Sachen daselbst aufzubewahren, so gebe ich ihm den Raum und er nimmt den Schlüssel.“ Der Richter entschied, daß der Wirth das Geschäft aufgeben und den Winkel räumen müsse; aber zu ihm selbst sagte er: „Wenn die Diebe gehängt werden, so greife Du an Deinen Hals und danke Gott; wenn Du aber wirst vor dem Richterstuhle Gottes stehen, dann mache Dich gefaßt: Du wirst in der Hölle der Erste sein! Denn der Hehler ist nicht besser, als der Stehler!“ Was urtheilst du über diesen Ausspruch?

Wenn Leute in einem Hause wohnen, wo viel Schlechtes heimlich getrieben wird, da kann man nicht sicher sein, sie im Hause zu treffen, wenn man die Hausthüren besetzt und geöffnet hat. Viel kleine Hinterthüren giebt es durch die Mauer, durch den Garten, über das Wasser, und ehe man sich's versieht, sind die Bewohner alle entwischt. Die Welt, in der wir leben, liebe Kinder, ist ein solches Haus, in welchem leider viele Diebe, Gauner, Räuber und Betrüger wohnen. Wenn du einen fassen willst, der ein Unrecht begeht, und fragest: Was hast du gethan? gleich öffnet er eine

Hinterthür und ist auf und davon. Wir wollen einmal solche Hinterthüren kennen lernen.

Die erste heimliche Hinterthür thut sich auf, wenn man den Dieb fragt: Was hast du da?

Ein Altarmann pflegte die Cymbelgelder (den Klingelbeutel) zu zählen und das Geld, welches sonntäglich einkam, aufzuheben und zu verrechnen. Die Dorfbewohner waren gewohnt, wenn sie Pfennige brauchten für die Armen oder sonst, von jenem Gelde einzuwechseln, und hieran machte sich der Altarmann einen kleinen Gewinn. Er ließ sich nämlich auch die leichten Pfennige für voll bezahlen, während er am Sonntage zwei Stück solcher Münzen für eins bekam. So hatte er nach und nach eine ganze Schachtel voll in seinem Tischkasten erspart und zurückgelegt. Was meinst du: wer hatte wohl ein Recht auf dieses ersparte Gut? — Nun kam eines Tages die alte, fromme Mutter dieses Mannes über den Kasten, fand die Schachtel und fragte ihren Sohn: Was hast du da? Und der Sohn antwortete: Ein paar lumpige Pfennige! Warum nannte er sie doch lumpig? Er wollte also anzeigen: diese geringe Sache sei ja nicht der Rede werth! Die Mutter schien zu zweifeln an der Richtigkeit dieser Rede; denn sie sagte: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Größten treu! Aber der Sohn war schon durch die Hinterthür hinaus.

Ein Dienstmädchen war vor vielen Jahren in meinem Hause. Sie war geschickt, ordentlich und häuslich. Schon lange hatten wir aber bemerkt, daß sie sich gern in der Speisekammer zu schaffen machte, und eines Tages überraschte sie meine Frau, als sie eben aus einer Schüssel eine Handvoll gekochte Birnen genommen hatte und zum Munde führte. Was hast du da? so lautete die Frage an sie. Und ihre Antwort lautete also: „Was man mit den Händen ertappt und mit dem Munde erschnappt, das ist keine Sünde!" Steht so im siebenten Gebote geschrieben? erinnerte ich das junge Mädchen; aber sie stand mir nicht Rede, sondern entwischte durch jene heimliche Hinterthür.

Eines Tages ging ich durch den Wald meiner Gemeinde spazieren. Die Armen des Städtchens durften daselbst dürres Holz lesen; aber das Beil und die Säge zu gebrauchen, war ihnen verboten. Auf einmal hörte ich den Schall einer Säge und ein starkes Hauen und Brechen in meiner Nähe — und nach einiger Zeit wurde es wieder still. Als ich mich nun in die Tiefe des Waldes nach dieser Seite hingewendet hatte, da kam mit einer schweren Bürde beladen ein Mann mir entgegen, in welchem ich sogleich unsern Nachtwächter Gottfried erkannte. Ich zeigte auf die dicken Aeste in seiner Last, und auf ein Beil, welches er unter seinem Rocke verbergen wollte, und fragte ernst: Lieber Gottfried, was hast du da? Und der Mann schien ein wenig erschrocken; aber er faßte sich bald und sagte: Herr Pastor, das hat der liebe Gott für Alle wachsen

lassen, und wenn ich's liegen lasse, holt es ein Anderer! Ich wollte eben sagen: Unrecht Gut gedeihet nicht! aber der Mann hatte sein Hinterthürchen gefunden!

Eine zweite unsichtbare Hinterthür, durch welche viele solche Uebelthäter entwischen, thut sich auf bei der Frage: Wem gehört das?

Einst wurde in einer Kirche gebauet. Die alten Sitze wurden abgebrochen und neue Stühle von Eichenholz an die Stelle gesetzt. Ich wurde an der Thür eine Menge Weiber gewahr, welche mit den Zimmerleuten und Tischlern verwandt waren und Körbe voll Holz und Späne nach Hause trugen. Ich trat diese Weiber mit der Frage an: Wem gehört das, was ihr forttragt? Einige verstummten, als ob sie sich schämen wollten. Eine, welche einen kecklichen Muth hatte, brach in die Antwort hervor: Der Kirche; aber die spürt die paar Groschen nicht! Und damit zogen lächelnd die Weiber von dannen, alle durch die Hinterthür. Und meine Warnung: „Ein gestohlener Groschen frißt zuletzt zehn Thaler!" die schien in den Wind gesprochen.

Als ich noch ein Knabe war, lernte ich einen sehr reichen Bauer kennen, der im Rufe stand, sehr geizig zu sein. Wenn ein Bettler an der Thür anklopfte und sagte: Ein armer Mann! sah der Reiche zum Fenster hinaus und sprach: Nehmt euch eine reiche Frau! Die Leute nannten ihn wegen dieser Gesinnung nur den Filz. Zur Erntezeit hatte dieser Reiche ein groß Gebreite Weizen schneiden lassen, und ein Knabe, armer Eltern Sohn, hatte beim Aehrenlesen sich an den Gelegen vergriffen und etliche Arme voll Aehren von jenem Stücke fortgetragen. Der Flurschütze erwischte den kleinen Dieb und hielt ihn mit der Frage an: Wem gehört dieser Weizen? Der Knabe, erschrocken, verstummte; aber ein Zuschauer aus dem Haufen rief ihm zu: Sprich doch: dem Filz! Und darüber entstand ein lautes Gelächter. Der Knabe mußte die Aehrenbündel auf das Feld des Reichen niederlegen, und erhielt seine Strafe für die Uebelthat. Aber sage mir doch: was wollten denn die Worte: „Sprich: dem Filz!" eigentlich anzeigen? Ein Mitleiden mit dem Ackerbesitzer wird man darin gewiß nicht gewahr, — sondern welchen Gedanken spricht vielmehr dieser Zeuge aus? Und wenn die Umstehenden dazu lachen können: was wird auch bei diesen zu bemerken sein? Mit welchem Gedanken scheint man hier geneigt, das Böse zu beschönigen? Das Urtheil: Dem geschieht es schon Recht! ist also ebenfalls eine Hinterthür, durch welche viele Menschen entschlüpfen und Entschuldigung suchen. Giebt es auch einen Richter, der diese Entschuldigung nicht gelten läßt? Und wer ist das? —

In einer Landstadt wohnte ein begüterter Mann, welcher eine große Freude an schönen Blumen hatte. In einem nahen Dorfe hielt sich ein Gärtner auf, welcher solche Blumen eines Morgens

zu Markte trug und nach dem Hause jenes Mannes in zwanzig Töpfen brachte, von denen er wußte, daß sie über Nacht alle welken würden, denn sie waren nicht in den Töpfen gezogen, sondern aus dem Beete im Garten ausgehoben und ein wenig angegossen. Als der Gärtner des Abends nach Hause kam, hielt er ein Goldstück in der Hand. Dies war der Preis seiner betrügerischen Waare. Sein Nachbar sah ihn ganz ernst an und fragte, indem er das Goldstück in die Hand nahm: Sage mir, wem gehört eigentlich dieses Geld? Er verstand wohl den Vorwurf; aber er wollte sich selbst rechtfertigen und sprach: Warum ist der Mann so dumm! Wer handeln will, der muß helle Augen haben! Und damit ging er durch seine Hinterthür hinaus.

Eine dritte Art von Ausflucht zeigt sich oft auf die Frage: Wer hat's genommen? —

Aus der Heerde eines Gutsbesitzers war ein Schaf weggekommen. Bei der Haussuchung fand man nebenan das Fell desselben mitten in einem Düngerhaufen; in einem kleinen Stalle bei dem Häuschen entdeckte man Blut von dem Schlachten, und endlich waren in einem Topfe unter der Ofenbank noch Stücke von übriggebliebenem Fleisch. Die Frage: Wer hat's genommen? war also entschieden. Als nun der Besitzer des Häuschens, ein blutarmer Mann, vor dem Richter im Verhöre stand, da führte er sechs Kinder vor und sprach: Herr Richter: Noth hat kein Gebot! — Was will dieses Sprüchwort sagen? Und bist du bereit, es gelten zu lassen? Siehe da, wieder ein Seitenweg, auf welchem leider gar viele Menschen betroffen werden!

Höret weiter! Ein Handelsmann, der an arme Leute Mehl verkaufte, hatte dazu einen Theil Frucht eingehandelt, welche nicht trocken eingeerntet war und nun ein feuchtes und bald verderbendes Mehl gab. Jedem Käufer wurde nun von diesem Mehle ein Theil beigemischt, damit man die schlechte Waare mit loswürde, und so bekamen die Armen für ihr sauer verdientes Geld ungesundes und übelschmeckendes Brot. Denken Sie sich, so klagte ein Tagelöhner seinem Beichtvater: mir ist der ganze Lohn einer Woche aus den Händen gegangen, und kein Glied meines Hauses ist dabei einen Augenblick froh geworden. Was, fragte der Seelsorger, wer hat denn den Verdienst der ganzen Woche an sich gezogen? Der Mehlhändler! war die Antwort; und sehen Sie, dies feuchte, ungesunde Brot, davon müssen wir essen! Der Seelsorger behielt diese Klage im Herzen und noch an demselben Abend begab er sich zu dem Handelsmann und fragte ihn: Wie kannst du so feindlich gegen deine armen Brüder handeln? Er antwortete: Das Hemde ist mir näher, als der Rock! Im Handel und Wandel giebt es keine Freundschaft! — Ach, sagte darauf der Geistliche, es wird eine Zeit kommen, wo nicht Hemde, noch Rock, sondern der Herr selbst uns wird nahe treten mit der Frage: Warum hast du das

an mir gethan? Aber der Mann ging zu seinem Hinterthürchen hinaus, als verstände er diese Rede nicht. Hast du sie verstanden?

Noch ein Beispiel lasset mich erzählen, es ist der schlimmsten eins. Ein Roßhändler war durch viele und große Betrügereien ein reicher Mann geworden, und seine Söhne trieben dasselbe Handwerk und mit gleichem Erfolge wie er. Aber es kam eine böse Krankheit über ihn und er litt große Schmerzen. Da trat der innere Ankläger wider ihn auf und hielt ihm vor, wie viele Menschen durch ihn arm geworden, und wie sein Haus und sein Feld aus lauter unrechtem Gute zusammengebracht sei. Da ließ er seine Söhne zusammenkommen und sagte zu ihnen: Ich habe schon lange die Absicht gehabt, eine wohlthätige Stiftung zu machen. Führet das aus, meine Kinder! Wir wollen für die Mission und für die Bibelgesellschaft einen jährlichen Beitrag einzeichnen und dem Krankenhause ein Grundstück schenken, auch wöchentlich einmal sechs arme Leute speisen. Und das wurde in's Werk gerichtet, und wenn wieder einmal solch ein Vorwurf sich erheben wollte, da hielt sich der Roßhändler den Trost vor: Nun dafür thue ich auch der Armuth viel zu Gute! — Und das war also wieder eine Hinterthüre.

Nun bedenket einmal diese Geschichten. Was will der Mensch aufsuchen, indem er solch eine Ausflucht nimmt? Und gegen wen will er sich damit rechtfertigen? Und die Ausrede, welche er braucht, hört man recht oft, und Viele hören sie mit Lachen an; ja mir ist es so vorgekommen, als ob auch einigemal ein Lächeln auf eurem Munde sich zeigte, als ich dergleichen erzählte, z. B. bei der Geschichte von dem Filz. Was pflegt sich aber in unserer Seele zu regen, wenn wir lachen? Nun ist aber jeder Diebstahl, jeder Betrug vor Gott dem Herrn ein Greuel: was für ein Mensch muß das sein, der lachen kann, wo Gott zürnt und dräut? Was für ein Urtheil müssen wir also über die Menschen insgemein aussprechen, wenn dergleichen Reden häufig gehört werden und sogar zum Lachen reizen?

Aber lasset uns lieber mit heiligem Ernst hören und bedenken, was Gottes Gericht zu allen diesen Entschuldigungen sagt. Ist euch unter allen den eben gehörten Erzählungen auch nur eine vorgekommen, wo wir denken könnten: Unter solchen Umständen wird Gott es nicht so genau nehmen!? Aber wie? Versetzt euch einmal in jene Gerichtsstube, wo der arme Mann an seine hungernden Kinder erinnert und sprach: Herr Richter, Noth hat kein Gebot! Sollte der barmherzige Gott nicht Mitleiden haben mit einem so armen Menschen, wie dieser? Wir können darauf Bescheid aus seinem Worte holen. Kennst du nicht das Sprüchlein: „Bleibe fromm!"? (Ps. 37, 37.) Und nun lies dazu das theure Versprechen unseres Gottes (Ps. 91, 15.): „Er ruft mich an, so will ich ihn erhören; ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen!"

Höret dagegen, was Gott drohet Allen, die seine Gebote übertreten. Zuerst hat er in die Sünde selbst eine Strafe gelegt, die bleibt nicht aus. Sprüchw. 22, 8.: „Wer Unrecht säet, der wird Mühe ernten und wird durch die Ruthe seiner Bosheit umkommen!" Wenn also kein Gerichtsdiener ihn erwischte, kein Stockmeister ihm Prügel aufzählte: was trägt er schon bei sich? Und was wird diese Ruthe an ihm vollziehen? Der kleine Friedrich hatte aus dem Garten des Nachbarn eine Tasche voll schöner Aprikosen entwendet und hatte nun Verlangen, sie zu essen. Er kroch also damit unter eine Treppe in einem benachbarten Stalle. Als er aber eben seinen Schmaus beginnen wollte, da wurde er gewahr, daß er sich an einem sehr unreinlichen Orte befand, und daß der üble Geruch so heftig wurde, daß er die erste Frucht wieder aus dem Munde nehmen und wegwerfen mußte. Darauf schlich er sich nach seiner Schlafkammer, wo er hoffte recht ungestört genießen zu können. Als er dort eintrat, war die Magd eben darin und machte die Betten auf. Er mußte ihre Entfernung erst abwarten; aber da hörte er den Schlag der Glocke, die ihn zur Schule rief. Jetzt galt es Eile und er rannte nun nach dem nahen Abtritt, welcher der einzige Ort war, wo er sich einschließen konnte. Hier brachte er hastig eine zweite Frucht zum Munde und legte die übrigen zur Verspeisung auf das Sitzbrett. In diesem Augenblicke hörte er des Vaters Fußtritte den Gang herankommen, und alsbald auch den Handgriff desselben an dem Schlosse ziehend und den Zuruf: Beeile dich!: was sollte es nun für einen Ausgang nehmen? Die Hälfte der Aprikose jagte sich Friedrich mit Schrecken in den Magen, die andere Hälfte warf er in das Rohr hinab, und eben dahin folgten auch die andern auf dem Brette alle zusammen nach. Das war der Genuß! Hast du nun gemerkt, was Salomo mit der Ruthe der Bosheit meint?

Wir wollen nun auch den Propheten Habakuk um Rath fragen. Er sagt (2, 6.): „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute! Wie lange wird es währen! Und ladet nur viel Schlamm auf sich!" Er spricht hier ein Wehe aus über den Menschen, welcher sein Gut mit fremdem Gute mehret, und dieses Wehe malet er auf zweierlei Weise aus. Zuerst durch welche Frage? Und dann durch welche Erwähnung?

Es war Erntezeit, und die Fruchthaufen, Gerste enthaltend, waren aufgebaut. Der Schulze Schmidt hatte mit einigem Neid bemerkt, daß sein Feldnachbar, der Tischler Helm, eine bessere Ernte gethan und etliche Haufen (Mandeln) mehr aufgebracht hatte. Da gab ihm der Teufel den Rath in's Herz, in der Nacht einen Haufen auf seinen Acker herüber zu tragen. Er führte das ganz heimlich aus, und Helm, der einen Augenblick an der Sache bedenklich wurde, überredete sich bald, er habe sich bei dem Binden verzählt, und der Betrug wurde nicht gerügt. Als es zum Heimfahren der

Ernte kam, hatte Schmidt ein volles Fuder Gerste geladen, und die gestohlene Zuthat vom Nachbar schien nicht gut mit fortgeschafft werden zu können. Aber er scheute sich doch, gerade den einzigen Haufen, welcher das gestohlene Gut enthielt, noch liegen zu lassen, und darum wurde dieses Mehr auch noch auf den Wagen gepackt. Aber der Boden auf dem Acker war vom Regen erweicht. Beim Abfahren senkten die Hinterräder sich tief ein und die Pferde versagten ihren Dienst. Nach langem und wüthendem Prügeln auf die armen Pferde, blieb nichts übrig, als die letzte Mandel wieder abzuwerfen, zumal der Knecht, ohne zu wissen, was vorgegangen war, die Bemerkung fallen ließ: diese letzte Mandel hätte sich wie Blei auf das Geschirr gelegt. Bei diesem Abwerfen wurde der Schulze noch etwas gewahr, was ihm Sorge machte. Unter der Gerste, welche von Helm herrührte, waren Wicken, und diese Mischung befand sich nicht in den Früchten seiner Ernte. Er dachte also, wenn die Sache zur Untersuchung käme, würde sein Diebstahl leicht zu beweisen sein, und so faßte er den Entschluß, diesen Haufen in der Nacht selbst auszudreschen, ohne einen seiner Drescher zu Hülfe zu nehmen. Bei der Ausführung dieses Vorhabens mußte er sich einer Laterne bedienen, welche in der Mitte der Tenne an einem Bindfaden hing; und als er in seiner Arbeit stand, schlug die Flamme an dem Bindfaden in die Höhe, sengte diesen ab und die Laterne fiel an den Boden und zerbrach. Sofort faßte das Licht die Garben auf der Tenne, eine Feuersbrunst brach los und nach wenig Stunden lag die ganze Ernte des Schulzen in der Asche. — Begreift ihr jetzt, liebe Kinder, was der Prophet Habakuk mit seiner Warnung gemeint hat: „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut. Wie lange wird es währen! Und ladet nur viel Schlamm auf sich!"? —

Aber der Herr hat auch das Zusammenleben der Menschen durch seine göttliche Ordnung geheiligt, und die Obrigkeit eingesetzt, das Recht wahrzunehmen und zu behüten. Von dieser steht geschrieben: „Sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut! Thust du aber Böses, so fürchte dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut!" (Röm. 13, 4.) Sie hat Kerker erbaut, Zuchthäuser aufgerichtet und Galgen aufgestellt, und „einem losen Menschen geht es, wie er handelt." (Sprüchw. 14, 14.) Und dazu, daß dies geschehe, muß jedes Glied der menschlichen Gesellschaft mit wachen und helfen, denn es steht geschrieben (1 Cor. 5, 13.): „Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist!" Wer also unehrlich und trügerisch lebt, den sehen die Menschen als ihren gemeinsamen Feind an, und die kleinste Untreue macht seine ganze Ehre auf immer zunichte.

Aber es könnte wohl geschehen, daß alle diese Strafen, welche das Wort Gottes droht, an einem Diebe und Betrüger lange Zeit

vorübergingen, ja daß er von der Welt abgefordert würde, ehe ihn Jemand an der Ruthe seiner Bosheit umkommen sähe; ja die Nachbarn und Zeitgenossen desselben könnten ihn für unsträflich, die Obrigkeit für unbescholten halten, und die Gemeinde gäbe ihm vielleicht ein ehrliches Begräbniß: sollen wir nun glauben, in diesem besonderen und seltenen Falle hat es Gott mit seinem Gebote (3 Mos. 19, 13.): „Du sollst deinem Nächsten nicht unrecht thun, noch ihn berauben!" nicht gar zu ernstlich gemeint? O nein! Hier werden wir erst recht sagen müssen: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten!" Wir haben eben erst von der Regierung Gottes im Sichtbaren und von seiner heiligen Ordnung in der menschlichen Gesellschaft geredet. Was für eine Regierung Gottes giebt es außer dieser sichtbaren? Und wie heißt dieses Reich? Und wie heißen die Starken, welche in diesem Gottesreiche den Willen des Herrn ausrichten? Worauf vertrösten wir nun den Sterbenden beim Abschied von der Erde? Und in welchen Umgang wird er dann versetzt werden? Und wie lange wird er ein Glied dieses glücklichen Reiches sein? Und wie wird ihn dort die Erinnerung betrüben, daß er auf Erden ein armer verachteter Mensch gewesen ist! Nun aber leset und höret, was das Wort Gottes denen ankündigt, welche durch Gewaltthat, Unrecht und Betrug sich auf Erden bereichert haben! (1 Cor. 6, 9. 10.): „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben! — Ja, weder die Diebe, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben!" Solltet ihr nicht bei dieser Erwähnung an ein Gleichniß unsers Herrn Jesu erinnert worden sein, in welchem wir die Seligkeit eines Armen, der unschuldig gelitten, und die Qual eines Reichen, der gepeinigt wird, vor Augen sehen? — Darum werden wir mit Recht gemahnt: Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun! — —

§. 20.

Von der Kunst der rechten Haushaltung in irdischen Dingen.

Vorlesung aus 1 Theſſ. 4, 9--12.

„Von der brüderlichen Liebe aber ist nicht Noth euch zu schreiben; denn ihr seid selbst von Gott gelehret, euch untereinander zu lieben. Und das thut ihr auch an allen Brüdern, die in ganz Macedonien sind. Wir ermahnen euch aber, liebe Brüder, daß ihr noch völliger werdet. Und ringet darnach, daß ihr stille seid, und das Eure schaffet und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben, auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen die, die draußen sind, und deren Keines bedürfet!"

Gesang.

Alles ist an Gottes Segen Und an seiner Gnad' gelegen Ueber alles Geld und Gut. Wer auf Gott sein' Hoffnung setzet, Der behält ganz unverletzet Einen freien Heldenmuth.

Gebet.

Lieber Herr, Du hast Deine Jünger gefragt: So ihr in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige anvertrauen! Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, was euer ist? Und diese Frage breitest Du auch über unserm Herzen aus! O lehre uns recht mit Herzen und Händen festhalten das Wahrhaftige, was mit seinem Reichthum die eitle Welt überdauert, denn das hast Du uns bescheeret. Züchtige uns, daß wir nur greifen nach dem, was unser ist, und dasselbe unbefleckt mitbringen vor Dein Angesicht an jenem Tage, denn zu diesem Tage führen alle unsere Wege. Ja, Deine Augen sehen nach den Treuen im Lande, und Du hast gern fromme Diener — mache diese Kinder und mich auch fromm und treu! Amen.

Eine ganze Reihe von Betrügereien und Bosheiten habe ich in den vorigen Stunden an euch vorbeigeführt, welche alle verübt worden sind gegen das siebente Gebot: Du sollst nicht stehlen! Meine Kinder, die sträfliche Lust, die unreine Begierde nach fremdem Eigenthum sitzt freilich gar tief in unsrer Seele; aber nicht auf der Stelle wird jene Lust so stark und diese Begierde so mächtig, daß ein Mensch das Gefühl für Ehre und Schande darüber einbüßen und Verbrechen so schlimmer Art begehen sollte. Wenn ein Zuchthäusler uns erzählen will, wie er die Ketten an seine Füße, das Brandmal auf seinen Rücken bekommen hat: von welcher Zeit fängt er da gewöhnlich seine Geschichte an? Und nicht allein Monate und Jahre sind darüber vergangen, ehe er so in den Abgrund gesunken ist, auch auf allerlei gefährlichen Wegen hat sein Fuß erst gehen gelernt, ehe er zum Fallen kam. Sollte es nun wohl genug sein, wenn ich euch von solchen ehrlosen Handlungen nur abmahnen und warnen wollte: Hüte dich vor Diebstahl, Betrug und Raub? Worauf wird man die Kinder vielmehr aufmerksam machen müssen?

Höret mir zu: ich will euch einmal ein Gespräch mittheilen, welches vor Zeiten ein Vater und eine Mutter miteinander geführt haben über die Art, wie die Kinder angeleitet und geübt werden können, der Verführung zur Untreue und Ungerechtigkeit Widerstand zu thun und fromme Haushalter zu werden.

Die Mutter hub an und sprach: Lieber Mann, sollte es nicht unsern Kindern gut sein, wenn du den vier größeren unter ihnen, welche das zehnte Jahr bereits überschritten haben, ein wöchentliches Taschengeld verabreichtest? Sie alle sollen doch künftig ein kleines Vermögen verwalten und dabei als gute und kluge Haushalter

erfunden werden. Wie aber können sie das, wenn sie von Jugend auf ohne alle Uebung geblieben sind!

Der Vater erklärte sich dazu bereit; setzte aber alsbald hinzu: Wenn unsere Kinder Geld in die Hände bekommen sollen, so müssen wir uns fest verabreden, daß auf folgende vier Punkte gehalten werde.

Zum Ersten: Jedes unsrer Kinder muß für sein Taschengeld irgend eine häusliche Beschäftigung allein übernehmen; denn es taugt nicht, daß sich der Mensch gewöhne, eine Erwerbung zu machen ohne Arbeit, für welche er verantwortlich ist.

Zum Andern: Jeder hat sich ein Buch über Einnahme und Ausgabe anzulegen und das Seinige unter Verschluß zu nehmen; denn es geziemt sich, daß wir das Unsrige mit Sorgfalt und Mühe bewahren.

Zum Dritten: Jedem sind gewisse Ausgaben zu überweisen, die er nach Bedürfniß zu bestreiten hat; denn auch im Kleinsten soll der Mensch nach Gottes Willen fragen und thun.

Zum Vierten: Jeder soll einen Theil seiner Einnahme zu wohlthätigen Zwecken bestimmen; denn wer das unterläßt, der wird ein Mammonsdiener.

Die Mutter erklärte sich völlig einverstanden mit diesen vier Grundregeln einer frommen und Gott gefälligen Haushaltung, und so wurde denn das Sparbüchsenwesen eingerichtet.

Wer wird mir noch einmal diese vier Grundregeln aufzählen? Wie wirst du eine Haushaltung nennen, welche nach diesen Regeln errichtet worden ist? Was für eine Kunst hat aber Jesus Christus als etwas Großes und Gutes allen seinen Jüngern empfohlen? Leset und behaltet, was der Herr gesagt hat (Luc. 12, 42. 43.): „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzt über sein Gesinde, daß er ihnen zur rechten Zeit ihre Gebühr gebe. Selig ist der Knecht, welchen sein Herr findet also thun, wenn er kommt."

Darum wollen wir nunmehr von der christlichen Kunst der rechten Haushaltung in irdischen Dingen miteinander handeln.

Noch einmal also: welches war der erste Punkt, auf welchen nach jener Eltern Abrede bei der Vermögensverwaltung auch im Kleinsten sollte gehalten werden?

Ist dies eine neue Regel für die Erziehung des Menschen, welche in den Worten ausgesprochen wird: Der rechte Weg zur Erwerbung eines Eigenthums soll die Arbeit sein!? An welchen Ausspruch, den Gott einst über unser ganzes Geschlecht gethan hat (1 Mos. 3, 19.), wirst du dabei erinnert? Wodurch hatten die Menschen es selbst verschuldet, daß sie also verurtheilt wurden, in der Knechtschaft saurer Arbeit zu stehen? Was mußten sie also zu

sich selbst sagen, so oft sie unter diesem Druck seufzten? — Aber das haben Strafen, welche Gott auflegt, Eigenthümliches, daß sie denen, die sich in Demuth unterwerfen, ein Segen werden. Bei welcher Anordnung Gottes hat sich das insonderheit ausgewiesen? Wie heißt daher auch der Segen, welchen Gott über ein frommes Ehepaar ausgesprochen hat (Ps. 128, 2.): „Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit: wohl dir, du hast es gut!“ — Wie sauer uns daher auch die Arbeit scheine: was kann doch dem Menschen, der in Arbeit steht und durch Arbeit etwas verdient, zugerufen werden? Wenn mithin ein Handwerksmann die ganze Woche hindurch sich auf den Sonntag herzlich gefreut und diesen Sonntag vor Gott gefeiert hat mit Gebet, mit Gottesdienst und mit Genuß stiller unschuldiger Freuden: wonach sehnt er sich wieder, wenn der Abend kommt? Und warum erscheint ihm dann die Arbeit als eine Wohlthat? — Du kannst auf diese Frage zwei Ursachen nennen; die eine liegt im Verborgenen, die zweite ist offenbar und leicht zu entdecken. Wir wollen den Anfang mit demjenigen machen, was leicht zu erkennen ist. Jener Segenswunsch verspricht: Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit!: was kann also der fleißige Arbeiter denken, wenn das Brot auf den Tisch kommt? Und wenn er seine Kinder zum Essen herbeiruft? Und wenn er eine Fuhre Holz für den Winter auf dem Markte gekauft hat? Und was gießt der Gedanke: Das ist mir von Gott zugeführt durch den Verdienst meiner Hände! in seine Seele aus? Und an wessen Güte und Barmherzigkeit wird er dabei erinnert? Schon darum also ist die Arbeit ein Segen, weil die Frucht der Arbeit süße Freude ist, und weil diese Freude zu Gott erhebt. Aber wir haben noch von einem verborgenen Segen der Arbeit reden wollen. Mit dem Arbeiten im Schweiße des Angesichts hat Gott unserm Geschlechte eine Strafe aufgelegt. Woran muß aber jeder besonnene Mensch denken, wenn er eine Strafe büßt? Woran wird also auch der Mensch gemahnt, so oft ihm die Arbeit ein Seufzen auspreßt? Und diese Bußpredigt ist freilich nichts Angenehmes. Aber nun erwäget einmal weiter. Ein Haushalter hatte an seinem guten, frommen Herrn eine große Untreue begangen, die er mit aller Anstrengung nicht wieder gut machen konnte und die ihn, wie er fürchten mußte, der weltlichen Obrigkeit in die Hände lieferte und ihn auf immer von dem Hofe des Herrn verbannte. Das Gericht verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe. Eine lange, traurige Zeit, in welcher er sich oft mit heißer Sehnsucht den Tod gewünscht, war darüber hingegangen; da wurde der Gefangene täglich beim Schanzen gewahr, daß sein vormaliger Herr des Wegs daher kam, in seiner Nähe stehen blieb und einen Blick des Mitleids auf ihn richtete. Und dieser Blick führte die ganze glückliche Vergangenheit wieder vor und in sein Herz zurück, und so oft der Herr also in seine Nähe kam, ergossen sich Ströme von

Thränen aus seinen Augen. Eines Tages erhielt er die unerwartete Botschaft: Du sollst von heute an frei sein, von morgen an auf den Hof des Herrn zurückkehren und hiernächst als Gärtner bei ihm arbeiten. Die ganze, ungeheure Schuld hat der Herr dir abgenommen, einen Lohn, bei welchem du auskommen kannst, dir ausgesetzt und nur gewollt, daß du täglich zwei Abendstunden ohne Lohn unter seinen Augen arbeitest, was er dir aufträgt. So verwandelte sich mit einem Male das ganze Leben dieses Mannes. Wirst du nun sagen können, es sei ihm Gelegenheit geschafft worden, seine Versündigung wieder gut zu machen und seine Schuldenlast abzuverdienen? Wirst du sagen können: das Bewußtsein, daß er dem Ziele immer näher komme, wo Niemand etwas von ihm fordern dürfe, das mache ihn glücklich? Was war im Gegentheil die Ursach seiner Freiheit? Und was hatte der Herr auf sich genommen? Und wenn der Diener jetzt sogar eine Dienststelle und einen Dienstlohn wieder empfing: durfte er sich dessen als eines Verdienstes freuen? Wirst du es mir aber wohl glauben, wenn ich dir sage: Gerade die beiden Abendstunden, wo er ganz ohne Lohn bei dem Herrn arbeiten mußte, waren von jetzt ab die glücklichsten in seinem ganzen Leben? Und warum glaubst du mir das? Unter wessen Augen befand sich der Schuldige während dieser Zeit? Welche trostvolle Versicherung konnte er aus den Augen desselben lesen? Und meinst du nicht, der Haushalter habe bei seiner Abend-Arbeit denken können: Mein Erlöser ist der Herr, aber was ich jetzt thue, das ist eine kleine Buße, die er mir darzubringen erlaubt hat für meine große Sünde? — Gewiß, so ist es! Wessen Bild sehen wir aber in der Geschichte dieses Haushalters? Und welches ist darnach der verborgene Segen, welcher von Gottes Gnade selbst auf unsere Arbeit gelegt ist? Woran wird jeder Christenmensch durch seine Arbeitslast gemahnt? Aber unter wessen Augen sieht er sich mit seiner Arbeit gestellt? Und welchen Trost kann er aus diesen Augen holen? Und mit welchem Gedanken kann er sich den Schweiß seines Angesichts trocknen?

Nachdem wir nun erkannt haben, daß wir die Arbeit nicht schlechthin als eine Strafe, sondern als eine von Gott auferlegte, also heilsame und segensreiche Strafe anzusehen haben, wenden wir uns zurück zu dem ersten Satze der christlichen Haushaltungskunst, daß diese Arbeit der rechte Weg zur Erwerbung eines Eigenthums ist.

Aber was für Arbeit meinst du wohl, wird dir den Weg zur Erwerbung eines Eigenthums bahnen?

Ich habe einen Schlossermeister gekannt, der war scharf und in eigener Person hinter seiner Arbeit und schonte sich nicht, wenn die Esse glühte. So hielt er auch seine Gesellen an. Man konnte in der Werkstätte Leute sehen, denen der Schweiß von der Stirn rann. Aber sein Nachbar, der ihn beobachten konnte, sagte oft:

Es wird nicht viel bei ihm, und er bringt's zu nichts! Und wenn ich fragte: Warum? erwiederte der alte erfahrene Mann: Daran liegt's, daß man in diesem Hause nicht bloß den Sonntag zu einem Bet- und Rasttag, sondern auch zu einem Trink- und Spieltag hat werden lassen, von welchem Meister und Gesellen erst um zwölf Uhr nach Hause kommen, und daß auf den Sonntag ein langer Schlaf und darnach immer wieder ein blauer Montag folgt. Darum sage ich, es wird nicht viel bei ihm. Dagegen betrachten Sie mal die drei Holzmacher, welche vor meiner Thüre stehen: an jedem Tage der Woche zwei Klafter, damit werden sie fertig; aber von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die Mittags- und Vesperstunde abgerechnet, stehen sie auch auf ihrem Posten mit Säge und Axt, und Jedermann begehret ihrer, denn man weiß schon, wie viel sie fertig bringen. Welcher Arbeiter wird also eine Frucht sehen von seiner Arbeit?

Wir werden aber noch eine zweite Forderung an die Arbeit machen. Die Straßen einer kleinen Stadt sollen gepflastert werden, und die Arbeit wird an den Mindestnehmenden verdingt und ausgethan. Das Werk schreitet rasch vorwärts, und ehe man sich's versieht, ist vor einer langen Reihe Häuser ein sauberer und ebener Weg hergestellt. Aber nun erscheint der Wegebaumeister und läßt den Sand wegnehmen, welchen die Pflasterer über die Steine geworfen und mit Besen überfahren haben, und nun sieht man tiefe Lücken in dem Bau, und ein Regenguß reißt Löcher in den Weg. „Wollt Ihr Bezahlung haben," so erklärt jetzt der prüfende Vorgesetzte, „so muß diese ganze Straße wieder abgebrochen und von Neuem aufgesetzt werden! Ihr habt wohl viel geschafft; aber hier trifft der Spruch ein: Viel und gut ist nicht beisammen!" — Ihr seht hieraus, daß von der Arbeit zweierlei gefordert wird, wenn man sie loben und wenn sie ihren Mann ernähren soll; wie nämlich soll sie befunden werden? Und kann man wohl beide Forderungen in ein Wort fassen? Höret, wie Salomo (Sprüchw. 6, 6.) ermahnt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler! Siehe an ihre Weise und lerne!" Was lobt man denn an der Arbeit der Ameise? Wenn eine Pflugschaar einen Ameisenbau aufgerissen und herausgeschüttet hat, welch eine Menge von sogenannten Eiern oder Larven liegen da übereinander! Wie sieht es an der Stelle aus nach 3 — 4 Stunden? Wer hat dort aufgeräumt und die Fülle von Arbeit gethan? Aber was wird nun im stillen Dunkel der Erde mit dem zerstörten Bau geschehen? Und wenn ein Menschenauge dabei zusähe und nachmessen könnte die Anlage der Zellen und Kammern und Wege, so würde der Beobachter den kleinen fleißigen Thierchen nicht bloß zurufen: Ihr habt viel gethan! sondern nun würde er rühmen: Wie gut und wie schön ist eure Arbeit gerathen! Ihr sehet, der Fleiß bringt Vieles und Gutes zu Stande, und daher kann man von der Arbeit nichts Besseres ver-

langen, als daß sie eine fleißige sei. Woran denkt man nun in der Regel, wenn die Schnitter oder Pflüger wegen des Fleißes belobt werden? Und was heißt das: ein Bild sei fleißig gemalt?

Jetzt werden wir kurz und rund auf die Frage antworten können: Wie muß der Arbeiter wirken, wenn er sich ein Eigenthum erwerben soll? Wie geschrieben steht (Sprüchw. 10, 4.): „Lässige Hand macht arm, aber des Fleißigen Hand macht reich!" Und abermal (Sprüchw. 19, 15.): „Faulheit bringt Schlafen, und eine lässige Seele wird Hunger leiden!"

Aber der Hunger thut weh, er weckt selbst den Schlafenden auf. Lasset uns nun sehen, was der Faule beginnt, wenn Hunger und Durst, Frost und Blöße über ihn kommen, und die Lust zur Arbeit kommt nicht mit. — Der in Armuth versunkene Schuhmacher Claus hatte auf seinem dreibeinigen Stuhle eine Zeit lang ganz still gesessen und bei sich gesonnen über die theure Zeit; da fuhr er plötzlich auf und sagte zu seiner Frau: „Christine, ich habe in diesem Augenblicke einen guten Gedanken gehabt. Weißt Du, was uns aus unserm elenden Leben mit einem Male herausreißen kann? Wir wollen in die Lotterie setzen! Haben wir Glück und gewinnen, wahrlich, das sage ich Dir, zuerst speise ich die Armen in diesem ganzen Viertel. Dann lassen wir ein neues Pulttüchlein auf die Kanzel machen. Und dann kaufen wir uns nicht bloß alle Tage weiß Brot und Semmel, sondern auch ein stattliches Häuschen, und wenn's geht, eine kleine Kutsche für mich und Dich und die Kinder. Freue Dich, Christine, und jubele mit mir! Die ganze vermaledeite Plackerei — und bei diesem Worte warf er Schusterstuhl und Leisten in die Ecke — die hat auf einmal ein Ende, und ich, das glaube nur, ich werde gewiß ein guter Mensch, wenn ich die elenden Geldsorgen ganz los bin!" Die Frau meinte: „Wir müssen doch erst einen Einsatz machen, lieber Claus." „Das versteht sich, Närrchen," antwortete darauf der Mann. „Aber," sprach sie, „woher nehmen wir das Geld dazu? Wir sind ja arme Leute, und zwei Thaler Einsatz, das wird kaum genug sein?" „Gut," sagte Claus, „das überlegen wir jetzt, und mit der Arbeit ist's Feierabend, bis wir über den Hauptpunkt völlig im Reinen sind." Er holte den Sonntagsrock, machte sich eine Pfeife an und setzte sich zum Rathschlagen nieder, einen Fremden aber, der ein Paar Stiefel sich anmessen lassen wollte, bat er mit freundlichem Lächeln: er möchte doch den nächsten Morgen wieder kommen; es gehe eben jetzt im Hause etwas Wichtiges vor. Daß er gerade jetzt an dieser Arbeit ein gut Theil des Einsatzes hätte verdienen können, das fiel dem trägen Thoren nicht ein. Die Berathschlagung lautete aber so: Das haben wir schon als Kinder in der Schule gelernt: Kann ich nicht, so borge ich eins. Wir können nicht so viel aufbringen, als nöthig ist, und das Zurücklegen kostet zu viel Zeit; also müssen wir borgen. Gewinnt unser Loos, so ist das Wiederbezahlen sehr leicht, und

soll mit einem Geschenke begleitet werden. Auf wie lange Zeit? In drei Wochen ist die Ziehung vorüber, länger bedürfen wir das Geld nicht, also höchstens auf einen Monat. Aber wer borgt uns? Frau Christine hat eine alte Pathe, die sich in's Mittel schlagen kann. Sie ist zwar sehr arm; aber sie sammelt jetzt an ihrem Miethsgeld, welches sie erst in sechs Wochen abführen muß. Christine wendet zwar ein: Meine Pathe hat oft gesagt: Um Gottes willen, macht euch nur nicht mit der Lotterie zu schaffen und sprecht mir den Namen gar nicht aus, denn das ist des Teufels Leimruthe! Darauf bemerkt der Claus: Mit dem Namen wollen wir die alte Frau verschonen; ich werde mir die zwei Thaler zur Anschaffung von Leder bei ihr borgen. Nach diesem Gespräche wurde nun wirklich gehandelt. Die alte Pathe lieh die zwei Thaler, und für dieses Geld wurde alsbald ein Loos gekauft, und bis zur Ziehungszeit war Claus viel träger, als sonst, aber sehr reich in seinem Denken und Träumen. Thut jetzt einen Blick in sein Herz, ihr Kinder! Zwei Sünden brennen darin schon, die eine gegen Gott, die andere gegen einen Menschen. Er kann nicht getrost aufblicken zu Gott, der gesagt hat: Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht! Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut! — Kann man sagen, daß Claus noch auf Gottes Wegen wandelte? Und warum nicht? Kann man ihm zurufen: Wohl dir, du hast es gut!? Und warum das nicht? Aber wir haben auch von einer Sünde geredet, die er gegen einen Menschen begangen; wißt ihr wohl welche? Gott hat uns gewarnt und gesagt: Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit ein Jeglicher mit seinem Nächsten! was war aber mit diesem Gebote geschehen? Vor der alten Pathe mußte der Mann sich schämen als ein Lügner. Aber bald sollte noch ein dritter Vorwurf ihn treffen, derselbe, den wir im 37. Psalm lesen: „Der Gottlose borget und bezahlet nicht.“ Als nämlich der Tag der Ziehung anbrach, und Claus in jeder Minute der fröhlichen Botschaft entgegensah, da steckte der Lotteriesammler eine ganz andere Ziffer an sein Fenster, und als Claus anfragte: Wie steht es mit mir? war die Antwort: „Für diesmal ist nichts gewonnen! Aber,“ setzte der Mann mit schlauer Lustigkeit hinzu: „auf einen Hieb fällt kein Baum. Immer noch einmal eingesetzt! frisch gewagt ist halb gewonnen!“ Mit dieser Botschaft und mit diesem Trost kam Claus nach Hause, und seine Augen funkelten vor Zorn. Christine wollte ihn beruhigen und sagte: „Lieber Claus, Du siehest nun, Gott hat es nicht haben wollen! Bleib du bei der alten Regel: Bete und arbeite!“ Und indem sie das sagte, rückte sie sanftthuend das Schusterstühlchen vor den kleinen Tisch. Aber wüthend schrie Claus: „Laß Dein thörigtes Dreinreden, Du Betschwester, oder ich stopfe Dir Deinen Mund auf ewig!“ Und dabei stieß er sie mit dem Ellenbogen so heftig von sich, daß sie schreiend zu Boden fiel.

Das hatte Claus noch nie gethan, und die Kinder, welche den Auftritt mit angesehen, kam Zittern und Entsetzen an; in das Herz aber des Mannes setzte sich nun neben den Zorn auch der Trotz fest, er wollte Recht behalten und seinen Willen haben. Er faßte auf der Stelle zwei heimliche Beschlüsse, wobei man an die „Leimruthe des Teufels" erinnert wird. Für's Erste nun diesen: „Die alte Pathe soll ihr Geld nicht wiederbekommen, es sei denn, daß ich's in der Lotterie gewinne, und bis dahin gehe ich ihr aus dem Wege, wo sie mir begegnet." Welches Urtheil muß jetzt schon über Claus gesprochen werden? — Für's Andere machte er bei sich selbst aus: „Ein schlechter Kerl, der nicht wieder ein Loos in der Lotterie nimmt!" Und wie will er dazu gelangen? Für diesmal auch durch Borgen; aber wider Willen des Darleihers. Er ist nämlich der Vormund über ein armes Kind, welches aus dem Legatenstock der Kirche monatlich einen Thaler bezieht. Diese Einnahme hat er zu erheben und halbjährlich an das Gericht abzuliefern. Hierauf hat er einen Eid gethan. Vier Thaler sind bereits in der Büchse, mit der Ablieferung hat es noch zwei Monate Zeit. Davon also nimmt er zwei Thaler und kauft abermals ein Loos; gelobt aber bei sich selbst, das Kind solle Alles mit reichlichen Zinsen wiederbekommen. Als er das recht lebhaft bei sich dachte, da kam es ihm vor, als hörte er hinter seinem Rücken wie ein freches Gelächter. Als er aber sich umsah, da war Niemand zu erblicken. Doch bedenkt nun, was aus Claus schon geworden war, — ein Uebertreter des Gebots vor Gott, ein Lügner gegen die Pathe, ein Teufel gegen sein Weib, ein Scheusal in den Augen der Kinder, ein Gottloser, der nicht bezahlt, ein Dieb an fremdem Eigenthum, und ein meineidiger Mann. Und von welchem Anfang war alles dieses Unheil ausgegangen? Die Geschichte würde sehr lang werden, wenn ich so fortfahren wollte, wie ich angefangen, die Wege des unglücklichen Claus zu erzählen. Ich muß mich also kurz fassen. Auch das zweite Loos gewann nichts; er vergriff sich weiter an dem Gelde seines Mündels und verlor noch einmal; und eben hatte er die letzten zwei Thaler an den Lotterieeinnehmer abgegeben, da setzte ihm das Gericht einen Termin zur Abführung der vormundschaftlichen Gelder binnen vierzehn Tagen. Ehe diese vierzehn Tage vergingen, wurde indeß die Lotterie gezogen, und noch hoffte Claus, gerettet zu sein und ein reicher Mann dazu zu werden, und das war auch dringend nothwendig, denn alle seine Kunden waren inzwischen von ihm abgefallen und seine Kinder gingen aus, um Brot zu betteln. Aber Gott führt seine besonderen Wege; er ließ das Loos des verirrten Schuhmachers auch jetzt noch durchfallen, und über zwei Tage war der Termin im Vormundschaftsgericht. In dieser Angst erkundigte sich Claus: wer denn eigentlich das große Loos gewonnen habe, auf welches er gehofft? Man nannte einen Müller aus einem benachbarten Walddorfe, und ein fremder, ver-

wegener Mann trat bei diesem Gespräche heran, zog Claus auf die Seite, und sprach: „Ich weiß von Deinem Unglück! Morgen gegen Abend holt der Müller das Geld; sein Weg geht durch den Wald; da, meine ich, wäre etwas zu machen, Brüderchen; aber halb Part, verstehst Du? Und — es wird ja nicht leicht zum Schlimmsten kommen — doch ein Beil, oder ein Pistol muß man mitnehmen, nur daß man sich wehren kann!" Die Straße des Claus fängt an schrecklich zu werden und blutroth geht an diesem Abend die Sonne über seinem Haupte unter. Am andern Morgen verbreitet sich das Gerücht: der Müller, alles Geldes beraubt, sei im Walde erschlagen gefunden. Wenig Stunden nachher erschienen Gerichtsdiener und verhafteten den Claus als Räuber und Mörder; nach etlichen Monaten war das Todesurtheil gegen ihn gesprochen, und am Abend vor der Hinrichtung waren Weib und Kinder noch einmal im Kerker, von dem Vater Abschied zu nehmen. „Kinder," sprach Claus mit weicher Stimme, „Ihr habt es einstmals mit angehört, daß ich eure arme Mutter eine Betschwester gescholten habe, weil sie mich ermahnte: Bete und arbeite! Morgen bei Tagesanbruch muß ich für die schwere Sünde und für alle teuflischen Werke, die ich darnach begangen habe, vor Gottes Richterstuhl. Wenn Ihr den Ton der Glocke vom Thurme hört, flehet für mich bei Gott um Gnade, und das Wort: Bete und arbeite! das werfet nicht hinter Euch!" — So nahm der Mann ein Ende, welcher einen andern Weg betreten wollte, ein Eigenthum zu erwerben, als die Arbeit.

Lasset uns jetzt wieder an jene Abrede zwischen Vater und Mutter denken! Welches war wohl die zweite Regel, welche der Vater aussprach? So lautete sie: Jeder unter den Kindern hat sich ein Buch anzulegen über Einnahme und Ausgabe und das Seinige unter Verschluß zu nehmen; denn es geziemt sich, daß wir das Unsrige mit Sorgfalt und Mühe bewahren. —

Wir haben oben gesagt: Das Eigenthum ist das jedem Menschen von Gott beschiedene und abgegrenzte Theil von den theilbaren Gütern der Erde, über welches derselbe unter seinen Brüdern das Recht der Besitznahme, des Gebrauchs und der Verfügung hat.

Wer hat denn hiernach zwischen deinem und des Nächsten Eigenthum die Grenze gezogen? Was aber Gott geordnet hat und gesetzt, das soll uns heilig sein. Daher ist das Vergreifen an dem Eigenthum des Nächsten eine schwere Sünde. Aber sollte es denn eine kleinere Sünde sein, wenn du an deinem Eigenthum dich vergriffest? Warum kann man das gewiß nicht sagen? Und in dieser treuen Sorgfalt geht sogar der Sohn Gottes voran. Er, der alle Gewalt hat und dem Alles dienet, konnte ja sagen: Himmel und Erde ist mein! Er konnte viele tausend Menschen an seinem Tische satt machen: was befahl er aber nach solchen Spei-

fungen seinen Jüngern? Und welche Warnung sprach er dabei aus? Lasset uns fromm festhalten an dem Worte des lieben Herrn: Daß nichts umkomme! Damit unterwarf er sich und die Seinigen unter das göttliche Gebot bei Salomo (Sprüchw. 13, 11.): „Reichthum wird wenig, wo man es vergeudet; was man aber zusammenhält, das wird groß."

Wie nennt man denn die kleine Büchse, welche schon den Kindern hilft, das Ihrige zusammenzuhalten? Und die Kasse, welche für Gesinde und Tagelöhner, auch für Gesellen und arme Handwerksleute den Ueberschuß ihres Verdienstes aufhebt? Ihr versteht hieraus, daß uns die heilige Schrift die Sparsamkeit vorschreibt. Und was für eine Sünde ist denn wohl mit dem Vergeuden gemeint? Es ist nichts Anderes, als was in dem Gleichniß vom ungerechten Haushalter in dem Vorwurfe eingeschlossen liegt: Er war vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Die Verschwendung wird damit angezeigt.

Der fromme und christliche Haushalter soll also ein guter Wirth oder ein sparsamer Mann sein. Wird das so viel heißen, als: er bewahret die Grenze seines Eigenthums, daß sie immer dieselbe bleibe? So handelte jener Knecht, welcher das eine Pfund, welches er von seinem Herrn empfangen hatte, in die Erde grub und es ihm bei der Rechnungslegung wiedergab: hat der Herr diese Aufbewahrung gelobt? Woran erinnert er im Gegentheil diesen thörigten Knecht? (Luc. 19, 23.) Wenn aber der Knecht dieses Pfund in die Wechselbank gelegt hätte: was würde mit der Summe geworden sein? Gewiß ist also das Sparen nicht so zu verstehen, daß unser Eigenthum keine Veränderung erleiden solle. Daran erinnern uns ja die Worte: Was man aber zusammenhält, das wird groß. Vielmehr ist zu bedenken, daß die Grenze unseres Eigenthums unter Gottes Augen sich täglich vermehren, oder auch täglich vermindern kann; und wenn das vor den Augen des Herrn geschieht: wer zieht dann auch die neue Grenze? Vernehmet ein Beispiel!

Ein sehr reicher, aber frommer Kaufmann zählte am Sonnabend Abend seinen Besitz in baarem Gelde, und es fanden sich 10,000 Thlr. vor. Tages darauf betrug die Summe 10,200 Thlr.: was mußte da geschehen sein? Nach acht Tagen besaß er baar in seiner Kasse nur 9000 Thlr.: wie war dies zugegangen? Was ist's also, was in der Regel die Vermehrung hervorbringt? Und worin liegt gewöhnlich die Ursache von der Abnahme unseres Geldvorraths? Weiß nun wohl jener Kaufmann gleich zu finden, wie es sich mit seiner Einnahme und Ausgabe verhält? Wo kann er dies augenblicklich erfahren, ohne noch einmal seine Gelder zu zählen? Was muß er aber wohl mit jeder Einnahme und mit jeder Ausgabe auf der Stelle, wo sie geschah, gethan haben, wenn ihm seine Bücher zuverlässigen Bescheid geben sollen?

Hieraus sind wir im Stande, die zweite Regel jenes Hausvaters zu beurtheilen. Was wurde nach seinem Willen den Kindern geboten? Was sollten sie anlegen und stets fortführen? Was werden dann auch die Kinder gleich erkennen und zu übersehen im Stande sein? Und wenn es sich etwa aus den kleinen Büchern ergäbe: sie ständen eben im Begriffe, eine Ausgabe zu machen, welche ihre Einnahme überstiege, — welchen Entschluß müßten sie fassen und ausführen? Aber meint ihr nicht, daß es viel einfacher sei, dem Kinde zu rathen: Wenn deine Kasse leer ist, so höre auf, auszugeben!? Wie sollte man dazu des Aufschreibens benöthigt sein? Lasset uns hierbei einen Augenblick still stehen und überlegen.

Zum Ersten: Der Apostel Paulus hat gesagt: ein Jeder von uns solle arbeiten und mit seinen Händen etwas Gutes schaffen, daß er habe, zu geben den Dürftigen: wird es denn dahin kommen können, wenn ein Mensch den Grundsatz hat: Sobald mein Beutel leer ist, dann höre ich auf!? Wann muß er die Ausgaben schon einstellen? Dann wird er etwas übrig haben für die Armen. Aber es giebt auch Ausgaben, welche immer wiederkehren und die ein Haushalter bestreiten muß, ehe noch eine bestimmte neue Einnahme gemacht wird: wodurch kann er an solche Ausgaben erinnert werden? Und wenn sein Buch ihn erinnert: Das wird nach wenig Tagen von dir gefordert werden! wie kann er sich in den Stand setzen, diese Pflicht zu erfüllen?

Zum Andern: Der Herr Jesus hat seinen Jüngern zur Pflicht gemacht, zu sorgen, daß Nichts umkomme. Denke dir nun, es würde eine Reise unternommen, und der Vater spräche zu dir: Du hast den Auftrag, darüber zu wachen, daß von meinen Büchern und Instrumenten, welche wir mitnehmen, nichts verloren geht! was wirst du dir denn vor allen Dingen vorzeigen lassen müssen? Und damit nicht irgend ein Theil dieser väterlichen Güter dir wieder aus dem Gedächtniß falle: welches wird wohl deine nächste Sorge sein? Und wenn du dir ein schriftliches Verzeichniß angelegt hast, um in jedem Augenblicke zu übersehen, was des Vaters ist, der Vater braucht aber unterwegs das eine und das andere Buch oder Instrument auf mehrere Tage lang, oder verborgt eins und das andere auch wohl an Freunde und Bekannte: wie fängst du es wohl an, daß du zu jeder Zeit Auskunft geben kannst, wo sich Alles befindet? Du siehest hieraus, zwei Verzeichnisse, für den Bestand und für die Abgabe, müssen stets fortgeführt werden. Willst du nun mit deinem Gelde und mit deiner Habe auch so umgehen, daß nichts umkomme: was wirst du in deinen Büchern der Einnahme und der Ausgabe ebenfalls thun müssen?

Zum Dritten: In einem bekannten Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge spricht der Hausvater zu einem Arbeiter: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht!“ Das ist ein schönes Wort. Wer wird denn aber unter dem Bilde des Hausvaters von Jesu

vorgestellt? Und wenn nun in seinem großen Haushalte Gott der Herr selbst die Regel ausspricht: Ich thue nicht Unrecht! was soll jeder Haushalter zu seinem Nächsten sagen können? — Und das ist sehr schwer, denn man kann, ehe man sich dessen versieht, dahin kommen, dem Nächsten Unrecht zu thun. Höret, was mir in meiner Kindheit begegnet ist, als ich schon vom Elternhause getrennt auf Schulen war. Damals erhielt ich in den Sommertagen einen gehäuften Korb voll süßer Birnen von meinen Eltern zugeschickt. Wie viel derselben gewesen, das weiß ich nicht, denn leider hatte ich nicht gezählt, weder als sie kamen, noch als sie einzeln verspeist wurden. Aber das ist mir in guter Erinnerung, als ich den Korb in meine Schlafkammer setzte, daß ich damals den Gedanken hatte: auf vierzehn Tage ist dieser Vorrath zum Frühstück und Vesperbrot ausreichend. Ich fing nun die Speisung an, und in den ersten Tagen sprach ich freilich sehr fleißig zu. Nicht bloß Mittag nach Tische holte ich mir etliche, sondern bei jedem Schulwege steckte ich mir die Taschen voll; führte mein Weg sonst noch an der Kammer vorüber, und das geschah zum öfteren, so verzehrte ich einige Stücke auf der Stelle, und obschon ich in der Nacht einen festen Schlaf hatte, so hieß ich auch noch etliche Birnen mit zu Bett gehen, damit mich nicht ein Hunger erwecke. Am dritten Tage schon, als ich einen Blick in den Korb warf, sah ich mit Schrecken auf den Boden desselben und daß mein ganzer Vorrath noch in drei Birnen bestand. Da gerieth ich in heftigen Zorn, da sagte ich mit lauter Stimme, was freilich Niemand hören konnte: Es ist schlechterdings unmöglich, daß dieser Vorrath von mir aufgezehrt sei: gewiß ich bin bestohlen und das Hausmädchen, welches mein Bett macht, hat mitgegessen. Darum schloß ich die Thüre ab und nahm den Schlüssel zu mir; das Hausmädchen aber, sonst ehrlich, kindlich und treu, fand ich am Abend in heißen Thränen vor der Thüre sitzend. Und diese Thränen brannten mir damals schon, und sie brennen mir heute noch auf das Herz: warum denn wohl? Auf welche Gedanken seid ihr selbst während meiner Erzählung schon gekommen? Glaubt ihr denn also, daß ich, wenn mir jenes Mädchen mit ihren rothgeweinten Augen entgegengetreten wäre, hätte sagen können: Meine Freundin, ich thue dir nicht Unrecht!? Und was hatte mich denn so weit gebracht, einem unschuldigen Menschen Unrecht zu thun? Es war gewiß nicht löblich, daß ich so unmäßig gegessen hatte; aber war diese Unmäßigkeit an dem begangenen Unrechte Schuld? Woher rührte also mein kränkender Irrthum? — Nun lasset uns davon eine Anwendung machen auf etwas Großes und Wichtiges. Als ich vorhin von meinem Vorrath an Birnen sprach, da setzte ich die Worte hinzu: leider hatte ich nicht gezählt, weder als sie kamen, noch da sie einzeln verspeist wurden. Wie würde man sich wohl ausdrücken, wenn nicht von Eßwaaren, sondern von Verwendung des Geldes oder der Handels-

waaren die Rede wäre? In welche Gefahr würde also der Christ kommen, welcher seine Einnahme und Ausgabe aufzuschreiben für zu weitläuftig hielte? Und wie muß die Gefahr angeschlagen werden, daß einem Menschen Unrecht geschieht?

Zum Vierten: Denkt doch Mancher unter euch, es könnte doch Tadel verdienen, wenn diese Sparsamkeit so in's Kleinliche getrieben würde, daß man Einnahme und Ausgabe von Pfennigen und Dreiern im Gedächtniß behalten und also in die Bücher eintragen wollte; und mancher Erzieher, welcher seine heranwachsenden Schüler dazu anhalten sollte, könnte sich dessen weigern, aus Furcht, seine Kinder auf diesem Wege zu dem häßlichsten Laster, zum Geiz, zu verleiten. Auch hier wollen wir Bescheid bei dem Herrn Jesu holen. Wir haben ja, wenn ich nicht irre, schon einmal seine Worte als Richtschnur angenommen: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Größten treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Größten unrecht!“ (Luc. 16, 10.) Warum dachten wir, Pfennige und Dreier brauchten wir nicht in Rechnung zu stellen? Wenn du nun meinst, das sei doch zu klein und zu gering, so sage mir, liebes Kind: ist denn nur das Große, oder ist auch das Kleine Gottes Gabe? Der Landmann pflegt jedes Körnchen, welches ihm Gott hat wachsen lassen, und jedes Stäubchen Mehl, welches er daraus gewonnen hat, das „liebe Gut“ zu nennen und wohl in Acht zu nehmen: was werden wir denn also auch mit Dreiern und Pfennigen thun müssen? Und ist irgend ein Ding zu gering, welches von Gott kommt? Weißt du etwa, wie viel Thiere ein Regentropfen, der vom Himmel fällt, ernähren kann? Also Kinder, sehet Nichts für klein und gering an. Gott hat ja alle eure Haare auf dem Haupte gezählet, — thut ihr, so viel ihr könnt, dasselbe mit seinen Gaben! — Aber werden wir nicht auf diese Weise zum Geiz verführet werden? Zur Antwort auf diese Frage will ich euch noch eine bekannte Geschichte erzählen. Zwei Reisende, Gemeinde-Abgeordnete aus der Schweiz, durchzogen vor mehreren Jahren unser Deutschland, um milde Beiträge zur Erbauung einer Kirche und zur Erhaltung des Geistlichen und der Schullehrer einzusammeln, weil sie in ihrem Vaterlande nicht ausreichende Hülfe finden konnten. Auf diesem Wege kamen sie auf den Hof eines großen Ritterguts, dessen Besitzer für einen reichen Mann galt. Ihr Weg führte an der Küche vorüber, und dort hörten sie eine sehr laute und unerbittlich strenge Strafpredigt mit an. Der scheltende Mann, welcher unstreitig der Herr des Hauses war, hatte die Köchin darüber betroffen, daß sie das Feuer auf dem Herde mit Hülfe von Zündhölzchen angesteckt hatte, und zwar so, daß sie, um das Feuer gleich recht mächtig und groß zu haben, nicht ein Zündholz, sondern gleich zehn auf einmal gerieben und in Flammen gesetzt hatte. Er verbot ihr dies bei Strafe der Dienstentlassung mit den Worten: Du hast einen Weg betreten, der an den Bettelstab

bringt. Als er den Rücken gewendet hatte, hörte man noch das Gelächter der Köchin und das Scheltwort: Geizhals! Die beiden Fremden standen einige Augenblicke vor dem Eingange still. B. sagte zu A.: Lieber Freund, ich rathe, wir kehren gerade um; denn wer um zehn Schwefelhölzer Zank erhebt, der wird eine Kirche nicht bauen helfen. Aber sein Genosse A. meinte doch, man müsse nicht so schnell über das Herz eines Menschen urtheilen; und so ließen sie sich anmelden. Der Herr des Hauses durchlas ihre Bittschrift, hieß sie niedersetzen, und ließ sich alle Verhältnisse ihrer Heimath genau erzählen. Dann ging er in ein Nebenzimmer und kam nach wenig Augenblicken mit zwei Rollen Geld zu je 25 Thlr. zurück und sprach: Nehmen Sie diese kleine Beisteuer von mir gütig an! Möge der Segen Gottes sich darauf legen und Ihnen Ihre Mühe reichlich vergelten! Sollten Sie später noch in Noth kommen, so bin ich bereit, wenn das Kirchengebäude erst steht, noch etwas zuzuschießen. Ganz überrascht und tief bewegt nahmen die beiden Männer Abschied; aber der Abgeordnete A. konnte sich nicht entbrechen, noch einmal umzukehren und den freundlichen Geber um Verzeihung zu bitten wegen des Mißtrauens, mit welchem sie sein Zimmer betreten hatten. Der großherzige Geber lächelte und sprach: „Hätte ich nicht gelernt, der Verschwendung und dem Leichtsinn im Kleinen entgegenzutreten, so hätte ich auf die Freude verzichten müssen, ein Baugehülfe an Ihrem Tempel zu sein!"

So viel über das Lob der Sparsamkeit und über die zweite Regel jenes Vaters!

Aber ich muß euch auch noch in die Abwege des Verschwenders sehen lassen, so deutlich, wie ihr vorhin in das Elend des arbeitsscheuen Claus gesehen habt.

Der Mann, von dem ich zu berichten habe, war an der Post angestellt und hatte ein Amt, welches ihn nährte und ehrte. Als sein Gehalt so viel betrug, daß er eine Familie sehr gut erhalten konnte, verheirathete er sich mit einem Mädchen von Stande und feiner Bildung, die er längst geliebt hatte, und man sah in ihnen ein glückliches Paar, dem Gott auch in einer Reihe von Jahren mehrere frische Kinder schenkte. In dem Hause dieser Leute sah es freundlich und in ihrer Ehe lieblich aus, und wenn sie Gesellschaft einluden, kam jeder Gast gern und blieb so lange als möglich. Aber schon seit geraumer Zeit wurden die Augen des Mannes nicht von süßem Schlummer heimgesucht; die Frau sah ihm den Kummer an; aber er gestand ihr die Ursach nicht. Schon in den ersten Jahren der Ehe hatte es nämlich an guter Haushaltung gefehlt. Die Einnahme betrug jährlich 800 Thaler und schien sehr gut auszureichen. Allein bald zeigte es sich, daß wenn das Gehalt des neuen Monats kam, der größte Theil der Gelder für Schulden aufging. Als einstmals die Frau merkte, was vorging und sich erbot, sie wolle doch Haushaltungsbücher anlegen und ihre Wirthschaft

recht übersichtlich machen, da bat der Mann: Kind, erspare dir und mir diese Plagerei mit der Rechnentafel! Geben wir einmal im December zu viel aus, so läßt sich das im Januar wieder beibringen! Laß du mich sorgen und behalte ein fröhliches Herz! Und siehe, im Laufe der Zeit wuchs die Last der erborgten Summen und es blieb dem Manne keine Rettung, als aufrichtig umzukehren zu einem ganz eingezogenen Leben, oder Schulden zu machen, und immer größere, um jene kleineren zu bezahlen. Zum großen Unglück wählte er den letzteren Weg, und wie eine Riesenschlange umringte ihn bald der Gläubiger Andrang und Pochen. Der Postdirector hörte von dieser Sachlage, ließ ihn kommen und eröffnete ihm, er möge binnen 14 Tagen seine Schulden tilgen und allen seinen Gläubigern gerecht werden, wo nicht, so müsse er ihn des Dienstes sofort entlassen. Und diese Mittheilung wurde von ihm schriftlich aufgesetzt und dem Beklagten zur Unterschrift vorgelegt. Mit Zittern schrieb er seinen Namen, und rannte nun umher zu Freunden und Bekannten, um eine große Summe Geld zu erheben. Ein Vaterhaus gab es für ihn nicht, denn beide Eltern waren gestorben und seine kleine Erbschaft war längst aufgezehrt, und sein Bruder hatte wohl ein mitleidiges Herz, aber er war nicht im Stande, zu den kleinen Darlehen, die er seit Jahren schon hergegeben, noch eine so große Summe zu schaffen. Wo er sich hinwandte, bekam er kurze, kalte, abschlägliche Antwort; ein boshafter Mann entließ ihn gar mit dem Bemerken: Ein Postbeamter sitze ja alle Tage an dem Borne, wo Gold und Silber fließe! Diese teuflische Rede erfüllte ihn mit Schaudern; aber etliche Sylben blieben in seiner Seele haften und verfolgten ihn wie schwarze Schatten. Der Termin, welchen sein Vorgesetzter ihm anberaumt hatte, war in vier Tagen verlaufen, morgen des Tages war amtliche Revision, das ist Abschluß seiner Rechnung und Nachzählung seiner Gelder, zu erwarten. Als er des Morgens in der Poststube ganz allein diese Umstände überdachte, da kam ihm der Gedanke, den er bisher, eingedenk seines Eides, stets von sich gewiesen hatte, näher als je an die arme Seele heran: Wenn morgen die Kassenrevision vorüber und Alles für richtig erkannt ist, dann könntest du dir aus der Noth vielleicht helfen. Du nimmst eine Summe, die groß genug ist, deine Gläubiger zu befriedigen, dein Vorgesetzter wird beschwichtigt, und dann benutzt man die folgenden Wochen zu einer Auskunft — kommt Zeit, kommt Rath! Dieser unglückliche Einfall quälte ihn die ganze folgende Nacht, und so oft er Ja dazu sagte, so oft tönten die Worte seines Diensteides in seine Ohren, und endlich behielt doch die Sünde die Oberhand. An diesem Tage war keine Revision — warum? das wußte er nicht! aber weil er nun an jedem folgenden Tage eine solche zu erwarten hatte, konnte er den Eingriff in die Kasse nicht wagen, welche unter seinen Händen war, und die er jetzt mit den Worten jenes Bösewichts anredete:

Du bist nicht der Born, wo Gold und Silber fließt! Doch bei dieser Erinnerung fiel ihm die Haupt=Post=Kasse in dem anliegenden Zimmer ein. Diese mußte in sich fassen viel mehr, als er brauchte, um alle seine Gläubiger still zu machen; dort müßte eine Thür sich aufthun! Nun begann ein Kampf. Auf der einen Seite stand der Eid und das Gewissen, der gute Name, das arme Weib, die unschuldigen Kinder, und flehten ihn alle an: Thue nichts Böses und willige in diese Sünde nicht! Auf der andern Seite drängte die Noth, die Sehnsucht nach Erlösung, die Gefahr, die Kürze der Zeit, und das verführerische Wort des Bösewichts von dem Born. Wer wird den Sieg davon getragen haben? Als er Mittags nach seiner Wohnung zurückging, da begegnete ihm jener Satan und grüßte ihn mit stechendem Blick und fragte: Nun, wie steht's bei Ihnen? — Ich will euch nicht mit dem weiteren Verlauf der Geschichte des Tages und der darauf folgenden Nächte aufhalten. Das Ende ist kurz zu fassen. Am zweiten Morgen nach diesem Seelenkampfe wurde dem Director bald früh angezeigt, die Haupt=Kasse der Post sei in der vergangenen Nacht erbrochen und beraubt. In der nächsten halben Stunde war die Polizei in dem Hause des schon verdächtigen Postbeamten und untersuchte alle Räume; nach zehn Minuten fand man in dem Abtritte des Hauses den Ueberzug zweier Beutel mit der Aufschrift: Fünf Hundert Thaler; nach einigen Minuten mußte der Thäter als meineidiger Kassenbetrüger, Dieb und Räuber in den Kerker wandern, und gleich im ersten Verhör erfolgte das Geständniß, daß die That von ihm, und zwar in Gemeinschaft mit einem schon zweimal bestraften Diebe, welchen er zu Hülfe genommen, vollzogen sei. — Nun suchet euch in Gedanken den Mann auf, der im Züchtlingskleide Festungsstrafe verbüßt, vor dessen Anblick Frau und Kinder Entsetzen fühlen, bei dessen Annäherung alle Freunde seitwärts ausweichen, und saget mir doch, woher ist alle diese Sünde und alles dieses Unglück über den Mann gekommen? Was hat ihn in die Stricke des Teufels und in die Gemeinschaft mit Verbrechern hineingetrieben? Wann wäre es noch Zeit gewesen, umzuwenden? Welchen Rath seines Weibes hatte er aber verworfen? Und welche Antwort hatte er darauf gegeben?

Wir wollen also aus dieser Begebenheit lernen, welch ein gutes Ding es um die zweite Regel jenes Vaters sei: Jedes meiner Kinder hat sich ein Buch über Einnahme und Ausgabe anzulegen und das Seinige unter Verschluß zu nehmen; denn es geziemt sich, daß wir das Unsrige mit Sorgfalt und Mühe bewahren.

Ich muß euch nun an die dritte Regel erinnern, welche also lautet: Jedem sind gewisse Ausgaben zu überweisen, die er nach Bedürfniß zu bestreiten hat; denn auch im Kleinsten soll der Mensch nach Gottes Willen fragen und thun.

Als einstmals der Erzvater Jakob (1 Mos. 28, 20 f.) in der Wüste erwachte und seines nächtlichen Traumes gedachte, da that er ein Gebet zu dem Herrn, seinem Gott, das also lautete: „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und mich mit Frieden heim zu meinem Vater bringen: so soll der Herr mein Gott sein." Bedenkt diesen Wunsch! Jakob begehret Gottes Geleit und Schutz zur Hinreise und zur Rückreise: kann diese Güter ein reicher Mann sich selber schaffen mit seinem Vermögen? Aber er nennt auch Brot zum Essen und Kleider zum Anziehen, zwei dringende Bedürfnisse zum Leben: womit kann man sich diese erwerben, wenn Gott das Nöthige hat wachsen lassen? Darum, wenn jetzt ein Jüngling auf die Wanderschaft geht, so geben ihm die Eltern einen sogenannten Zehrpfennig mit; und was wird er sagen, wenn man ihn fragte: wozu er diese Pfennige bei sich trage? — Wäre Jemand so arm, daß er auch die dringendsten Bedürfnisse nicht befriedigen könnte, so würde man sagen, er sei ganz mittellos, wogegen derjenige nicht unbemittelt heißt, welchem so viel Vermögen gegeben ist, als er dazu nöthig hat. Wie wird denn daher das Geld auch anzusehen und zu schätzen sein? Und welcher Gedanke muß dem christlichen Haushalter immer vor der Seele stehen? Und wenn dagegen ein Wandergesell seinen Zehrpfennig nur mit sich herumtragen, unterwegs auf Zins ausleihen und noch vermehren wollte, und zuletzt die ganze Last wieder mit heimbrächte: was würden Vater und Mutter ihm zu erkennen geben? Ein solcher hätte thörichterweise sein Geld und Gut angesehen, als wäre es etwas für sich, oder ein Zweck, nicht aber als ein Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, und das würden ihm auch seine Eltern vorhalten müssen. — Nun aber sind wir Alle solche Wandergesellen; und wie lange das? Wer sendet uns aus? Was giebt er uns mit? Aber wozu soll uns dieser Zehrpfennig dienen?

Es besteht aber nun der Mensch aus Leib und Seele; von wie vielerlei Art werden auch seine Bedürfnisse sein? Und wenn jene, die des leiblichen Lebens, leibliche oder irdische heißen: wie werden wir die der zweiten Art nennen? Aber es ist eine eigene Sache um diese Bedürfnisse, und es pflegen die Menschen verschiedene Maße dabei anzulegen. Jakob sagte: Wenn Gott der Herr wird mit mir sein, mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll der Herr mein Gott sein: werden wir nun zugeben, daß dies wahre Bedürfnisse des Menschen seien? Von dem König Salomo aber wird uns gemeldet (1 Kön. 4, 22.): „Und Salomo mußte täglich zur Speisung haben dreißig Maß (Cor) Semmelmehl und sechzig Maß anderes Mehl, zehn gemästete Rinder und zwanzig Weiderinder und hundert Schafe, ausgenommen Hirsche und Rehe und Gemsen und gemästetes Vieh!" scheint dir das auch ein wahres

Bedürfniß eines Menschen zu sein? Meinst du nun: auch dazu sei dem Menschen Geld und Gut von Gott geschenkt, daß er dergleichen scheinbare und künstliche Bedürfnisse befriedige, sei es nun des Leibes oder der Seele?

Wozu soll also Geld und Gut ein Mittel sein? Aber wird es genügen, wenn wir sagen: unsere wahren leiblichen und geistigen Bedürfnisse? Es sagt ja die heilige Schrift: „So Jemand die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der ist ärger als ein Heide!" Wessen Versorgung ist uns darnach ebenfalls aufgetragen? Um wessen Bedürfnisse haben wir uns daher auch zu bekümmern? Der Apostel nannte unsere Hausgenossen; du wirst auch bei diesem Worte an gar manche liebe Menschen, an Eltern, Kinder, Geschwister u. s. w., denken; aber wie groß ist denn wohl das Haus, an welches der Herr Jesus dachte, als er einstmals seine Hände ausstreckte über alles Volk, und sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter? Und meinst du nicht auch, daß du in diesem großen Christenhause ein Glied seiest und Genossen habest? Und wenn du unter diesen Menschen welche gewahr werden solltest, die wahre und dringende Bedürfnisse haben und nicht befriedigen können: wirst du dann schon ruhig sein, wenn du in Erfahrung gebracht hast: Der Bedürftige, der Bittende ist mir nicht Schwester, Bruder oder Mutter? Ist's denn also wohl schon genug an der Regel: Dazu ist dir Geld und Gut geschenkt, daß du die wahren Bedürfnisse des Leibes und der Seele bei dir und bei den Deinigen befriedigest? Wen wirst du noch mitzählen müssen unter die, welche auf dich angewiesen sind? — Wir werden jetzt, wie es scheint, eine volle Antwort geben können auf die Frage: Wie hast du das Eigenthum, welches Gott dir gegeben hat, anzusehen? Wozu soll es ein Mittel werden? Auf welcherlei Art von Bedürfnissen wird sich die Befriedigung erstrecken? Aber auch unter diesen Bedürfnissen der leiblichen und der geistigen Art: welches Maß wird vor allen Dingen angelegt werden müssen? Und wer ist es nun, dessen Bedürfnisse du mit deiner Habe befriedigen helfen sollst?

Wer auch nur auf eine einzige dieser Fragen eine unrichtige Antwort gäbe, der stände in großer Gefahr, eine arge Sünde zu begehen.

Wenn unter den Kindern, welche das Spargeld empfangen, Einer wäre, welcher bei jeder neuen Zahlung, und vielleicht auch sonst noch, so oft ihm Gelegenheit gegeben wäre, seine Gelder zählte, beschaute, einzelne kleine Silberstücke ausgäbe, um größere damit einzuwechseln, und sich darauf freute, in Zeit von einem Jahre recht viele große Silberstücke zusammen zu bekommen: was schien diesem Geldzähler und Geldsammler gar nicht in den Sinn zu kommen? Und wofür sähe er das Geld gar nicht an? Er will es eben nur haben und sammeln und sich mehren lassen — in

welcher großen Gefahr steht dieses Kind? Es sammelt sich einen todten Schatz; und welche Erfahrung hat Jesus, der Herzenskenner, unter seinen Brüdern auf Erden gemacht, wenn sie Schätze sammeln? Matth. 6, 21.: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!" Und ist das Herz nur zugegen, wo sein Schatz ist? Wie warnet der 62. Psalm (V. 11.)? „Fället euch Reichthum zu, so **hänget** das Herz nicht daran!" Und wie nennt die heilige Schrift dieses Angeheftetsein des Herzens an zeitliche Güter, diese „Wurzel alles Uebels"? Und wie lautet die Anmahnung unseres Herrn Jesu Christi? (Luc. 12, 15.): „Hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat!" Selten mag der Fall sein, daß wir ein Kind finden, welches Anlage zum Geiz hat; aber welche Beobachtung macht man an den Menschen, wenn sie älter werden? — Wir werden späterhin noch ein Beispiel erzählen müssen, zu welchen schrecklichen Sünden der Geiz verleiten kann.

Wenn nun aber auch Jemand das Geld und Gut, welches er besitzt, nicht wie der Geizige als einen Zweck betrachtet und um sein selbst willen liebte, sondern als Mittel schätzte, Bedürfnisse, die ihm fühlbar werden, zu befriedigen, er hätte aber dabei nur leibliche Bedürfnisse und Gelüste im Auge: was werden wir zu erwarten haben, wenn er seine Taschen voll Geld steckt und einen Ausgang in die Stadt macht? Und wenn er bei dem Kuchenbäcker, bei dem Conditor, bei dem Liqueurhändler unterwegs einkehrt und sein Geld verzehrt: ist das wohl viel besser, als das Auffammeln in der Truhe? In welche Sünde geräth er auf diesem Wege? Und glaubst du nicht, daß solche Näscherei und Lüsternheit ihn bald genug zum Durchbruch des siebenten Gebotes führt und treibt? Auch von den Wegen des Näschers und des Lüstlings werden wir demnach reden müssen.

Wir haben aber auch bei der Befriedigung unserer leiblichen und geistigen Bedürfnisse, welche Mancher für wahre hält, ein Maß anlegen müssen, und es wird auch hier auf die rechte Antwort ankommen auf die Frage: Wie viel gehört zum wahren Bedürfniß? Wie viel brauchst du täglich, wöchentlich, monatlich, jährlich? Bei dieser Frage kann sich ein Mensch zur Richtschnur nehmen, was Paulus (1 Tim. 6, 6—8.) gesagt hat: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen; denn wir haben nichts mit in die Welt gebracht, darum auch offenbar ist, wir werden nichts mit hinausnehmen. Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen!" Unter welchem Namen wird diese schöne Tugend aufgeführt? Aber man kann eine ganz andere Meßschnur anlegen: Ich brauche täglich jedenfalls zwei Gerichte; mein Körper fordert dazu eine Flasche guten Wein; nicht weniger gehört zu meinem geistigen Wohlsein ein Haus mit schöner Lage und Aussicht, ein Rock von feinem Tuch und Leibwäsche von

reinem Leinen. Diese Bedürfnisse sieht wirklich mancher Mensch als wahre an; und wie viel wird ein Solcher Einnahme haben müssen, um auszukommen und froh zu werden? Und wenn er wirklich genug gehabt hat, um einen Monat lang zu bestehen: was hat sich während dieser Zeit abermals eingestellt, wozu er neue und vermehrte Mittel nöthig hat? Von jeder Reise, die er thut, aus jeder Gesellschaft, in welcher es ihm gefallen hat, bringt er neue Wünsche mit, die er zu erfüllen begehrt. Dieses immerwährende Begehren — wir nennen es Begehrlichkeit — treibt ihn auch, seine Mittel zu vermehren, sein Vermögen in jeder erdenklichen Art zu vergrößern. Er wird habsüchtig, und damit ist schon wieder ein Weg aufgethan, der in den Abgrund führt!

Endlich aber denke dir, daß dem genügsamen Haushalter ein dürftiger Bruder begegnet, auf dessen Antlitz das Elend seine Wohnung aufgeschlagen, und denke dir weiter, Jener habe seinen armen Nächsten wirklich an sich ein paar Schritte vorübergehen lassen: was wird im nächsten Augenblicke geschehen? Wohin wird er sich wenden? Wonach wird er fragen? Und was wird er freundlich mit dem Armen theilen? Dieser wird rühmen: Es ist mir heute Barmherzigkeit widerfahren! Aber was dünket euch, liebe Kinder, was wird der habsüchtige Mensch, der für sich selbst so viel braucht, für seinen leidenden Mitbruder übrig behalten? Wenn also ein Armer sich von weitem ihm nähert: was wird er thun? Und wenn der Unglückliche ihn überrascht und mit der Bitte plötzlich antritt: Hilf mir! was für eine Erfahrung wird sich da ergeben? Dort bei der Begegnung mit dem genügsamen Menschen konnte der Bedürftige rühmen: Mir ist heute Barmherzigkeit widerfahren! was wird er nun in unserm Falle sagen müssen? Nun, meine lieben Zuhörer, fasset einmal das Bisherige etwas zusammen. Ich habe euch ganz kurz auf grobe Verirrungen hingewiesen, in welche der Mensch bei Verwaltung seines Eigenthums gerathen kann, und ich habe euch versprochen, von einigen dieser Verirrungen kleine Geschichten zu erzählen.

Welche Sünde habe ich zuerst genannt, die auch die Wurzel alles Uebels heißt? Von welcher ist sodann die Rede gewesen, wenn nämlich der Mensch sich allerlei künstliche leibliche Bedürfnisse schafft? Und von welcher drittens, wenn er, wie die Schrift sagt, seinen Augen Flügel macht, wie Adlersflügel, oder wenn er sich gewöhnt, Alles zu haben, was seine Begierden erweckt? Also Geiz, Lüsternheit oder Naschhaftigkeit und Begehrlichkeit, das sind die Sünden, welche sich bei der Verwaltung des Eigenthums anhängen und dahin führen, daß das siebente Gebot gebrochen wird.

Es war ein reicher Mann, der viele Güter hatte. Er hieß Blech, und wer von ihm hörte, der lächelte und setzte den Beinamen „Der Drache!“ hinzu, oder er biß die Zähne zusammen und rief:

„Der Menschenschinder!“ Höret, wie das zuging. Ein armer Tagelöhner, welcher bei Blech viele Jahre im Dienst gestanden hatte, war darauf aus gewesen, von seinem äußerst spärlichen Lohne monatlich eine kleine Summe zurückzulegen, um mit diesem aufgesparten Gelde ein Darlehen abzutragen, welches er auf sein kleines Häuschen bei Blech erborgt hatte. Denn er wollte seinen Kindern dieses kleine Eigenthum schuldenfrei machen, ehe denn er stürbe. Als das Darlehn zusammen war, ging er fröhlichen Muthes zu dem Gläubiger, kündigte seine Schuld auf, und erbot sich, gleich heute abzuzahlen. Blech holte die Urkunde und zeigte seinem Schuldner, daß eine Kündigungsfrist von drei Monaten ausgemacht worden, daß also er berechtigt sei, die Zahlung nur dann anzunehmen, wenn die Zinsen auf drei Monate voraus mit abgetragen würden, denn, sagte er, was geschrieben steht, das stehet geschrieben! Aber, sprach der Tagelöhner, das sollten Sie, ein so reicher Mann, an mir, Ihrem armen Tagelöhner, nicht thun! Doch, wenn Sie darauf bestehen, so will ich auch noch die Zinsen nachbringen. Hier haben Sie die ganze Capitalsumme, und hier liegen die Zinsen bis auf den heutigen Tag! Damit zählte er seine Schuld auf den Tisch. Mein Freund, fiel Blech ein, was soll ich aber mit diesem Papiergelde anfangen? Das sind lauter Kassenanweisungen ausländischer Regierungen, Ihre Urkunde bescheinigt mir den Empfang von baarem grobem Preuß. Courant, dabei muß es auch für die Abzahlung nothwendig verbleiben. Ich habe, versetzt der Schuldner, mein Capital hier auf diesem Tische von Ihnen in Papiergeld und keinesweges in grobem Courant empfangen. Besinnen Sie sich, Herr Blech, — oder glauben Sie mir altem und ehrlichem Mann. — Wie soll ich das bis auf den heutigen Tag merken, war die Antwort; mein Glaube hält sich an das, was vor Augen ist, nämlich an die Bescheinigung. Der Buchstabe scheidet die Leute. — Nun wohlan, so will ich diese Papiere bei dem Wechsler umsetzen und Ihnen den Betrag in baarem Gelde bringen, erklärte der Schuldner. Thun Sie das, erwiederte Jener, versuchen Sie das; ich besorge aber, Sie werden keinen Wechsler finden, welcher für diesen ganzen Tisch voll Blätter Ihnen einen Thaler bezahlt; denn diese Kassenanweisungen sind sämmtlich für werthlos erklärt worden! Nun, sprach der arme Tagelöhner, wenn dem so ist, so werde ich mich an Sie halten; denn alle diese Papiere sind von Ihnen selbst als Tagelohn für meine saure Arbeit bezahlt worden. Es bleibt Ihnen gar nichts übrig, als meine Zahlung, wie sie hier liegt, für voll anzunehmen, und ob Sie mit den Papieren jetzt noch etwas anfangen können oder nicht, das ist Ihre Sorge. Der reiche Herr Blech erklärte rasch, aber kalt: Nun das wird der Richter entscheiden, bei welchem Sie mich zu verklagen genöthigt sind. Und diesem werden Sie den Beweis zu führen haben, daß diese Papiere dieselben sind, welche Sie von mir erhalten haben wollen; denn es könnte ja

irgend ein Betrüger diese Kassenanweisungen aufgesammelt und wohlfeil an Sie abgelassen haben, und wer weiß was sonst noch für Unredlichkeiten mit unterlaufen wollen. Jetzt kochte dem Tagelöhner das Blut, und gern hätte er laut aufgeschrieen und Gott angerufen zum Rächer des Unrechts, denn er wußte, daß er diese Papiere von Niemandem, als von seinem Herrn empfangen hatte, und daß auch nicht so viel als ein Thaler Werth von einer andern Hand hinzugethan worden war. Aber er dachte an die Worte Gottes (Jakob. 5, 9.): „Seufzet nicht wider einander, liebe Brüder, auf daß ihr nicht verdammet werdet.“ Und in diesem Sinne suchte er einen Rechtsgelehrten auf und fragte ihn: ob er sein Anwalt werden und ihm zu seinem Rechte helfen wolle? — Nach ruhiger Ueberlegung erklärte sich der Mann aber also: Es ist mir Leid um Euch, mein lieber Freund. Ihr habt, wenn ich recht sehe, eine gute und klare Sache, und es sollte mir eine Lust sein, Eure Forderung durchzufechten. Aber wir werden vor dem weltlichen Richter nichts ausrichten; denn zwei Dinge sind wider Euch, und diese wird Euer Gegner nicht übersehen, — das Eine ist die Unterschrift Eures Namens unter dem Schuldbriefe, nach welchem der Richter urtheilen muß; das Andere ist die Unmöglichkeit des Beweises, daß die Thalerscheine dieselben sind, welche euch der reiche Blech zum Lohne gegeben hat. Ihr könnt in Eurer eigenen Sache nicht zum Schwur gelassen werden, und Euer Gegner kommt damit schon durch, daß er die Angabe längnet. Darum rathe ich Euch: übernehmt den ganzen großen Verlust Eures Capitals, verschmerzt ihn auch, wenn es möglich ist, und wartet auf den andern Richter, welcher einstmals seinen Stuhl besteigen wird und sagen zu dem, der sich an Euch bereichert hat, was Jakob. 5, 4. geschrieben steht: „Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth.“

Möchtet ihr wohl den Vorwurf des armen Mannes auf eurem Gewissen haben, welchen er sterbend seinen Kindern laut machte: „Kinder, ich habe eine Reihe Jahre meines Lebens dafür gearbeitet und gerungen, daß ich ein schuldenfreies Häuschen euch hinterlassen könnte; aber ein reicher Mann hat mich betrogen und euch, und nun bleibt die Schuldsumme auf euren Schultern liegen!“ Und möchtet ihr mit jenem Herrn Blech vor den ewigen Richter treten und mit ihm theilen, was ihm dort für ewige Zeiten auferlegt werden wird? Wie heißt denn die Erklärung zum siebenten Gebot, auf die Worte: Was ist das? Und welche scharfen Streiche führen diese Worte auf den reichen Geizigen? Ja, er hat wirklich das Geld und Gut seines Nächsten genommen und durch falschen Handel an sich gebracht! —

Kommt nun und blickt mit mir auf eine andere Seite der Versündigung an fremdem Eigenthum, mit welcher der Geiz nichts

zu schaffen hat. Die Mädchen haben ein feines Gefühl für Recht und Unrecht und für die Ehre vor Gott und Menschen; um so schmerzlicher ist es, gerade dieses Geschlecht in die Tiefen des Lasters und der Schmach sinken zu sehen. Und doch muß ich euch nun in die Lebensgeschichte eines Mädchens hineinsehen lassen, welches sehr unglücklich geendigt hat. Ihre Geschichte hat viel Aehnliches mit der Geschichte jenes männlichen Diebes, welcher, ehe er gehenkt wurde, seine Mutter herzurief und sie in's Ohr biß, weil sie ihn als Knabe nicht abgestraft, als er die erste Semmel aus dem Bäckerladen gestohlen hatte. Ihr Name hieß Barbara. Ihre Mutter wurde, als Barbara noch in den Händen einer Wärterin war, bald gewahr, daß in dem Kinde durch häufige Geschenke Gelüste nach Süßigkeiten und leckerhaften Speisen geweckt worden waren. Aber sie verstand nicht, dieser bösen Gewöhnung Einhalt zu thun; denn einmal verschloß sie dergleichen niedliche Speisen in einen besondern Schrank in der Speisekammer, zu welchem sie allein den Schlüssel bei sich führte, und dieser Verschluß reizte Barbaras Naschhaftigkeit zu einem viel höheren Grade; und dann veranstaltete sie wieder an gewissen Tagen, gleichsam zur Auszeichnung und zur Belohnung, besondere Befriedigung jener Neigung durch Geschenke von Confect und süßem Kuchen. Sehr schlimm wurde die Sache, seitdem das Kind auch ein Taschengeld bezog, denn von Stund' an wurden der Weißbäcker und der Zuckerbäcker von Barbara täglich mehrmals besucht, und sie fragte nicht mehr nach dem verschlossenen Schranke in der mütterlichen Speisekammer. Aber ehe noch eine Woche verging, war das näschige Kind mit seinem Gelde fertig, und in den Zeiten der Armuth da mehrte sich die Gefahr für ihre Seele und jener brüllende Löwe ging um sie herum (1 Petr. 5, 8.) und hoffte sie bald zu verschlingen. Eine Nachbarin auf ihrer Schulbank trat eines Tages auf und klagte dem Lehrer: ein Viergroschenstück, welches ihr die Mutter zum Einkaufen mitgegeben, sei ihr aus der Tasche weggenommen, und das erst vor Kurzem. Der Lehrer forderte die Kinder auf, von ihren Plätzen sich zu erheben und ihre Hände in die Höhe zu halten. In diesem Augenblicke fiel ein Viergroschenstück zwischen Barbara und ihrer Nachbarin an der Bank herunter auf den Boden. Der Lehrer schöpfte großen Verdacht, die Schülerinnen redeten heimlich miteinander; aber noch blieb Barbara mit der Entdeckung verschont, und jetzt noch hätte sie umkehren können auf Gottes Wege. Aber als sie jenes Viergroschenstück nahm, brannte in ihr die Begierde nach einem Stück Apfeltorte, welches sie beim Schulwege auf dem Bäckerladen hatte liegen sehen und aus Mangel an Geld nicht hatte kaufen können. Diese Begierde war nicht ausgelöscht in ihrem Herzen, sondern glühte eben recht heftig in ihr, als sie die Schule verließ und heimging. Und unglücklicherweise lag ein mit Zucker bestreutes Stück jener Torte auf dem Ladentisch des Bäckers,

und zum noch größeren Unglück war in dem Augenblicke Niemand im Laden. Barbara trat also schnell ein, schob das Stück in ihren Korb und eilte jagend nach Hause. Mehrere Leute hatten sie erkannt und laufen sehen, und als die Bäckerfrau den Diebstahl bemerkte und vor die Thüre sprang, um den Thäter zu erschauen, da wurde ihr der Name Barbara in's Ohr gesagt, und nun war das unglückliche Kind als eine Diebin schon übelberüchtigt. Aber die Bäckerin sprach mit ihrem Manne und beschloß, man wolle von dem Verlust schweigen, weil die Thäterin einer angesehenen Familie angehörte. Und jetzt noch wäre dem bösen Feinde die Rechnung verdorben worden, wenn Barbara ihre Sünde bereut, bekannt und gebüßt hätte. Doch das geschah nicht. Dagegen that sich der Diebesschauplatz weiter vor ihr auf. In der nächsten Woche schon wurde Barbara von der Polizei auf frischer That ergriffen, als sie in einem Modewaarenladen ein Umschlagetuch gestohlen und unter ihrem Mantel verborgen hatte. Jetzt hatte ihr guter Name einen unvertilgbaren Flecken erhalten, und selbst der Eltern Stand und Schmerz und Bitten konnte die Strafe der Verhaftung nicht von ihr abwenden. Und hier im Gefängniß machte sie die Bekanntschaft einer berüchtigten Diebin, mit welcher sie einen Bund der Genossenschaft im Stillen schloß. Die Eltern erkannten deutlich, daß Barbara an einen andern Ort versetzt werden müsse, und sie erlangten die Aufnahme derselben in eine christliche Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, wo sie eine liebevolle, aber ernste Behandlung erfuhr. Die Zöglinge empfingen gute, aber ganz einfache Speisen; sie tranken ihre Milch, aber an Versüßung durch Zucker durfte freilich nicht gedacht werden; sie aßen zwischen den Mahlzeiten gutes, gesundes Brot, aber Buttergebackenes kam nur einmal, am Stiftungstage, in das Erziehungshaus. Diese ganze Lebensweise erschien der Barbara je länger je mehr fürchterlich und sie wartete nur auf die Gelegenheit, einmal durchzubrechen, um nie wieder in's Haus zurückzukehren. Und diese Gelegenheit kam leider sehr bald. An einem der folgenden Tage wurde der Vorsteher hinausgerufen, und trat nach einiger Zeit mit einem ziemlich großen Mädchen ein, welches ihm soeben ein Polizeidiener zugeführt hatte, daß sie eine Schülerin der Anstalt werden sollte. Auf den ersten Blick erkannte Barbara ihre vormalige Mitgefangene, und ihr Herz klopfte bald vor Schaam, bald vor heimlicher böser Lust. In Kurzem erneuerten Beide ihren vorigen Bund, und ehe man sich versah, standen Beide in einem Versteck oder im Dunkel beisammen. Es waren einige Monate verstrichen, da brach in der Erziehungsanstalt Feuer aus. Man rief aus Fürsorge die Kinder zusammen, und sie kamen alle bis auf Barbara und ihre Vertraute. Bald entdeckte man, daß Beide ihre sämmtlichen Kleider mit fortgeschafft hatten, und daß auch im Wäschschranke der Hausmutter und in dem Geldkasten des Hausvaters gestohlen, das Feuer aber angesteckt worden war. Von

dieser Zeit an gehörte Barbara förmlich unter das Diebesgesindel; man las ihren Namen in Steckbriefen, sie wurde als Brandstifterin verfolgt, ergriffen, in's Zuchthaus gebracht, und ihre Lebensgeschichte, nachdem Vater und Mutter vor Kummer gestorben waren, endet in dieser schweren Gefangenschaft. Auf ihr Grabkreuz ließ der Gefangenwärter die Schriftstelle setzen: Sprüchw. 20, 17. Wer sie aufschlägt, wird die Worte finden: „Das gestohlene Brot schmeckt Jedermann wohl, aber hernach wird ihm der Mund voll Kieselinge werden!" Das ist die Unglücksgeschichte der Näscherin Barbara.

Jetzt nun sollt ihr mich in das Gefängniß und in die letzten Tage eines Missethäters begleiten, der als Räuber und Raubmörder zum Tode verurtheilt war. Ein frommer und wohlwollender Geistlicher mußte täglich diesen Weg gehen, um der Seele des Verurtheilten sich anzunehmen; und als der Delinquent vor dem Beichtvater zu einem bußfertigen Geständniß seiner Uebelthaten gebracht war und seines Herzens Zuflucht zu Christo genommen hatte, da fragte der Pastor eines Tages: auf welcher Stelle seines Lebensweges seine Verbrechen ihren ersten Anfang genommen hätten? Der Befragte, er hieß mit dem Vornamen Robert, antwortete: Mein lieber Seelsorger! nicht die Noth hat mich auf den Weg des Verderbens gebracht, auch nicht der Geiz, welcher in meinem Herzen, wie böse es auch war, nicht tiefe Wurzeln schlagen konnte, und endlich kann ich mich auch nicht erinnern, jemals von der Naschhaftigkeit versucht worden zu sein. Was mich zum Uebelthäter gemacht hat, das war eigentlich, außer meinem bösen Herzen, die Weichherzigkeit und gutmüthige Zuneigung eines Mannes, der mir zum Leiter und Führer bestellt war. Meine Eltern, welche ein nicht unbedeutendes Vermögen besaßen, wurden mir durch frühzeitigen Tod entrissen, und der Vormund, in dessen Haus und Hände ich kam, faßte bald viel Liebe zu meinem heitern, unternehmenden und anstelligen Wesen. Weil der Vormund wußte, daß mein Vermögen alljährlich eine nicht geringe Summe einbrachte, und weil es ihm selbst zur Lust gereichte, mir Vergnügen zu bereiten, so gab er meinen Wünschen geneigtes Gehör und kaufte für mich Dinge, die an sich nicht zur Nothdurft des Lebens gehörten. So erinnere ich mich, daß er mir, als einem kleinen Knaben, der gern Soldaten spielte, einen Husarenanzug — gelbe Stiefel, Dolmann, Patrontasche u. s. w. — machen ließ. Als ich älter wurde und die Schule bezog, allda regte jedes Buch, Schreibgeräthe, Federmesser u. dgl., was ich zum ersten Mal sah und wegen seiner Zierlichkeit oder Zweckmäßigkeit lieb gewann, nicht bloß meine Wünsche, sondern auch meine Begierden auf, und der Gedanke: Das mußt du auch haben! war Morgens und Abends bei mir. Nachdem der Vormund eine ganze Zeit lang mir so nachgesehen und immer größere Summen ausgegeben hatte, erklärte er mir eines Tages, die Sache könne nicht so fortgehen; die Gerichtsbehörde habe Rechnung von ihm gefordert

und mir die jährliche Einnahme knapp zugeschnitten. Aber gegen meine Gelüste war jetzt schon dieser Damm zu schwach, und der gutmüthige Vormund sah bald, daß mein Schifflein in die Strömung wilder Wasser gekommen war. Ich fand schon Leute, die, von meinem Vermögen etwas wissend, mir die Waaren, als Reißzeug, Farbekasten, Kupferstiche u. s. w., auf Borg gaben. Dieses Schuldenmachen war der nächste Schritt zu dem Abgrunde, und daß mein Vormund auch jetzt von Zeit zu Zeit solche Schulden bezahlte, das wurde eine rollende Kugel unter meinen Füßen. Um diese Zeit starb aber dieser Vormund. Das Gericht übergab mich einem strengen Bürger, welcher, als er meine Ausschweifungen merkte, zu einem sehr harten Mittel seine Zuflucht nahm: er ließ in den Zeitungen bekannt machen, daß er Schulden, die ich ohne seine Gutsage machen möchte, nicht bezahlen würde. Diese Verletzung meines Ehrgefühls reizte mich nur noch heftiger, um jeden Preis meinen Willen durchzusetzen. Und so geschah des Bösen täglich mehr. Eines Tages, als ich schon in der ersten Klasse meiner Bildungsschule saß, bemerkte ich, daß einer meiner Mitschüler, der Sohn sehr reicher Eltern, ein Federmesser hervorbrachte, wie ich noch keins gesehen hatte. Nicht bloß waren vier Klingen von verschiedener Größe daran, sondern auch eine kleine Handsäge, ein Korkzieher, und in einem verborgenen Raume ein Zirkel und eine kleine Pincette oder zarte Kneipzange zum Ausziehen von Splittern. O wie glühte mein Gesicht, wie klopfte mir das Blut in allen Adern, und wie faßte mich der Köder des Teufels mit dem alten und eingefleischten Gedanken: Das mußt du haben! Der Versuch, das kunstreiche Besitzthum meinem Mitschüler abzuhandeln, schlug völlig fehl; an eine Erwerbung von dem Kaufmann war nicht zu denken, denn mit dem Geldborgen ließ sich dieser nicht ein; da beschloß ich mit einem Schauder, dessen ich mich heute noch erinnere, zu stehlen. Es war das erste Mal, und die entehrende Handlung gelang unglücklicherweise, ohne großen Verdacht zu erwecken; denn mein Mitschüler hatte das Messer neben sich auf die Bank gelegt, und ehe er sich umsah, war das ersehnte Gut in meiner Hand und schneller noch in meiner Westentasche. Aber an das Licht durfte die Beute nicht kommen, und eine brennende Wunde im Herzen gestattete mir doch nicht wieder zu vergessen, daß ich ein Dieb war. Eine Reihe ähnlicher Verbrechen folgte auf die erste Uebertretung. So erinnere ich mich aus der Zeit, als ich Schlossergeselle geworden war, daß ich nach schönen Tabackspfeifen eine brennende Begierde hatte, und eines Abends im Wirthshause, es war gerade Sonntag, einem Meistersohn eine Meerschaumpfeife mit silbernem Beschlage und silberner Kette aus der Rocktasche entwendet habe. Mein Zimmer und mein Koffer wurden von nun an eine Versenkkammer von seltenen Sachen, in welcher sich Niemand umsehen durfte, als ich allein. Noch war das Menschenleben mir heilig. Aber es

nahte sich eine schreckliche Stunde, wo auch diese Schranke vor mir fallen sollte. Ich war auf der Wanderschaft; in meiner Gesellschaft wanderte noch ein Schlosser, in dessen Seele der Durst nach Geld nicht zu stillen war. Als wir eines Abends in der Herberge zusammensaßen, erschien noch ganz spät ein wohlgekleideter Gesell, ebenfalls ein Schlosser von Profession. Dieser führte einen ganz neuen Lederkoffer englischer Erfindung bei sich, dessen ganze innere Einrichtung höchst sinnreich und bequem angelegt war. Mein Auge und mein Verlangen hafteten an den heimlichen Fächern und Futteralen, sowie an den Geräthen, welche zur Füllung gehörten und höchst sauber gearbeitet waren. Meines Kameraden gierige Blicke folgten dem Geschäfte des Fremden bis in den tiefsten Unterschied, wo das Geld verwahret lag. Nach einigen Augenblicken verließ uns Letzterer auf eine Weile, und wir unterhielten uns über den vermuthlichen Reichthum desselben. Ich möchte mir seinen Geldsack wünschen! sagte mein Kamerad; und ich versetzte: mir wäre am Gelde nichts, aber an dem köstlichen Reisekoffer Alles gelegen! Kommt Zeit, kommt Rath! flüsterte der Andere, denn wir hörten schon die Schritte unseres zurückkehrenden Schlafgenossen vor der Thüre. Aber die paar Worte: Kommt Zeit, kommt Rath! wühlten in mir wie die Gluth in einem feuerspeienden Berge. Frau Herbergsmutter, fragte jener Dritte die Wirthin: kann ich wohl um zwei Uhr geweckt werden? ich möchte morgen noch einen weiten Weg zurücklegen. Ich werde den Nachtwächter bestellen, versprach die Frau; und mein Begleiter setzte zur Belehrung des Fremden hinzu, ohne mit mir Abrede genommen zu haben: wir Beide stehen auch sehr früh auf, — vielleicht hören Sie unsern Aufbruch und erwachen so von selbst. Dabei wurde mir ein Blick zugeworfen, in dem ich deutlich das heimliche Vorhaben erkannte und darob erzitterte. „Gebe uns Gott der Herr Allen eine gute Nacht und glückliche Reise!" mit diesem Gruß, dessen Sanftheit ich heute noch höre, legte der Fremde seinen Reisekoffer zu seinen Häupten und entschlief. Meine Gelüste und deren Stacheln, meine Angst vor einer ungewissen That und das Wort: Kommt Zeit, kommt Rath! verfolgten mich unaufhörlich, bis ich nach Mitternacht in eine Art von Fieberschlaf verfiel, aus welchem mich gegen 1 Uhr ein leises Rütteln weckte. Es war mein Kamerad mit der Ankündigung: Die Zeit zum Aufbruch ist gekommen, und unsere Zeche habe ich gestern Abend noch bezahlt! Ohne zu widersprechen erhob ich mich von der Streu, nahm meinen Wanderstab, an dessen Knopf ein Spitzhammer befestigt war, und meinen Tornister auf, sah mir den Jüngling noch einmal und noch einmal an, und ging dann meinem Führer nach in die Finsterniß der Nacht: denn mein letzter Blick war auf den Lederkoffer gefallen, und darüber hatte ich die lieblichen Züge des Schlafenden vergessen. Weißt du nun, wie wir unsern Plan anlegen und ausführen? sagte mein Begleiter. Nur

keine Mordthat! rief ich dazwischen, und darüber gerieth ich in ein solches Beben, daß ich mich an dem Arme meines Gefährten anhalten mußte. „Wozu denn ein Mord?“ erwiederte Jener. „Dazu wird nur im äußersten Falle geschritten. Wir gehen jetzt noch eine halbe Meile weit auf diesem Waldwege vorwärts; es ist das die Straße, auf welcher jener Reisende kommen muß. Aus einem Verstecke überfallen wir ihn plötzlich. Du bindest ihm die Augen zu, ich stopfe ein Tuch in seinen Mund und fessele Hand und Arm. Sobald dies geschehen ist, nehmen wir seinen Koffer, mein ist das Geld, dein ist das Behältniß, so gehen wir, er aber weiß nicht, wie ihm geschehen ist, und wenn ein Fremder des Wegs kommt und seine Fesseln löst und seinen Mund öffnet, so preiset er Gott für sein Leben. Das ist der Plan.“ — Nachdem wir auf unserer Haltestelle die gemessene Zeit gelauert hatten, hörten wir die Fußtritte des Schlossers näher und immer näher kommen, ja wir hörten auch ein Morgenlied aus seinem Munde ertönen, ich glaube, er sang: „Ich dank dir schon durch deinen Sohn, o Gott für deine Güte!“ So brachen wir hervor und eilten, unsere Beute zu umfassen. Aber der Jüngling bewies eine unerwartete Stärke. Ein Faustschlag auf die linke Schläfe meines Wandergenossen streckte diesen auf der Stelle todt nieder, und mit den Worten: „Gott sei uns gnädig, dieser ist gefallen!“ trat er mich an und rief: „Jetzt Robert, bist Du allein noch übrig! Willst Du ringen mit mir, oder Dich bekehren und leben?“ Dieser Augenblick war die letzte Zuwendung der göttlichen Gnade; aber der Name Robert, welcher gestern Abend von diesem Fremden wahrscheinlich gehört worden war, und nun verrieth, daß er mich kannte, dieser Name setzte mich in Todesangst, und die Angst waffnete meinen Arm zu böser That. Wir rangen miteinander, bis es mir gelang, meinen Gegner zum Sturze zu bringen. Mein Spitzhammer war bei der Hand, und ehe der muthige Jüngling wieder auf seinen Füßen stand, empfing er drei Schläge auf den Hinterkopf, und das gräßliche Werk, der erste Todtschlag, war geschehen. Mein war nun Beides, der Lederkoffer und der Inhalt; ich hatte mit Niemand zu theilen. Aber keine Menschenhand und keine Menschenseele war auch zu Wege, welche mit mir getheilt hätte des Mörders Schauder, des Mordes Fluch und des Mordgewinnes Last. Einen Augenblick sagte mir mein Verstand, ich dürfe den Koffer nicht mitnehmen, ich müsse ihn, der wider mich zeugen werde, auf der Stelle in die Erde graben, und etwa nach Jahresfrist wiederholen. Aber eben war ich im Begriff, zu diesem Werke zu schreiten, als ich von Weitem ein Fahrzeug kommen hörte, und so entfloh ich, mit beiden Mantelsäcken beladen, waldeinwärts, und wagte mich drei Tage lang nicht in eine Herberge. Am Abend des dritten Tages wurde ich verhaftet und in dieses Gefängniß gebracht und als Raubmörder zur Untersuchung gezogen. Meine Diebstähle, größtentheils durch den

Inhalt meines Felleisens verrathen, entwickelten sich vor den Augen meines Richters, die Mordthat habe ich nun auch eingestanden, und der Tag steht wahrscheinlich ganz nah bevor, wo ich vor Gottes Gericht muß. Beten Sie für meine arme Seele! —

Wir haben uns viel von traurigen, ja schrecklichen Geschichten unterhalten, an denen man recht mit Augen sehen kann, wie Diebe und Räuber ihre ersten Schritte auf den Weg des Verderbens thun. Mich verlangt nun, daß wir auf eine hellere Seite des siebenten Gebotes treten, und dazu kann uns ja der vierte Punkt in jener Abrede der beiden Eltern behülflich sein.

Das Vierte, was der Vater festsetzen wollte, wenn nämlich ein Wochengeld an die älteren Kinder verabreicht würde, das war die Regel, Jeder unter ihnen müsse einen Theil seines Einkommens zu wohlthätigen Zwecken verwenden. Vergesset nicht, daß wir nur Haushalter sind von dem, was wir unser Eigenthum nennen: wem steht nun das Recht zu, Herr darüber zu sein? Was forderte daher auch der Herr aller Güter von dem Volke Gottes, wenn die Heerden sich vermehrt, ihre Felder, Oelgärten und Weinberge wohl getragen hatten? Und diese Darbringungen im Tempel wurden Opfer genannt. Von welchen Opfern ist aber auch noch im Neuen Testamente die Rede, als von solchen, die Gott wohlgefallen?

> Ebr. 13, 16.: „Wohlzuthun und mitzutheilen, das vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!"

Sehet da, meine Lieben, das ist Gottes Recht an unser Hab und Gut; er will, wir sollen dahineingreifen und wohlthun und mittheilen an unsere Brüder und Schwestern. Er hat dem Einen unter uns ein kleines Maß von Besitz gegeben; und was ist dagegen dem Andern zu Theil geworden? Und was hat Johannes einst dem Volke eben darum zur Ausgleichung dieser Verschiedenheit (Luc. 3, 11.) anbefehlen müssen? Er sprach zu ihnen: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, der thue gleich also!" Und das ist nicht ein bloßer Befehl unseres Herrn, sondern er hat es uns recht an die Seele gelegt. Einstmals, da Paulus in Rom gefangen saß, hatte er einen treuen Diener, den Onesimus, bei sich gehabt und sehr lieb gewonnen. Da dieser zurückreiste zu seinem Herrn, dem Philemon, gab ihm Paulus einen Brief mit, in welchem der Apostel bittet (Philem. 12.): Du wollest ihn, das ist mein eigen Herz, annehmen!" Hast du hieraus gehört, wie Paulus den Diener nennt und angesehen wissen möchte? Nun so denke dabei recht an Gott selbst und an seine Liebe für den armen Bruder, welcher zu dir kommt und an deine Thür klopft. Er bringt auch einen Brief von seinem Herrn an dich unsichtbar geschrieben; und was meinst du, wird in dem Briefe stehen? Wenn du diesen Boten nun

annimmst, und er bittet dich in dem Namen des Herrn: aus wessen Herzen klingen dann die bittenden Worte an dein Herz? Und wenn du den Hungrigen speisest, und zwar freundlich: wer wird sich dafür bei dir bedanken? Und wenn du den Durstigen tränkest, und zwar zu seiner Erquickung: was wird der Herr, der ihn gesandt hat, dir dafür zu erkennen geben? Und warum das? Ich glaube eben darum, weil er gesagt hat: Nimm ihn, das ist mein eigen Herz, wohl auf und an! Wer unter euch Lust hat, in das eigentliche Herz unseres lieben Herrn recht tief hineinzusehen, dem rathe ich, jetzt einmal mit mir zu lesen, was Matth. 25, 31—40. geschrieben steht.

Was für eine Zeit ist denn in dieser schönen Rede des Herrn gemeint? Jesus beschreibt ja an dieser Stelle, was geschehen werde am jüngsten Tage; meinst du nun, alsdann werden wir doch noch etwas von unseren liegenden Gründen übrig behalten haben? Oder wenigstens ein Capitalbrief werde uns dahin begleiten? Wie werden wir im Gegentheil dann Alle sein? Und wenn der Mensch nur davon lebte, daß er viel Güter hat: wie würde es dann mit seinem Leben und mit seiner Lebensnahrung stehen? Erinnert ihr euch nun wohl, daß der Herr Jesus einstmals zu seinen Jüngern von einer Zeit geredet hat, wo sie darben würden? (Luc. 16, 9.) Und welchen Rath hat er ihnen gegeben, damit man sie aufnähme in die ewigen Hütten? Gesetzt nun, sie hätten sich nach diesen Worten gerichtet und sie hätten sich Freunde gemacht mit dem ungerechten, das ist niemals ganz vorwurfsfreien Mammon, würde man dann mit Recht zu ihnen sagen können: Ihr habt nichts mit herüber gebracht!? Scheint es euch nicht, als hätten diese Barmherzigen doch wirklich etwas bei sich, etwa einen Capitalbrief, welchen der Herr Jesus selbst für sie geschrieben hat? Und wenn dem so ist, was sind denn diese Barmherzigen mitten unter den armen Ankömmlingen im Himmel? Und was haben sie für einen Reichthum, wenn man nach der Dauer fragt? Es ist also gewiß wahr: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Das ahnen auch kleine, gut gesinnte Kinder schon. So ein Knabe, oder so ein Mädchen, welchem ein frierendes oder ein hungerndes Kind auf der Straße begegnet, kommt zur Mutter gelaufen und bittet: Mutter, schenke doch dem armen Kinde ein Halstuch oder ein Stück Brot! Und wenn die Mutter antwortet: Ich habe in diesem Augenblicke Niemand, den ich senden könnte, so spricht das Mädchen oder der Knabe flugs: Ei so sende mich! und springt mit seiner Gabe so eilig von dannen, daß die Mutter sorgend nachruft: Falle nur nicht! — Und auch die Eltern in einem christlichen Hause beweisen, daß solch ein Gefühl in ihnen wohnet.

Wenn ihnen eine Segnung Gottes erinnerlich wird, etwa bei der Feier des Erntefestes, oder eines Geburtstages, oder einer

Wiedergenesung, dann mahnt Einer den Andern an nothleidende oder dürftige Leute im Orte und sagt: Dorthin müssen wir heute eine Gabe schicken und einen Gruß dazu durch ein Kind! So hatte auch einmal zur besonderen Feier eines glücklichen Tages ein Vater, der nicht reich war, sondern zu außergewöhnlichen Ausgaben lange vorher etwas zurücklegen mußte, seiner Familie angekündigt: heute Nachmittag wolle er mit ihnen eine kleine Vergnügungsreise auf ein Dorf machen, welches etwa eine Meile weit entfernt war, aber mit einem Kahne stromabwärts in einer kleinen halben Stunde zu erreichen war. Es war großer Jubel im Hause über dieses Versprechen, und Ludwig, der älteste Knabe, rief laut: Juchhe! das Kahnen ist mir die Hauptlust! Nach einigen Stunden geschah eine Anfrage der Mutter: ob man nicht den Weg zum Stromesufer so nehmen könne, daß sie an der Wohnung einer alten kranken Waschfrau vorüber komme? „Das schwache, greise Mütterlein," sagte sie dabei, „fällt mir immerdar ein, wenn wir eine frohe Stunde haben; denn sie hat so lange Jahre bei mir und in meiner Eltern Hause gewaschen und sich stets ehrlich und treu gehalten. Und daß sie jetzt in Schmerzen liegt, das ist ja auch eine Folge ihrer mühseligen und ungesunden Arbeit." „Der Umweg wird ohne Mühe zu machen sein," entgegnete der Hausvater, — „wenn wir nur auch der lieben Kranken etwas zur Erquickung mitzubringen wüßten! Leider erlaubt meine Kasse für heute keinen Abbruch! — es müßte denn sein," fuhr er nach einer kleinen Pause fort — „daß wir das Kahnen weglassen, für dieses Mal zu Fuße gehen und das ersparte Fährgeld der alten Frau bringen! Was meint ihr Kinder dazu?" Jetzt will ich euch fragen, liebe Zuhörer: was für eine Antwort wünscht ihr auf diese Frage zu vernehmen? Nun, was ihr mir als euren Wunsch anzeigt, das ist geschehen. Nach kurzem Schweigen trat von den Kindern Einer hervor, und — man sollte es kaum erwartet haben, — der Eine war Ludwig; der sprach in Aller Namen: „Ich denke, wir wollen zu Fuße gehen!" — Und der Weg, an dem Häuschen der alten Waschfrau vorüber, wurde mit Jubel zurückgelegt, und lange noch sprachen die Kinder miteinander von der Freude, welche sie genossen, und machten ein wetteiferndes Rühmen daraus, nicht müde geworden zu sein.

Wer hat nun wohl den Eltern und den Kindern von dieser Freude des Wohlthuns ein heimliches Verständniß in's Herz gegeben? Und wie lautet das Urtheil, welches in dieser Eingebung Gott selbst ausgesprochen hat?

Aber wir müssen hierbei noch eine sehr ernste Erwägung eintreten lassen. Ihr erinnert euch wohl der Worte, welche der Apostel Paulus 1 Cor. 13, 3. niedergeschrieben hat: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze!" d. i. so könnte es mich nicht höher bringen

bei Gott. Wenn also ein Mensch als Haushalter zeitlicher Güter gute Werke an Dürftigen und Nothleidenden thut: wonach muß der Werth derselben geprüft werden? Und wer ist es nun wohl, der Austheilende oder der Empfangende, der es am besten gewahr werden kann, ob in einer That die Liebe sei? Und wenn der Empfänger die Liebe darunter merkt: wie thut dann erst die Hülfleistung seinem Herzen? Und wie werden eben darum die Werke der Barmherzigkeit mit Recht genannt?

Laßt uns nun einige Zeichen miteinander aufsuchen, an denen sich's erkennen läßt, ob der Helfer wirklich Liebe hat.

Da tritt an einem kalten Wintermorgen ein armer Bürger in dein Haus und ruft dich um Hülfe an gegen den heftigen Frost. Meine Frau, klagt er, liegt seit acht Tagen in den Wochen und ist so leicht zugedeckt, daß sie den armen kleinen Säugling kaum wärmen kann; und die andern Kinder haben blaue Hände und erfrorene Füße. Vor dem Jahre pflegte ich ihnen am Abend einen Hund über die Füße zu legen; aber das arme Vieh habe ich abschaffen müssen um der Steuer willen. Lieber Herr, schaffen Sie Rath! — Mein Freund, antwortest du, das ist ja eine bejammernswürdige Lage. Meine Geschäfte werden mich in diesen Tagen in eure Vorstadt führen, dann will ich die Umstände genau untersuchen, und wir wollen sehen, was zu thun ist. So sprecht ihr Beide miteinander: ist der arme Mann jetzt gewahr geworden, daß du Liebe hast? Warum nicht? Woran hat es denn bei dir gefehlt? Als der Satan in Judas gefahren war, daß er Jesum verrieth, sprach der Herr zu ihm: Was du thun willst, das thue bald! Was wird man vollends sagen müssen, wenn der Geist der Liebe und des Erbarmens uns das Herz erregt? — O wie ist das doch ein schönes Gotteswort (Pred. 11, 6.): „Frühe säe deinen Saamen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird, und ob es Beides geriethe, so wäre es desto besser!“ Wenn du nun 4—6 Tage in deinem Geschäfte gestanden hättest, und kämest erst nach dieser Frist in die Vorstadt hinaus, und es stände dort ein Sarg vor der Thüre, und in dem Sarge läge eine Mutter vieler kleiner Kinder, und das wäre dieselbe Mutter, von welcher ich vorhin erzählt habe: was meinst du, wird auf dein Herz fallen? Und was wirst du nun noch mit dem armen Mann berathen können? Ach, er hat nun an deinem Ausbleiben gesehen, daß es dir an Liebe fehlt. Darum hat uns der Apostel Paulus ermahnt (Gal. 6, 10.): „Als wir denn nun Zeit haben, lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“ Willst du also das erste Zeichen dir merken, an welchem man einen liebevollen Wohlthäter erkennt, so präge dir den kleinen Spruch ein: Gieb zeitig!

Als der Apostel Paulus noch lebte, da war eine Theurung in

Judäa ausgebrochen, und er unternahm es, eine Geldsammlung (Collecte) für die armen christlichen Brüder zu machen. Er wendete sich mit seinen Bitten an die Gemeinden in Kleinasien und Griechenland, und in seinen Briefen geschieht dieser Steuer hier und da Erwähnung. Unter Anderem schreibt er an die Corinther (2 Cor. 9, 6. 7.): „Ich meine aber das: wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten, und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Ein Jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!" In diesem Spruch ist nicht ein Zeichen angegeben, sondern deren zwei, an denen man die Liebe eines Gebers merken kann. Zuerst nimmt der Apostel ein Gleichniß von dem Säemann her; und was giebt er aus diesem zu erkennen? Und indem er warnt vor der kärglichen Aussaat: was für eine Bestellung des Feldes wird dabei empfohlen? Und dieses Säen im Segen beschreibt der Apostel gleich im achten Verse, wo diese Steuer eine Gnade genannt wird, also: „Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei." Dem „kärglich" tritt also, als Zeichen der Liebe, das „reichlich" entgegen.

Aber Paulus weiset noch auf ein anderes Merkmal hin, indem er den Blick, den Ton, die Miene des Gebers beschreibt. Von welchem Geber sagt er: Gott habe ihn lieb? Und welche Regel giebt derselbe Apostel der Gemeinde zu Rom? (Röm. 12, 8.): „Uebet Jemand Barmherzigkeit, so thue er's mit Lust!" Und an die Epheser (4, 32.) ergehet die Ermahnung: „Seid aber untereinander freundlich!" — Beides zusammen, das reichliche und das freundliche Wohlthun, hat der alte Tobias (4, 9.) schon im Sinne gehabt, als er zu seinem Sohne sagte: „Hast du viel, so gieb reichlich, hast du wenig, so gieb doch das Wenige mit treuem Herzen!"

Ein armer, gelähmter Zimmermann, Namens Grote, war durch einen Sturz vom Giebel eines brennenden Daches sehr beschädigt und konnte daher nur noch wenig verdienen. Dieses Unglück hatte den Mann jung getroffen, ehe von seinen sechs Kindern auch nur eins bei der Arbeit ihm beispringen konnte. Bei halbem Tagelohn hatte er also ein sehr sorgenvolles Leben, und sein einziger irdischer Trost war der, daß ein kleines von seinem verstorbenen Vater ererbtes Haus ihm und den Seinigen freies Obdach gab. Aber dieses Häuschen war wegen einer Capitalschuld von nah an 200 Thlrn. dem Gutsbesitzer Füllborn, einem reichen Mann, als Unterpfand beim Gerichte eingelegt und verpfändet, und so oft Grote die Zahlung seines Capitalzinses um acht Tage verzögerte, erhielt er auch gewiß einen drohenden Mahnbrief vom Schuldherrn, welcher die Aufkündigung des Capitals in Aussicht stellte. Derselbe Schuldherr beobachtete ferner den baulichen Zustand des ihm ver-

pfändeten Hauses mit peinlicher Sorge, und kaum hatte er irgendwo einen Schaden bemerkt, so mußte Grote, er mochte Geld haben oder nicht, den Bau in's Werk richten. So ging unter steter Kümmerniß und Bedrängniß ein Jahr nach dem andern hin, als auf einmal der Zimmermann die unerwartete Entdeckung machte, daß die Hauptstützen des Dachstuhls vom Regen angefault waren, und daß eine der beiden Dachseiten neu eingedeckt werden mußte, und daß diese Ausbesserung unter 50 Thlr. nicht zu bestreiten war. Erschreckt begab er sich zu Füllborn, klagte ihm seine Noth und sprach: Lieber Herr Füllborn, Sie sind der Einzige, der mir ohne Aufopferung helfen kann. Borgen Sie mir noch 50 Thlr., dann komme ich aus der Noth, Ihr Unterpfand steigt im Werth, und mein und meiner Familie Dank ist Ihnen gewiß. Kaum hatte er diese Worte herzlich und unter Thränen ausgesprochen, so erhielt er auch die Antwort: Gewiß ist nur Eins, daß ich ein blinder Thor sein müßte, wenn ich auf diese Sache nur einen Fuß breit einginge! Wir wollen es kurz machen, Meister Grote. In drei Monaten um diese Stunde zahlen Sie mir die 200 Thlr. sammt den rückständigen Zinsen, bei Vermeidung der Klage. Ob Sie weiter borgen wollen, und ob noch mehr als 200 Thlr., — das wird Ihre Sorge sein.

Der tief betrübte und lieblos abgefertigte Mann machte sich auf, um Rath bei einem Sachwalter zu holen. Dieser sicherte ihm ein Darlehn von 200 Thlrn. zu; aber ein höheres, meinte er, werde nicht aufzutreiben sein, und auch jenes werde erst gezahlt werden nach geschehener Reparatur. So mußte nun doch der arme Grote auf Mittel sinnen, die Baukosten-Summe herbeizuschaffen. In seinem Orte nun wohnte ein junger, geschickter und durch seine Tüchtigkeit reich gewordener Zimmermeister, welchen unser Grote vor 15 Jahren in der Lehre gehabt, und an Lehrgeld, weil er eine Waise war, noch viel erlassen hatte. „Wilhelm," so sagte Grote zu diesem: „Du kannst mir aus der Noth helfen. Uebernimm in dem Häuschen, welches Dir einst Obdach gegeben hat, die Reparatur der Dachlatten auf Deine Rechnung, und lege auch für mich die Rechnung des Ziegeldeckers aus. Zwei Thaler monatlich will ich erübrigen, und Dir auf diesem Wege nach und nach die ganze Schuld bezahlen. Daß ich ein ehrlicher Mann bin, das weißt Du ja!" Wilhelm bemühte sich, freundlich zu bleiben, und sagte: „Lieber Meister, was ich kann, soll geschehen. Ich muß mir aber die Sache genau überlegen, und werde heute Abend noch in ein paar Zeilen Antwort geben!" Der Abend kam und auch die Antwort. Aber der Brief lautete also: „Mein lieber Meister Grote! Es ist wider meine Grundsätze, auf Borg Bestellungen auszuführen und auf's Ungewisse Vorschüsse zu leisten, auch würde es unser Verhältniß auf bedauerliche Weise stören. Dagegen habe ich mir erlaubt, eine Unterstützung von derjenigen Höhe, wie sie meinen

Umständen bei dringenden Fällen angemessen ist, für Sie zu bestimmen, und bitte Sie, inliegenden 1 Thaler freundlich anzunehmen von Ihrem dankbaren Schüler.“ Man sagt, dieses Briefchen habe dem leidenden Zimmermeister recht im Herzen wehgethan. Nach Verlauf von acht Tagen sollte unserm Grote wirklich Hülfe widerfahren, und zwar durch einen Brief, der doch auch nicht ganz leicht an seinem Herzen vorüberging. Grote hatte nämlich in einiger Entfernung von seiner Heimath einen leiblichen Bruder, welcher älter war und sich in einer glücklichen Lage befand. Als nun alle Versuche, von Bekannten und Freunden Handreichung zu bekommen, so gänzlich fehlgeschlagen waren, so gedachte der bedrängte Mann an die Mittel seines Bruders und schilderte diesem in einem ausführlichen Klagschreiben, wie er in seiner Hülflosigkeit keinen andern Helfer mehr wisse, als den Mann, welcher unter dem Herzen derselben Mutter gelegen habe. Acht Tage verstrichen, ehe die Bitte um Hülfe beantwortet wurde; mit dem Abend des achten Tages aber brachte der Postbote die Nachricht, daß ein Brief mit Geld, funfzig Thaler enthaltend, auf der Post angekommen sei. Diese Sendung nahm die Noth hinweg, der Brief aber ließ etwas in Grote's Seele zurück, woran er immer wieder denken mußte. Der Bruder hatte nämlich Folgendes geschrieben: „In eine recht große und bittere Verlegenheit, lieber Bruder, bin ich durch Deinen letzten Brief versetzt worden. Du weißt ja, was für Aufwand ich auf die Erziehung meiner Kinder, namentlich meiner Söhne, zu machen habe; auch kann Dir unmöglich unbekannt sein, daß der Kaufpreis auf mein jüngst erkauftes Haus erst zur Hälfte abgezahlt ist, und wie ich jede kleine Ersparniß zu dem Ende aufsammle, damit ich dieses kleine Besitzthum meinen Kindern einmal schuldenfrei hinterlassen könne. Alle dieserhalb gefaßten Pläne sind durch Deinen unerwarteten und vielleicht etwas andringlichen Brief durchkreuzt und zerscheitert worden, und wenn ich an vorige Erfahrungen denke, so weiß ich nicht einmal, ob man auf Deine Versprechungen der pünktlichen Wiederbezahlung sich wird verlassen dürfen. Indessen habe ich doch, um nicht hart zu scheinen, Dir die verlangten funfzig Thaler hierneben beigelegt, und erbitte mir mit nächster Post eine Bescheinigung über den richtigen Empfang.“ — Diesen Brief schloß Meister Grote in sein Pult ein und dachte: Dich werde ich nicht oft wieder aufblättern und durchlesen!

Jetzt, meine Kinder, durchdenket einmal die eben erzählte Geschichte von dem armen Zimmermann. Wer erinnert sich noch an die Vorschrift, welche Paulus den Corinthern gegeben hat, als er die Collecte für die armen Glaubensbrüder sammelte? Wie meinte der Apostel sollten die Geber ihre Beiträge aussäen? Darum sagten wir uns vor: Gieb r e i c h l i c h! Wie vermahnt denn aber der alte Tobias seinen Sohn, daß er sich beim Almosengeben zu verhalten habe, wenn ihm nur W e n i g darzureichen verstattet sei? Er sagte:

dann gieb das Wenige mit treuem Herzen! Wie denkst du dir den Blick des Auges, den Ton der Stimme, das Wort der Rede dessen, der etwas aus treuem Herzen giebt? — Ganz richtig! Darum hieß ja unsere dritte Vorhaltung: Gieb freundlich! Von wem in unserer Erzählung werden wir gewiß Alle urtheilen, daß er eine Wohlthat zu empfangen recht würdig war? In welchem Manne findet sich auch nicht die geringste Spur davon, daß er bei einem Theile seines Vermögens gedacht habe: ein Theil davon gehört meinem armen Nächsten? Aber ist auch nicht ein Geber vorgekommen, aus dessen Briefe man schließen kann, er habe von seiner Einnahme eine kleine Summe zurückgelegt, um damit zu helfen, so jedoch, daß er's leicht verschmerzen konnte, was er gab? Konnte aber diese kleine Unterstützung, welche wie ein großes Almosen aussah, dem Empfänger eine Freude machen? An welche Vermahnung hat daher dieser Helfer nicht denken mögen? Nun aber findet sich ein Nächster, der wirklich aus der Noth hilft, — wer ist das? Und doch hat dieser uns auch weh gethan, — weißt du, wodurch? Was würdest du an seiner Statt aus dem Briefe gänzlich fortgelassen haben? Und welchen Namen würde man dann erst seiner Gabe beigelegt haben?

Lasset uns einen fernern Blick thun auf die Wohlthätigkeit, welche aus der Liebe Christi fließt. Zwischen welchen Personen kommt das zeitige, reichliche und freundliche Geben gewiß am meisten vor? Wie werden eben darum auch die Eltern gewöhnlich von den Kindern genannt? Nun führt unser Herr Jesus Christus mit sehr bekannten Worten (Luc. 11, 11—13.) gerade in dieses Verhältniß ein. Er schildert uns einen Sohn, welcher seinen Vater bittend angeht und spricht: Gieb mir Brot! Was würde auf solches Verlangen der Vater, nach Jesu Ausspruch, gewiß nicht reichen? Und wenn des Kindes Bitte auf einen Fisch gelautet hätte: welche Gabe würde dann nicht zu befürchten sein? Oder wenn der Knabe seine Hand fragend nach einem Ei ausstrecken sollte: was würde ihm der Vater nicht in die Hand legen? Und warum wohl nicht einen Stein statt des Brotes? Warum nicht eine Schlange statt des Fisches? Warum nicht einen Skorpion an der Stelle des Eies? Im ersten Falle würde die Darreichung gar nichts helfen; und was würde im zweiten Falle gewiß die Folge sein? Was pflegen also Eltern ganz gewiß bei ihren Gaben an die Kinder zu überlegen? — Als einstmals Josua den Beruf empfing, das heilige Land zu erobern und dann auszutheilen, da kam es bei diesem Theilen an die verschiedenen Stämme auch auf ein rechtes, unparteiisches Bedenken an. Und darum sprach der Herr zu Josua (Jos. 1, 8.): „Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen; alsdann wird dir's gelingen in Allem, was du thust, und wirst weislich handeln können." Was für ein Handeln wird man denn also auch von einem Vater erwarten,

der seinen Kindern Gaben giebt? Und welches wird nun wohl überhaupt die vierte Ermahnung sein, welche uns der Herr Jesus im obigen Beispiele der helfenden Liebe vorhält? Nun wohlan, von diesem „Weislich geben“ werden wir auch ein Beispiel anschauen müssen, damit wir rechte Jünger Christi werden.

In einer sehr zahlreichen Gemeinde der Vorstadt von X. lebte und wirkte der Pastor Wagner, ein sehr wohlgesinnter und freundlicher Mann, welcher auch für seine armen Gemeindeglieder ein Herz hatte. In dieser Gemeinde hatte sich Meister Schnell, ein junger, geschickter und braver Tischler, niedergelassen, welcher vor noch nicht langer Zeit ein Ehemann geworden war. Wagner hatte diesen rüstigen und gut gebildeten Handwerker recht herzlich lieb und besuchte denselben von Zeit zu Zeit in seinem kleinen reinlichen Hause und in seiner Werkstätte, wo man immer sehr geschmackvolle und wohlgerathene Arbeiten vorfand. Eines Tages trat der Pastor auch ein, und es befremdete ihn, daß kein Werkzeug sich regte, und mehr noch, daß ihm die beiden jungen Eheleute mit niedergeschlagenen und thränenfeuchten Augen entgegen kamen. Als man sich gesetzt und ein wenig gesammelt hatte, erkundigte sich der besuchende Hausfreund nach dem Ergehen der jungen Leute, und nun rückte Schnell mit seinem Geständniß hervor; „Es geht uns sehr schlimm,“ sagte er, „und ich darf Ihnen, lieber Herr Pastor und Seelsorger, meine Noth nicht verbergen, denn Sie haben ja bei der Einsegnung mir so liebevoll zugerufen: Halte dich an Gott und weiche nicht, auf daß du immer stärker werdest! Sehen Sie diese leere Werkstätte an! Gerade so sieht es in meinem Geldbeutel aus. Seitdem die Winterkälte so heftig hereingebrochen ist und die Theurung der Kartoffeln und des Brotkorns mit jedem Markttage zunimmt, läßt Niemand mehr bei mir arbeiten, und ich bin nahe daran, meine besten Sägen und Hobel in das Pfandhaus zu tragen. Seit etlichen Tagen sehen wir, Einer den Andern, mit Blicken des Jammers an, und wenn ich an meine liebe bekümmerte Frau denke, welche ein Kind unter ihrem Herzen trägt, so schneidet mir ein tiefer Schmerz durch meine Seele! Nach einer kurzen Unterbrechung fuhr Schnell in seiner Rede also fort: „Herr Pastor, Ihr Anblick ruft mir einen Gedanken hervor. Daß Sie mir, Ihrem Beichtkinde, gern helfen wollen, das sehe ich Ihnen an, und daß Sie mir beispringen können, das glaube ich fest und gewiß, denn ich will von Ihnen nichts geschenkt, sondern nur auf ein Vierteljahr etwas dargeliehen haben. Wenn Sie mir von hier bis Ostern 20 Thlr. vorstrecken, so kaufe ich mir alsbald einen Vorrath Säulen und Bretter und verfertige ein paar Stücke zum Verkauf, von dem Uebrigen stillen wir unsere dringendste Nothdurft, und zu Ostern kommt wieder Arbeit und ich werde dann in Zeit von zehn Wochen meinem lieben Helfer und Wohlthäter in kleinen Summen Alles mit dankbarem Herzen abtragen und ein glücklicher Mann sein!“ — Unserm guten Pastor Wagner war bei

dieser Bitte das Herz so warm geworden, daß er auf der Stelle das Geld gezahlt hätte, wenn es nur in seinen Händen gewesen wäre. Aber er selbst war gar nicht begütert, und er mußte erst zu Hause überlegen, woher er das Darlehn auftreiben sollte. „Mein lieber Schnell," war daher seine Antwort, „unser Herr Jesus hat gesagt (Matth. 5, 42.): Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will! Und darum will ich mich auch nicht von Dir wenden. Aber ich muß nothwendig Zeit zur Ueberlegung haben und deshalb jetzt nach Hause gehen. Komme morgen früh 7 Uhr zu mir und hole Dir Antwort."

Als nun Wagner in's Pfarrhaus zurückgekommen war, trug er das Herzensanliegen seiner braven Hausfrau Sophie vor, erklärte ihr alsbald seinen bereiten Willen, jener Noth des Tischlers zu wehren, und schlug ihr vor, sie wollten einen Staatsschuldschein von 25 Thlr. versilbern, welchen Sophie bei ihrer Hochzeit von ihrer Pathe empfangen hatte, und davon das Darlehn an Meister Schnell aufbringen. Nach einigem Ueberlegen sprach sich die Pfarrfrau recht freundlich also aus: „Mein lieber Mann, an dem Schuldschein darf unser Herz nicht hängen: nimm ihn hin und hilf damit in Gottes Namen! Aber bedenke recht, was wir vorhaben; es scheint mir nicht weislich, daß wir auf diesem Wege fortgehen. Der Tischler ist in Noth gerathen, und sein erster Nothhelfer soll geborgtes Geld sein. Wer aber dem jungen Mann dazu bereitwillig die Hand bietet, der fügt ihm, glaube ich, größern Schaden zu, als wir jetzt denken können; denn wenn die Noth einmal wieder kommt, dann wird er wieder keinen andern Rath wissen, als das Borgen, und so viele Gläubiger er sich damit in die Welt setzt, so viele Menschen wird er fliehen und hassen, weil er sie nicht wieder bezahlen kann. Mein guter seliger Vater hat mich bei seinen Lebzeiten oft davor gewarnt, und jetzt tritt der Fall ein, wo ich mich seines Rathes erinnern muß!" — „Aber," versetzte unser Wagner, „ich kenne ja meine barmherzige Sophie beinahe nicht mehr: sollen wir denn unsere Herzen verschließen und die Armen in unserer Gemeinde hülflos lassen, die uns der Heiland zuführt, nur um recht klug zu sein, und um einen Staatsschuldschein im Kasten zu behalten?"

„Das sei ferne," entgegnete die biederherzige Hausfrau, „ich bin der Meinung, die Leute sollen Hülfe haben, und der Staatsschuldschein soll nicht im Kasten bleiben; aber unser Beistand soll die Herzen nicht träge, sondern fröhlich machen. Meister Schnell kann arbeiten, und er kennt auch die Freude, welche man hat, wenn man selbst verdientes Brot isset; aber es fehlt ihm Bestellung zur Arbeit, und diese wollen wir ihm schaffen. Es thut freilich uns in diesem Augenblicke nicht Noth, auch haben wir eben dazu keine Mittel, ein halbes Dutzend gute Stühle zu kaufen; aber dem armen Tischler thut es Noth, daß er Stühle in Arbeit bekomme,

und unser Staatsschuldschein kann den guten Dienst verrichten, daß aus ihm die Stühle alsbald, wie der Meister abliefert, und sollten sie auch etwas theuer zu stehen kommen, bezahlt werden. Ich schlage vor, Du lässest morgen, wenn Schnell erscheint, ihn diese Hülfe sehen, und ich weiß voraus, ehe acht Tage verlaufen sind, wird er zu Dir sagen, es sei ihm eine wahre Wohlthat widerfahren, und es sei doch keine Freude der Herzensfreude gleich."

Man that so, und das gerieth wohl. Aus der Geschichte aber ist zu lernen, was die Vermahnung in sich hält: „Gieb weislich!"

Der Eine, welcher zu den Aposteln gesagt hat: „Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe!" giebt uns noch einen Rath, und zwar in der Bergpredigt, wo eben von Almosen die Rede ist. Seine Rede (Matth. 6, 3.) lautet also: „Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut!" Verstehst du wohl, mein Kind, welchen Sinn diese Vorschrift hat? Denke dir einmal, daß deine linke Hand Augen hätte, um Alles zu erfahren, was mit der rechten Hand vorgeht. Gesetzt nun, du hättest in der rechten Hand einen Thaler, welcher einem armen kranken Greise geschenkt werden soll: was müßte die linke Hand mit ihren Augen thun, damit das Gebot Christi befolgt würde? Wenn diese Linke aber unfolgsam wäre und ihre Augen nicht wegwenden oder verschließen wollte: behielte dann die rechte Hand nicht noch ein Mittel übrig, ihre Gabe unsichtbar zu machen? Und welches wäre das? Der beschenkte Greis würde dann die Gabe nicht öffentlich, sondern heimlich von ihr empfangen. Welcher Sinn liegt denn also wohl in jener Vorschrift unseres Herrn? Wenn nun aber die Gabe der Liebe vor unserer eigenen linken Hand heimlich gehalten werden soll: wo will er wohl überhaupt sie gar nicht gern sehen lassen? Darum lesen wir (Matth. 6, 1.): „Habet Acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel!" Auf welchen Lohn wird also ein frommer Haushalter bei der Austheilung der ihm vertrauten Güter an Dürftige und Leidende allein hinsehen? Und vor wessen Augen allein wird die herzliche Wohlthätigkeit geübt werden? — Ich habe eben jetzt von herzlicher Wohlthätigkeit gehandelt: kennst du wohl auch eine gewöhnliche, welche einen besondern Beinamen nicht empfangen kann? Es giebt Tage und Stunden, wo die Almosenempfänger von einer Thüre zur andern gehen; so giebt es auch Orte auf Spaziergängen und Landstraßen, wo die Bittenden auf uns warten mit ausgereckter Hand: wirst du auch bei solchen Austheilungen nach der Regel Christi handeln und eine Gabe abschlagen, weil sie von den Leuten gesehen werden kann? — Es tritt auch der Fall ein, daß eine allgemeine Wohlthätigkeit sich für Nothleidende, Abgebrannte, Verunglückte

erweisen soll und daß eine Einladung dazu durch die öffentlichen Blätter ergeht, mit dem Bemerken: die eingeschickten Gaben sollten öffentlich berechnet werden. Wirst du dann, wo die Sache nicht im Verborgenen geschieht, deinen Beitrag zurückhalten? Oder willst du doch geben, aber ohne deinen Namen zu nennen?

Das Letztere könnte in vielen Fällen sehr rathsam sein und gewiß recht dem Herrn gefällig. Wenn aber der Vorsteher einer abgebrannten Kirche, oder der Schulze einer durch Mißwachs und theure Zeit verarmten Dorfgemeinde zu dir käme mit der Bitte: Habe die Güte und schicke deinen Beitrag recht bald an den Zeitungsverleger ein und nenne auch deinen Namen; denn Viele folgen nach, wenn du voran gehest; thue das! Willst du dann Ja oder Nein sagen? Und wenn du Ja sagst, und dein Name erscheint neben der Gabe in der Rechnung: hast du dann das Gebot deines Herrn gebrochen? — Aber wenn unter den Nothleidenden jenes Orts eine Familie sich befände, welche dir bekannt und besonders lieb wäre, und du wünschtest, daß dieser eine recht fühlbare Hülfe geschähe: wie wirst du es dann mit deinem Beitrage einrichten? Ich glaube, hier wäre recht der Ort, an Jesu Gebot: Gieb heimlich! zu denken und darnach zu thun. Denn würdest du wohl deine besondere Absicht durch den Druck zu erkennen geben wollen? Und wenn du es wolltest: wem würde damit weh geschehen? Wir ersehen hieraus: was bei gewöhnlicher oder bei allgemeiner Wohlthätigkeit füglich geschehen kann, das erscheint dem Herrn Jesu nicht zulässig, wo die herzliche Wohlthätigkeit geübt wird; denn bei dieser muß das zarte Gefühl der Beschämung auf zwei Seiten geschont werden. Nenne mir beide Seiten, auf welchen das Wohlthun im Verborgenen als Pflicht erscheint!

Höret noch, was sich vor einer Reihe von Jahren in einer Dorfgemeinde zugetragen hat. Es wird dazu dienen, euer Urtheil zu schärfen. In S.. war vor etlichen Jahren der Pastor, ein sehr ehrenwerther Mann, frühzeitig gestorben und hatte eine Wittwe mit vier Kindern in Dürftigkeit zurückgelassen. Um der Treue und Frömmigkeit willen, mit denen der verstorbene Pastor sein Amt verwaltet und den Herzen seiner Gemeindeglieder wohl gethan hatte, erfuhren die Hinterbliebenen noch manchen Liebesbeweis, insbesondere nahm sich der Pächter des Ritterguts, ein bemittelter, eifriger und sehr gutmüthiger Mann, unter Beihülfe seiner Frau der unversorgten Familie an. Als im Herbste das Fest der Kirchweih herannahte, mußte die Frau Pächterin auch für diese etliche Kuchen backen und einige Schlachtschüsseln zum Geschenke beilegen. Ja, als die Kirmesgäste eingeladen wurden, sprach der Pächter zu seiner Frau: „Riekchen, die einsame Pastorin hat jetzt selten einmal einen frohen Tag und einen guten Tisch — laß uns doch dieselbe auch mit zur Mahlzeit bitten!“ Darein wurde gern gewilligt; die Pfarrwittwe in ihrem bescheidenen Anzuge erschien als lieber Gast,

wurde recht freundlich behandelt, und der wohlgesinnte Hausherr bediente sie viel völliger mit Speise und Trank, als sie anzunehmen im Stande war. Ja sein warmes Herz hatte sich noch eine andere Liebeserweisung vorgenommen, von welcher der Frau Pastorin glücklicherweise noch gar nichts bemerklich geworden war. Ehe man sich zur Mahlzeit niedersetzte, war zwischen ihm und seinen wohlhabenden Gästen die Abrede getroffen worden, im Verborgenen eine Sammlung für die verwaisten Pfarrkinder heute veranstalten und die gesammelte Summe auf irgend eine schickliche Art der Mutter behändigen zu wollen. Die Tischgenossen hatten sich recht freundlich und willig dazu verstanden. Gegen das Ende der Mahlzeit, als der Pächter seine Zeit ersah, erhob er sein Weinglas und sprach: Meine lieben Gäste, Herren und Damen, bitte ich, mit mir anzustoßen auf das heilige Sprüchlein: „Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an!" Kaum war dies geschehen, so setzte er einen Teller in Umlauf, und damit man nicht sähe, wie viel jeder Gast gegeben hätte, war ein weißes Tuch über den Teller gebreitet. Als der Teller um den Tisch ging und ihr näher und näher kam, überfiel die Frau Pastorin eine Ahnung, und ihre Glieder fingen an zu zittern; aber doch faßte sie sich, denn wie leicht war hier ein Irrthum möglich! Der Pächter aber, welcher vermuthete, daß sie als eine arme Frau in Verlegenheit gebracht werde, woher sie eine Gabe nehmen sollte, hatte sich inzwischen schon hinter ihrem Stuhl eingefunden, hatte den Teller über sie hinweggehoben und denselben weiter gegeben und mit gutmüthigem Lächeln und mit einem Klopfen auf ihre Schulter ihr angedeutet, daß es nicht auf ihre Beisteuer abgesehen sei. Doch dieser Umstand enthüllte der erschrockenen Frau das ganze Räthsel. Ströme von Thränen stürzten aus ihren Augen, sie erhob sich von ihrem Sitz, schwankte hinaus und eilte zu ihren Kindern mit fast gebrochenem Herzen. Die Freude aber der Pächterfamilie und ihrer Gäste war schwer getrübt.

Wem hierbei das hauptsächlichste Weh geschehen war, das wisset ihr wohl. Worin aber bestand die Wohlthat? Meinst du darin, daß der gutmüthige Mann den Waisen eine Hülfe zudenken wollte? Oder scheint er nicht recht getroffen zu haben, was Christus von der linken und von der rechten Hand sagt? Sollte nicht die Serviette auf dem Teller der Heimlichkeit gerade diensam sein? Es lag ganz gewiß an etwas Anderem; und wer wird mir's wohl sagen? Die Frau eilte aus dem Zimmer, als der Teller über sie hinweggehoben wurde: meinst du nicht, daß sie schon früher gegangen wäre, wenn sie die Bedeutung jenes Trinkspruchs verstanden hätte? Was durfte also überhaupt in ihrer Gegenwart nicht geschehen?

Aus den angeführten Exempeln wird es uns wohl deutlich geworden sein, was es mit den Vorschriften: Gieb **zeitig**, gieb **reichlich**, gieb **freundlich**, gieb **weislich** und gieb **heimlich**,

unter den Christen auf sich hat! Und wir gedenken recht mit Ernst an die Worte Jesu: O wie ein großes Ding ist es doch um einen treuen und klugen Haushalter! —

VIII.

Das achte Gebot.

Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!

§. 21.

Ich nehme nicht Ehre von Menschen!

Vorlesung aus Philipp. 2, 1—11.

„Ist nun bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit: so erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seid. Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre; sondern durch Demuth achtet untereinander Einer den Andern höher, denn sich selber. Und ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist. Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte (entäußerte) sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden. Er niedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

Gesang.

Ein Herz, das Demuth liebet, Bei Gott am höchsten steht; Ein Herz, das Hochmuth übet, Mit Angst zu Grunde geht. Ein Herz, das richtig ist Und folget Gottes Leiten, Das kann sich recht bereiten, Zu dem kommt Jesus Christ.

Gebet.

Herr, mein Gott, Du hast den Menschen aufrichtig geschaffen, und hast darum unter uns, die wir viele Künste suchen und treiben, Einen Menschen, Deinen Sohn gesandt, dessen Herz ganz

richtig war mit Deinem Herzen. O thue doch auf das klare und lautere Bild seiner Seele als einen Spiegel, und hilf mir, daß ich mit diesen Kindlein, welche ich Dir zuführen soll, hineinschaue und lerne, daß Du es den Aufrichtigen gelingen lässest und die Frommen beschützest. Ja, nimm uns in Deine Obhut, sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie uns leiten und führen zu Deinem heiligen Berge und zu Deiner Wohnung! Amen.

Welche Vorschrift giebt uns Gott in seinem Worte nach dem achten Gebote? Was wird hier unbedingt verboten? Aber was wird denn unter einem Zeugniß verstanden?

Wenn der Schüler einer Volksschule in das Gymnasium aufgenommen sein will: wonach wird ihn der Director alsbald fragen? Und was will er aus diesem Zeugniß des bisherigen Lehrers erfahren? Du sagst: ob er fleißig, sittsam, gehorsam und reif zur Versetzung sei; wenn man aber von einem Knaben aussagt, daß er fleißig, sittsam ꝛc. sei: was legt man dann dem Knaben bei? Ein Zeugniß wird also wohl eine Aussage von den Eigenschaften einer Person sein. Wenn Jemand einen Knecht oder eine Magd in seinen Dienst nimmt: wird er nicht eine ähnliche Aussage über diese Personen erhalten wollen? Was müssen daher auch Knechte und Mägde vorlegen, wenn sie ihren Dienst wechseln? Und wie wird man auch solch ein Zeugniß nennen können? Aber es handelt sich bei Zeugnissen gar nicht immer um die Aussage von den Eigenschaften einer Person. Ein Kaufmann hat stärkendes Augenwasser, ein anderer hat wohlthuendes Zahnpulver zu verkaufen: werden sich alsbald Käufer zu diesen Mitteln finden? Was macht der Kaufmann zu diesem Ende vorher in den öffentlichen Blättern bekannt? Diese Zeugnisse enthalten auch Aussagen, gewöhnlich von Aerzten, aber diese reden nicht von Eigenschaften, sondern von Beschaffenheiten; auch haben sie es nicht mit Personen zu thun, denn was der Kaufmann absetzen will, das sind Sachen. Worüber kann also auch ein Zeugniß noch weiter eine Aussage enthalten? Zeugnisse sind also Aussagen über die Eigenschaften von Personen, oder über die Beschaffenheit von Sachen. Aber was meinst du, wenn der Knecht zu seinem neuen Dienstherrn spräche: Ein Zeugniß kann ich ihnen zwar nicht vorlegen, aber sie können es von mir selbst immerhin annehmen, wenn ich von mir aussage, daß ich ein ehrlicher und unbescholtener Mensch bin, — ich belüge sie gewiß nicht: wird sich der Herr damit beruhigen wollen? Er wird unstreitig antworten: Mein Freund, ich brauche das Urtheil eines Dritten über dich, welches für mich Geltung hat. Wenn dem so ist, so werden wir jetzt deutlicher aussprechen können, woran wir bei einem Zeugniß denken. Ein Zeugniß ist also die Aussage über die Eigenschaften einer Person, oder über die Beschaffenheit einer

Sache, durch welche das Urtheil eines Dritten über dieselben bei mir zur Annahme kommt, oder zur Geltung gelangt. Darum hat Jesus gesagt (Joh. 5, 31.): „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugniß nicht wahr; ein Anderer ist's, der von mir zeuget!"

Wenn nun der Richter ein Zeugniß aus dem Munde eines Dritten über das begehret, was er von einer Person gehört und gesehen habe, oder von einer Sache wisse, so kann darauf sehr viel ankommen. Was muß daher auch ein solcher Zeuge vorher erst feierlich ablegen? Und wie wird von dem Orte, wo man es ausspricht, dieses Zeugniß genannt? Haben wir aber nicht von diesem gerichtlichen Zeugnisse schon an einem andern Orte gehandelt. Dieses scheint demnach im achten Gebote nicht gemeint zu sein.

Sehen wir uns nach einem andern Zeugnisse um. Drei Geschwister melden sich beim Gericht und bitten, daß ein Vergleich über den Nachlaß ihrer Eltern bestätigt werde. Der Richter erklärt darauf: daß die Eltern wirklich verstorben seien, gehe aus seinen Acten nicht hervor — vor allen Dingen hätten also die Erben den Todtenschein beizubringen. Worauf scheint es hier wieder anzukommen? Aber wird dieses Zeugniß dadurch geschafft, daß Personen gerufen und abgehört werden, welche beim Tode oder beim Begräbnisse jener Eltern zugegen gewesen sind? Zu wem werden sich die Kinder jetzt begeben müssen? Und aus welchem Buche wird dieser Mann den Schein oder das Zeugniß ausstellen? Aber wenn nun der Pastor inzwischen gestorben oder versetzt worden wäre, welcher die Nachricht in's Buch geschrieben hat: woher bekommt man nun das Zeugniß? Gewiß wird es nur derjenige ausstellen dürfen, der in demselben Amte steht. Welchen Namen führen daher auch solche Zeugnisse?

Doch glaubst du wohl, daß das achte Gebot bloß von amtlichen Zeugnissen handele, also nur solche Personen angehe, welche öffentliche Aemter führen und verwalten? Nein, die Gebote Gottes greifen viel weiter, gleichwie einst Jesus zu seinen Jüngern sprach: Was ich euch sage, das sage ich Allen!

Nun bedenket einmal, welch ein gemeines Ding in allen Ständen das Zeugniß sei. Da sitzen am Abend die Nachbarn eines Dorfes zusammen vor den Hausthüren; es ist aber vor einigen Tagen ein neuer Pächter auf dem Rittergute angezogen, oder ein neuer Bäckermeister von fernher gekommen, oder ein Schulze erwählt worden: wovon wird jetzt zwischen diesen Leuten die Rede sein? Was wird der Eine aussagen? Was der Andere? Und was werden sich die Anwesenden aus diesen Aussagen bilden und mit nach Hause nehmen? Sehet da, das ist das gemeine, im alltäglichen Leben vorkommende Zeugniß — und an dieses werden wir hauptsächlich zu denken haben.

Woran ist mir nun Alles gelegen, wenn ich, zum Beispiel beim Miethen einer Magd, oder eines Bedienten, ein Zeugniß erhalte? Frage ich darnach, ob es schön geschrieben sei? oder rühme ich, daß es in sehr feinen Ausdrücken die Meinung des Schreibers enthalte? oder daß kein Sprachfehler darin vorkomme? oder daß es nichts als Lob ausspreche? Du sagst immer und ohne langes Besinnen: Nein! Woran aber ist denn Alles gelegen? Gewiß an der Wahrheit. Wenn man also unser Verbot in ein Gebot umwandeln sollte: wie würde es dann lauten?

Statt aber zu befehlen: Dein Zeugniß, deine Aussage soll wahr sein, — wie spricht der Herr?

Dein Zeugniß soll nicht falsch sein. Wenn dir ein Führer eine Thür aufschließen will und er bringt das Schloß nicht auf, so wird er vielleicht sich entschuldigen und sagen: Verzeihen Sie, ich habe einen falschen Schlüssel ergriffen. Was heißt hier — der falsche Schlüssel? Darum eilt Jener gleich fort, um den richtigen zu holen. Was für ein Zeugniß wird also wohl ein falsches genannt? Wenn aber ein fremder Mann einen Hund mit in unser Zimmer gebracht hätte, und dein kleines Brüderchen träte hinzu und wollte nach seiner Gewohnheit das Thier streicheln und ihm aus seinen Händchen Futter geben: solltest du nicht eilend den Fremden fragen: Ihr Hund ist doch nicht falsch? Was soll in diesem Falle das Wörtlein „falsch" bedeuten? Gewiß so viel, als bösartig und tückisch. Und vor welchen Aussagen wird also das achte Gebot ebenfalls warnen?

Das Zeugniß, welches du über deinen Nächsten aussprichst, soll also nicht unrichtig, oder unwahr sein, es soll aber auch keine bösartige und tückische Gesinnung verrathen. In beidem Sinne findet sich das Wort in der heiligen Schrift gebraucht.

Salomo (Sprüchw. 12, 17.) sagt: „Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrüget."

Derselbe fällt das Urtheil (Sprüchw. 25, 18.): „Wer wider seinen Nächsten falsch Zeugniß redet, der ist ein Spieß, Schwert und scharfer Pfeil!"

Wie ist der Name: falscher Zeuge im ersten Falle gemeint? und wie im zweiten?

Wir werden bald sehen, wie nahe Eins mit dem Andern verwandt ist. —

Dein Zeugniß soll nicht unrichtig, nicht unwahr sein. Es könnte dir nun begegnen, daß du etwas Unrichtiges aussagtest über einen Menschen, aber ohne darum zu wissen, daß diese Aussage nicht wahr ist, dann würde Gott der Herr dich zurechtweisen und ermahnen: Prüfe wohl und bedenke, was du redest! Halte deine Zunge im Zaum! Aber würde er dir in diesem Falle den Vorwurf machen: Jetzt hast du das achte Gebot gebrochen!? Wohl

nicht; aber gewiß dann würde das Gebot wider dich auftreten, wenn du mit Wissen etwas ausgesprochen hättest, was unrichtig ist. Wie nennt man denn nun aber eine unwahre Aussage, welche wissentlich gethan wird? Und woher stammt denn nach Jesu Urtheil (Joh. 8, 44.) jede Lüge?

Darum ist jede Uebertretung des achten Gebots gewißlich ein Teufelswerk, in welches sich eine heimliche Bosheit einmischt. Wir mögen also bei dem Worte „falsch" zunächst an die lügenhafte Rede denken, oder die tückische und feindselige im Sinne haben, immer ist eine Sünde dabei, die dem Nächsten eine Wunde schlägt. Daher heißt auch das Gebot nicht etwa nur: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden über deinen Nächsten! sondern Gott der Herr hat ausdrücklich gesagt wider deinen Nächsten, damit wir nicht vergessen mögen, daß ein falsches Zeugniß den Nächsten verletzt.

Nun müssen wir aber auch alsbald recht deutlich erkennen, was für eine Wunde dem Nächsten durch falsches Zeugniß beigebracht wird. Wenn du einem Menschen, der dir zuwider ist, auf dem Wege ausweichst, so wird er's bald gewahr werden, daß du ihm eine Wehthat hast zugefügt; ebenso, wenn er in eine Gesellschaft eintritt, du aber nimmst alsbald deinen Hut und gehest von dannen; oder wenn er dich grüßt, und du erwiderst seinen Gruß nicht — was wird er auch aus dieser Erfahrung abnehmen? Aber diese Wehthat wird vielleicht Niemand außer ihm empfinden, denn andere Leute werden diese eure Begegnung entweder gar nicht gewahr werden, oder doch nicht in gleicher Art auslegen. Die Wehthat wird möglicherweise sehr schmerzlich, aber sie wird doch nur eine heimliche sein: werde ich dies auch von einem falschen Zeugnisse behaupten dürfen? Was gilt im Gegentheil von diesem? Du hast vorhin eingesehen, ein Zeugniß sei eine Aussage über die Eigenschaften eines Menschen, durch welche das Urtheil eines Dritten über denselben zur Annahme kommt und Geltung erlangt. Nun hat ein jeder Mensch ein gewisses Maß von Geltung; aber bei dem Einen ist dieses Maß sehr klein, bei dem Andern ist es bedeutend groß. Weißt du wohl, wie man das Maß der anerkannten Geltung eines Menschen unter seinen Mitmenschen zu nennen pflegt? Wer nun wider das achte Gebot sündigt und falsches Zeugniß redet, der bringt an dieser Stelle dem Nächsten eine Wunde bei, der kränkt seine Ehre. Und meinst du wohl, das könne man verhüten, und wie man starke Riegel und Schlösser und Eisengitter vormacht, um sein Hab und Gut zu verwahren, so müsse man auch Mittel haben, dem Ehrenabschneider und Ehrenräuber den Zugang zu verwehren? Kennst du das kleine Glied, mit welchem er so große und böse Dinge anrichtet? Jakobus hat es also geschildert (Jak. 3, 8.): „Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll tödt-

lichen Giftes!" Und wenn nun mit diesem unzähmbaren, giftigen Gliede Jemand seinen Nächsten durchbohrt hat: wie ist das wieder zu heilen und gut zu machen? Würde ein Dieb ergriffen, welcher mir tausend Thaler durch Einbruch entwendet hat, und man fände die ganze Summe in seinem Keller vergraben: was würde die Obrigkeit, wenn dieser Fund als mein Eigenthum wirklich anerkannt wäre, alsbald verfügen? Und was hätte ich dann für meinen Verlust bekommen? Wer bringt uns aber Ersatz für eine Beschädigung, die wir an unserer Ehre erlitten haben? Mein Kind, du hast ein Paar fromme und rechtschaffene Eltern gehabt. Sie waren gar nicht reich; du hast kein Haus, keinen Acker von ihnen geerbt; aber etwas haben sie dir und deinen Geschwistern hinterlassen — und das besteht in dem Vermächtniß eines ehrlichen Namens. Würdest du dieses Erbgut hingeben für ein Tausend Thaler? oder doch für zwei Tausend Thaler? oder für eine Million? Und wenn nun ein lügenhafter Mensch deinen Eltern noch im Grabe etwas Böses nachredete, sie zu Mitgenossen eines Betruges, oder einer Ungerechtigkeit machte: würdest du Genugthuung haben und zufrieden gestellt sein, wenn die Obrigkeit den Urheber dieser üblen Nachrede verurtheilte, dir einen Ersatz an Gelde zu zahlen? Wenn du also miteinander zusammenhältst das Geld und die Ehre: welches von Beidem scheint dir das größere Gut zu sein? Und womit kann dir ein Schaden an deiner Ehre gar nie ersetzt werden? — Doch der Obrigkeit in christlichen Landen kommt es auch nicht in den Sinn, den Ehrendieb mit Geldstrafen zu belegen; aber wozu kann ein solcher Bösewicht wohl verurtheilt werden? Wenn er als der Urheber einer Ehrenkränkung entdeckt ist und eine Kränkung oder Schändung des guten Namens eines oder mehrerer Menschen zu verantworten hat, so kann wider ihn erkannt werden, daß er widerrufen müsse. Wie verstehst du das? Oder wenn er den Stand oder den Charakter eines achtbaren Mannes herabgewürdigt hat, so kann die Strafe darin bestehen, daß er Abbitte thun muß. Hältst du denn aber dafür, daß der Widerruf oder die Abbitte ein wirklicher Ersatz sei für die Beschädigung, welche Jemand an seiner Ehre erlitten hat? Wie viele Paar Ohren müßten dann diesen Widerruf auch zu hören bekommen? Und ist das möglich? — Aber wenn auch die Zurücknahme so laut und allgemein erfolgte, wie die Kränkung erfolgt ist, so bleibt noch Eins nicht auszuführen. Ein falscher Zeuge, der nun verurtheilt ist, zu widerrufen, was er gesagt hat, dem hat man geglaubt, als er das Böse aussagte: was muß nun zum zweiten Mal ihm geschenkt werden, wenn er statt des Bösen das Gute sagt? Und hat die Obrigkeit die Macht, zu zwingen, daß einem Menschen, dessen erste Aussage falsch war, die zweite als Wahrheit geglaubt wird? Was bleibt denn also immer noch in den Gemüthern zurück? Werden wir also für Ehrenkränkung Schutz bei Menschen wirklich hoffen und finden können? Aber es

giebt ja noch ein anderes Mittel, welches ein beleidigter Mann namentlich dann anwendet, wenn er den höheren Ständen, und insbesondere dem Kriegerstande, angehört. Wenn ein Solcher durch ein schmähendes Wort, durch ein wehthuendes Urtheil, oder durch eine ehrenrührige Behandlung beleidigt worden ist, so klagt er durchaus nicht bei der Obrigkeit, sondern er schickt an seinen Gegner eine Ausforderung, daß er zu einer bestimmten Stunde an einem unbesuchten Orte erscheinen und sich mit ihm duelliren, das ist auf Stich-, Hieb- oder Schußwaffe kämpfen solle, und zwar wie es auch kommen möge, auf Leben oder Tod. Hier soll der Mensch sein eigener Beschützer sein. Scheint dir nun aber diese Hülfe zweckmäßig angewendet und Gott gefällig zu sein? Wenn Zwei miteinander im Duell kämpfen: welcher wird wahrscheinlich seinen Gegner verwunden oder umbringen? Man wird also zu dem Urtheile berechtigt sein: der Sieger sei ein geübter Fechter und ein unerschrockener Mann, — darf man daraus auch noch weiter folgern, daß derselbe Sieger auch der unschuldige Theil in dem Ehrenstreite gewesen sei? Es hat eine Zeit gegeben, wo man in der Meinung stand, in einem solchen Streite stehe Gott auch dem Schwachen und Ungeschickten, wenn er unschuldig gewesen, zur Seite, und es sei also der Ausgang des Kampfes jedesmal ein Zeichen davon, wie Gott urtheile, daher man auch diese Entscheidung ein Gottesurtheil nannte: haltet ihr nun dafür, daß diese Meinung eine richtige gewesen? Gewiß wäre ein solches Mitstreiten Gottes ein wunderthätiges Werk, an welches man nur glauben könnte, wenn Gottes Wort uns darin bestärkte: — ist aber Einem unter euch eine solche Zusage Gottes in der heiligen Schrift bekannt? Was hat im Gegentheil Jesus im Oelgarten gesagt, als Petrus mit seinem Schwerte für ihn, den Unschuldigen, streiten wollte? Von welcher Klasse der menschlichen Gesellschaft allein hat die heilige Schrift es ausgesprochen, sie trage das Schwert nicht umsonst? Und wenn der höchsten Obrigkeit im Lande, dem Könige, das Heer zur Seite stehen muß zu Schutz und Trutz: von welchen Leuten wird man gleichfalls sagen müssen, daß sie in ihrem Dienste und Amte das Schwert nicht umsonst tragen? Von allen Andern, welche in ihrer eigenen Sache nach Schwert und tödtlichen Waffen greifen, spricht Jesus warnend: Sie werden umkommen! Ach, sie können ja bei diesem Streite ein Unglück haben, welches viel schauerlicher ist, als wenn man von ihnen erzählen müßte: Sie sind umgekommen! Wenn sie nun ihrem Gegner einen Todesstreich beigebracht haben, dann wird der zur Erde gesunkene Feind ihnen nicht etwa zurufen: Sei nun ruhig, denn du bist jetzt gerächt! sondern die Leiche wird schreien ohne Aufhören und so, daß der Schall über Land und Meer dringt: Fliehe, fliehe, denn du bist ein Mörder!

Ihr seht also deutlich, daß wir nicht bei Menschen Hülfe

suchen, auch nicht uns selbst helfen können, wenn unsre Ehre Schaden gelitten hat. Es ist also ein tiefes und ewig wahres Wort, was einst aus Jesu Munde gegangen ist (Joh. 5, 41.):

„Ich nehme nicht Ehre von Menschen!"

Auf wen wird denn nun ein gekränkter Mensch seine einzige Hoffnung setzen können? Und wenn dieser Gott, unser Hort, uns an sein Wort erinnert (Röm. 12, 19.): „Die Rache ist mein, ich will vergelten!" an welche Rache soll dann der Christenmensch gar nicht mehr denken? Und welche Zusage hat Gott in jenem Ausspruche Allen gegeben, die Unrecht und Kränkung leiden? — Und wem hat er dieses Gericht übertragen? Und wenn dieser Jesus, unser Richter, (Joh. 5, 29.) ankündigt, es werden am jüngsten Tage aus ihren Gräbern hervorgehen, die da Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts: welche Gattung von Uebelthätern werden dann auch unter den Spruch des heiligen und gerechten Menschensohnes fallen müssen? Meinst du aber, er werde nur an denjenigen Uebertretern des achten Gebots Vergeltung üben, welche zu den Uebelthätern zu zählen sind, d. i. welche durch die That ihres Nächsten Ehre gekränkt und beleidigt haben? Bedenke, daß der Herr Jesus gesagt hat: in dem Herzen des Menschen liege (Matth. 12, 35.) ein Schatz, oder eine Vorrathskammer, in welcher Gutes oder auch Böses verborgen sei; was er daraus hervorbringe, danach werde er an jenem Tage gerichtet werden. Können nun wohl Thaten einen verborgenen Platz im Herzen finden? Aber wenn das nicht sein kann: was ist's, was aus dem Herzen hervorbricht und seinen bösen oder seinen guten Sinn verräth? Siehe, darum sagt auch Jesus (V. 37.): „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammet werden." Ja er spricht an demselben Orte (V. 36.) noch bestimmter aus: „Ich sage euch aber, daß die Menschen werden müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeden unnützen Worte, das sie geredet haben." Wie wird dir es nun zu Muthe, mein Kind, wenn du dir vorhalten mußt: Jedes unnütze, faule, giftige, harte Wort, welches du in deinem ganzen Leben gegen deinen Nächsten gesprochen und womit du sein Herz betrübt hast, das ist von dem Herrn Jesu aufgehoben worden zum Gericht, und davon wirst du einst Rechenschaft geben müssen vor Gottes Thron, wo du nicht mehr sagen kannst: Lieber Bruder, vergieb mir's! Und wenn es dir schon davor bange sein muß, was deine Lippen geredet haben, — so sage mir: findet sich denn nicht in jener Vorrathskammer noch etwas Heimlicheres aufgehoben, was früher da ist, als das Wort? was erst ein Saamenkörnlein wird für das Wort? Erwäge doch, was Paulus von der Ankunft des Richters Jesu sagt (1 Cor. 4, 5.): „Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird

an's Licht bringen, was im Finstern verborgen ist und **den Rath der Herzen** offenbaren." Wie heißen nun wohl die heimlichen Gäste, die im Herzen zu Rathe sitzen? Darum hat ja Jesus gesagt: Aus dem Herzen kommen arge Gedanken (Marc. 7, 21.). Siehest du, es sind also nicht bloß giftige Worte, welche du vielleicht schon längst vergessen hast, sondern es sind auch böse und feindselige Gedanken, mit denen du an deinen Brüdern und Schwestern, vielleicht an Vater, Mutter und Lehrer, vorbeigegangen bist, und davon diese nichts zu sehen bekommen haben, als etwa einen grollenden Schatten auf der Stirn, oder einen stechenden Blick des Auges — diese Heimlichkeiten sind es, welche Jesus zu richten und zu strafen sich vorbehalten hat.

Wie sehr hatte also Jesus Recht und Ursache, zu sagen: „Ich nehme nicht Ehre von Menschen!" Und wenn wir daher Klage haben Einer wider den Andern um der Ehre willen bei und von Menschen, so werden wir unsre Hoffnung auch anderswohin setzen, als auf die Obrigkeit und auf die Selbsthülfe. Zu wem willst du dann sagen: Herr, führe meine Sache hinaus!?

Doch, was Jesus von der Ehre sagt, das will noch näher von uns überlegt sein. Um einige Verse weiter sagt er in derselben Rede (Joh. 5, 44.): „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmet, und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht!" Die Ehre, die wir voneinander nehmen, die ein Mensch dem andern erweist und schützt, die scheint also offenbar eine ganz andere zu sein, als die Ehre, die von Gott allein ist. Wir werden mithin genöthigt sein, einen Unterschied zu machen; und wie willst du nun die eine Gattung der Ehre bezeichnen? und wie die andere?

Wir wollen heute damit anfangen, daß wir von der Ehre des Menschen bei Gott reden, und uns deutlich machen, worauf sie beruht.

Einst kam ein Mann Gottes zu dem Hohenpriester Eli und brachte demselben die Nachricht, daß ein schweres Strafgericht über das Haus desselben hereinbrechen werde. Diese Botschaft hob mit den Worten an (1 Sam. 2, 30.): „Wer mich ehret, den will ich auch ehren, wer aber mich verachtet, der soll wieder verachtet werden." Dieser Ausspruch ist scharf und bestimmt, und wir lernen daraus, welchen Menschen Gott ehren will. Beantworte mir das aus jenem Spruche! Fragt man aber weiter: Wie ehret man denn Gott? so könnten die Menschen wohl Allerlei vorschlagen, etwa — wenn man ihm Betstunde hält, Dankopfer bringt, sich in die Einsamkeit begiebt, in's Kloster geht; aber wirst du diese Meinung für eine ganz sichere halten? Nun, so wollen wir in dieselbe alte Zeit zurückfragen: Wie ehret man denn Gott? Siehe, da tritt Samuel auf (1 Sam. 15, 22.) und entscheidet also: „Meinest du, daß der Herr Lust habe am Opfer

und Brandopfer, mehr als am Gehorsam der Stimme des Herrn? Siehe, Gehorsam ist besser, denn Opfer." Jetzt scheint es, daß wir mehr in's Klare kommen. Derjenige soll die Ehre bei Gott haben, wer Gott ehret. Derjenige aber ehret Gott, welcher ihm gehorsam ist.

Was für Leute werden wir also aufsuchen müssen, um solche zu finden, die bei Gott in Ehren stehen?

Glaubst du mit dir selbst anfangen zu können, als seist du ein gehorsames Gottes-Kind? Du zweifelst; aber vielleicht getraust du dir, in dieser Schule eine Anzahl Kinder aufzufinden, welche das schöne Zeichen des Gehorsams an sich tragen? Oder nur eins? Oder, man sieht auf unserm Kirchhofe viele Kindergräber; die darunter liegen hat Gott früh abgerufen und vielleicht in den Himmel aufgenommen: haben diese vielleicht bei ihren Lebzeiten die Ehre gehabt, in allen Stücken für gehorsame Kinder des himmlischen Vaters zu gelten? Bis hieher haben wir einen glücklichen Fund noch nicht gethan. Laßt uns denn nun eine Musterung bei den Erwachsenen anstellen. — Der Gehorsame thut was Gott gebeut: was thut denn dagegen der Ungehorsame? Wie nennen wir denn aber alle Gedanken, Worte und Werke, welche Gott verbeut? Wovon muß also der Gehorsame völlig frei sein? Kannst du aber auch nur Einen finden, welcher nicht ein Sünder wäre? Ist das aber wirklich so: wo werden wir denn Leute antreffen, welche wirklich Ehre bei Gott haben? Das scheint ja hiernach unmöglich zu sein. Und doch müssen wir noch einen Augenblick bei dieser Frage uns aufhalten.

Einstmals hörte ich zweien Vätern unbemerkt zu, welche miteinander über ihre Kinder sprachen. Der Eine, Meister Sorge, erzählte von den allerlei Unarten und Sünden, gegen welche er an seinen Kindern kämpfen müsse: bei dem Einen finde er Naschhaftigkeit, bei dem Andern Lüge, bei dem Dritten Trotz, bei dem Vierten aufbrausenden Zorn. Der Freund, welcher mit ihm in's Gespräch gekommen war, Meister Wohlgemuth hieß er, erklärte darauf: „Ich habe ähnliche Erfahrung unter meinen Kindern gemacht, und kein einziges unter ihnen ist so fleckenlos, daß ich nicht Ursache hätte, manchmal recht über seine Seele zu trauern. Aber ich sehe doch auf zweie meiner Kinder mit einiger Hoffnung hin, auf meine Luise, ein Mädchen von 5 Jahren, und auf Karl, einen kräftigen Jungen von 11 Jahren; aus Beiden kann, hoffe ich, doch noch etwas Gutes werden. Jene Luise ist leichtsinnig und voll weltlicher Lustigkeit; aber, wenn ich sie im Stillen anfasse und ihre Fehler ihr vorhalte, so gesteht sie mir ehrlich alle Verirrungen ein, und wenn in meiner Werkstätte, oder im Garten, mir eine Beschädigung durch sie widerfahren ist, so kommt sie, noch ehe ich gefragt habe, faßt mich bei der Hand und giebt sich als die Urheberin an, und es nimmt sich immer so aus, als wollten mir ihre Augen sa-

gen: Du bist ja mein Vater, und ich muß dir Alles gestehen! Darum halte ich etwas auf die kleine Dirne." Und wodurch hat denn der Karl dein Wohlgefallen erweckt? so fragte Meister Sorge. „Nun der Karl", hieß es, „der ist vor allen Andern wacker und treu, wenn ich ihm ein kleines Amt mit Worten oder Werken auszurichten übertragen habe. Er weicht dann nicht einen Schritt, bis Alles geschehen ist, man sieht's an seiner Miene, daß er's den Leuten verkündigen will: Der Vater hat mir's befohlen! und man denkt fast, er sei einen Kopf größer dabei geworden. Der Luise muß ich glauben, und dem Karl muß ich trauen, und das giebt mir noch guten Muth für die Kinder."

So ungefähr redeten die beiden Väter miteinander. Nun ist Gott auch ein Vater, und von allen Vätern der beste und weiseste. Und wenn Gott von uns Allen Zeugniß geben sollte, so würde er, wie wir schon gehört haben, ganz gewiß urtheilen müssen: „Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an mir haben sollen." Aber meinst du nicht auch, dieser Vater, unser Gott, könnte doch wohl unter seinen sündigen Kindern hier und da eine aufrichtige Luise haben, von der er bei sich denken dürfte: Dieser kann ich glauben? Was würde aus eines solchen Kindes Munde immerwährend ertönen und gehöret werden? Und um dieser Wahrheit willen: wie würde solch ein Kind von Gott angesehen werden? Einstmals war durch's Loos auf einen Mann vom Stamme Juda, Achan mit Namen, der schwere Verdacht gefallen, daß er von dem Verbannten, von der Beute der heidnischen Feinde, etwas an sich gebracht und versteckt habe. Da trat zu ihm der Heerführer Josua und sprach (Josua 7, 19.): „Mein Sohn, gieb dem Herrn, dem Gott Israels, die Ehre und gieb ihm das Lob, und sage mir an, was hast du gethan? und läugne mir nichts!" Von dieser Geschichte wirst du schon gehört haben; so kannst du mir auch sagen, ob Achan die Wahrheit bekannt und seine Schuld gestanden hat? Siehe da die Geschichte eines Menschen, der ein grober Sünder, ein ungehorsamer Frevler war, und der um seiner Sünde willen zu Tode gesteinigt werden mußte, und von dem doch die Stimme eines von Gott erkorenen Mannes bezeugt, er habe Gott die Ehre gegeben. Worin scheint dir nun Achan Gottes Ehre aufrecht erhalten zu haben? Und wie kann hiernach überhaupt ein sündiger Mensch Gott Ehre geben? Und wer Gott ehret: worauf soll der hoffen dürfen? So gelangen wir ja doch zu einem Falle hin, wo man von einer Ehre des Menschen bei Gott reden darf.

Doch wir wollen noch einmal in jene menschliche Besprechung zurückkehren. Hältst du es für möglich, daß Gott mitten unter seinen sündigen Menschen auch einen Karl finden, ein Kind entdecken möchte, von dem er die Zuversicht hegen dürfte: Dem kann ich trauen!? oder, das Vertrauen, welches ihm von mir geschenkt

wird, ist ihm heilig und werth? Und wenn Gott einen solchen Menschen wüßte: meinst du nicht, er könne über ihn aussprechen das Urtheil: Er ehret mich, darum will ich ihn wieder ehren!? Es ist euch gewiß aus der Geschichte der Eroberung des heiligen Landes bekannt, daß die Bewohner von Gibeon, aus Furcht, unter das Schwert der Kinder Israel zu fallen, dem Josua Abgeordnete zugeschickt hatten, welche sich anstellten, als seien sie aus einem ganz fernen, fremden Lande nach einer langen Reise hergekommen, um mit Israel einen Bundesvertrag aufzurichten. Diese List war den Gibeoniten wirklich gelungen; Josua hatte den angebotenen Bund angenommen und aufgerichtet, und die Aeltesten im Volk hatten denselben beschworen. Allein nach drei Tagen, als der Heerzug der Israeliten bereits die Grenzen von Gibeon und der Nachbarstädte erreicht hatte, kam der Betrug an den Tag, und die Bemerkung: Wir sind durch eine arge List getäuscht worden! erregte Unruhe und Zorn im Volk. Die Obersten desselben aber traten den Murrenden gegenüber, gedachten an ihr aufhabendes Amt und sprachen (Josua 9, 19.): „Wir haben ihnen geschworen bei dem Herrn, dem Gott Israels, darum können wir sie nicht antasten!" Wenn wir nun nach Menschen suchen, denen ihr Amt jemals heilig war, und die den Grundsatz fest hielten: Was man vor Gott versprochen und übernommen hat, das muß man auch treu bewahren und durchführen! — wen würden wir dann nennen können? Und gesetzt, wir brächten in Erfahrung, daß diese Obersten herrschsüchtige oder lieblose Leute gewesen: würde uns das hindern, zu glauben, daß sie in ihrem Amte Gott geehrt haben? Und welches Urtheil würde Gott auch über sie aussprechen?

Wir lernen aus unserer bisherigen Unterredung, daß es wirklich eine Ehre giebt, die ein Mensch vor Gott haben kann. Und welchen Menschen wird diese Ehre zu Theil werden? Wodurch war Luise ihrem Vater werth geworden? Und warum sah derselbe mit innerer Zufriedenheit auf Karl hin? Der Luise, sagte er, kann ich glauben, denn ihr aufrichtiger Mund redet nur die Wahrheit, dem Karl kann ich trauen, denn sein zuverläßliches Wesen hält fest an dem Vertrauen, das ihm geschenkt wird.

So spricht Gott denen, die nach der Ehre vor ihm trachten, zwei Regeln oder Gebote aus:

I. Sei aufrichtig und wahr!
1 Chron. 30, 17. „Ich weiß, mein Gott, daß du das Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist dir angenehm!"

II. Sei pflichtgetreu und halte heilig das Vertrauen!
1 Timoth. 1, 12. „Ich danke unserm Herrn Christo Jesu, der mich stark gemacht, und treu geachtet hat, und gesetzet in das Amt!"

Es scheint nun, daß auch unser Katechismus bei der Erklärung des achten Gebots an diese Ehre bei Gott zu allererst gedacht hat; denn wie lautet seine Antwort auf die Frage: Was ist das?

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verrathen, afterreden oder bösen Leumund machen.

Zwei grobe Verirrungen gegen den guten Namen unseres Nächsten werden hier genannt, bei welchen die Ehre bei Menschen vorgeschwebt hat: wirst du mir diese auffinden können? In welchen Worten begegnen dir aber die vorhin genannten Forderungen Gottes? Was steht denn dem „fälschlich Belügen" gegenüber? Und was dem Verrathen?

So werden wir also jetzt zunächst zwei Hauptstücke zu behandeln haben: Das Heilighalten der Wahrheit und das Heilighalten des Vertrauens.

A. Von dem Heilighalten der Wahrheit.

Weißt du wohl, wer einstmals die Frage aufgeworfen hat: Was ist Wahrheit? Hat derselbe Mann die Frage auch beantwortet? (Joh. 18, 38.) War wohl Jemand bei der Frage zugegen, der im Stande gewesen wäre, sie gleich zu beantworten? Aber wartete jener Frager den Bescheid ab? Also fand sich damals eigentlich keine Erklärung. Aber meinst du wohl, daß wir werden im Stande sein, zu sagen, was Wahrheit ist?

Lasset uns einmal ein Beispiel aus der sichtbaren Welt zu Hülfe nehmen, damit wir Schritt vor Schritt erkennen, was der nachdenkende Mensch unter „Wahrheit" versteht. Ein Vater hat drei Söhne, alle drei dem Jünglingsalter nah. Schon längst ist er von diesen Söhnen gebeten worden, er möge jedem ein Stück Gartenland zu freier Benutzung übergeben. Der Vater hat aber zu seiner Verfügung nur noch ein großes Dreieck übrig, welches sich von seinem Garten so abschneiden läßt, daß die Spitze oben im Norden, die breite Seite unten beim Eingange im Süden liegt. Um den Bitten unparteiisch Gehör zu geben, läßt er einen ihm befreundeten Feldmesser kommen, daß er das Ganze in drei gleiche Theile zerlege. Dieser macht seine Berechnung und steckt dann mit Pfählen zwei Linien querdurch ab, durch welche drei Stücke entstehen, und geht mit der Versicherung von dannen: Jetzt muß von den drei Söhnen Einer so viel wie der Andere haben! Wird nun wohl von den Theilnehmern alsbald geurtheilt werden können: Das ist wahr!? Wie müssen die drei Stücke, von außen angesehen, dem Auge erscheinen? Welcher Antheil wird die größte Breite und die geringste Länge haben? Und auf welchen Antheil wird die geringste Breite und die größte Länge gefallen sein? Also ein Zweifel wird zurückbleiben, ob die Behauptung eine wahre sei: was werden nun die Jünglinge thun, um hinter die Wahrheit

zu kommen? Nun mißt man aber ein Ackerfeld nach Quadratzollen, Quadratfußen und Quadratruthen. Wenn daher die Brüder ein Brett besäßen von der Größe eines Quadratfußes und ein anderes von der Größe eines Quadratzolles, und legten diese Maße in das erste Theil des Dreiecks hinein so lange, bis das ganze Theil damit ausgefüllt wäre, und es fänden sich 63 Quadratfuß und 6 Quadratzoll; und wenn das zweite Stück gemessen wäre in gleicher Art, so ergäbe sich derselbe Inhalt, und der Besitzer der Spitze könnte zuletzt ebenfalls urtheilen: Es stimmt die Größe auch bei mir: was herrscht nun in den drei Theilen hinsichtlich der Größe? Und zu welchem Urtheile würden sich nunmehr die drei Söhne für berechtigt halten? Daß also die Wahrheit eine **Uebereinstimmung** sei zwischen zwei oder mehreren Dingen, das werdet ihr nun einsehen. Wie werden wir aber die Dinge benennen, welche in Uebereinstimmung gefunden werden? Ich denke, die Gestalt der abgeschnittenen Stücke sei das Auswendige daran; und wie werden wir nun den Inhalt, oder die Größe nennen? Gewiß das Inwendige. Werde ich nun wohl behaupten dürfen: die Wahrheit bedeute auch im gemeinen Leben eine Uebereinstimmung des Auswendigen mit dem Inwendigen an den Dingen? Wir wollen dieß behalten. Meinst du nicht auch, daß man von einem schönen rothwangigen Apfel sagen dürfe: es sei Wahrheit daran? Aber welches Inwendige müßte ich dann schon untersucht haben? Wird es nicht auch gestattet sein, von einer freundlichen Miene zu äußern: sie drücke Wahrheit aus? Aber wo liegt in diesem Falle das Inwendige, welches verglichen worden sein muß? Und wenn behauptet würde: In der Rede dieses Mannes ist Wahrheit, — wo würden wir dann das Inwendige zur Vergleichung zu suchen haben? Gewiß käme es dann auf eine Uebereinstimmung der Worte mit den Gedanken an. Lasset uns einen Augenblick hier still stehen. Welche Antwort könnten wir nun wohl geben auf die Frage: Was ist Wahrheit? Ist denn aber, was wir das Auswendige nennen, immer in einer und derselben Gestalt vorhanden? Und liegt das Inwendige, welches man vergleicht, immer an demselben Orte? Du siehst also, es ist keine leichte Sache, schnell zu entdecken, was Wahrheit ist, und es läßt sich schon hieraus vermuthen, daß es mehr als eine Art von Wahrheit geben mag.

Wenn meine lieben Kinder zweierlei beweisen wollen: Aufmerksamkeit und Geduld, so will ich versuchen, ihnen deutlicher zu zeigen, in wie vielerlei Sinne man von Wahrheit reden kann.

Vor länger als dreihundert Jahren lebte in Erfurt, und dann in Wittenberg, eine Zeit lang auch auf der Wartburg, ein Bergmannssohn, welcher zwar nicht Erz aus den Bergen hervorbringen konnte, aber in den Schacht des göttlichen Wortes hinabgestiegen ist und mehr als Gold und Silber für uns zu Tage gefördert hat:

wer kennt ihn mit Namen? Habt ihr auch irgendwo seine Gestalt gesehen? Es scheint, daß Viele unter euch sich seines Bildes erinnern: habt ihr vielleicht den Maler nennen hören, welcher ihn im Leben gemalt hat?

Wohlan denn, wir wollen einmal im Geist in die Stube dieses Malers, des Lucas Kranach, nach Wittenberg wandern, und zusehen, wie er den D. Luther abmalt. Wir finden den Maler anfänglich noch allein in seiner Stube. Vor ihm steht eine Staffelei, d. i. ein Gestell mit einer glatt ausgespannten und mit Firniß überzogenen Leinwand; wozu soll diese Leinwand dienen? Zu seiner Seite auf einem Tischchen bemerken wir auch verschiedene Pinsel und einen Kasten voll Oelfarben, welche auf ihren Gebrauch warten. Menschen sind außer dem Maler noch nicht zugegen; aber ein leerer Stuhl befindet sich der Staffelei seitwärts gegenüber. Wird nun der Maler seine Arbeit anfangen? Er scheint zu warten; er geht öfters nach dem Fenster und wirft seinen Blick auf die Straße: auf wen mag er hoffen? Endlich hören wir auf der Treppe kräftige Fußtritte; es klopft an die Thüre, — und wer tritt jetzt herein? „Ihr habt mir heute die Zeit lang gemacht, lieber Doctor", grüßt Kranach, heißt dann ohne Weiteres seinen Gast auf dem Stuhle Platz nehmen, und alsbald beginnt das fortgesetzte Malen. Was entsteht nun allmählig immer deutlicher auf der Staffelei? Wohin richten sich aber bei dieser Arbeit die Augen des Malers einmal um das andere? Und will er im Hinschauen auf den gegenwärtigen Luther nur das Auswendige seiner Gestalt ansehen und abbilden? Wir bemerken, daß Kranach öfters fragt, und daß er, wenn Luther antwortet, mit seinen Augen hascht und mit seinem Pinsel eilt, einen Blick des Auges und einen Zug des Mundes auf die Leinwand zu tragen. Was spiegelt sich denn aber im Auge und im Munde eines Menschen, der redet? Und sehet, die Seele, das ist eben das Inwendige der Gestalt. Wohin wird nun das Auswendige der Gestalt, sammt den Zeichen des Inwendigen, welche er abgelauscht hat, von Kranach getragen? Wir sagen, auf der Leinwand sei das Abbild: was wird nun der Mann auf dem Stuhle dazu gegeben haben? Wenn ein Schreiber eine Abschrift eines alten Briefes gemacht hat, so vergleicht er darnach die Abschrift mit jenem alten Briefe und nennt diesen die **Urschrift.** Wenn nun die Gestalt auf der Leinwand das Abbild darstellt: wie wird hiernach die lebendige Gestalt auf dem Stuhle heißen? Und was sucht der Maler zwischen dem Urbilde und dem Abbilde herzustellen? Und wenn ein Freund hereinträte und bezeugte: O in dem Bilde ist Wahrheit! was würde daraus der Maler mit Freuden von seiner Arbeit erfahren? Und wenn das Abbild mit Recht das Auswendige heißt: als was werden wir das Urbild ansehen müssen? Welche Erklärung von der Wahrheit bestätigt sich hiernach auch in diesem Falle?

Merkt, meine Lieben, daß wir aus dem Gleichniß zwei Dinge zur Vergleichung gewonnen haben, — nämlich —? Aber außer Urbild und Abbild werden wir jetzt gleich noch ein Drittes kennen lernen. Wenn du durch die Dörfer von Thüringen und Sachsen reisest, so wirst du fast in jeder Kirche an dem Kanzelpfeiler ein Bild von Luther finden; und solltest du wohl oft in die Lage kommen, zu urtheilen: dieß Bild könne nicht Luther vorstellen, es müsse Melanchthon oder Justus Jonas sein? Was muß also doch zwischen allen diesen Bildern sich finden? Wird Jemand nun auf den Gedanken gerathen: so viel tausend Lutherbilder sich finden, so viel tausendmal müsse Kranach vor Luther gesessen und seine erste Arbeit wiederholt haben? Wie ist's demnach wohl zu verstehen, wenn dir ein Küster beim Vorzeigen solch eines Bildes sagt: Sehen Sie — ein Luther nach Kranach! Das Wörtchen „nach" muß uns dabei zu Hülfe kommen. Wenn jenes erste Bild ein Abbild heißen durfte: welchen Namen werden wir den vielen tausend Gemälden geben, welche sich in unseren Kirchen finden? Nun ja, dieß werden Nachbilder sein. Welches ist nun die dritte Art von Bildern, auf deren Erscheinung wir jetzt aufmerksam geworden sind? Merkt euch nun Urbild, Abbild, Nachbild, diese drei, und laßt uns noch einige Augenblicke an die Unterschiede denken, welche sich hierbei beobachten lassen.

Ihr werdet zuerst durch mich das Urbild und das Abbild vergleichen lernen. Wofür haltet ihr die Kunst, von dem Urbild ein gutes, treues Abbild zu machen? Aber wenn nun auch ein großer und seltner Künstler ein Abbild von einem Urbild vollendet hat: wird jemals verlangt werden, daß sein Werk dem Urbilde (Originale) gleich sei? Was fordern wir nur anstatt der Gleichheit? Was wird sich also bei der genauesten Aehnlichkeit immer noch vorfinden und bemerken lassen? Daher hört man auch, wenn solch ein Conterfei fertig ist, allerlei Beobachtungen von sachkundigen Leuten, daß um den Mund herum, im Blick der Augen, an der Stirne etwas fehle oder auffalle. Ist aber wohl anzunehmen, daß der Maler dergleichen Unähnlichkeiten absichtlich in sein Bild gebracht habe? Wirst du leicht glauben, daß sein Bild uns täuschen solle? — Ein billiger und verständiger Beurtheiler wird vielmehr sagen: Die Kunst bleibt hinter der Natur zurück, und Irren ist menschlich. Aus dieser Aeußerung siehst du schon, was in solchen Werken der Menschen für sehr gewöhnlich, ja für unvermeidlich, gehalten wird? Gesetzt aber, ein Maler hätte das Urbild einer ältlichen Dame auf die Leinwand tragen sollen, und er hätte die Runzeln der Stirn und einige Zahnlücken nur ganz leise angedeutet, so daß nun die Gestalt auf der Abbildung jugendlicher erscheint, als in der Wirklichkeit: wird man nun zu seiner Entschuldigung sagen wollen: Irren ist menschlich!? Ich vermuthe, man

wird sofort erklären, das Bild schmeichle und täusche. Und diese Absicht wird uns immer mißfallen.

Bei der Zusammenhaltung einer Abbildung mit dem Urbild wird man also freilich eine gewisse Uebereinstimmung fordern, aber nicht Gleichheit, sondern Aehnlichkeit, und was nicht stimmt, oder unähnlich heißen muß, das wird in der Regel dem Irrthum beigemessen werden und nur in sehr seltenen Fällen der Täuschung oder Lüge. Ich bitte, daß ihr diesen Gedanken nicht wieder verlieret.

Wir werden nun weiter gehen und miteinander vergleichen das Abbild und das Nachbild. Wir haben vorhin erkannt, es sei wohl eine recht schwere Kunst, ein lebendiges Original gut und treu abzubilden; aber wenn die Abbildung fertig ist und eine Gestalt, welche körperlich hervortrat, nun mit Hülfe von Licht und Schatten auf eine Fläche übergetragen vor uns steht: ist es dann auch noch so schwer, von dem Abbild ein Nachbild zu machen? Und wenn ein solches Nachbild, wie man in der neueren Zeit erfunden hat, auf Stein gezeichnet worden ist: erfordert es eine große Arbeit, aus einem Nachbilde viele Tausende herzustellen? Solche Wiederholungen von Nachbildern (Steindrücken) kann sich dann Jeder ohne große Kosten anschaffen; denn wie steht es mit dem Preise derselben? Wir sehen schon hieraus: es kann nicht schwer sein, ein treues Nachbild zu machen. Wofür wirst du nun wohl die zahlreichen Lutherbilder in unsern Dorfkirchen halten wollen? Was kann ich nun aber auch von einem Nachbilde verlangen? Muß es mit dem Original, oder mit dem Abbilde zusammenstimmen? Warum kann ich nur eine Vergleichung mit dem Abbilde fordern? Zwischen Urbild und Abbild konnte nicht Gleichheit, sondern nur Aehnlichkeit gefordert werden, und alles Unvollkommene und Ungleiche pflegte man vorzugsweise auf Irrthum zu schieben, welcher zu entschuldigen war. Kann sich auch in ein Abbild hier und da etwas Irrthum einschleichen? Und wird man auch hier etwas Irriges wohl ertragen lernen? Freilich muß man das auch lernen; aber wenn das Nachbilden viel leichter ist, als das Abbilden: was können und werden wir auch von dem Nachbilde mit viel größerer Strenge verlangen? Und wenn man Nachbilder von einem Könige an die Unterthanen verkaufte, welche viel majestätischer wären, oder Nachbilder einer Königin, in den Hütten des Volks, welche einen viel lieblicheren Anblick gewährten, oder Nachbilder eines Feldherrn an die Soldaten, welche viel muthiger und kriegerischer aussähen, als die Urbilder im Königssaale: würde man da auch sagen — in der Abbildung herrscht Irrthum? Oder woran würde man in diesem Falle denken? Gewiß würden die Leute urtheilen: Das Bild schmeichelt, täuscht oder lügt! Denn diese drei Dinge liegen nicht auseinander, sondern nebeneinander. Zwischen dem Abbilde und dem Nachbilde kann daher zwar auch der Irrthum

einen Platz haben; aber viel wahrscheinlicher stellt sich hier die Täuschung und die Lüge in die Mitte.

Wir haben bisher viel zu merken gehabt; lasset uns jetzt die Sätze, welche unser Nachdenken aufgefunden hat, wiederholen. Wahrheit im gewöhnlichen Sinne heißt: Uebereinstimmung eines Auswendigen mit dem Inwendigen an dem Dinge. Es kam nun darauf an, das Auswendige und das Inwendige bei dieser Vergleichung aufzusuchen; und hierzu hat uns ein Gleichniß von den Bildungen eines Malers helfen sollen. Wie vielerlei Gebilde haben wir dabei nennen müssen? Nun konnte man diese drei — das Urbild, das Abbild und das Nachbild — in zweierlei Weise nebeneinander stellen und vergleichen, so nämlich, daß man einmal Urbild und Abbild, und ein anderes Mal, daß man Abbild und Nachbild zusammenhielt. Es giebt also auch zweierlei Arten von Wahrheit — nämlich zuerst eine Uebereinstimmung zwischen Urbild und Abbild; was muß man hierbei nicht verlangen? Was pflegt sich in der Regel zwischen beide zu stellen? Was kann aber auch mitunter in die Mitte treten? — Sodann giebt es aber auch eine Uebereinstimmung zwischen Abbild und Nachbild: was ist zwischen beiden leichter herzustellen, als im ersten Falle? Was wird daher strenger gefordert? Wenn daher auffallende Unähnlichkeiten oder Abweichungen doch vorkommen: auf welche Vermuthung oder Befürchtung kommt man dann? Dort drohte der Irrthum, und hier die Lüge.

Jetzt ist es Zeit, daß wir zur Anwendung übergehen.

Das Inwendige an den Dingen, oder was sie sind, pflegen wir gewöhnlich ihr Wesen zu nennen. So ruft Jeremias (7, 3.) in das Innere der Menschenseelen hinein: „Bessert euer Leben und Wesen!" Das Auswendige, was vor uns Gestalt gewinnet, heißt man die Erscheinung. So redet die Schrift von dem Eintreten des Sohnes Gottes in das Sichtbare der Menschheit mit den Worten: „Die Erscheinung unseres Heilandes Jesu Christi." (2 Tim. 1, 10.) Wie können also das Inwendige und das Auswendige an den Dingen einfacher und deutlicher bezeichnet werden? Und was wird nun in dieser Redeweise Wahrheit heißen? Wahrheit ist also die Uebereinstimmung zwischen dem Wesen und der Erscheinung der Dinge.

Tretet noch einige Schritte näher. Die heilige Offenbarung des Johannes (4, 11.) sagt von allen erschaffenen Dingen: „Herr, durch dich haben sie das Wesen und sind geschaffen." Wen meint er denn mit diesem Herrn? In wem liegt also eigentlich das Wesen aller Dinge? Und wie nennen wir nun das wundervolle Werk Gottes, durch welches er Allem, was in ihm und in seinem Willen das Wesen hatte, ein Vortreten in die Erscheinung gegeben hat? Die Hervorbringungen der Schöpfung werden aber Geschöpfe genannt. Bei dem Wesen der Dinge werden wir an

ihren Schöpfer, oder an Gott, und bei der Erscheinung der Dinge werden wir an die Geschöpfe erinnert. Und welche Ausdrücke bieten sich uns nun dar anstatt des Inwendigen und Auswendigen, anstatt des Wesens und der Erscheinung?

Wie können wir also noch ferner die Wahrheit beschreiben? So wird sie also eine Uebereinstimmung sein zwischen Gott und den Geschöpfen.

Nun vergegenwärtige dir unser Gleichniß: wirst du hiernach die Nachbilder, oder die Abbilder, oder die Urbilder der Dinge in Gott suchen und legen? Gewiß die letzteren allein. Jetzt müßt ihr weiter nachsinnen. Sollte es vielleicht eine in dem Menschen verborgene Kunstwerkstätte geben, in welcher Gott gleichsam eine Leinewand ausgespannt hat, auf welcher wir Bilder entstehen sehen von den Geschöpfen und den Dingen außer uns, wo wir ihrer Gestalt begegnen, über ihre Schönheit uns freuen, über ihre Wildheit erschrecken, nach dem Genuß derselben verlangen, nach ihrem Besitz greifen — also wo wir Vorstellungen, Gedanken, Entschließungen über sie haben? Und wie nennen wir diese Kammer? Als der Schöpfer den Menschen diese Kammer verliehen, da heißt es: Also ward der Mensch eine lebendige Seele. Welche von jenen noch übrigen zwei Arten von Bildern werden nun in der Seele des Menschen hervortreten — die Nachbilder oder die Abbilder? Offenbar ist die Seele des Menschen der Ort, wo die Abbildungen der Dinge erscheinen. Und wenn nun eine Uebereinstimmung wäre zwischen diesen Abbildungen und dem Urbilde in Gott: was würde dann der Mensch ergriffen haben und besitzen?

Sehet, liebe Kinder, das ist die erste Bedeutung des Wortes „Wahrheit". Ihr Ursitz ist in Gott, denn von ihm heißt es (Psalm 51, 8.): „Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt, du lässest mich wissen die heimliche Weisheit!" Ihre Behausungen sind in Gottes Nähe, wie geschrieben steht (Ps. 89, 9.): „Deine Wahrheit ist um dich her." Wenn sie einem Menschenkinde sich enthüllt, so spricht es, wie einst Petrus (Apostg. 10, 34.): „Nun erfahre ich in der Wahrheit!" und wenn ein solcher Mensch einen Blick dahin gethan hat, so frohlocket sein Herz wie David (Ps. 40, 11.): „Von deiner Wahrheit und von deinem Heil rede ich."

Sollte nun wohl irgend ein Mensch unter uns sein, in welchem diese Uebereinstimmung aller Vorstellungen, Gedanken und Entschließungen der Seele mit dem Urbilde in Gott rein und ungetrübt zu finden wäre? Was wird also auch in unserer Erkenntniß der Wahrheit in diesem Sinne stets gefunden werden? So steht ja auch geschrieben (Ebr. 3, 10.): „Immerdar irren sie mit dem Herzen." Kein Mensch auf Erden, auch nicht der erste Bischof der katholischen Christenheit in Rom, ist also irrthumsfrei. —

Wir werden aber noch weiter das Gleichniß von den Bildern benutzen und anwenden müssen. Ich frage dich also: Kann der Mensch auch Nachbilder machen und vorführen von den Abbildern in seiner Seele, das heißt, von den Vorstellungen, Gedanken, Gesinnungen, Entschließungen, welche er in seinem Innern trägt?

Als Jakob, nach seiner langen Dienstzeit bei Laban, den Entschluß gefaßt hatte, in seine Heimath zurückzukehren, ließ er Lea und Rahel kommen und sprach zu ihnen (1 Mos. 31, 5.): „Ich sehe eures Vaters Angesicht, daß es nicht gegen mich ist wie gestern und ehegestern," d. i. wie es sonst war. Was glaubte also Jakob an Laban bemerkt zu haben? Verstand er denn, in dem Herzen zu lesen? Aber wo malte sich diese Veränderung ab? Und was ist's denn wohl im Angesicht des Menschen, woran man eine solche Veränderung gewahr werden kann? Wo pflegt sich bei unfreundlichen und unliebsamen Menschen eine Falte zu bilden? Wo wird man eine Trübung und einen scheelen Blick gewahr? Woran kann man sogar hören, daß ein ehemaliger Freund einen Verdruß empfindet? Wie nennen wir nun die Zeichen auf der Stirn, im Auge, im Munde, im Tone, durch welche der Mensch abmalt oder Nachbildungen giebt von dem, was in seiner Seele abgebildet liegt? Wie nennt Gott diese Zeichen bei Cain (1 Mos. 4, 6.)? Nun wohl! unsere Geberden sind Nachbilder von den Gestalten in unserer Seele. Höret weiter. Die Israeliten in Egypten mußten harten Druck von den Frohnvögten des Königs erleiden. Ihre Amtleute oder Vorgesetzten wendeten sich an den König und baten ihn um Hülfe. Als die Abgeordneten des ihm verhaßten Volkes vor dem Könige ihre Klage ausgeführt hatten, da war sein heimlicher Unwille gegen sie gestiegen, da war sein Herz ganz und gar von ihnen abgewendet worden. Doch sie, die Bittenden, wußten es noch nicht. Aber nun that er seinen Mund auf, und richtete an sie die Worte: „Ihr seid müßig, müßig seid ihr!" und daran schloß sich die abschlägliche Antwort. Sahen nun wohl die Bittenden gleich bei den ersten Worten, also ehe noch der zurückweisende Bescheid laut wurde, wie es im Herzen des mächtigen Gewalthabers aussah? Durch welches Mittel hatte er ihnen ein Nachbild gegeben von seinem Zorn? Also nicht bloß die Geberden, sondern auch die Worte sind dem Menschen gegeben, um nachzumalen, was in seiner Seele vorgeht.

Doch es giebt noch ein Drittes, — ich meine das reinste und treueste Nachbild des inwendigen Menschen, welches viel deutlicher redet, als Geberde und Worte. Vielleicht stehet in deiner Seele ein dunkeles Bild des Jammers von dem Leiden einer armen verlassenen Familie, welche du kennen gelernt hast, und dieses Gemälde folgt dir auf dem Fuße nach. Wird es dich schon beruhigen, wenn du etliche Mal in der Woche an der Wohnung dieser Unglücklichen vorübergehest, einen Blick der Theilnahme und ein wei-

nendes Auge dort sehen läßt? Oder willst du lieber einen Besuch dort machen, dich nach allen Umständen erkundigen, freundliche Worte wechseln, aus Gottes Wort trösten und versprechen, bald wiederzukommen? Oder, was meinst du: möchtest du lieber der unbekannte Nachbar sein, welcher in den Abendstunden eine Karre Holz vor das kleine Haus vorfahren, einen Korb voll Brot und Speise da abladen, und eins der Kinder mit warmen Kleidern versehen läßt, und auf die Frage: Wo kommt das her? keine Antwort zurückgiebt, als — Weit her!? Sagt mir, wodurch ist denn in diesem Falle ein Abdruck gegeben worden von dem Bilde, das in der Seele mit so düsteren Farben gemalt war? Siehe, die That ist das Dritte, was uns zu Gebote steht, um ein Zeichen zu geben von dem, was wir im Herzen haben. Hättest du dieses Zeichen gewählt, und der arme Mensch hätte keine Miene von dir gesehen, kein Wort aus deinem Munde gehört, aber das Holz wäre in sein Haus gekommen und das Brot — sollte er nicht gewiß geworden sein: Wo diese That herkommt, da muß ein warmes Christenherz geschlagen haben!? das hat ein rechter Jesusjünger veranstaltet, dem die Mahnung des Johannes eingeprägt hat: „Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit!"?

Sehet da, meine Kinder, solches Vermögen hat uns Gott geschenkt — es stehen uns zu Gebote Geberden, Worte und Thaten, um Nachbilder hinzustellen von den Abbildern in unserer Seele. Wird man nun nicht auch hier eine Uebereinstimmung fordern zwischen den Abbildungen in der Seele und den Nachbildungen in unseren Aeußerungen? Hältst du es für eine schwere Sache, einen freundlichen Blick zu geben, wenn deine Seele es wohl meint? eine Thräne in's Auge zu bekommen, wenn dein Herz sehr wehmüthig gestimmt ist? ein inniges Willkommen auszusprechen, wenn ein lieber Freund dein Haus betritt? oder einem theuern Wohlthäter und Lehrer unter deinem Dache Kost und Herberge zu geben? Kann es also einem Menschen sauer ankommen, daß seine Geberden, seine Worte und seine Thaten im Einklange stehen mit dem Herzen? Haben wir aber nicht in diesem Falle wieder ein Auswendiges und ein Inwendiges, was sich in Uebereinstimmung befinden soll? Und wie haben wir oben dieses Uebereinstimmen genannt?

Wohlan, so haben wir hier die zweite Art der Wahrheit entdeckt. Wir wollen sie zum Unterschiede von der ersteren die Wahrhaftigkeit nennen. Wie konnten wir die Wahrheit im erstern Sinne nach dem oben gebrauchten Gleichnisse beschreiben? Worin aber wird sich die Wahrhaftigkeit zeigen? Bei dem Worte „Wahrheit" denken wir also an die Uebereinstimmung der Abbildungen in der Seele mit den Urbildern oder mit dem innern Wesen der Dinge. Bei dem Worte „Wahrhaftigkeit" handelt es

sich um die Uebereinstimmung dieser Abbilder mit den Nachbildern in Geberden, Worten und Thaten. Der Wahrheit stand der Irrthum sehr nahe; wenn aber ein Mensch innerlich boshaft und äußerlich freundlich wäre, wenn sein Herz abgewendet zürnte, der Mund aber theilnehmende Worte spräche, wenn die Seele voll Neid und Mißgunst säße, er aber eifrig zur Hülfe eilte: würde man dann auch sagen, es walte ein Irrthum ob? Gewiß nicht, sondern man würde urtheilen: Seine Miene lügt, sein Wort lügt, auch seine That lügt. Also wie heißt nun der böse Feind, der sich in die Mitte gestellt hat? Das ist die Lüge.

Nun möchte aber Jemand noch fragen: Woher kommt es denn, daß bei den Menschen zwei so schlimme Feinde getroffen werden, in seiner Seele der Irrthum und in seinem Bezeigen die Lüge?

Darauf giebt uns die heilige Geschichte einen deutlichen Aufschluß.

Nach welchem Grundriß war das erste Menschenpaar erschaffen? Wie erzählt das die Schrift? Wenn sie nun nach dem Bilde Gottes geschaffen waren: womit mußte auch die Abbildung der erschaffenen Dinge in ihrer Seele sehr verwandt sein? Und wenn sich in beiden eine bedeutende Uebereinstimmung vorfand: was für ein Gut lag ihnen dann sehr nah? Und welche Gefahr mochte ihrem Denken und ihrer Erkenntniß nicht oft drohen?

Wegen dieses Einblicks in das innere Wesen der Geschöpfe Gottes konnte auch der Mensch sehr leicht ausrichten, was ihm Gott aufgetragen hatte, indem er ihm die lebendigen Geschöpfe vorführte. Welches Geschäft meine ich wohl? Und wenn der Mensch es war, der in das Innere der Gedanken des Schöpfers einen Einblick thun durfte: was vermochte er nun auch über die Geschöpfe zu verwalten? Seht, so stand es mit den ersten Menschen um die Wahrheit in der Erkenntniß und Beherrschung der Dinge.

Hat nun der Mensch dieses Bild Gottes, nach welchem er gemacht war, lange unverkümmert behalten? Was ist mit demselben vorgegangen? Und wenn mehr und mehr nun dieses Bild durch die Sünde entstellt oder verdunkelt wurde: wie mußte es auch mit den Abbildungen in seiner Seele, also mit seinen Vorstellungen und Gedanken werden? Und wie heißt nun der erste Feind, welcher so in seine Seele kam?

Aber der zweite Feind folgte ja alsbald auf dem Fuße nach. Wie hieß denn der erste Verführer zum Bösen, welcher von dem Baume herab die Menschen verlockte? Wenn nun die Schlange versprach: Welches Tages ihr von dem Baume esset, so werden eure Augen aufgethan, und ihr werdet gleich sein wie Gott! konnte das ihr Ernst sein? In welcher Absicht sagte sie das? Was antwortete daher auch das Weib auf Gottes Anklage? Merkt wohl, sie sagte nicht: Die Schlange hat mich zu einem Irrthum verleitet, sondern — sie betrog mich. Was der Verführer gesagt

hatte, das war die Lüge, oder der zweite Feind. Dieser kam nun aber nicht bloß an den Menschen heran, sondern in den Menschen hinein. Denn welche Antwort gab schon Cain auf die Frage Gottes: Wo ist dein Bruder Abel? Und in der Rede: „Ich weiß es nicht!" — was versteckte sich da?

Seht, liebe Kinder, so ist der Mensch durch die Sünde in Irrthum geführt und in die Lüge verstrickt worden.

Nun verlangt mich aber, von euch zu hören, ob es denn nicht ein mit der Menschheit eng verbundenes Wesen giebt, und ob denn nicht einmal ein solches Wesen auf dieser Erde gewandelt ist, in welchem das volle und nie befleckte Ebenbild Gottes war? Wer wird denn genannt das „Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Erstgeborene vor allen Creaturen?" (Col. 1, 15.) Was mußte hiernach auch in diesem Christus gefunden werden, wenn seine Gedanken mit Gottes Wesen verglichen wurden? Wie nennen wir aber diese Uebereinstimmung? Was kann also auch der eingeborene Sohn vom Vater von sich sagen Joh. 14, 6.? Merkt wohl: er nennt sich nicht etwa bloß einen Freund der Wahrheit, oder einen Lehrer in der Wahrheit, oder einen Forscher über die Wahrheit, — sondern wie lautet seine Aussage von sich selbst? Welcher Feind konnte demnach auch nicht in seine Erkenntniß kommen? Dieser Christus heißt aber auch „das Wort", welches Gott war und in Gott von Ewigkeit. Was werden wir daher auch mit Recht von dem Worte Gottes sagen und glauben müssen? Jesus selbst spricht das aus (Joh. 17, 17.): „Dein Wort ist die Wahrheit!"

Aber wie war es nun mit der Lüge? Meint ihr, daß die Lüge einen Winkel zum Aufenthalt in des Sohnes Gottes Herzen je habe finden können? Er hält den Juden (Joh. 8, 40.) die Klage vor: „Ihr sucht mich zu tödten, einen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehört habe!" Was muß also auch zwischen dem Herzen Jesu und allen seinen Bezeigungen in Geberden, Worten und Werken bestanden haben? Und wie ist die Treue gegen diese zweite Art der Wahrheit von uns genannt worden? Welchen Ruhm hat sich daher auch der Sohn Gottes unter seinen Gläubigen erworben? Merket, was Johannes von ihm schreibt (1 B. 5, 20.): „Wir wissen aber, daß der Sohn Gottes gekommen ist und hat uns einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen und sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne Jesu Christo. Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben!" —

Hier rühmt ein treuer Jünger Jesu von ihm: Er hat uns einen Sinn gegeben für Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Meinst du nun, daß ein Jeder, der auf seinen Namen getauft ist und bei der irdischen Geburt unter die Christen gekommen, diesen Sinn für Wahrheit und Wahrhaftigkeit alsbald empfangen habe? Was ist

außer der ersten, der natürlichen Geburt, uns noch in der Ferne gezeigt? Und von wem dürfen wir hoffen, daß er uns, die Wiedergeborenen, in alle Wahrheit leite? Was muß also erst mit uns geschehen sein? Solcher bekehrten Christen gab es aber in den ersten Gemeinden nicht Wenige. Von ihnen sagt der Apostel Johannes (1 B. 3, 19.), daß sie aus der Wahrheit sind. Ja er beschreibt den Zustand dieser bekehrten und neugeborenen Christen mit folgenden Worten (1 Joh. 2, 20. 27.): „Ihr habt die Salbung von Dem, der heilig ist, und wisset Alles. — Und diese Salbung, die ihr empfangen habt, die bleibet bei euch, und ihr bedürfet nicht, daß euch Jemand lehre, sondern wie euch die Salbung Allerlei lehret, so ist es wahr und ist keine Lüge!"

Denn wie mit der Wahrheit der ersten Art, so verhält es sich auch mit der zweiten, mit der Wahrhaftigkeit. Die lebendigen Christen, die sind es, in welchen sich bei allem Bezeigen in Gerberden, Worten und Thaten, eine Uebereinstimmung mit ihrem Herzen kund thut. Sie gehen als ein wahrhaftiges Geschlecht durch die Welt. O daß unter euch, meine lieben Knaben und Mädchen, je mehr und mehr der heilige Geist solche Christen schaffe, an denen man sehen kann, was der Herr gesagt hat (Joh. 3, 21.): „Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan!"

Aber freilich, wir sind noch lange nicht bis zu dem Ziele, wo der Jünger Johannes stand, als er an eine christliche Freundin schreiben konnte (2 B. 4.): „Ich bin sehr erfreut, daß ich gefunden habe unter deinen Kindern, die in der Wahrheit wandeln!"

O lieber, treuer Gott und Herr, mache mir an Etlichen, die mich hören, diese Freude!

Wir müssen jetzt zurück zu dem Gesetz des Herrn. Glaubt ihr, meine Lieben, daß in dem achten Gebote von der Wahrheit im ersten, oder von der Wahrheit im zweiten Sinne, also von der Wahrhaftigkeit, die Rede sei? Gewiß ist es so, denn das ist es ja, wovon unsere Ehre bei Gott abhängt. Wir sprechen also aus, was Gott gebeut:

Halte als ein wahrhaftiger Christenmensch in Uebereinstimmung alle deine Aeußerungen in Geberden, Worten und Werken mit deinem Herzen.

Ich sage zum Ersten:

1. Verabscheue die Lüge!

Es ist ein altes Gotteswort: Alle Menschen sind Lügner! Lasset uns sehen, wie weit die Lüge unter den Menschen sich ausgebreitet hat.

Schon die alten Erzväter, Abraham und Jakob, haben Umgangslügen erfunden und bereuet (1 Mos. 26, 9.), welche sich

dann in ihren Kindern, in Jakobs Söhnen, wiederholten. Bei uns giebt es viele Ausdrücke der Höflichkeit, in denen keine Wahrheit ist. Oder glaubt ihr, daß es einem Menschen jedesmal von Herzen komme, wenn er sagt oder schreibt: Ihr ergebenster, gehorsamster, unterthäniger Diener? — Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung! — Was befehlen Sie? — Ich bitte um Entschuldigung u. s. w. — In der tief verderbten Römerzeit hören wir einen Beamten des bürgerlichen Lebens, den Redner Tertullus (Apostg. 24, 3.), seine Anklage gegen den Apostel Paulus vor dem römischen Landpfleger Felix mit folgenden geschminkten Worten anfangen: „Daß wir in großem Frieden leben unter dir, und viel redliche Thaten diesem Volke widerfahren durch deine Vorsichtigkeit, allertheuerster Felix, das nehmen wir an allewege und allenthalben mit aller Dankbarkeit.“ In unsern Tagen sind fast in allen Anreden an hohe Personen (z. B. höchstgeehrter, höchstzuverehrender, hochgebietender, hochgelahrter Herr rc.) die Uebertreibungen nicht weniger gehäuft. Der alte Sirach hat ferner bemerkt (Sir. 27, 2.): „Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer“; sage mir, welche Sünde steckte denn damals so tief zwischen beiden, daß sie nicht herauszubringen war? Und ist die Lüge auch in unserm Geschäftsleben noch immer so unvertilgbar zu Hause? Tretet in einen Kaufladen und höret zu! „Diese Waare ist jetzt in den höheren Kreisen überall die gesuchteste und neueste. Die Farbe bleibt, wie ich an meinen Kindern erprobt habe, auch unter den Einflüssen der Sonne, der Luft und des Regens unverändert. Das Gewebe ist von seltener Trefflichkeit. Den Preis setze ich Ihnen wegen augenblicklicher Ueberfüllung meines Lagers und aus besonderer Bekanntschaft um 5 Procent unter den Einkaufspreis!“ Der Kaufmann setzt die Waare ab; der Käufer bemerkt: man möge den Betrag im Buche notiren, in drei Monaten werde die Zahlung pünktlich erfolgen. Darauf sieht der Kaufmann die Person etwas fremd an und bittet um gefälligst genaue Angabe seiner Adresse. Und nun scheiden die Beiden voneinander, aber nur so, daß der Verkäufer sich vorbehält, sein Kunde möge sich nicht mit der Waare selbst tragen, es solle ihm dieselbe in's Haus geschickt werden. — Habt ihr's wohl gemerkt, wie die Lüge hier zwischen zwei Leute ein Nest gebaut hat, aus welchem sie nicht wegzubringen ist? Aber man begegnet derselben auch da, wo die Menschen zusammenkommen, Gott anzubeten, also im kirchlichen Leben. Da sieht man mitunter einmal — Gottlob, es geschieht sehr selten! — einen Prediger, der auf der Kanzel heimlich ein Blatt nach dem andern umwendet, auf welchem seine Predigt geschrieben steht, der aber eine solche Miene dabei annimmt, als ob er eben von Gott empfange, was er sagt. Da sieht man Kirchendiener in schwarzen Kleidern sehr langsam und andächtig durch die Kirche gehen, aber

unter der Predigt in die Sacristei schleichen und dort in einem Buche lesen, welches von Dingen dieser Welt schreibt. Da sitzen in den Reihen der Kirchgänger Leute, deren Augen sich beständig auf der Reise befinden, deren Lippen aber sich bewegen beim Gesang, und deren Häupter sich verbeugen, so oft der Name Jesus genannt wird. Ist hier wohl eine Uebereinstimmung des auswendigen und des inwendigen Menschen? Was treibt man also am heiligen Orte? Und ist das wohl eine Unwahrheit, die man als Irrthum entschuldigen kann? — Geht noch einen Schritt mit mir. Nicht weit von den Gotteshäusern stehen die Samariterherbergen, die Hospitäler und Armenhäuser: ob wir wohl in diesen werden die Wahrheit finden? Jesus erzählt uns von dem sogenannten ungerechten Haushalter, er habe gesagt, als ihn der Herr aus dem Dienste zu entlassen gedroht —: Graben mag ich nicht, doch schäme ich mich zu betteln. Warum redet dieser Mann von dem Betteln mit einem solchen Gefühl der Schande? Ist's denn eine Schande, arm zu sein? oder ist es eine Schmach, anzunehmen, was die Liebe guter Menschen darreicht? Das gewiß nicht; und doch hat schon Sirach gesagt (40, 29.): „Mein Kind, gieb dich nicht auf's Betteln; es ist besser sterben, denn betteln!“ Woher kommt das? Nun siehe einmal zu, in welche Gesellschaft derjenige kommt, der bettelt. Nicht weit von uns steht ein Kind am Kreuzwege und redet die Vorübergehenden unter Geschrei und Thränen also an: Mein Vater und meine Mutter sind gestorben! ich muß auf der Gasse schlafen! seit zwölf Stunden habe ich noch keinen Bissen Brot gehabt: erbarmt euch mein! Und dieses Kind hat die ganze Tasche voll Dreier. Ein andres Geschrei vernimmt man am Fahrwege, welcher an der Stadt vorüberführt. Da sucht eine lose Dirne mit kläglichen Geberden in den Fahrgeleisen. Was hast du verloren, mein Kind? fragt ein Kaufmann, der vorüberfährt, und läßt seinen Wagen stillhalten. „Ich Unglückliche“, antwortet sie, „ich werde heute noch todtgeschlagen; mein Brotherr ist ein armer Handwerker, und ich habe hier am Wege ihm acht Groschen verloren; wenn ich sie nicht finde, so nimmt der Wütherich mir das Leben!“ Schon hat die mitleidige Kaufmannsfrau acht Groschen aus ihrer Tasche geholt, und freut sich, als wäre es eine gute That, den Jammer stillen zu können. Damit springt die Empfängerin von dannen, und als sie um die nächste Ecke gekommen, da zählt sie die erbeuteten acht Groschen und lacht. Und wieder andere Leute dieser Art tragen große Pflaster im Gesicht, oder falsche Krücken unter dem Arm. Verstehst du nun, warum jener Mann gesagt hat: Ich schäme mich zu betteln!? Und warum Sirach geurtheilt hat, betteln sei schlimmer, als sterben? Welch ein Gift hat sich also auch in dieser Gegend der menschlichen Gesellschaft ausgebreitet? — O wie bekommt man es da recht zu erfahren, was Jesus sagt: „Die Lüge ist vom Vater, dem Teufel.“ Verabscheuet sie!

Diese Warnung muß um so dringlicher an das Herz der Kinder dringen, da die Lüge sich sogar manchmal geberdet, als habe man in der Noth gar keinen Ausweg als sie. Ihr merkt, daß ich von der Nothlüge zu euch reden will.

Ihr wisset, meine Kinder, daß Gottes Gebot lautet: Du sollst nicht stehlen! wird er's wohl Einem unter euch erlauben, daß er stehle aus Noth? Ihr wisset, daß das sechste Gebot sagt: Du sollst nicht ehebrechen! wird jemals ein Mann oder eine Frau behaupten wollen, von ihnen sei dies Gebot übertreten aus Noth? Derselbe Gott hat nun aber auch gesagt (Eph. 4, 25.): „Legt die Lüge ab, und redet die Wahrheit ein Jeglicher mit seinem Nächsten!" und im achten Gebote: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!" wird er nun die Lüge irgend Jemand erlauben, wenn er in Noth ist? Aber giebt es denn nicht doch auch Exempel von Nothlügen in der heiligen Schrift? Lasset uns miteinander lesen, was von Davids Flucht und von seines Weibes Michal Listen 1 Sam. 19, 11—18. geschrieben steht. Wer war doch diese Michal? Und warum lag ihr David am Herzen? Wußte sie von der Gefahr, die ihm drohte? Was war also sehr erklärlich in ihrer Handlungsweise? Worin bestand aber die Lüge, die ihr dabei behülflich sein sollte? Und findet sich nicht noch eine Lüge in der Geschichte, durch welche die Tochter den Vater beschwichtigen wollte?

Nun werden wir allerdings nicht leugnen können, daß Michal durch die Verfolgungswuth der Häscher und durch den Zorn ihres Vaters in große Noth gekommen war; und welchen Namen hat man daher auch ihren Lügen gegeben? Dürfen wir aber diese Exempel, weil sie in der Schrift stehen, zu unsrer Entschuldigung anführen? Leset, meine Kinder, was sie uns an's Herz legt (1 Cor. 10, 6.): „Das ist aber uns zum Vorbilde geschehen, daß wir uns nicht gelüsten lassen des Bösen, gleichwie jene gelüstet hat!" Unter dem Vorbilde, etwas nicht zu thun, haben wir, wie V. 11. beweist, ein Beispiel zur Warnung zu verstehen. Was sollte aber Michal Besseres thun? Wir begegnen zweien Lügen. Einmal sagt sie, als die Häscher erscheinen und nach David fragen: Er ist krank! Welche Antwort wäre hier die richtige gewesen? Gewiß hätte sie entweder schweigen oder sagen sollen: Er ist in dieser Nacht entronnen aus Furcht vor des Königs Zorn. Aber welche Antwort blieb ihr, wenn die Kriegsknechte in sie drangen und fragten: Durch welche Thür und auf welchem Wege ist er davon gegangen? Du weißt keinen Rath? So vergiß doch nicht, was die Schrift empfiehlt (Pred. 3, 7.): „Schweigen und Reden hat seine Zeit!" Sind wir denn verpflichtet, Jedem, der ungestüm fragt, auch Antwort zu geben? Was also konnte sie thun? Und einer muthigen Frau steht Schweigen sehr wohl an. Aber wenn man ihr drohte, das Leben zu nehmen: war dann nicht eine Nothlüge erlaubt? Du

sinnest nach — o daß dir doch das Wort Jesu jetzt einfiele (Matth. 10, 39.): „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden." Und welches war die zweite Lüge in dieser Michals-Geschichte? Ganz recht, gegen ihren Vater entschuldigte sie ihren Betrug mit den Worten: „David sprach zu mir: Laß mich gehen, oder ich tödte dich!" Nun wissen wir aber das Gegentheil, nämlich, daß es Michal war, die in David drang, daß er sich retten solle (V. 11.): was hatte sie also jetzt ihrem Vater in's Angesicht gesagt? Und welche Sünde außer der Lüge hatte sie gegen ihren Gemahl begangen? O wie macht die Lüge einen Menschen so schlecht! Aber kann man nicht sagen, daß in diesem Falle die Lüge etwas Gutes bewirkt hat? Es ist doch gewiß etwas Gutes, wenn ein zorniger, wuthentbrannter Mensch verhindert wird, einen unschuldigen Mann zu erwürgen! Und dieses bewirkte die Lüge. Das scheint dir so; doch sage mir: Ist es denn dem Christen erlaubt, etwas Böses zu thun, damit etwas Gutes zur Ausführung komme? Merke dir die Rede des Paulus und mache sie zur Richtschnur deines Lebens (Röm. 3, 8.): „Etliche sprechen, daß wir sagen sollen: Lasset uns Uebels thun, daß Gutes herauskomme! Welcher Verdammniß ist ganz recht!" Darum sollen wir uns solchen Leuten nicht gleichstellen, denn sie betrügen sich auch selbst, wenn sie meinen, durch das Böse, was sie ausüben, werde etwas Gutes bewirkt. Wer ist's, der das Böse verbeut? Und hat er uns dabei freigestellt, erst noch zu überlegen, was daraus entstehen kann, wenn wir ihm folgen? Wer ist's, „der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen" (Phil. 2, 13.)? Hat derselbe uns aber auch zugesagt, in uns wirken zu wollen das Vollbringen nach seinem Mißfallen?

Lernet aus diesem Exempel, daß von der Nothlüge ein Christenherz sich frei erhalten muß, und in dem Glauben feste stehen, wenn Noth kommt, daß Gott heraushelfen werde ohne Lüge.

Es bleibt also dabei, und das achte Gebot ist die rechte Stelle, wo die Warnung ertönen muß: Verabscheue die Lüge! Und darum müssen wir gegenübertreten auf die Schanze und unter das Schirmdach des Gebots:

2. Halte heilig die Wahrheit, und merke dir das Gotteswort:

Sprüchw. 12, 19. „Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich!"

a) Bedenket für's Erste mit mir den Ausspruch des Herrn (Matth. 5, 37.): „Eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein; was drüber ist, das ist vom Uebel." Hiermit ist uns für unsre Rede eine Regel gegeben, die nicht heilsamer gedacht werden kann. Wenn ein Mensch vor Andern mit seiner Rede auftreten

will, wie wir oben von dem Redner Tertullus gehört haben, dann kommt ihm die Lust an, süße, geschminkte und prächtige Worte zu machen, und was er sagt, das soll ihn hochstellen und wie vom Himmel herabgeredet sein (Ps. 73, 9.). Was hängt sich aber auf der Stelle an solche Worte? Wie vermahnet dagegen Jesus? Merke dir's, das ist Gottes Wille: Wie die Gabe deiner Hand, so soll auch die Rede deines Mundes sein. Nun sagt aber Paulus (Röm. 12, 8.): „Giebt Jemand, so gebe er einfältiglich." Welches Gesetz ist damit für unsre Rede geschrieben? Und hat Jesus selbst ein Vorbild gegeben in dieser Einfältigkeit und Einfachheit der Rede? Paulus (2 Cor. 1, 19.) sagt von ihm: „Der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt ist, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm!" —

b) Wenn nach der Apostelgeschichte die Boten des Herrn zusammenkamen, so „erzählten sie Eins nach dem Andern, was Gott gethan hatte unter Juden oder Heiden durch ihr Amt" (Apostg. 21, 19.). Und von den Zuhörern sagte man dann, sie seien berichtet worden (V. 21. u. 24.). Wie pflegt man also eine Erzählung zu nennen, aus welcher die Handlungsweise eines Menschen, namentlich in seinem Berufe, Andern zur Kenntniß gebracht werden soll? Solche Berichte erstattete auch Paulus an die Gemeinde; und höret nun, welches Bewußtsein er dabei im Herzen hatte (Röm. 9, 1.): „Ich sage die Wahrheit in Christo, und lüge nicht, deß mir Zeugniß giebt mein Gewissen in dem heiligen Geist!" Ein Gewissen in dem heiligen Geist, das ist ein frommes Gewissen; und wie nennen wir den Mann, der nur unter Beistimmung eines solchen Gewissens redet und handelt? Was fordert also die Wahrheit, d. i. die Ehre des Menschen vor Gott, von der Beschaffenheit deines Berichts? Wir haben also schon zwei Forderungen, welche die Wahrheit an uns macht: Deine Rede sei einfach, dein Bericht sei gewissenhaft.

c) Wir fehlen aber Alle mannichfaltiglich. Wenn wir nun berichten über das, was wir gesehen, gethan und erlebt haben, da werden wir nothwendig auch an solche Stellen kommen, wo wir Fehltritte gethan, ja wo wir als Sünder uns erwiesen haben. Meine Kinder, das sind sehr gefährliche Augenblicke, in welchen der Mensch seine ganze Ehre bei Gott mit Füßen treten kann, und auf immer mit Schande überschütten. Da klopft der Teufel bei ihm an; und wozu reizt er ihn? Siehe, spricht er, wie leicht du aus dieser Sache kommen kannst! Ich bin der Vater der Lüge: lerne von mir, und folge mir nach! Unter der großen Schaar der Leute, welche dieser Lockung folgen und in der Sünde und um der Sünde willen Lügner werden, befand sich auch einst Gehasi, der junge Diener des Elisa. (2 Kön. 5, 19—27.) Dieser Gehasi, ein gewinnsüchtiger Mensch, hatte schon eine Lüge gegen den Feldhauptmann Naeman auf dem Heimwege ausgesprochen: in welcher

Bitte war dieß geschehen? Also ein gewissenloser Bericht war bereits von ihm erstattet worden. Nun, als er so zwei Beutel mit Silber und zwei Feierkleider für jene Lüge empfangen und diese Geschenke in seinem Hause versteckt hatte, begegnete ihm sein Meister, der Prophet Elisa, und fragte ihn: Woher Gehasi? Und dieser antwortete rasch: „Dein Knecht ist weder hieher, noch daher gegangen!" So war die zweite Lüge fertig. Aber Elisa mit seinen hellen Prophetenaugen schaute hinter das Gespinnst; und weißt du die Strafe, welche er dem Lügner ankündigte? Sie wird uns also erzählt: „Da ging er von ihm hinaus, aussätzig wie Schnee!" Und dieser Aussatz haftete an ihm und seinem Saamen ewiglich! — Daß aber nicht also unsre Ehre vor Gott zu Schanden werde, muß die Wahrhaftigkeit gerade in solchen Fällen mit heiligem Ernst ein anderes Gebot an uns stellen. Wir haben erst vor Kurzem an Josua's Worte erinnert, mit welchen er (7, 19.) den Achan anredete: „Gieb dem Herrn, dem Gott Israels, die Ehre, und gieb ihm das Lob, und sage mir an, was hast du gethan? Und läugne mir nichts!" Höret nun, was Achan im Angesichte des Todes hierauf geantwortet und wie er sein Geständniß gethan hat. Er sprach (V. 20.): „Wahrlich, ich habe mich versündigt an dem Herrn, dem Gott Israels; also und also habe ich gethan!" Das kostete ihm das Leben; aber Alle, die es hörten, freuten sich doch im Herzen über das aufrichtige Geständniß. Die dritte Forderung, welche das achte Gebot an den Menschen macht, der ein Kind Gottes werden will, heißt also: Dein Geständniß sei aufrichtig!

d) Bedenke ferner, was Salomo sagt (Pred. 5, 4.): „Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß du nicht hältst, was du gelobtest." Von Gott weißt du, daß seine Zusagen gewiß sind und man sich auf ihn verlassen kann (Jes. 26, 3.). Wenn du nun etwas gelobet oder versprochen hast: was soll man auch deiner Zusage schenken können? Daher die Forderung: Deine Zusage soll zuverlässig sein! Das ist auch der Ehre des Menschen vor Gott gemäß.

e) Es hat ferner jeder Christenmensch ein theures Kleinod in seinem Munde und in seinem Herzen von Jugend auf —: das ist der Glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist. Auf diesen Glauben haben seine Taufpathen für ihn das Bekenntniß gethan und seinen Bund mit Gott geschlossen; auf diesen Glauben hat er selbst bei der Einsegnung das Bekenntniß abgelegt. Sage mir aus deinem Katechismus dieses ganze Bekenntniß laut her! Aber so leicht und so ruhig, wie du es hier gethan hast, mein Kind, vermögen wir es nicht immer. Es hat Zeiten gegeben, und sie können wiederkommen, zu welchen gewaltige Machthaber die Anhänger Jesu Christi um ihres Bekenntnisses willen den Löwen vorwarfen und mit Feuer verbrannten. Hast du noch nichts von

dem Märtyrertode der Apostel, oder des Polykarpus, des Ignatius, des Justinus, oder aus späterer Zeit des Bonifacius, des Huß, des Hieronymus von Prag gehört? Alle diese Männer hätten ihr Leben erhalten können, wenn sie von der Wahrheit abgefallen und ihrem Bekenntniß untreu geworden wären. Aber sie dachten an das Wort des Herrn: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater" (Matth. 10, 33.), — und sie waren und blieben treu ihrem Bekenntniß, dessen Wahrheit und Seligkeit von ihnen erkannt worden war. — Wie meinst du, wird also die vierte Anweisung zur Wahrhaftigkeit lauten? Fürchte dich darum nicht, mein Kind, wenn du vor großen, berühmten und gewaltigen Leuten wegen deines Glaubens Rede stehen sollst. Dein Glaube ist größer, als Alles! Laß dir von deinem Lehrer erzählen, wie der tapfere General von Zieten so demüthig und doch so treu vor Friedrich dem Großen sich gehalten hat, als dieser einstmals mit ihm vom heiligen Abendmahl zu reden anfing. Und nicht allein die großen Generale haben sich der Spötter zu erwehren gehabt, der Spott versucht es auch mit einem treuen Kinderherzen, wenn er ein solches betend und in demüthiger Andacht findet. Er höhnt und spricht: „Du willst wohl zu den Dummen gehören? Was du auf deinen Lippen hast, das glaubt heut zu Tage kein gescheidter Mensch mehr — das sind Thorheiten!" Merke du dir, daß Paulus gesagt hat: Diese göttliche Thorheit ist stärker, als die Menschen sind! Dein Bekenntniß sei treu.

f) Endlich will auch das Wort beachtet sein (Sprüchw. 12, 17.): „Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrügt." Ihr wisset wohl, liebe Kinder, daß unser Herr Jesus Christus seinen Jüngern den Auftrag gegeben hat: Ihr sollt meine Zeugen sein! Auch ihr wollt aber Jünger unseres Herrn Jesus heißen, — so sagt mir doch, wozu hat er auch euch bestimmt? Was soll aber in unserm Zeugnisse unter allen Umständen ausgesprochen werden? Diese Wahrheit in unserm Zeugnisse wird uns nun nicht schwer fallen, wenn sie unserm Nächsten Zufriedenheit aussprechen und Lob ertheilen kann; aber nun denkt euch einmal, wie es dem Samuel zu Muthe sein mußte, als er gegen Saul das Urtheil richtete: Du hast des Herrn Wort verworfen, und der Herr hat dich auch verworfen, daß du nicht König seiest über Israel! (1 Sam. 15, 26.) Oder wie schwer es dem Nathan werden mußte, zu dem großen und berühmten Könige David zu sagen (2 Sam. 12, 7.): „Du bist der Mann!" Und doch wirst du nicht gewahr, daß diese Zeugen etwas verhehlt haben, oder ihre Worte auf krumme Wege ausgeschickt. Willst du als ein Zeuge des Herrn gelten: wie muß auch dein Urtheil sein, wenn die Pflicht dich auffordert, zu tadeln und zu strafen?

Die Ehre, welche ein Mensch vor Gott hat, und von Gott nehmen darf, die fordert also viel von ihm: seine Rede muß einfältig, sein Bericht gewissenhaft, sein Geständniß aufrichtig, seine Zusage zuverlässig, sein Bekenntniß treu, sein Urtheil muß das Zeugniß eines rechten Jüngers, also gerade sein. Das Alles ist in dem Gebote enthalten: Halte heilig die Wahrheit! Vor den Verirrungen des Gegentheils warnen die Worte des Katechismus: Daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen!

B. Halte heilig das Vertrauen! Dies haben wir als das zweite Hauptgebot angesehen für Jeden, der seine Ehre vor Gott behaupten will. Erinnert euch an das, was ich oben von dem Knaben Carl angeführt habe, und ihr werdet mich alsbald verstehen.

Warum schenkte der Vater Wohlgemuth diesem Knaben sein Vertrauen, obwohl derselbe noch ein schwaches Kind war? Siehe, was Paulus seinem jungen Schüler an's Herz legt (1 Tim. 6, 20.): „O Timothee, bewahre, was dir vertrauet ist!“ Das befolgte unser Carl. Er bewahrte, was man ihm aufgetragen hatte, und bewahrte dies als ein Heiligthum. Beispiele davon giebt es, Gott sei Dank, auch unter den erwachsenen Menschen. Wenn in Kriegszeiten der König eine starke Festung hat, welche als der Schlüssel zu seinem Reiche anzusehen ist: was für einen Officier wird er aussuchen, um die Commandantenstelle zu besetzen? Was beweist der König durch diese Wahl? Und wenn ein solcher Commandant die ihm anvertraute Festung mit Dransetzung seines Leibes und Lebens vertheidigt hat: wozu wird ihm das von des Königs und von aller treuen Bürger Herzen angerechnet werden? Oder wenn ein solcher König nach einer unglücklichen Schlacht sich heimlich auf die Flucht begeben hätte, und käme, von den Feinden verfolgt, in ein Landhaus eines seiner Unterthanen, träte an dessen Bette zur Nachtzeit und spräche: Mein Freund, wenn du wüßtest, wer der Mann ist, welcher jetzt bei dir einkehrt, du könntest ein großes Geschenk verdienen, wenn du ihn bändest und an die Feinde auslieferteſt, welche morgen mit Tagesanbruch hier eintreffen und suchen werden. Aber deine Augen sehen mich an, wie Augen eines Menschen, der ein treues Herz hat, und darum gebe ich mich dir zu erkennen und überlasse mich deiner Treue. Ich bin der König deines Volks! Gieb mir ein Bett, daß ich zwei Stunden darin schlafe! Wecke mich um 3 Uhr früh, und spanne drei frische Pferde vor meinen Wagen, damit ich rasch von dannen komme! Wenn er so spräche — und du lieber Knabe, du wärest es, an welchen solch eine Rede gerichtet würde, sage mir, welche Antwort würdest du dem Könige gegeben haben? O, ich sehe, daß deine Wangen plötzlich von Röthe strahlen, daß deine Augen wie Sterne leuchten und blitzen; ja ich sehe

es, du hättest deinem Könige eine Zuflucht gegeben mit Freuden; du hättest das Gotteswort dir auf die Seele gebunden: Bewahre, was dir vertraut ist! und du hättest nicht getrauert, wenn die Feinde am andern Tage dir allerlei Rache angethan, sondern du würdest gedacht haben: Davon sollen sich einmal meine Kinder und Kindeskinder erzählen, daß unter meinem Dache und von mir bewacht der unschuldige König ein paar Stunden ruhig geschlafen hat! Gesetzt nun aber, du hättest keine Kinder, welche von dieser Geschichte etwas behalten und einmal dieser Ehre sich rühmen könnten, und der König wäre bald darauf gestorben, und deines Hauses wäre am Hofe vergessen: meinst du, lieber Sohn, es würde weiter Niemand auf der ganzen weiten Welt sein, der diese Geschichte gemerkt und in sein Buch geschrieben habe? Bei wem wird uns das gewiß zur Ehre gerechnet, wenn wir das Vertrauen heilig gehalten haben?

Denken wir uns noch einen dritten Fall. Kennst du jene beiden Männer, welche einst in der Heide zusammenkamen und ihre Waffen miteinander tauschten und mit den Worten voneinander Abschied nahmen: Was ich und du miteinander geredet haben, da ist der Herr zwischen mir und dir ewiglich!? Wie heißen sie? In welchem Verhältnisse standen sie zueinander? (1 Sam. 20, 23.) Wenn sie sich zusagten: Was wir gesprochen haben, da sei der Herr zwischen mir und dir ewiglich! wie beschlossen sie ihr Gespräch anzusehen und zu halten? Wenn nun der König Saul den Jonathan gefragt hatte: Hast du nicht Nachricht eingezogen, wo sich jetzt David aufhält? Oder wenn er zu David einen Boten geschickt hätte und ihn gefragt: Wer ist doch der Jüngling gewesen, welcher dich in der Heide besucht hat? würde er das Geheimniß erfahren haben? Gewiß hätte jeder von diesen Freunden gedacht: Bewahre, was dir vertraut ist! Und das wäre ihre Ehre gewesen bei Gott.

Sehet da von vielen Fällen nur drei, wo man sagen kann, es sei dem Menschen etwas vertraut worden von Menschen und zugleich von Gott. Was war dem tapfern Officier übergeben worden? Wer hatte, als ein unschuldig Verfolgter, sich selbst seinem Unterthan anvertraut? Was war es, was Jonathan und David zwischeneinander heilig bewahrten? Dasselbe kann sich noch heute bei uns zutragen. Es kann dir ein wichtiges Amt übertragen sein, oder ein unglücklicher Mensch kann sich zu Schutz und Schirm dir übergeben haben, oder eines Freundes Geheimniß kann dir auf die Seele gebunden sein: nach welcher Regel willst du vor Gott einhergehen? — O das wird um so unerläßlicher sein, als die Handlung des Gegentheils in der heiligen Schrift einen so schrecklichen Namen führt.

Jehu war ein Hauptmann des Königs Joram von Israel und der Herr hatte ihn zum König salben lassen insgeheim, daß er ein Rächer würde über das Haus Ahabs. Als nun dieser Haupt-

mann losbrach und einherstürmte, seinem Könige entgegen, sprach Joram zu Ahasja, dem Könige in Juda: „Es ist Verrätherei, Ahasja!" (2 Kön. 9, 23.) Hörst du diesen schrecklichen Namen?

David, als ein Verfolgter, hatte sich in die Stiftshütte geflüchtet, und der Hohepriester hatte ihm von den Schaubroten zu essen gegeben. Es war aber ein Mann versteckt in der Stiftshütte, welcher von dieser Handlung der Barmherzigkeit dem Könige Saul Angabe machte und ein Blutbad über die ganze Familie des Hohenpriesters brachte: weißt du, wer dieser Angeber war? Und erinnerst du dich wohl, welchen Beinamen dieser Doeg in der Ueberschrift des 22. Capitels des ersten Buchs Samuelis führt? Hörst du zum zweiten Male den Schauder erregenden Namen?

Und fällt dir nun endlich nicht ein, wer es gewesen ist, der das Geheimniß des besten Freundes unser Aller feindlich offenbart hat? Und gedenkst du wohl des Namens, welchen dieser Judas von Jesu selbst bekommen hat? (Luc. 22, 21.) „Die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tische!" Hörst du das schreckliche Wort zum dritten Mal?

Aus diesem erkennen wir wohl, warum Luther im Katechismus die beiden Warnungen nebeneinander gestellt hat: daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen oder verrathen, und warum wir die Ehre des Menschen bei Gott auf die beiden Sätze gegründet haben:

„Halte heilig die Wahrheit! Halte heilig das Vertrauen!"

Aber es giebt auch eine Ehre bei und vor den Menschen. Und auch von dieser soll bei uns gehandelt werden, denn der Katechismus warnt ja vor dem Afterreden und bösen Leumund machen, und diese Vergehungen kommen eben da vor, wo die Ehre bei Menschen das Uebergewicht gewinnen will über die Ehre bei Gott.

§. 22.

Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, uns untereinander zu entrüsten und zu hassen!

Vorlesung aus Gal. 5, 25. 6, 5.

„So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geiste wandeln. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, uns untereinander zu entrüsten und zu hassen. Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seid. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest. Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. So sich aber Jemand läßt dünken, er sei etwas, so er doch nichts ist,

der betrüget sich selbst. Ein Jeglicher aber prüfe sein selbst Werk, und alsdann wird er an sich selber Ruhm haben und nicht an einem Andern, denn ein Jeglicher wird seine Last tragen."

Gesang.

Seele, was ermüd'st du dich In den Dingen dieser Erden, Die doch bald verzehren sich Und zu Staub und Asche werden. Suche Jesum und sein Licht — Alles Andere hilft dir nicht.

Fliehe die unsel'ge Pein, So das finst're Reich gebieret; Laß nur den dein Labsal sein, Der zur Glaubensfreude führet. Suche Jesum und sein Licht — Alles Andere hilft dir nicht.

Gebet.

Herr, lehre mich thun nach Deinem Wohlgefallen; denn Du bist mein Gott; Dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn! Dein guter Geist soll mein Führer sein: der meinige ist nicht gut, er führet auf's Schlüpfrige, er verlocket mich auf Wege des Verderbens; sein Eingeben richtet nur Hader und wildes Feuer an. Du aber, lieber, sanfter, demüthiger Jesus, löschest dieses Dornenfeuer durch den Hauch Deiner Liebe; Du kommst unserm fleischlichen Sinne mit der strafenden Frage entgegen: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? O lege uns das Siegel der Kindschaft Gottes auf unsere Stirne und gieb uns von der Weisheit, welche mit ihrem guten Wandel ihre Werke erzeiget in der Sanftmuth und Lindigkeit. Amen.

Wenn der Landmann seinem Nachbar begegnet, der aus der Marktstadt herkommt, so fragt er ihn: Was gilt der Weizen? Was will er wohl durch diese Erkundigung erfahren? Wenn der Geschäftsmann, welcher aus Rußland Roggen bezieht, das Haus eines Wechslers betritt, so hört man wohl die Frage aus seinem Munde: Was gilt der Russische Silberrubel gegen Preuß. Courant? Welchen Bescheid wünscht er hierauf zu empfangen? Nun könnte man aber auch gern wissen wollen, welchen Werth ein Mensch habe, oder wie viel er gelte. Weißt du mir noch anzugeben, wie man das anerkannte Maß der Geltung eines Menschen zu nennen pflegt? Nun von dieser Ehre handeln wir nun nach dem achten Gebote, und wir fangen an mit der Frage: Worauf beruht die Ehre bei Menschen?

1. Es ist bekannt, daß Salomo viele tausend Sprüche und Lieder auswendig hersagen konnte und daß er in der Natur um alle Arten der Pflanzen und Thiere Bescheid wußte. Sage mir: wie ist dieser König zu solch einem Reichthum von Kenntnissen gekommen? Wie hieß der Lehrer, welchem er anvertraut worden war? (2 Sam. 12, 25.) Pflegt man auch andern Kindern solche Bildung zu geben und solche Lehrmeister zu halten? Warum nun widerfuhr dem Salomo diese Ehre? Wir sagen: Er war von Geburt eines Königs Sohn, ein Königl. Prinz. Hanna, die Mutter

des Samuel, redet von Leuten, welche auf diese Höhe hinaufgekommen sind durch Gottes Leitung, und sagt von ihnen: „der Herr habe sie gesetzt unter die Fürsten und sie den Stuhl der Ehren ererben lassen.“ Hier sehen wir also Ehren zugetheilt, welche der Mensch ererben kann, ohne daß er selbst etwas dazu thut. Das ist die Ehre, welche auf der Geburt beruht.

2. Der berühmte Joseph war von Geburt nicht mehr als seine Brüder, er gehörte dem Hirtenstande an. Als ihn aber der König Pharao erhob und mit einem Festgewande und mit dem Königlichen Ringe bekleidete, und vor ihm ausrufen ließ: Dieser ist des Landes Vater! da war er ein Mann von vornehmem Stande geworden, welchem man in ganz Egyptenland große Ehre anthat. Worauf scheint dir nun in diesem Falle die Ehre gegründet gewesen zu sein? So giebt es in der menschlichen Gesellschaft verschiedene Stände, einen Wehrstand, einen Lehrstand und einen Nährstand. Wohin wirst du den reichen Nabal rechnen, welcher die großen Schafheerden am Gebirge Carmel besaß? Unter welche Leute zählst du den Aaron, den Eli, und die alten Propheten? Und in welchen Stand gehören Josua und Joab und Abner und der Hauptmann Cornelius? Du siehest, daß ein jeder Stand seine besondere Geltung in der menschlichen Gesellschaft hat, und zugleich, daß einer vor dem andern hoch angesehen ist, dergestalt, daß z. B. die Leute des Wehrstandes in der Ehre vorangehen, die Glieder des Nährstandes in die letzte Reihe treten, obgleich vor Gottes Augen sie alle gleich geachtet sind.

3. In den alten Zeiten war es in der Regel Gottes Sache, die Aemter zu bestellen. In unsern Tagen tritt dagegen der Fall häufiger ein, welcher in der Apostelgeschichte nur einmal erwähnt ist, daß die Menge aufgefordert wird, sich umzusehen nach Männern, welche die übrigen aus ihrer Mitte vertreten können in Geschäften zum allgemeinen Wohl. So werden jetzt Kreisstände einberufen, auch Abgeordnete in die erste und zweite Kammer gewählt, und diese Männer genießen dann auch die Ehre, daß sie für die Bürger ihres Landes zu Rathe sitzen und in ihrem Namen Beschlüsse fassen. Aber nicht jeder Bürger kann hierzu gewählt werden. Es gehört nämlich zu diesem Rechte, gewählt zu werden, daß Jemand eine jährliche Einnahme von einem bestimmten Betrage habe. Wenn dies aber der Fall ist, so verdankt der Gewählte seine Ehre nicht bloß der Wahl seiner Mitbürger, sondern besonders dem Umstande, daß er Vermögen hat. So lernen wir abermals eine Sache kennen, auf welcher die Ehre bei Menschen beruht, nämlich Geld und Gut. Das hat schon der weise Sirach gewußt, denn in diesem Sinne sind seine Worte zu fassen (Sirach 33, 23.): „Bleibe der Oberste in deinen Gütern, und laß dir deine Ehre nicht nehmen!“

4. So giebt es eine Ehre der Geburt und eine Ehre des Standes und des Vermögens. Höre nun weiter. Noch nicht lange hatte Moses die Kinder Israel in der Wüste geführt und zugleich die Geschäfte eines Richters unter ihnen versehen, als er merkte, daß ihm der Arbeit zu viel wurde. Er fragte seinen Schwager Jethro um Rath, und dieser empfahl ihm, Unteramtleute zu ernennen, welche in leichteren Sachen entscheiden sollten. Moses befolgte diesen Vorschlag (2 Mos. 18, 25.), und „erwählte redliche Leute aus dem ganzen Israel und machte sie zu Häuptern über das Volk." Ihr hört, diese Männer waren aus dem ganzen Israel gewählt, sie gehörten also weder von Geburt, noch durch ihren Stand, oder durch ihren Reichthum unter diejenigen, welche das Volk zu richten berufen waren. Als diese Männer aber zu Häuptern des Volks gemacht worden waren, da mußte doch Jedermann ihnen Rede stehen und Gehorsam leisten, ja vor jeder Beleidigung derselben sich wohl hüten, wie geschrieben steht (2 Mos. 22, 28.): „Die Obersten in deinem Volke sollst du nicht lästern!" Und diese Ehre gebührte ihnen von Amtes wegen. Worauf also kann sich die Ehre bei Menschen noch ferner gründen?

5. Also beruht die Ehre, von welcher wir jetzt handeln, auf unserer Geburt, oder auf unserm Stande, oder auf dem Vermögen, das wir besitzen, oder auf dem Amte, das wir bekleiden. Zu den Zeiten unserer Väter, wo man noch Sprüche der Schrift, oder sonst fromme Sprüchwörter werth hielt, da pflegten begüterte und glückliche Leute die Inschrift an ihre Häuser und Gärten zu setzen: „Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt!" Meinst du nicht, mein Kind, daß man diese Worte ebenfalls gebrauchen und anführen könnte beim Hinblick auf einen Mann, welcher schon durch seine Geburt einen hohen Rang einnimmt? Oder auch bei der Erwähnung eines Menschen, welcher den höheren und gebildeten Ständen angehört? Oder vielleicht auch im Anschauen eines Dritten, welcher so glücklich ist, ein bedeutendes Amt unter seinen Brüdern zu verwalten? Gewiß, so scheint es dir nicht mit Unrecht; aber was wird denn angezeigt mit dem Sprüchlein: „Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt?" Offenbar will man damit sagen: daß Gottes Gaben von uns nicht angefochten werden sollen; daß also die Gaben der Geburt, des Standes, des Vermögens und des Amtes, als von Gott herrührend, Jedem unbestritten bleiben müssen. Lasset uns nun noch um etliche Schritte weiter gehen, und wir werden einer Amtsehre begegnen, bei welcher zu der Gottesgabe auch der Mensch noch etwas hinzu thut. Ihr wisset Alle, von wem Josua sein Amt und seine Amtsweihe unter den Kindern Israel empfangen hatte (Josua 1, 5—9.); aber der jüdische Weise, Jesus Sirach, sagt auch von diesem wackern Helden (Sirach 46, 3 f.): „Er hat Ehre erlangt, da er die Hand ausreckte und das Schwert zückte

wider die Städte! Wer ist jemals so freudig gestanden? Er fing die Feinde des Herrn!" Zuverlässig dürfte man also die Geschichte des Josua zwar mit den Worten ebenfalls beginnen: Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt! aber man wird doch am Schlusse derselben nicht vergessen, was diesem Manne die Geschichte bezeugt: „Er hat Ehre erlangt! Er hat zu den treuen Menschen gehört, die da tüchtig sind." (2 Tim. 2, 2.) Und wo wir einem Solchen begegnen, es sei nun auf dem Throne, oder in einem kleinen Dörfchen, da werden wir sagen: Haltet ihn in Ehren um seiner Tüchtigkeit willen! So habt ihr schon wieder eine Beziehung kennen gelernt, auf welcher, und mit Recht, die Ehre bei Menschen beruht.

6. Jetzt noch Eins; es ist das Wichtigste von Allem. Auf einer Reise kam ich einst durch eine kleine Stadt. Es war um 11 Uhr Mittags an einem Wochentage; aber ich hörte ein langsames, feierliches Geläute mit allen Glocken, und sah zugleich fast aus allen Häusern Leute im Kirchenanzuge kommen, welche Gesangbücher unter dem Arme hielten. Eben bog mein Wagen um eine Ecke, als mir ein langer Leichenzug entgegentrat. Ich ließ halten und fragte: wem zu Ehren diese Beerdigungsfeier stattfände? Ein angesehener und bescheidener Bürger aus dem Gefolge gab mir die Auskunft: „Lieber Herr, der Mann, dessen entseelter Leib in diesem Sarge ruht und von angesehenen Männern unserer Stadt getragen wird, ist der Sohn blutarmer Eltern gewesen, hat nicht Reichthümer erworben und große Werke damit gethan, auch sonst nichts ausgeführt, was Ruhm auf seinen Namen bringt; aber er hat als Lehrling und Geselle bei einem Buchbinder 35 Jahre lang gearbeitet, hat nach dem Tode dieses seines Meisters der Wittwe und der Kinder des Hauses mit großer Treue sich angenommen, hat durch seinen Fleiß die Schulden der Familie abgetragen, und ist nun in Frieden heimgegangen, ohne einen Vorwurf von irgend Jemand auf sich gezogen zu haben. Als er vor geraumer Zeit in sein siebenzigstes Lebensjahr getreten war, schenkte ihm der hiesige Stadtrath das Ehrenbürgerrecht, und als vor drei Tagen das Gerücht von seinem Tode in die Stadt ausging, da fuhr den Leuten wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: Wir Alle gehen mit zu Grabe, wenn der alte unbescholtene Buchbindergeselle zur Erde bestattet wird. Und das geschieht eben jetzt, und unsere Herren Geistlichen haben sich auch erboten, aus freier Liebe ein Gebet und eine Rede am Grabe zu halten." —

Habt ihr nun wohl gemerkt, liebe Kinder, welche Eigenschaft jener Fremde dem verstorbenen Buchbindergesellen beilegte, um zu erklären, warum einem armen, stillen Manne niederen Standes so viel Ehre widerfuhr? Er nannte ihn den unbescholtenen Buchbinder. Heißt das so viel, als den gerechten, der von keiner Sünde wußte, den tugendhaften? Du zweifelst noch? Ich zweifle

auch, da man dieses Lob wohl keinem Menschen beilegen darf; ja, da Mancher wohl bis in das siebenzigste Jahr seines Lebens als ein völlig unbescholtener Mann heraufkommen kann, und doch nach seinem Tode noch dies und das aus seinem Leben und Wandel an die Sonne tritt, was beweist, daß derselbe Mensch gar nicht richtig gewandelt hat vor Gott; dessen ganz zu geschweigen, daß gar Vieles auf Erden ganz verborgen bleibt, was Gott an's Licht bringen wird an jenem Tage. Das Lob der Unbescholtenheit bezeichnet nur den Ruhm, daß Niemand, der uns gekannt hat bis an unser Ende, etwas Böses uns hat Schuld geben oder uns mit Wahrheit hat schelten können. Was man nun immer einem Menschen zur Ehre rechnen mag — sei es nun Geburt, oder Stand, oder Vermögen, oder Amt, oder Tüchtigkeit, oder Unbescholtenheit, — immer drückt es irgend einen Vorzug oder Schmuck desselben aus; aber saget mir: welchen Vorzug oder welchen Schmuck unter diesen stellt ihr obenan? Zu welchem scheint euch in der Regel der Mensch selbst viel hinzuthun zu müssen? Und wenn von Zufall oder von Verdienst die Rede wäre: welche der eben genannten Vorzüge könnten nur dem Zufall beigemessen, welche könnten theils dem Zufall, theils dem Verdienst beigelegt werden, und von welchen könnte man sogar sagen, sie seien zwar auch eine Gottesgabe, aber der Mensch habe darum ringen und werben müssen?

Daher haben selbst die Apostel auf die Unbescholtenheit einen Werth gelegt und sie als ein theures Gut des Lebens auf Erden angesehen; wie unter Anderm Paulus bezeugt (1 Cor. 9, 15.), er könne sich rühmen, daß er das Evangelium ohne Vergütung, frei, umsonst, gepredigt habe, und hinzugesetzt: „Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.“ Und derselbe Gedanke findet sich auch Ebr. 13, 18.: „Unser Trost ist der, daß wir ein gutes Gewissen haben und fleißigen uns, guten Wandel zu führen bei Allen.“ — Und der Prediger Salomo bezeuget ausdrücklich (7, 2.): „Ein gutes Gerücht ist besser, denn gute Salbe.“ Ja die heilige Schrift nennt diese Unbescholtenheit den guten Namen (Sir. 41, 15.), und achtet es für billig, daß man auf den Besitz desselben einen Werth legt, wie uns auch der Apostel ermahnt (1 Thess. 5, 22.): „Meidet allen bösen Schein!“

So haben wir in eine Uebersicht gestellt, was man Ehre vor Menschen nennt. Ist ein Zeichen davon uns nun zu Theil geworden ohne unser Zuthun und Verdienst, so ist es jedenfalls eine Gottesgabe; und wie heißt die Regel, welche mit den Worten anhebt: „Was Gott bescheert“? Ist diese Ehre aber auf unsern Namen gelegt worden auch mit durch unser Zuthun oder Verdienst, dann dürfen wir sie ansehen als unser erworbenes Eigenthum; und was dürfen wir für unser Eigenthum fordern?

Hieraus entspringen zwei Vorschriften, welche der Ausleger des Katechismus in die Worte faßt: Wir sollen nicht afterreden, auch nicht bösen Leumund machen.

Was die Worte bedeuten, ist leicht deutlich darzulegen. Wenn Jemand einen Acker oder eine Wohnung gepachtet oder gemiethet hat, und das Feld ist ihm zu groß zur Bearbeitung, und das Haus ist ihm zu geräumig zur Benutzung, so mag er einen Theil des Ackers oder des Hauses wieder an einen Dritten verpachten oder vermiethen, ohne daß sich der Eigenthümer darum kümmert. Ein solcher Dritter heißt alsdann der Afterpachter, oder Aftermiether, weil dieses Geschäft gar oft hinter dem Rücken des Besitzers vor sich geht. Wenn dies der Sinn des kleinen Wörtleins „after" ist: was scheint dir dann das Afterreden zu bedeuten?

Lasset uns lesen, was von Absaloms Verhalten im Thore gegen die Unterthanen seines Vaters erzählt wird (2 Sam. 15, 2—6.). Womit stahl dieser ehrsüchtige Sohn den Leuten das Herz? War es wohl möglich, daß mancher Unterthan damals eine einfache und gerechte Sache nicht durchsetzen konnte, weil er keinen Verhörer fand? Was hätte in solchem Falle ein guter, aufrichtiger Königssohn thun müssen? Gewiß, er hätte den Vater bitten müssen: Lieber Vater, laß doch der Sache bald weiter nachforschen, damit du erfährst, ob deine Richter ihre Schuldigkeit thun, und daß die Boshaften nicht Gelegenheit bekommen, dich in böses Gerücht zu bringen! Stattdessen stellt sich der unredliche Absalom auf und spricht, wo ihn David nicht hören kann: O wer setzet mich zum Richter in Israel! Das ist ein Beispiel von der Sünde des Afterredens. Ein anderes, durch welches einem ganzen Volke Unheil bereitet werden soll, wird uns von Haman erzählt (Esther 3, 8.), welcher dem König Ahasverus die Worte gegen die Juden in die Seele träufelte: „Es ist ein Volk zerstreut und theilet sich unter alle Völker in allen Ländern deines Königreichs, und ihr Gesetz ist anders, denn aller Völker, und thun nicht nach des Königs Gesetzen, und ist dem Könige nicht zu leiden, sie also zu lassen." Durch diese Worte sollte Ahasverus dahin gebracht werden, einen Blutbefehl gegen die Juden zu unterzeichnen. War nun wohl etwas Wahres in der Rede Hamans? Fingen die Juden wirklich damals schon an, sich zu zerstreuen unter alle Völker? Hatten sie in der That ein Gesetz, welches abwich von den Rechten und Ordnungen anderer Nationen? und stimmte dieses jüdische Gesetz namentlich mit den Reichsstatuten, welche im Lande des Ahasverus galten? Darf man also mit Recht sagen, der Haman habe als Verleumder gehandelt? Aber worin liegt das Böse und Verwerfliche seiner Anklage? Ein treuer Rathgeber des Königs hätte auf die bedenklichen Folgen aufmerksam machen sollen, welche die Ungleichheit der jüdischen Gebräuche und Rechte herbeiführen konnte, und hätte darum

dem Könige den Rath ertheilen sollen: Mein Herr, der König, ernenne einige Weisen unseres Volks, daß sie diese Bedenken untersuchen, und dann lasse er Etliche der Aeltesten unter den jüdischen Volkshäuptern vernehmen und sich verantworten, und darnach werde dann entschieden, was recht ist! Diesen Weg schlug der bitterböse Haman nicht ein, sondern saß, wo die Afterredner sitzen.

Gegen diese Sünde sind drei Apostel unsers Herrn Jesu Christi strafend aufgetreten.

Zuerst Petrus (1 Petr. 2, 1.): „So leget nun ab alle Bosheit und allen Betrug und Heuchelei und Neid, und alles Afterreden!"

Sodann Paulus mit der Warnung (2 Cor. 12, 20.): „Daß nicht Hader, Neid, Zorn, Zank, Afterreden, Ohrenblasen, Aufblähen, Aufruhr da sei!"

Endlich auch Jakobus, welcher gar scharfe Wacht hält über die Zungensünden und an die Gemeinden schreibt (Jak. 4, 11.): „Afterredet nicht untereinander, liebe Brüder! Wer seinem Bruder afterredet und urtheilet seinen Bruder, der afterredet dem Gesetz und urtheilet das Gesetz. Urtheilest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter!"

Liebe Kinder! ihr werdet wahrscheinlich nicht in die Lage des Absalom kommen; denn Gott wird eure Seelen, für welche ich täglich zu ihm bete, behüten, daß ihr nicht an eurem Vater sündiget. Ihr werdet auch schwerlich, wie Haman, jemals bei einem Könige zu Rathe sitzen und Leben und Tod eines ganzen Volkes in euren Händen haben; aber das sollt ihr wohl in Acht nehmen, daß Jakobus ausdrücklich vermahnt: Afterredet nicht untereinander! Das Wort „untereinander" weiset uns gar nicht in die Rathsversammlungen und in der Könige Häuser, sondern recht eigentlich in unsere Gesellschaften und Unterhaltungsplätze hinein. Sagt mir doch: wer ist in diesen Zusammenkünften gern gesehen? Liebt man den, welcher aus der Zeitung das Wichtigste vom Krieg und Frieden klar und gründlich erzählen kann? oder den, welcher aus Erfahrung mitzutheilen versteht, was der Pflege der Gesundheit, der Fürsorge des Hauswesens, der Erziehung der Kinder vortheilhaft ist? oder den, welcher uns von den Fortschritten der Wissenschaften, von den Entdeckungen in der Natur lehrreich zu unterrichten weiß? oder den, welcher geschickt ist, von heiligen Dingen zu reden und uns durch Wort und Gebet zu erbauen auf unserm allerheiligsten Glauben? oder endlich, giebt man etwa in unsern Gesellschaften dem Manne oder der Frau vor Allen den Vorzug, welche sich darauf verstehen, von abwesenden Personen fein, scharf, anzüglich und witzig zu urtheilen und ihre Urtheile mit allerhand kleinen Geschichten zu belegen? Ihr entscheidet euch, wie es mir scheint, sehr schnell und sehr einstimmig für das Letztere. Wenn dem so ist:

welches göttliche Gebot wird gerade in unsern Erholungsstunden auf das Aergste übertreten? In welche Sünde kannst auch du da recht tief verstrickt werden, wenn du nicht Gottes Gesetz höher und heiliger achtest, als der Menschen Lob und Gunst? Wozu fordert dich dein Katechismus gerade dann recht dringlich auf, wenn du mitten unter Afterrednern sitzest und Alle recht begierig hören auf das Böse, was von Abwesenden gesprochen wird? Siehe, der Herr dein Gott weist dich alsdann an, daß du ein Vertreter des Angeklagten werden, nachtheilige Gerüchte, so weit du kannst, in Zweifel ziehen, übereilte Worte und Handlungen nach den Umständen schonend beurtheilen, und, was du mit Grund der Wahrheit zum Vortheil des Angeschuldigten sonst anführen kannst, nicht verschweigen sollst; ja er verlangt auch von dir, daß du Beleidigungen und Uneinigkeiten, welche unter den Leuten auf dem eben beschriebenen Wege entstanden sind, beilegest und die Gemüther versöhnest. Wie lauten die Worte des Katechismus, welche hierher gehören? Meinst du, wer das streng befolgt, den werde man gern sehen, als einen guten Gesellschafter liebgewinnen, und bei der nächsten Gelegenheit gewiß wieder zum Kaffee, zum Thee oder zu Tische bitten? O, daß du dich nicht selbst betrügest und glaubest, die Welt sei auf einmal eine ganz andere geworden! Aber, mein Kind, wenn nun die Welt ihre Art nicht ablegt: willst du doch treu bleiben dem göttlichen Gebot? willst du festhalten an dem Ausspruche Christi: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet?" — Dazu helfe dir Gott, unser Heiland!

So haben wir das Wort „afterreden" erklärt und ausgelegt: welches andere bleibt nun noch übrig? Ihr erinnert euch an die Warnung — wir sollen unserm Nächsten nicht bösen Leumund machen. Einen guten Leumund macht uns derjenige, welcher etwas Gutes von uns in der Leute Mund bringt: wen wird also der Vorwurf treffen, daß er bösen Leumund mache, d. i. verursache? Wie meinst du nun, unterscheidet sich wohl dieser Mensch, der Verleumder, von dem Andern, welcher sich durch Afterreden versündigt? Beide erzählen etwas Böses von ihrem Nächsten. Wenn du aber den Afterredner fragst: Woher hast du deine Geschichte? was wird er dann angeben können? Wenn du hingegen den Verleumder mit dieser Frage angehest, und er will der Wahrheit treu antworten: welche Herkunft oder Quelle seiner Geschichte wird er dann angeben müssen? Er kann sich also nicht der Entschuldigung bedienen: Man hat mir das so mitgetheilt, und ich habe das Gehörte nur weiter fortgesagt; sondern welches Geständniß wird er ablegen müssen? Er ist also nicht etwa nur der schadenfrohe Verbreiter, sondern der böswillige Urheber des Argen. Er ist zu vergleichen einem Menschen, der eine bittere Wurzel oder ein Giftkraut in eine Quelle legt. Alle Wasser, welche nun aus der Quelle herkommen, oder auch nur beim Durchgange

dieselbe berühren, bekommen davon einen giftigen und bitteren Geschmack; aber der eigentliche Grund des Uebels, der ursprüngliche Sitz, das Organ, ist nicht das Wasser, sondern eben das Kraut oder die Wurzel, welche in dem Wasser ihren Sitz genommen hat! Darum ist der Verleumder viel mehr zu verabscheuen, als der Afterredner, ja er ist recht eigentlich ein Kind und Werkzeug des Teufels. (Matth. 13, 19.)

Höret ein Beispiel solcher teuflischen Bosheit. Jonathan, Davids Herzensfreund, war in der Schlacht gefallen, hatte aber einen Sohn hinterlassen, Mephi-Boseth, der war lahm auf beiden Füßen, und hatte ebenfalls einen kleinen Sohn, Namens Micha. Als nun David den ganzen Anhang Sauls und alle seine Feinde besiegt hatte, da gedachte er an diese Nachkommenschaft Jonathans, von welchem ihm so große Treue im Leben widerfahren war. Er berief also einen gewissen Ziba, einen Beamten des verstorbenen Königs Saul, erkundigte sich nach dem Ergehen der Familienglieder seines Freundes, und eröffnete dem Ziba, alles Grundeigenthum des Saul solle dem Mephi-Boseth und dessen Erben wiedergegeben werden, auch verlange er, daß derselbe von Ziba auf königliche Kosten seine tägliche Verpflegung erhalte (2 Sam. 9, 1—13.), — was Ziba auf sich nahm. Als nun späterhin Absaloms Abfall sich ereignete und vieler Herzen heimliche Gedanken offenbar wurden, da dachte auch der kluge Ziba, es sei jetzt an der Zeit, seine Zukunft sicher zu stellen, und erschien auf einmal vor dem flüchtigen König David und brachte zu diesem zwei mit Broten, Rosinen, Wein und Feigen beladene Esel als Beisteuer für ihn und seine Getreuen an. David fragte alsbald den schlauen Parteigänger Ziba: Wo ist der Sohn deines Herrn? und meinte mit dieser Frage seinen Schützling und Pflegling Mephi-Boseth. Ziba antwortete ohne Säumen: „Siehe, er blieb zu Jerusalem; denn er sprach: Heute wird mir das Haus Israel, meines Vaters Reich, wiedergegeben.“ In diesen giftigen Worten war eine schmähliche Verleumdung enthalten. David sollte glauben, daß Mephi-Boseth alle Barmherzigkeit Davids vergessen habe und auf einen Umsturz der Dinge hoffe. Da ergriff den König ein solcher Unwille, daß er dem Ziba die Güter des Saul zu eigen gab. (2 Sam. 16, 1—4.) Und siehe, nach wenig Wochen, als Absalom gefallen und der König David auf der Umkehr nach Jerusalem begriffen war, da zog Mephi-Boseth seinem Herrn und Wohlthäter in kläglichem Zustande und als ein Trauernder entgegen und entdeckte ihm, daß Ziba ein falscher Angeber gewesen und die ganze Geschichte erdichtet hätte. Ziba behielt nun zwar eine Hälfte des erschlichenen Gutes und bewahrte daran eine Erinnerung an seine Schlechtigkeit; der arme betrogene Sohn des Jonathan aber ließ einen Blick in sein Herz thun durch den Ausruf, mit welchem er von seinem Vermögen Abschied nahm:

„Ziba nehme es auch gar dahin, nachdem mein Herr König mit Frieden heimgekommen ist!“

Lasset uns, liebe Kinder, die Regel des Apostels Petrus (1 Petr. 3, 10. 11.) zu Herzen nehmen und im Herzen fest behalten: „Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nicht Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen. Er wende sich vom Bösen und thue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach!“ Eben an dieser Geschichte von Ziba läßt es sich recht erfahren, wie das Wort Gottes Recht behält, wenn es sagt (Sprüchw. 18, 8.): „Die Worte des Verleumders sind Schläge und gehen einem durch's Herz!“

Aus diesem Allen ersehen wir nun, wie wir uns hinsichtlich der Ehre zu verhalten haben, welche unserm Nächsten vor Menschen zu Theil geworden ist. Als wir aber einst im fünften Gebote davon handelten, was ein frommer Mensch dem Leben seines Nächsten schuldig sei, da kamen wir auch auf die Frage: Was liegt **uns** denn ob gegen das eigene Leben? Ebenso ging es uns im siebenten Gebote; denn nachdem wir erwogen hatten, was Gott von uns fordert und haben will, mit Rücksicht auf das Eigenthum unserer Nebenmenschen, da schloß sich auch die Unterredung an: Wie sollen wir uns mit unserm Eigenthum verhalten? Welche dritte und letzte, aber nicht unwichtige Frage werden wir also wohl beim achten Gebote noch aufwerfen müssen?

Aber haben wir wohl dabei an die Ehre vor Gott zu denken? Könnte diese Ehre uns wohl von irgend Jemand angefochten und verkümmert werden? Diese Ehre beruhte auf der Wahrheit. Wer wird also auch der einzige Schutzwächter für die wahre Ehre des Menschen sein? Und wenn wir in der Wahrheit bleiben: sollten wir an dieser Ehre je das Geringste verlieren können?

Aber es giebt auch eine Ehre bei Menschen, und wir haben schon oben gehört, daß sie selbst apostolischen Männern ein wichtiges, oder doch ein gar nicht geringfügiges Gut war. Daß sie ebenso von einfachen, ungelehrten, aber kindlichen Menschen angesehen wird, darüber sollt ihr eine ganz kurze Geschichte hören. Ein ehrliches Mädchen aus dem Bauernstande, welche von Vater und Mutter das Sprüchlein empfangen und bei sich behalten hatte: „Reine Hand geht durch's ganze Land!“ war in Diensten bei einem reichen Geschäftsmann und besaß wegen ihrer Gewissenhaftigkeit das volle Vertrauen ihres Herrn. Eines Tages eröffnete ihr dieser, daß er in Geschäften verreisen und über Nacht auswärts bleiben müsse. Daß die Schlüssel zu seiner Kasse in die Hände eines zuverlässigen Mannes in der Nachbarschaft gelegt werden würden, deutete die Rede des Herrn ihr noch an, und er schied von ihr mit der Erinnerung: Sorge du, daß am Abend die Thüren zeitig

verschlossen werden, und halte dich fein still zu Hause. Margarethe, so hieß das Mädchen, befolgte diese Vorschrift, sprach ihren Abendsegen und legte sich schlafen. Als sie am andern Morgen erwachte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß ein Feld der Wand nach dem Garten zu durchgebrochen war, und als sie in das Wohnzimmer des Herrn trat, entdeckte sie, daß der Schreibeschrank geöffnet und das innere Schloß gesprengt worden und daß Räuberhände in diesen Räumen ihr Wesen getrieben hatten. In den ersten Augenblicken empfand Margarethe nur Schmerz über den Schaden, der ihrem Herrn geschehen war; aber bald veränderte sich die Stimmung ihres Gemüthes so in Bangigkeit, daß sie vor Weinen sich nicht zu lassen wußte und einmal über das andere ausrief: O ich unglückliche Person! In diesem Zustande fand sie ihr Herr, der bald gewahr wurde, was hier geschehen war, und nachdem er seinen Kasten geöffnet hatte, mit forschenden Blicken der Margaretha gegenüber trat und fragte: Es fehlen mir 6000 Thlr. an baarem Gelde: hast du etwa wahrgenommen, was in dieser Nacht hier geschehen ist und mich auf einmal recht arm gemacht hat? Margarethe konnte vor Herzeleid lange nichts antworten; endlich sagte sie, laut schluchzend: Ach, lieber Herr, ich habe die vergangene Nacht geschlafen, wie immer, und kann nicht angeben, wie sich das Unglück zugetragen hat; aber das weiß ich, der Dieb hat auch mir ein Besitzthum entrissen, dessen Verlust wohl noch mehr beträgt, als 6000 Thlr. Der Herr schüttelte bei dieser Rede den Kopf; denn er verstand die Meinung der Margaretha nicht gleich. Aber du wirst ihre Rede begreifen und mir erklären können, welches Besitzthum dem Mädchen geraubt worden zu sein schien. Nach Verlauf von acht Tagen war der wirkliche Dieb entdeckt, zur gefänglichen Haft und zum Geständniß gebracht, und nun hatte auch der Herr den Schmerz seiner Dienerin begriffen, denn er kam alsbald zu ihr auf das Zimmer und sprach: Meine Tochter, wenn dir heute vor acht Tagen um 6000 Thlr. an Werth verloren gegangen, so wünsche ich dir heute Glück dazu, daß du dein Gut wieder gewonnen hast.

Von welchem Gute war hier die Rede? Wie pflegte die Dienerin, obwohl sie arm war, diesen guten Namen anzuschlagen? Und wie schätzte sie diesen Besitz im Vergleich zum Gelde? Und bist du geneigt, ihr dabei Recht zu geben? Würdest du dir wohl ein Mädchen zum Umgange mit dir und deinen Schwestern wünschen, oder einen Jüngling in dein Haus gern aufnehmen wollen, von denen du wüßtest, das Gefühl für Ehre (Ehrgefühl) sei ihnen verloren gegangen? Oder würdest du es für möglich halten, eine Gesellschaft zu regieren, z. B. einen Heerhaufen Soldaten zu führen und Großes mit ihnen auszurichten, wenn der Sinn für persönliche Ehre sich nicht in ihnen regte? Oder würdest du den Glauben haben, daß man auch ohne Beihülfe des Ehrgefühls alle Kräfte der Menschen zusammenbringen und zum Guten in Bewegung setzen

könnte, wenn man nur Geld genug hätte, die Mühen zu bezahlen? Also erkennen wir: die Ehre ist wirklich ein Gut, und ein Mittel, welches Gott selbst gebraucht, um Heilsames unter uns zu wirken. Und was müssen wir urtheilen, wenn mit diesem Mittel das andere, das Geld und der Reichthum, verglichen wird? Aber doch dürfen wir nicht vergessen, was Jesus einst zu seinen Jüngern gesagt hat. Er hatte die Siebenzig zum ersten Male auf die Straße der Apostel ausgesandt. Diese kamen zurück und sprachen sich rühmend darüber aus, wie ihnen auch die Teufel unterthan seien in Jesu Namen. Da sprach er zu ihnen (Luc. 10, 20.): „Darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind: freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.“

Welche Ehre würde wohl demjenigen beizulegen sein, dessen Name im Himmel angeschrieben wäre? Und von welcher Ehre würde uns ein Schmuck zufallen, wenn wir ein Uebergewicht geltend machen könnten über die Geister unserer Zeitgenossen? Und wenn er nun im letzteren Falle ausdrücklich spricht: Darinnen freuet euch nicht! worauf soll eigentlich unseres Herzens Liebe und Freude gerichtet sein?

O lasset uns dessen recht eingedenk bleiben! Ebenso, wie man die Ehre bei Gott und die Ehre bei Menschen wohl unterscheiden muß, so lehrt uns bekanntlich der Apostel Jakobus gegeneinander halten die Weisheit von oben herab und die Weisheit von unten. Jener himmlischen Weisheit, welche den Ruhm hat, daß sie sei „keusch, friedsam, gelinde, lenksam, barmherzig, fruchtbar, unparteiisch, ohne Heuchelei,“ setzt er entgegen (Jakob. 3, 15.) die Weisheit von unten, denn er sagt von ihr: „Das ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch.“ Was nun diese Worte besagen: Irdisch, menschlich und teuflisch — dieselbe Beschreibung läßt sich auch von der Ehre bei Menschen machen.

1. Wenn Paulus (1 Cor. 15, 47.) an die Corinther schreibt: „Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch,“ so ersehen wir hieraus, woher das Wort irdisch abgeleitet wird. Und wenn schon in der Schöpfungsgeschichte dem Menschen gesagt wird (1 Mos. 3, 19.): „Du bist Erde und sollst zu Erde werden,“ und wenn Paulus (2 Cor. 5, 1 f.) von einer Zeit spricht, wo „unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird,“ so wird es dir nicht schwer werden, zu errathen, woran man bei allen Dingen, die zu den irdischen gezählt werden, immer gleich denken muß. Daher auch Paul Gerhardt gesungen hat: „Erdengut zerfällt und bricht: himmlisch Gut verschwindet nicht!“ in welchem Sinne auch ein anderer lieber Liederdichter seinen Gesang mit den Zeilen schließt: „Ist doch nichts, was lang bestehet; alles Irdische vergehet und fährt wie ein Strom dahin.“ Was wird also auch von

der Ehre bei Menschen zu sagen und zu urtheilen sein? Gewiß werden wir sagen, daß sie als ein Erdengut vergänglich und eitel ist.

2. Lasset uns nun das Wort „menschlich" betrachten und verstehen. Als einst Petrus durch seine Scheu vor dem Kreuz und Leiden Jesu Christi und durch seinen Ausruf: „Herr, das widerfahre dir nur nicht!" sein zagendes und kreuzflüchtiges Herz verrathen hatte, sprach Jesus zu ihm (Matth. 16, 23.): „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!" Sage mir: warum wollte der Sohn Gottes mit dem Petrus, wie er sich in jener Rede gezeigt hatte, nichts zu schaffen haben? Von dem, was an uns menschlich ist, sagt die Schrift, wenn sie des Todes und der einstigen Auferstehung gedenkt (1 Cor. 15, 43.): „Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft." Was scheint also dem Menschlichen überall noch anzuhangen? Daher schreibt Paulus an die Gemeinde zu Rom (Röm. 6, 19.): „Ich muß menschlich davon reden um der Schwachheit willen eures Fleisches," und das Ablegen dieser menschlichen Gebrechlichkeit läßt sich gar nicht schöner beschreiben, als mit der Liederzeile: „Und die Schwachheit um und an wird von uns sein abgethan!" Wenn also die Ehre, von welcher wir reden, etwas „Menschliches" heißt: was haftet dann an ihrem Wesen? Aber Jesus scheint noch an etwas Schlimmeres gedacht zu haben, als an Schwachheit, denn er bedient sich ja des verabscheuenden Ausrufs: „Hebe dich von mir, Satan!" Nämlich im Satan ist ja nicht bloß die Quelle der Schwachheit und Gebrechlichkeit, sondern der Sitz alles Unreinen, Sündlichen und Bösen. Also nennen wir menschlich, was seiner Natur nach schwach, unzuverlässig und unrein ist. Und auch dies muß man von dem Ehrtriebe sagen, der in des Menschen Brust sich regt.

3. Doch Jakobus hat der niederen, von unten stammenden Weisheit, wie wir soeben schon gewahr geworden sind, noch etwas viel Schlimmeres nachgesagt. Er nennt sie nicht bloß irdisch und menschlich, sondern auch teuflisch. Und bedenke, was dieses schreckliche Wort bedeutet. Ich erinnere dich an die Geschichte des Judas Ischarioth, und daß von diesem gleich anfangs der Herr gesagt hat (Joh. 6, 70.): „Habe ich nicht euch Zwölfe erwählet? Und euer Einer ist ein Teufel." Das heißt ja aber nichts Anderes, als: Einer unter euch ist „teuflisch", oder ein Diener und Werkzeug des Teufels; denn von diesem Judas lesen wir ja, der Satan sei in ihn gefahren und habe ihm eingegeben, daß er Jesum verrieth. Wenn nun die Weisheit von unten, sobald sie das Menschenherz in den Dienst des Teufels stellt und verdingt, teuflisch genannt werden darf: in welchem Falle wird man ein ähnliches Urtheil auch von der Ehrsucht fällen dürfen und müssen?

Kommt denn, liebe Kinder, und laßt uns nun die Ehre vor Menschen recht nahe in's Auge fassen und zusehen, wie diese Gottesgabe sich in uns in etwas Irdisches, Menschliches und Teuflisches verwandeln kann.

1. Irdisch haben wir genannt, was seiner Natur nach der Erde angehört und vergänglich oder nichtig ist. Bei unsern alten Deutschen galt schon die Rechtsregel: Dem belasteten Wagen müsse der leere aus dem Wege fahren. Das pflegte man aber also auszudrücken: „Dem vollen Wagen muß ausweichen der „yttele" oder der eitle." Wie nennt man also in unserer Sprache das Vergängliche und darum Werthlose und Nichtige? Ist dir wohl der berühmte König bekannt, der von den irdischen Dingen insgesammt das Urtheil ausgesprochen hat (Pred. 1, 2.), daß Alles ganz eitel sei? Und nun sieh dir einmal die Dinge an, worein die Ehre bei Menschen gesetzt zu werden pflegt. Eine Jungfrau, wenn sie von lieblicher Gestalt ist, helle Augen und rothe Wangen hat und in schönen Kleidern einherschreitet, fühlt sich sehr glücklich, geht selten durch das Zimmer, ohne einmal vor dem Spiegel still zu stehen, spricht gern mit ihren Freundinnen von den Bällen, auf welchen sie den berühmtesten Tänzer zum Vorreigen gehabt hat, und wer ihr erzählen kann, was die Leute zu ihrem Lobe gesagt haben mögen, den sucht sie mit Liebeserweisungen zu überschütten. Wie nennen wir denn die Verirrung, in welche diese Jungfrau gerathen ist? Aber ist es denn auch wirklich eine eitle Ehre, welche ihre Sinne bethört? Daß es ein sehr vergänglicher Schmuck ist, welchen sie angelegt hat, das begreifen wir schnell; denn wenn nur ein kleiner Knoten in ihrer Lunge sich ansetzt, ein Husten eintritt, und ein Fieber eine Stunde lang allabendlich in ihren Adern klopft: wie werden dann die Lippen aussehen? und wie die Wangen? und welchen Ton wird man aus ihrer Stimme hören? und was wird an der Haltung des Körpers zu bemerken sein? und wie werden nun die schönen Kleider passen? Und was wird man von aller Herrlichkeit dieses Mädchens dann sagen müssen? Darum stehet geschrieben (1 Sam. 12, 21.): „Weichet nicht dem Eiteln nach; denn es nützet nicht, und kann nicht erretten, weil es ein eitel Ding ist." Aber daß es auch, so lange man es besitzt, ein nichtiges Ding ist, versteht sich gar leicht. Wenn ein schönes und modisch gekleidetes Mädchen einer Andern begegnet ist, welche an Schönheit sie übertrifft, und auch einen Hals- oder Haarschmuck trägt, auf welchen Jedermann die Augen richtet, so legt sich über Stirn, Miene und Wangen der Ersteren ein Zug des Unwillens und des bitteren Verdrusses, und sie sieht aus, als ob sie sagen wollte: All mein Glück ist mir durch diese Unholdin geraubt! ich wünsche mir das Leben nicht länger an diesem Ort! Sowie eine Wasserblase zerspringt, so ist die Herrlichkeit vor ihren Augen dahin. Ich frage euch ferner:

Wenn man könnte eines schönen Mädchens Hand unter ein Vergrößerungsglas bringen und zu der Inhaberin sagen: Schaue einmal durch das Glas auf deine zierlichen, fein geäderten Finger! was würde sie zu sehen bekommen? Tiefe Furchen, klaffende Gruben, mit Haaren bewachsene Hügel — kurz ein häßliches Gebilde! und man könnte ihr dabei zuflüstern: So würdest du aussehen, wenn wir ein wenig schärfere Augen hätten!

Lasset mich noch etwas hinzuthun zu dem Kapitel von der Eitelkeit. Ich habe einen Jüngling gekannt, bei dessen Geschichte mir manchmal eingefallen ist, was der Herr durch seinen Propheten gesagt hat: „Wehe dem, der Fleisch für seinen Arm hält!" Er war fest und männlich gebaut, kerngesund, in allen Turnübungen der Vorderste, der dauerhafteste Läufer, der kräftigste Schwimmer, der gewandteste Tänzer, der kühnste Reiter, und wen er packte, den warf er. Gern entblößte er seinen Arm, um das Spielen und Springen der gedrängten Muskeln zu beschauen und sehen zu lassen, und jede Kleidung war ihm willkommen, worin die Fülle seiner Glieder sichtbar wurde. Eine Zeit lang war dieser junge Mann trutziglich und frohlockend durch die Welt gegangen, — da entschied ein einziger Augenblick über alle Herrlichkeit seines zeitlichen Lebens. Beim Aufsitzen schlug sein Pferd aus, um eine Fliege nahe am Sattelgurt abzuwehren. Der Schlag traf sein Knie. Nach kurzer Zeit bildete sich ein Knieschwamm aus. Die Aerzte wußten zuletzt nichts Anderes zu rathen, als die Abnahme des Beines über dem Knie. Der Jüngling, von welchem die Leute zu sagen pflegten: er habe eine Gestalt wie der Apollo von Belvedere, ein Götzenbild der Heiden, überstand die schmerzliche Operation, mußte einen Stelzenfuß anschnallen, auf Krücken gehen, und auf dem Turnplatze sah man ihn nie wieder. Im Garten aber unter einer Linde, da war das abgenommene Bein in die Erde verscharrt, und dort saß der Gebrechliche oft auf einem Rasenhügel, und die ihn dort beobachteten, die meinten, man könne ihm den Schmerz über seine Verwandlung in den Augen lesen.

Nun kommt zwar nicht Jedermann so schnell um Gesundheit, Rüstigkeit und Schönheit seines Leibes, wie dieser Jüngling, die Meisten wissen von einer gewissen Dauer dieses Besitzes zu sagen. Habt ihr aber schon einmal in der Bibel gelesen, was der Prediger anführt von den Tagen des Alters und wie es dann um den Menschen aussieht? (Der Lehrer läßt lesen Prediger 12, 1—8.) Sage mir doch: woran erinnert uns diese Beschreibung durch die Hüter des Hauses, welche zittern? durch die Starken, welche sich krümmen? durch die Müller, die der Zahl nach wenig werden und müßig gehen? Und wo sind wohl die Gesichter durch die Fenster zu finden, welche finster werden? und wo die Thüren auf der Gasse, welche sich schließen? Und wer ist gemeint mit der Müllerin, deren Stimme leise wird? und mit dem Eimer, der zerlechzt am Born?

In dem Allen seht ihr einen Spiegel des Alters, und mit den Worten schließt die ganze Schriftstelle: „Es ist Alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel!“ Wollt ihr, daß ich euch ein Beispiel davon sehen lasse? — Als der König David als Sieger über seinen aufrührerischen Sohn Absalom wieder umkehrte nach Jerusalem, da sammelten sich um ihn viele seiner Getreuen, welche standhaft die bösen Tage mit ihm getheilt, aber auch mit ihrer Habe ihn unterstützt hatten, und der sehr betrübte König genoß wenigstens die süße Freude, ein dankbares Herz zu zeigen gegen Alle, die es verdienten. Unter diesen befand sich auch Barsillai aus Gilead, ein Mann von beinah achtzig Jahren, welcher den König wohl versorgt, auch bei der Furth durch den Jordan sicher geleitet hatte, weßhalb ihn auch die Schrift einen trefflichen Mann nennt. David hatte ihn wohl erkannt und redete ihn alsbald (2 Sam. 19, 33.) mit den Worten an: „Du sollst mit mir hinüberziehen, ich will dich versorgen bei mir zu Jerusalem.“ Aber Barsillai sprach zu dem Könige (V. 34—37.): „Was ist's noch, das ich zu leben habe, daß ich mit dem Könige sollte hinauf gen Jerusalem ziehen? Ich bin heute achtzig Jahre alt. Wie sollte ich kennen, was gut oder böse ist, oder schmecken, was ich esse oder trinke, oder hören, was die Sänger oder Sängerinnen singen? Warum sollte dein Knecht meinen Herrn König fürder beschweren? Dein Knecht soll ein wenig gehen mit dem Könige über den Jordan. Warum will mir der König eine solche Vergeltung thun? Laß deinen Knecht umkehren, daß ich sterbe in meiner Stadt, bei meines Vaters und bei meiner Mutter Grabe!“ — Seht da, was im Alter sich einstellt, wie da alle zeitlichen Genüsse und Freuden von uns Abschied nehmen, alle Reize der Sinne sich abstumpfen, und wie da eine Erfahrung unser wartet, welche Barsillai, hätte er schon den Sohn Gottes gekannt, mit dem Liede des seligen Keymann besungen haben würde: „Laß vergehen das Gesicht, Hören, Schmecken, Fühlen weichen! Laß das letzte Tageslicht mich auf dieser Welt erreichen; wenn der Lebensfaden bricht: meinen Jesum laß ich nicht!“ Was also in der That eine Ehre bei Menschen war — unter dem Dache des Königs und unter dem Sonnenschein seiner Gnade die letzten Tage zu verleben, von seiner Kost zu empfangen, aus seinem Becher zu trinken, und die liebliche Musik des Hofes zu hören — das gehört nun auch zu den Dingen, welche ganz eitel sind. Wenn daher auch mit vollem Herzensdank eine Menschenseele singt: „Himmel, Erd' und ihre Heere hat er mir zum Dienst bestellt. Wo ich nur das Aug' hinkehre, find' ich, was mich nährt und hält — Thiere, Kräuter und Getreide in den Tiefen, in der Höh', in den Büschen, in der See — überall ist meine Weide,“ — doch wird man dem Schlußgedanken nicht ausweichen: das Alles ist irdisch, also vergänglich und nichtig, — oder, wie der Ausgang jenes Verses

lautet: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit!"

2. Bis hierher haben wir, was immer der Mensch als einen Schmuck im Leben, mithin als eine Ehre zeitlicher Art, zu besitzen pflegt, nur als ein irdisch Ding betrachtet und erkannt, wie es seiner Natur nach eitel ist, und also zuletzt in die Reihe der Eitelkeiten gerechnet werden muß. Aber diese Ehre wird ja auch etwas Menschliches genannt, und wir haben schon bemerkt, wie dadurch angezeigt wird, daß die Schwachheit, das Unreine und das Böse sich mit dem Ehrtriebe vermischten.

Zuerst sollt ihr sehen, wie die Schwachheit ihre Rolle dabei spielt. Es ist gewöhnlich, daß man angesehenen Leuten den Vortritt läßt, ihnen in Gesellschaften den ersten Platz oder Rang einräumt, sie bei der Anrede mit ihren Titeln und Orden begrüßt, ja selbst bei der Beerdigung noch ihre Würde durch größere Feierlichkeiten bezeichnet, wie vom reichen Mann im Gleichnisse ausdrücklich erzählt wird: Er starb und ward begraben. Das Alles geschieht nach guter menschlicher Ordnung so, und wer sich dessen weigert, der giebt zu erkennen, daß in seiner Seele Hochmuth sitzt. Aber alle diese Zeichen sind nur verwandt mit der Eitelkeit unseres menschlichen Wesens und haben darum keine Dauer und keine Bürgschaft in sich. Bei einer nächtlichen Feuersbrunst — wie verhält es sich da mit dem Rang unserer Stellung? Auf dem Schiffe, welches in Gefahr steht, Schiffbruch zu leiden: wer hat da den Vortritt in's rettende Boot? Wenn die Pest ausgebrochen ist, oder die Cholera wüthet: wer beobachtet dann die Begräbniß-Ceremonien? Und welches Glied der Familie ererbt den Orden, wenn der Vater, der ihn bekam, gestorben ist? Hieraus ersehen wir, daß alle diese Ehre vor Menschen nichts ist, als ein flatterndes, übergeworfenes Kleid. Nun aber kommt gerade hierbei die Schwachheit der Menschen mit in's Spiel, wie der Prophet Hoseas (12, 2.) von Ephraim sagt: „Ephraim weidet sich vom Winde und läuft dem Ostwinde nach, und macht täglich der Abgötterei mehr." So sah es in Sauls Seele aus, als er von Gott abgefallen war, und auch das Verwerfungsurtheil schon aus Samuels Munde vernommen hatte, und doch noch Samuel um die Gunst bat (1 Sam. 15, 30.): „Ich habe gesündigt; aber ehre mich doch jetzt vor den Aeltesten meines Volks, und kehre mit mir um, daß ich den Herrn, deinen Gott, anbete!" In diesem Sinne klagte auch Jesus (Luc. 20, 46.) „über die Schriftgelehrten, die da wollen einhertreten in langen Kleidern, und lassen sich gern grüßen auf dem Markte, und sitzen gern obenan in den Schulen und über Tische!" Und was würde derselbe Inhaber der Herrlichkeit Gottes erst sagen, wenn ihm vorgetragen würde, was ich einst erlebt habe in einem Dorfe unserer Provinz, wo die Leute bitterlich darüber klagten, daß die gute alte Ordnung beim heiligen Abendmahle völlig abkomme. Diese gute alte Abend-

mahlsordnung hatte nämlich darin bestanden, daß bei dem Umgange um den Altar zum Empfange des Sacraments die Bauern vorangingen, gefolgt von ihren Söhnen; daß den Bauern die Koffäthen sich anreihten, darauf die Großknechte in die Reihe traten und endlich die gewöhnlichen Knechte kamen u. s. w. Hätte man diesen Leuten nicht auch sagen sollen: O ihr meinet nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist? So treiben in den heiligsten Dingen die Schwachheit und das Unreine ihr Wesen. Ja, auch das Unreine mischt sich ein; denn der Mensch, obwohl er weiß, daß er ein Sünder vor Gott ist, will doch auch ohne Gott noch etwas gelten vor den Leuten, wie die Heuchler, welche, wie der Herr spricht, scheinen wollen mit ihren Fasten (Matth. 6, 16.), oder wie die falschen Lehrer, welche nach dem Zeugniß des Propheten Ezechiel die Wand mit losem Kalk getünchet haben (Ezech. 13, 11—15.). Gegen diese Befleckung der Seele hat der Herr (Matth. 23, 24—26.) eine ernste Strafpredigt gehalten, sprechend: „Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket: wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes. Du blinder Pharisäer, reinige zum Ersten das Inwendige am Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde!" Und Jeder unter uns, der vor den Menschen etwas zum Scheine thut, davon sein Herz nichts weiß; Jeder, der sich auf fromme Mienen befleißigt, in andächtiger Geberde einhergeht, an Vereine zur Erbauung sich thätig anschließt und sonst Etwas äußerlich vor sich her trägt, was wie loser Kalk sich ausnimmt, der wird bald genug selber fühlen, daß das „Wehe euch!" auf sein Herz zielt und ihm ein Zeichen in dies Herz macht, welches der Herr an jenem Tage ihm aufweisen wird, wenn er sich nicht von dieser Befleckung noch reinigt, so lange es Heute heißt.

Noch viel näher und dichter kommt die trübe Wolke des Unreinen und Bösen herangerückt in die Seelen der Menschen, wenn die Ehrbegierde sich in Ehrgeiz verwandelt. Zwei Jünger hatte einst der Herr, welche ihm sehr nahe standen: Jakobus und Johannes, bekannt unter dem Namen der Söhne Zebedaei. Sie gehörten dem Stande der Fischer an, also hatten sie keine Versuchung, eine hohe Stellung zu begehren; ihre Seelen waren für die Liebe empfänglich, also konnten sie sich nicht gereizt fühlen, über ihre Mitgenossen zu herrschen; ihr Meister war Christus, also befanden sie sich in der Schule der Demuth. Und doch verräth uns eine Aeußerung ihrer Mutter, daß ein Trachten ganz anderer Art in diesen Männern aufgekommen war. Die Mutter der Söhne Zebedaei wandte sich einstmals zu dem Herrn, und sprach zu ihm (Matth. 20, 21 f.): „Laß diese meine zwei Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken!" Darauf

sprach Jesus: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde?" Sie antworteten darauf: „Ja wohl!" Und er sprach weiter: „Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, sollt ihr getauft werden; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater." Und als nun ein Unwille unter den übrigen Jüngern sich regte über dieses Hervordrängen, rief Jesus die beiden Brüder zu sich und wies sie mit den Worten zurechte: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch, sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht!" — Welche Verirrung hat also das helle Auge Jesu auch in diesen beiden lieben Männern durchbrechen sehen? Und welches Heilmittel schlägt er ihnen vor? —

Hältst du es nun für möglich, daß ein solcher Stachel zum Ehrgeiz und ein brennendes Verlangen, über Andere zu herrschen, auch jetzt noch in die Seele der Jünger Jesu, und zwar schon in recht zartem Alter, kommen könne? Lasset uns einen Blick in eine Schule, oder auch in ein Gymnasium werfen, und sagt mir: wonach bestimmt sich gewöhnlich die Ordnung, in welcher die Schüler neben- und übereinander sitzen? Woran erkennt denn aber der Klassenlehrer, daß ein Schüler vor dem andern fleißig und tüchtig ist? Und wie nennt man das Wechseln der Sitzplätze, welches er nach jenem Befunde von Zeit zu Zeit vornimmt? Und wenn nun bekannt ist, daß an einem gewissen Tage certirt wird: was regt sich da schon Tags vorher in manches Jünglings Seele? Wie bereitet er sich jetzt gerade auf seine Aufgaben vor? Und mit welchem Verlangen betritt er heute gerade seinen Platz? Und wenn seiner Kameraden Einer ihm durch seine Antworten den Sieg abgewonnen hat: was verrathen dann seine Blicke? Hier kommt also nicht bloß Schwachheit und Unruhe, sondern auch Bitterkeit und Haß in das Herz. Nun giebt es aber in den Schulen noch andere Mittel, den Ehrgeiz anzuflammen: man theilt Censuren des ersten, zweiten und dritten Grades aus; man richtet Preisvertheilungen ein u. s. w. Und auch da kommt gar oft ein Versucher und klopfet an und spricht: Laß dir doch deine Prüfungsarbeit durch einen der Oberschüler durchsehen! — Oder du kommst heute in das Zimmer des Klassenlehrers, vielleicht kannst du einen Augenblick allein sein und dir das Buch aufschlagen, aus welchem er die Themata zu lateinischen Arbeiten in seiner Gegenwart aufgiebt! Und wenn du dieser Stimme Gehör gäbest und gingest nach diesen Anschlägen auch nur etliche Schritte weit: könntest du dabei ein gutes Gewissen behalten? O wie würde dich treffen,

was die Stimme Gottes angekündigt hat (1 Petr. 3, 12.): „Das Angesicht des Herrn siehet auf die, so Böses thun!"

Mit diesem Ehrgeiz steht noch ein anderer böser Feind im Bunde — nämlich die Eifersucht, und dann trifft recht zu, was an der Spitze dieses Kapitels steht (Gal. 5, 26.): „Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, untereinander zu entrüsten und zu hassen!" So entrüstet und so mit gehässigem Sinne traten einst Moses Geschwister, Mirjam und Aaron (4 Mos. 12, 1. f.), wider ihren Bruder auf, nachdem dieser ein fremdes Weib, eine Mohrin, geheirathet hatte. Sie sprachen: „Redet denn der Herr allein durch Mose? redet er nicht auch durch uns? Und der Herr hörte es." Und weißt du, welche Strafe der Herr dafür auf Mirjam gelegt hat? (V. 10.) Was sollen wir aber aus dieser Bestrafung durch die Krankheit des Aussatzes lernen? — Eben das, was ich euch schon gesagt habe, daß Ehrgeiz und Eifersucht den Menschen verunreinigen und krank machen vor Gott.

3. Aber wir müssen jetzt noch etliche Stufen weiter hinunter in die Tiefe steigen — und zwar bis an den Rand der Hölle. Wo Eitelkeit, Ehrbegierde und Ehrgeiz eine Seele in ihrer Gewalt haben, da finden wir mit dem Irdischen und Menschlichen auch das Teuflische im Bunde; da ist der schreckliche Schauplatz der Ehrsucht und ihrer Genossen. Davon sollen zuerst die Mädchen ein Beispiel sehen, und darnach will ich auch eines andern für die Knaben gedenken, die ich beide aus der heiligen Geschichte entnommen habe.

Zuerst: Bedenket ihr Mädchen, wie Gott euch ein weiches Gemüth anerschaffen hat! Bei Vielen unter euch kostet es viele Mühe und Uebung, bis sie eine Taube oder ein Huhn schlachten lernen, oder auch nur zusehen, wo zu diesem Geschäfte geschritten wird. Was dünket euch nun, wenn ihr solltet bei der Hinrichtung eines Menschen zugegen sein und mit Hand anlegen? O ich kenne eure Herzen genau genug, um zu wissen, daß ihr Alle eine Bangigkeit und ein Zittern empfinden würdet, wenn in früher Morgenstunde das Anschlagen einer Glocke ein Zeichen gäbe, daß in diesem Augenblicke einem Missethäter durch den Scharfrichter das Haupt mit dem Beile abgeschlagen würde. Ist Eine unter euch, die sich wünschen möchte, recht nahe dabei zu stehen? Oder erbietet sich gar Eine, eine Schüssel zu halten und den Kopf des Enthaupteten auf derselben hinwegzutragen? Ich frage noch einmal, und ihr werdet über diese Frage ein Schaudern bekommen: Liebe Kinder, kommt und sehet mich an, euren alten Lehrer; wenn irgend ein tyrannischer Fürst mir den Kopf abschlagen ließe: würdet ihr dabei bleiben? und welche unter euch würde die Schüssel darreichen und sagen: Mir her das blutende Haupt!? Ihr schweigt Alle, wie erstarrt; es ist, als wolltet ihr sagen: ein Mädchen müßte seine Natur völlig verwandeln, und aus einer Jungfrau müßte ein Teufel werden, wenn das

möglich sein sollte. Nun wohl; aber ich sage euch die Wahrheit, und ihr wißt selbst schon davon, als von einer Wahrheit, daß es einmal einen Lehrer gegeben hat, welcher viel ehrwürdiger und trefflicher war, als der Mann, welcher hier vor euch steht, einen Lehrer, welchen der Herr Jesus den größten unter allen Propheten genannt hat: kennt ihr diesen Mann? Und wisset ihr wohl, wer diesem Lehrer den Kopf hat abschlagen lassen? Und besinnt ihr euch auch jetzt wohl darauf, wer zu diesem Herodes trat und sprach (Matth. 14, 8.): „Gieb mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers!"? Hatte nun diese Tochter der Herodias keine Zeit in ihrem Leben gehabt, wo sie, fühlend wie ihr, bekennen mußte, eine solche Handlung würde mir unmöglich sein? Ihr urtheilt ganz richtig, ein ganz steinernes und teuflisches Herz konnte sie nicht mit auf die Welt gebracht haben; aber nun frage ich: Wie und wann war diese schreckliche Veränderung mit ihr vorgegangen? Matthaeus erzählt uns: am Jahrestage des Herodes habe dieses Mädchen vor ihm getanzt, und so reizend getanzt, daß der König ihr mit einem Eide zugesagt, er wolle ihr geben, was sie fordern würde. Und auf Anstiften einer lasterhaften Mutter forderte sie nun des Johannes blutendes Haupt. In welcher Kunst hatte sich also diese Jungfrau geübt? Und in was für Kleidern stellst du dir diese Tänzerin vor? Und in wessen Gegenwart wurde diese Darstellung ihres Leibes und ihrer Gewänder vorgeführt? Daß du hierbei nicht das Bild eines lieblichen, bescheidenen Mädchens vor die Augen bekommst, sondern das Bild einer durch Eitelkeit verderbten und innerlich erstorbenen Dirne, das verstehst du wohl — und was nun durch die Eitelkeit noch nicht ganz verwüstet war, das hatte das Beispiel einer häßlichen Mutter vollends weggezehrt. Daraus verstehen wir jetzt völlig, wie hier die Eitelkeit und Ehrbegierde zur Teufelei geworden ist, und wie nun ein Mädchen im Stande sein konnte, solch eine Bitte zu wagen und solch eine That zu thun. Wie sehr sind wir nun berechtigt, hier zu sagen: Das ist teuflisch!

Doch ich habe auch den Knaben zugesagt, ich wolle ihnen ein Beispiel von schrecklicher Verirrung des Ehrgeizes erzählen, welcher zur Ehrsucht und zu einem teufelischen Verbrechen den Weg bahnte.

Die heilige Schrift enthält viele Exempel von Greuelthaten, welche ihre erste Anreizung durch Ehrgeiz erhalten haben. Sie meldet uns von einem Könige aus alter Zeit, welcher darauf aus war, die männliche Nachkommenschaft eines ganzen Volkes durch die Wehmütter gleich nach der Geburt ersticken und ausrotten zu lassen, weil er von diesem Volke eine Gefahr für sein Reich fürchtete: kennt ihr diesen König? Sie erwähnt aus viel späterer Zeit einen andern Fürsten, welcher durch seine Henker alle Kinder zu Bethlehem erwürgen ließ, die zweijährig und darunter waren, weil ihm die Anzeige geworden war, daß Bethlehem zur damaligen Zeit

die Geburtsstätte eines großen Königs werden solle, und daß diesem Könige die Völker anhangen würden: wißt ihr mir diesen Fürsten zu nennen? Sie theilt uns ferner mit, daß ein mächtiger morgenländischer Eroberer, Nebukadnezar, durch seinen Feldherrn die Stadt Jerusalem belagert, den jüdischen König Zedekia bei einem Ausfall gefangen genommen, und befohlen hat, daß des Königs Kinder vor ihres Vaters Augen geschlachtet wurden (2 Kön. 25, 1—7.), und er selbst, Zedekia, geblendet und in Ketten gelegt wurde. Das kommt euch Allen schrecklich vor, und es ist es auch. Aber, was ich im Sinne hatte, euch zu erzählen, das ist noch viel schrecklicher.

Auch erfahren wir ferner viel schauderhafte Dinge von Empörung und Aufruhr der Unterthanen gegen ihren von Gott gesetzten Oberherrn, wie z. B. die Rotte Korah, Dathan und Abiram gegen Mose und die angesehensten seiner Beamten eine Verschwörung angerichtet hatten und zur Strafe von der Erde verschlungen wurden und lebendig in den Abgrund stürzten (4 Mos. 16, 21 f. f.); oder wie jener berühmte, aber heillose Seba (2 Sam. 20.), welcher nichts Geringeres beabsichtigte, als einen großen Abfall des Volks von Davids Regiment zu Stande zu bringen, und dessen Haupt zuletzt von seinen Anhängern zu Abel abgeschlagen und über die Stadtmauer in das Lager Joabs geschleudert wurde. Das auch waren schauderhafte Früchte der Ehrsucht; aber, liebe Kinder, was ich für euch noch aufgehoben habe, das ist wahrlich noch viel schauderhafter.

Denkt euch: wenn ein Verführer käme und spräche zu einem unter uns: Das Haus dort ist deines Vaters Haus, in welchem du geboren und erzogen bist, in welchem man dir den Tisch gedeckt, die Kleider bescheert, mit Gaben der Liebe dich überschüttet hat — gehe du hin noch während dieser Nacht, und während dein Vater und deine Mutter daselbst in süßem Schlummer liegen — stecke das Haus mit Feuer an, daß es zu Asche werde, so will ich dich zu einem großen und berühmten Mann machen: würde der also Angeredete nicht bis auf den Tod erschrecken? würde er nicht losbrechen und rufen: O Teufel, hebe dich von mir!? — Oder wenn derselbige Vater ein Gärtner wäre, welcher eine köstliche Pflanzung junger Bäume gemacht und an ihrer Pflege seine Freude hätte, der Versucher aber zu dem Sohne sagte: Wenn du dir willst einen großen Namen erringen, so haue alle diese Stämme ab, mache in dem Garten der Erde gleich was Liebliches daselbst gewachsen ist, und besetze den Eingang, daß dein Vater nicht wieder daselbst ein Werk anfassen könne: würde der Sohn nicht seinen Abscheu ausdrücken und mit Verachtung fragen: Satan, was habe ich mit dir zu schaffen!? — Und wie nun, wenn der Vater ein König, ein Gesalbter Gottes wäre, und der böse Geist rufte in der Seele des Sohnes das Verlangen wach: O daß ich zum Richter unseres Volks gesetzt würde und den Thron besteigen dürfte an

meines Vaters Statt! Und dieser böse Geist ruhte nicht, bis der Sohn einen Aufruhr machte im ganzen Lande und Jedermanns Herz im Volke folgte dem jungen Empörer nach, und der Vater in einem Traueraufzuge und mit Thränen in den Augen müßte seine Königsstadt verlassen und eine große Schlacht liefern, in welcher endlich das verruchte Kind mit dem Hauptһaar an einer Eiche hangen blieb und von des Königs Feldherrn mit drei Speeren zerstochen wurde? Wie nun, wenn man berichten müßte von dem unglücklichen Vater, wie er sein böses Kind betrauert mit den Worten: Absalom, mein Sohn, mein Sohn, wollte Gott, ich müßte für dich sterben!? Und wenn der Ausgang des jungen Empörers so lautete, daß er gleich dem ärgsten Missethäter in eine Grube geworfen und mit Steinen überschüttet worden sei! Sagt, kennt ihr diese Geschichte? Wer ist der Vater? und wer ist der mißrathene, verbrecherische Sohn? Und was er gethan und dereinst vor Gott zu verantworten hat: ist das nicht viel empörender, als die Grausamkeit ehrsüchtiger Könige, als der Frevel des Aufrührers Seba? Und hat nicht dieses Verbrechen gegen des Vaters Krone und heiliges Recht noch viel tiefer in's Herz eingeschnitten, als wenn ein Sohn der Brandstifter des elterlichen Hauses, oder der Verwüster und Zerstörer der Pflanzungen seines Vaters wird? Mit Recht sagen wir auch hier: Das ist teuflisch! Und wo bemerkt man den ersten Anfang dieses Seelenverderbens? Merke dir, daß an der Stelle, wo Absaloms letzter Ausgang erzählt wird, die Nachricht niedergeschrieben ist (2 Sam. 18, 18.): „Absalom aber hatte sich eine Säule aufgerichtet, da er noch lebte, die stehet im Königsgrunde. Denn er sprach: Ich habe keinen Sohn, darum soll dieß meines Namens Gedächtniß sein; und hieß die Säule nach seinem Namen, und heißt auch bis auf diesen Tag Absaloms Raum!" —

Noch habe ich euch eine Stelle zu zeigen, wo die giftigen Früchte dieser Aussaat des bösen Feindes wachsen. Es ist sehr gewöhnlich, daß in der heiligen Schrift die Wohnung des Argen „der Abgrund" heißt (Offenb. 9, 1. 2. 11; 11, 7; 17, 8; 20, 1. 3.) und hieraus erklärt sich der Sinn des göttlichen Ausspruchs (Sprüchw. 16, 18.): „Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor **stolz**." Nicht minder ist es sehr gebräuchlich und beruht auf dem Vorgang unseres Herrn Jesu Christ, daß ein plötzliches Herabsinken des Menschen von seiner eingebildeten Höhe mit dem Einsturze eines Hauses verglichen wird (Matth. 7, 27.: „Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und weheten die Winde, und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall"). Und hieraus erläutert sich der andere Satz der Schrift (Sprüchw. 29, 23.): „Die Hoffart des Menschen wird ihn stürzen!" Also werden als rechte Werber und Helfershelfer des Bösen zwei oder drei Dinge noch genannt: der Stolz und die Hoffart oder

auch der Hochmuth. Laßt mich von diesen drei Satansklippen, von Hoffart, Stolz und Hochmuth, noch etwas zur Warnung aus der Geschichte des Reiches Gottes erzählen.

Zuerst sollt ihr mit mir einen Blick in das Leben des babylonischen Königs Nebukadnezar werfen und sehen, wie dieser gewaltige Fürst sich in Hoffart erhob und wie er von der Hand des Herrn gezüchtigt und niedergeworfen wurde. Als dieser König sich einst auf seiner Burg zu Babel erging, da schwoll sein Herz auf, daß er sprach: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause, durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit!“ Kaum aber hatte er diese Worte ausgeredet, da ließ sich eine Stimme vom Himmel hören, die sprach: „Dein Königreich soll dir genommen werden, und man wird dich von den Leuten verstoßen, und sollst bei den Thieren, so auf dem Felde gehen, bleiben. Gras wird man dich essen lassen, wie Ochsen, bis daß über dir sieben Zeiten um sind, auf daß du erkennest, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche, und giebt sie, wem er will!“ (Daniel 4, 26—29.) Und hat diese Stimme Wahrheit geredet? Da sehen wir also einen hoffärtigen König zum Schrecken der Menschen mit Wahnsinn gestraft und unter die unvernünftigen Thiere des Feldes hinabgestoßen. Ein ähnliches Gericht, das nur noch schrecklicher war, fiel auf Herodes, welcher in blutdürstiger Grausamkeit den Petrus in's Gefängniß geworfen und den Apostel Jakobus hatte enthaupten lassen, und der nun trunken von Uebermuth (Apostg. 12, 21—23.) sich selbst vergöttern ließ, und nicht an die Worte des frommen Abraham sich mahnen lassen wollte (1 Mos. 18, 27.): „Wiewohl ich Erde und Asche bin“. Eines Tages nämlich, wo die Gesandten von Tyrus und Sidon ihn durch eine Gesandtschaft beschickt hatten und Frieden mit ihm geschlossen, da legte er das königliche Kleid an, setzte sich auf den Richtstuhl und that eine Rede an das Volk so gewaltig einher fahrend, daß die Leute sagten: „Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen!“ Aber siehe, kaum hatte er diese Schmeichelei still hingenommen, da schlug ihn der Engel des Herrn, darum, „daß er die Ehre nicht Gott gab; und ward gefressen von den Würmern, und gab den Geist auf.“ Daran in Erfüllung ging die göttliche Drohung (Ps. 75, 5.): „Ich sprach zu den Ruhmräthigen: Rühmet nicht so! und zu den Gottlosen: Pochet nicht auf Gewalt!“

Auch von dem Stolz, wie er mit Schlingen des Teufels die Menschenseele umstrickt und den, der nicht satt werden kann äußerlicher Ehren, in tiefe Schmach hinabstürzt, hat uns die Geschichte der Führungen Gottes ein merkwürdiges Beispiel aufbehalten (Esth. 6, 7—10.). Zu der Zeit, als Ahasverus, sonst auch Xerxes genannt, König über die Perser und Meder war, stand ein großer Theil des überwundenen jüdischen Volkes unter der Ober-

herrschaft des gedachten Regenten. Ein mächtiger Günstling dieses Königs aber, mit Namen Haman, vor welchem sich alle Hofleute unterthänig beugten, hörte, daß ein angesehener, aus Jerusalem gefangen abgeführter Jude, Mardachai, der Einzige sei, welcher diese Ehre ihm zu erweisen und die Kniebeugung zu leisten sich entschieden weigerte. Alsobald wußte dieser Haman einen Blutbefehl vom Könige auszuwirken, welcher die gänzliche Ausrottung des jüdischen Volkes im Lande auf einen bestimmten Tag feststellte. Der Tag der Ausführung war ganz nahe, da geschah es, daß Esther, eine Jüdin und ein Mündel des Mardachai, welche des Königs Herz für sich gewonnen hatte und auf den Königsstuhl erhoben worden war, den König und diesen ehrgeizigen Günstling auf den folgenden Tag zu sich zu Tische lud. In der vorangehenden Nacht konnte der König nicht schlafen, wobei ihm aus der Reichschronik eine Geschichte von jenem Mardachai vorgelesen wurde, welche ganz in Vergessenheit gekommen war. Mardachai hatte nämlich vor längerer Zeit den Mordanschlag zweier Kämmerlinge des Königs entdeckt und die Hinrichtung derselben herbeigeführt. „Was haben wir dem Mardachai Ehre und Gutes dafür gethan?" fragte der König, und erfuhr, es sei ihm nichts dafür geschehen. So ließ er nun am Morgen den Haman hereinkommen, und richtete an ihn die Frage: „Was soll man denn dem Manne thun, den der König gerne wollte ehren?" Haman, der sich einbildete, er sei der Mann, welchem der König große Auszeichnung zugedacht, und der nun als eigener Schöpfer seiner Größe es an nichts fehlen lassen wollte, that nun seinen Mund möglichst weit auf und sprach: „Den Mann, den der König gern wollte ehren, soll man herbringen, daß man ihm königliche Kleider anziehe, die der König pfleget zu tragen, und das Roß, da der König auf reitet, und daß man die königliche Krone auf sein Haupt setze. Und man soll solches Kleid und Roß geben in die Hand eines Fürsten des Königs, daß derselbe den Mann anziehe, den der König gern ehren wollte, und führe ihn auf dem Roß in der Stadt Gassen, und lasse rufen vor ihm her: So wird man thun dem Mann, den der König gern ehren wollte!" Der König aber sprach alsbald zu Haman: „Eile und nimm das Kleid und Roß, wie du gesagt hast, und thue also mit Mardachai, dem Juden, der vor dem Thor des Königs sitzet, und laß nichts fehlen an Allem, das du geredet hast!" Haman konnte nun nicht ausweichen, sondern mußte zu seiner Schmach die ganze Ausrichtung des Auftrags auf sich nehmen. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Beim Mittagsmahl trat Esther als Klägerin wider Haman auf: und der König, höchlich ergrimmt, ließ noch an demselben Tage ihn an den Galgen im Garten aufhenken, welchen der in Ungnade gefallene Günstling vor wenig Tagen seinem Feinde Mardachai aufgerichtet hatte. — So trifft das alte Wort ein: Stolzer Muth geht vor dem Fall!

Ein Beispiel endlich, bis zu welcher Verirrung der Hochmuth verleitet, oder wie die Sprache des Volks sich auszudrücken pflegt, wie weit der Hochmuthsteufel fortreißt, findet sich in der Geschichte zweier benachbarten Könige, des Amazia, welcher in Juda regierte, und des Joas, welcher den Thron von Israel inne hatte (2 Kön. 14, 8. 9.): Beide lebten miteinander in Feindseligkeit, und Amazia sandte eine Ausforderung zum Zweikampf an Joas und ließ ihm sagen: „Komm her und laß uns miteinander besehen!" Das verdroß den König Joas, und zwar nicht etwa, weil er den Zweikampf als eine Uebertretung der göttlichen Gebote ansah, sondern weil er seinen Gegner hochmüthig verachtete. Er ließ dem Amazia zur Antwort vermelden: „Der Dornstrauch, der im Libanon ist, sandte zur Ceder im Libanon, und ließ ihr sagen: Gieb deine Tochter meinem Sohne zum Weibe! Aber das Wild auf dem Felde im Libanon lief über den Dornstrauch und zertrat ihn!" — Verstehst du wohl den Sinn dieses Bescheids? Mit wem vergleichet der König Joas sich und seinen Gegner? Und welches edle Gewächs meint er für seine Person vorstellen zu können? Welche Rolle soll dagegen Amazia übernehmen? Und in welche Züchtigung soll er verfallen, weil er sich mit seinem Gegner gleichgestellt und derselben Ehre für würdig geachtet hat? Glaubst du nun wirklich, mein Kind, daß unter den Menschen Einer so hoch gestellt sei, daß er der Ceder gleiche, und der Andere so tief, daß er das Abbild eines Dornstrauchs hergebe? Und was giebt derjenige zu erkennen, welcher mit solcher Verachtung seinen Bruder behandelt? Es ist oft wahr, daß der Gerechte und Fromme muß verachtet sein, und ist ein verachtetes Lichtlein vor den Gedanken des Stolzen (Hiob 12, 4. 5.); aber noch gewisser ist die göttliche Drohung (Ps. 25, 3.): „Zu Schanden müssen sie werden, die losen Verächter."

Das Alles haben wir uns vorhalten und einprägen müssen, um zu verstehen, wie es auch bei der Ehre vor Menschen zutrifft, was Jakobus von der Natur der menschlichen Weisheit aussagt: Das ist irdisch, menschlich und teufelisch!

Es ist nun aber eine Mahnung des göttlichen Wortes an uns (Jak. 4, 7.): „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch!" Diese Anforderung macht Gott an uns, in welcher Gestalt auch die Verführung zum Bösen uns gegenüber trete. Wie der Teufel der Unkeuschheit, wie der Satan des Geizes, so soll auch der Teufel des Ehrgeizes und des Hochmuths ein Kind Gottes zum Kampfe fertig finden.

Durch welches Mittel läßt uns aber Gott den Kampf bestehen und gelingen? Wie von dem Menschen, welcher über der Sucht nach Geld und Gut dahin gerafft wird, Jesus unser Herr selbst urtheilt (Luc. 12, 21.): „Also geht es, wer ihm Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott"! also muß man auch von dem Menschen sagen, welcher von dem Glanz der Eitelkeit

und allen Lastern derselben verreizt wird und in Anfechtung fällt: Das ist das Schicksal dessen, welcher die Ehre bei Menschen für das höchste Gut erachtet, und die Ehre bei Gott kennet er nicht. Wodurch scheint dir also in der Menschenseele das Gleichgewicht erhalten und eine Schanze aufgerichtet werden zu können gegen Ehrgeiz, Ehrsucht, Hoffart, Stolz und Hochmuth? Aber weißt du nun wohl noch, worin hauptsächlich die Ehre eines Menschen vor Gott besteht und erkannt wird? Das rechte Gegenmittel, welches wir aus Gottes Hand empfangen haben, um siegreich zu bestehen, ist also das Bestehen in der Wahrheit vor Gott. Wenn man demnach Jesu Urtheil gehört hat: der Geldgeizige hätte die Stricke des Mammon zerreißen können, wenn sein Herz geübt wäre, in Gott reich zu sein: welche Arzenei würde man denn dem Ehrgeizigen verschreiben müssen? Mit Recht entscheidest du: Der Mensch muß lernen in Gott wahr sein, das ist die rechte Arzenei.

Aber wer wird mir nun recht bald und recht bestimmt angeben können, was das heißt: Wahr sein in Gott?

Gewiß hatte unser Herr Jesus Christus, als er vor Pilatus stand und sprach: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! keine andere Wahrheit im Sinne, als diese Wahrheit vor Gott. So kommt denn und lasset uns einmal seine Stimme hören. Mit welcher Seligpreisung fängt er denn seine Bergpredigt an? Und welche Menschen führt uns die heilige Geschichte an, als welche wirklich geistlich arm gewesen? Wer war es doch, der vor Gott bekannte: Siehe, ich unterwinde mich, mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin! (1 Mos. 18, 27.) Wer war es, der bei redlichem Rückblick auf die Führungen Gottes in seinem Leben das Geständniß ablegte: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast? (1 Mos. 32, 10.) Wie hieß der unvergeßliche König, welcher an seinem glorreichen Sieges- und Freudentage (2 Sam. 7.) in die Worte ausbrach: Wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast? Aus wessen Munde sind einst die Worte gekommen: Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast? Welcher Apostel hat zu Jesu Füßen das Bekenntniß gethan: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!? Und meinst du nicht, daß diese Frommen, daß Abraham, daß Jakob, daß David, daß Maria und Petrus wirklich Leute gewesen, die man geistlich Arme nennen und um deßwillen selig preisen konnte? Wie nennt man aber diese Gesinnung, in welcher Maria sich des Herrn Magd nennt, Petrus Jesu zu den Füßen sinkt, David fragt: Wer bin ich? und Jakobus bekennt, er sei zu gering aller Barmherzigkeit, die Gott an ihm gethan? Nun wohlan, das ist die Demuth, und die Demuth ist die Wahrheit des Menschen vor Gott.

Wenn du das Wesen der Demuth recht kennen lernen willst, so sieh doch einmal einem demüthigen Menschen, z. B. dem Abraham, recht bis in sein Herz. Während Jesus den Abraham in einem Gleichniß als einen Seligen anführt, der auch selige Menschen in seinem Schoße oder nahe bei sich hat, läßt er diesen Abraham einen Blick werfen in den Aufenthalt des unseligen Reichen und seiner Gesellen; und was hörst du nun aus seinem Munde über den Abstand, der zwischen den Seligen und Unseligen sei? Wie nennt er den Abstand? Und fühlt er dabei ein Verlangen, daß ihm eine Brücke dahinüber gelegt werde? — Nun denke dir aber einmal denselben Abraham, wie er noch als Erdenbürger im heiligen Lande weilte und auf Gottes Geheiß nach den Sternen, also nach den Wohnungen des Himmels, schaute: meinst du nicht, er werde da auch eine Kluft und einen Abstand gefühlt und erkannt haben? Und zwischen wem? Sollte es aber nicht sein Verlangen rege gemacht haben, wenn ihm von dort eine Hand entgegen gereicht worden wäre, ihm näher und höher hinauf zu helfen? — Nun daraus verstehen wir jetzt das Wesen der Demuth. Sie ist das lebendige Gefühl der Kluft, welche zwischen dem Menschen und Gott besteht, aber beständig begleitet ist von dem herzlichen Verlangen, daß ihm Gott Handreichung thun möge zum heiligen und seligen Leben. So sieht es in dem Gemüth aller demüthigen Kinder Gottes, ja selbst der heiligen Engel, aus.

Und diese Demuth ist nun das rechte Mittel, die wahre von Gott geschenkte Arzenei gegen alle Gefahren der weltlichen Ehrbegierde. So hat sie schon der Herr Jesus erkannt und angewendet. Ihr erinnert euch wohl, liebe Kinder, daß einstmals ein Streit unter den Jüngern ausgebrochen war über die Frage: wer wohl der Größte im Himmelreich sei? Gedenkt ihr auch wohl, welche Belehrung er den ehrgeizigen Streitern entgegen hielt? (Matth. 18, 1—5.) Und warum stellte er eben ein Kind mitten unter sie? Aus welcher Beschreibung der Natur dieses Kindes erkennt man, daß wirklich auf die Demuth die Lehre des Herrn gerichtet war? (V. 4.) Ihr könnt auch unmöglich vergessen haben, daß derselbe Gottes-Sohn mit bittern, blutdürstigen Feinden umgeben war, welche gerade durch ihren Ehrgeiz und ihre Ehrsucht gegen ihn so unversöhnlich erbittert waren: wie heißen diese Hasser? Und kommt er nicht diesen entgegen mit demselben Mittel in dem bekannten Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner? Wie heißt der himmlische Schmuck, welchen dieser Zöllner angelegt hat? Und ist es nicht dieselbe Gesinnung, welche Jesus mit dem Wahlspruche besiegelt: Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden!?

Daß aber dieses von Jesu Christo empfohlene Heilmittel wirklich helfen muß, wenn es in der Wahrheit angewendet wird, das

ist ja recht bald einzusehen. Wiederhole du mir noch einmal, worin das Wesen der Demuth besteht!

Wenn demnach die Demuth ein Gefühl ist, und ein lebendiges und bleibendes Gefühl unseres Abstandes von Gott: kann denn ein Mensch, den dieses Gefühl beseelt, ein unruhiges Verlangen nach den eitlen Dingen dieser Zeitlichkeit empfinden, oder bei sich dulden? Wie nachdrücklich werden wir davor gewarnt durch die Weisung: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade." (1 Petr. 5, 5.) Kann ein wirklich demüthiger Mensch durch den Ehrgeiz gestachelt werden, sich über Andere zu erheben? Verträgt sich wohl damit, was Paulus (Phil. 2, 3.) sagt: „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch untereinander Einer den Andern höher, denn sich selbst?" Wenn in dem Demüthigen das herzliche Verlangen sich regt, daß ihm Gott Handreichung thun möge zu seiner Heiligung und Seligkeit: kann dann die Ehrsucht mit ihrem teuflischen Beginnen, mit ihrer Bosheit und mit ihrem Bruderhaß einen Raum in der Seele gewinnen? Denket an die Ermahnung des Apostels Paulus (Coloss. 3, 12.): „So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, — herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth und Geduld."

Sehet da das Mittel zum Widerstande, welches Gott auf unser Gebet darreichen will. Es ist die Demuth.

Hat die Demuth auch in Christo gewohnt? Was sagt er von sich selbst? (Matth. 11, 29.) Aber ist denn dieses sanftmüthig und von Herzen demüthig sein des Herrn Jesu Christi auch wie bei uns Menschen das Gefühl eines Abstandes, einer Kluft zwischen ihm und seinem Vater? Ist es auch ein heißes Verlangen, von Gott unterstützt zu werden im Fortschreiten zur Heiligung und Seligkeit? Warum kann es dieß nicht sein?

Mein Kind, es wird dir nicht schwer fallen, auf diese Frage zu antworten. Du weißt, daß Jesus Christus, dein Herr, nicht bloß die Wahrheit liebt, sondern daß er die Wahrheit selbst ist. Was verdienen daher auch alle seine Worte, wenn er von sich selber redet? Nun hat er bekanntlich (Joh. 10, 30.) gesagt: „Ich und der Vater sind eins", und abermals (Joh. 14, 11.): „Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist." Meinest du nun wohl, daß er so hätte sprechen können, wenn eine Kluft wäre zwischen ihm und dem Vater? — Und nun bedenke auch das Andere, daß er die Jünger versichert hat (Joh. 8, 29.): „Der Vater läßt mich nicht allein; denn ich thue allezeit, was ihm gefällt!" und wiederum (Joh. 14, 10.): „Der Vater aber, der in mir wohnet, derselbe thut die Werke!" Werden wir nun erwarten, daß in diesem Gottessohne ein Verlangen gewesen sei nach Handreichung Gottes zur Heiligung und Seligkeit?

Wenn das nun gewiß nicht der Fall gewesen sein kann: wie steht es nun mit der Demuth Jesu Christi — kannst du sie gleichstellen der Demuth Abrahams, Davids und des Petrus? Tritt nun ein Lehrer vor dir auf und behauptet: Die Demuth ist nichts Anderes, als die Wahrheit einer Seele vor Gott, — kannst du das allerdings gleich annehmen und auch von Dem aussagen, der bezeuget hat: „Ich bin von Herzen demüthig!?" Unstreitig gilt das recht durch und durch von der Demuth unseres Herrn. Aber wenn jener Lehrer alsbald weiter fortfährt und sagt: Jene Wahrheit besteht in der lebendigen Erkenntniß der Seele, daß eine Kluft befestigt ist zwischen ihr und Gott, und in der aufrichtigen Sehnsucht, daß diese Kluft ausgefüllt werde durch Gnade, oder in dem Verlangen, daß ihr Gott Handreichung thue zum heiligen und seligen Leben: werden wir bereit sein, dieses ebenfalls auf die Seele Christi anzuwenden? Wir singen ja: „Die Seele Christi heil'ge mich!" — woran kann sie also nie Mangel leiden? Es ist uns in der Schrift gelehrt, daß wir (Joh. 1, 16.) „von seiner Fülle Alle genommen haben Gnade um Gnade" — ist also wohl eine Lebenslage denkbar, in welcher der demüthige Sohn hätte beten müssen: Gott sei mir Sünder gnädig!? — Wiederhole mir also: Was kann von der Demuth Jesu mit gleichem Rechte wie von der unsrigen gesagt werden? Was aber läßt sich auf seine Demuth nicht anwenden?

Wahrscheinlich wird nun diese seine Demuth auch etwas Unterscheidendes haben, und wenn du wirst einstmals Unterricht empfangen über diesen Sohn Gottes nach dem zweiten Artikel, da wirst du besser verstehen lernen, als jetzt, worin dieser wichtige Unterschied besteht. Einstweilen lesen wir, was von ihm Phil. 2, 5—11. geschrieben steht:

> „5. Ein Jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war, 6. welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, 7. sondern äußerte (entäußerte) sich selbst, und nahm Knechtes Gestalt an, ward gleichwie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden. 8. Er niedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. 9. Darum hat ihn Gott auch erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, 10. daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, 11. und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

Ueber diese Schriftstelle sollt ihr mir jetzt einige Fragen beantworten. Haben wir sie schon einmal in diesem Zusammenhange gelesen? Und bei welcher Gelegenheit ist das geschehen? Und zu welchem Gebote? Woran scheinen wir also an jenem Tage schon gedacht zu haben?

Wohlan: was erfahren wir im 9. Verse? Wir wollen das seine Erhöhung nennen. Und worin soll diese Erhöhung sich erwiesen haben nach V. 10.? und worin nach V. 11.? Nun aber sagt, wie ihr wißt, die heilige Schrift, daß vor Gott allein sich alle Kniee beugen sollen, und dieser Gott selbst spricht feierlich aus: „Ich bin der Herr und sonst Keiner mehr!" was wird denn also hier dem Sohne beigelegt? — Hat denn aber diese Gottgleichheit und göttliche Herrlichkeit der Sohn vorher niemals gehabt? Wenn es im 8. Verse heißt: „Er niedrigte sich selbst": auf welcher Stelle muß er von Ewigkeit her gestanden haben? Was für eine ursprüngliche Gestalt legt ihm daher der 6. Vers mit Recht bei? Aber wofür hat Jesus diese göttliche Gestalt nicht gehalten? Mit einem Raube, oder mit einer Beute schmücken sich die Helden im Kriege, diese tragen sie vor sich her und lassen sie sehen beim Einzuge in ihre Heimath. Was hat aber Jesus, da er als Mensch bei uns einzog, gerade nicht gethan? Wenn ein mit vielen Orden geschmückter Kriegsheld zu seinen armen Eltern und Brüdern einkehrte: würde er wohl alle diese Ehrenzeichen auf seiner Brust glänzen lassen? Oder wird er vielleicht sie mit einem schlichten Oberkleide bedecken? — Seht, liebe Kinder, so war Jesus bei uns, er bedeckte gewöhnlich seine Herrlichkeit; und was hörst du aus dem 7. Verse, was er dagegen angelegt? Und wie nennt Paulus diese Handlung des Herrn? Dürfen wir nun vielleicht sagen: Das war das Unterscheidende seiner Demuth, daß er seine Herrlichkeit unter der Knechtsgestalt verbarg? Aber wozu das, und wem zum Nutzen? Was lernst du aus dem 8. Verse? Welchen Namen führt denn aber die große That, daß er am Kreuze für uns gestorben ist? Jetzt siehst du, daß Paulus an den Erlösungstod des Herrn erinnert. — So lies mir doch einmal, was von seinem Erlösungswerke der Sohn Gottes (Matth. 20, 28.) selbst gesagt hat: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele!" Wem also hat er nun durch seine Erlösung gedienet? Und nun versteht ihr mich gewiß, wenn ich euch lehre: Das ist das Unterscheidende in der Demuth des Herrn Jesu, was ihm Niemand je nachgethan, daß er die ihm inwohnende Herrlichkeit Gottes unter der Knechtsgestalt verborgen hat zum Dienste seiner armen Brüder! Amen.

IX. und X.

Das neunte und zehnte Gebot.

Laß dich nicht gelüsten!

§. 23.

Das Fleisch gelüstet wider den Geist!

Vorlesung aus Sprüchw. 8, 32—36.

„So gehorchet mir nun, meine Kinder," spricht die Weisheit des Herrn; „wohl denen, die meine Wege behalten! Höret die Zucht, und werdet weise, und lasset sie nicht fahren! Wohl dem Menschen, der mir gehorchet, daß er wache an meiner Thür täglich, daß er warte an den Pfosten meiner Thüre. Wer mich findet, der findet das Leben und wird Wohlgefallen von dem Herrn bekommen. Wer aber an mir sündiget, der verletzet seine Seele. Alle, die mich hassen, lieben den Tod."

Gesang.

Gott, heil'ger Geist, nimm du auch mich In die Gemeinschaft ein;
Ergieß' um Jesu willen dich Tief in mein Herz hinein.
Dein göttlich Licht schütt' in mich aus, Und Brunst der reinen Lieb';
Lösch' Finsterniß und Falschheit aus, Schenk' mir stets deinen Trieb.
Nimm gar, o Gott, zum Tempel ein Mein Herz hier in der Zeit;
Ja laß es auch dein Wohnhaus sein In jener Ewigkeit.

Gebet.

Von Kindheit an hast Du Dich uns nicht unbezeugt gelassen mit den Erweisungen Deiner Obhut und Güte, lieber himmlischer Vater; unsere Herzen sind ganz in Deinen Händen. Aber sicher, wie eine wohl verwahrte Stadt, sind diese Herzen darum nicht, denn es keimt darin das Unkraut, welches der böse Feind ausstreut; es regen sich in den heimlichen Winkeln unserer Seelen unreine Lüste und Begierden, welche wider Dich streiten in bösen Gedanken. Wir lassen ja unsere Augen unaufhörlich ausfliegen nach dem, was wir nicht haben können, und machen uns Schwingen wie Adlersflügel. Darum laß Du Deine Augen über uns offenstehen, als ein treuer Wächter und als ein scharfer Zuchtmeister, lehre und hilf uns wachen und beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen; sei uns ein Hüter, daß aus unsern Herzen nicht gehe der Tod, sondern, wie Du verheißen hast, das Leben! Amen.

Wie lautet nach dem Katechismus das neunte Gebot? Und wie das zehnte? Was haben beide Gebote für einen Grundgedanken gemein? Welches Ausdrucks bedient sich das erstemal der Text der heiligen Schrift (2 Mos. 20, 17.) anstatt der Worte, welche

unser Katechismus aus 5 Mos. 5, 21. genommen hat: Du sollst nicht begehren! Wenn nun hier gesagt wird: Laß dich nicht gelüsten! und dort: Du sollst nicht begehren! so wird uns diese Verschiedenheit nicht irre machen, denn wenn wir nebeneinander hören (wie z. B. in dem Spruche Gal. 5, 24.) die Bezeichnung „Lüste und Begierden", so kommen uns diese Gesellschafter nicht als Fremde, sondern als Verwandte, oder gar als Geschwister vor. Aber das werdet ihr wohl gewahr, daß wir bei der Erwähnung der Lüste und Begierden auf einmal an eine Stelle kommen, welche an einem verborgenen Orte des inwendigen Menschen liegt.

Wenn man nämlich das Leben eines Menschen mit einer Pflanzung vergliche, so würde man im vierten, fünften, sechsten, siebenten und achten Gebote Pflanzen erblicken, welche fertige Früchte tragen, zum Theil wilde, herbe und giftige: was scheinen dir aber die Begierden und Lüste abzubilden? Sie sind noch nicht zu Worten oder Werken geworden, sie sind noch nicht als Thaten und Handlungen an das Licht getreten; sondern in welcher Gestalt findet man sie unter der Oberfläche des Bodens? Solche Keime gehen aber in allen Fällen der sprossenden Pflanze voran; wer also sein Feld vor dem Unkraut verwahren will: gegen welche Anfänge muß der schon wachen und kämpfen? Und wie nennt Jesus diese Keime des Bösen, welche aus dem menschlichen Herzen hervorbrechen? (Matth. 15, 19.) Wovon handeln also diese beiden letzten Gebote Gottes? Sie klopfen nach der Reihe in meiner Seele und in eurer Seele an, und fragen uns, wie einst Jesus (Matth. 9, 4.) die Schriftgelehrten fragte: „Warum denkt ihr so Arges in eurem Herzen?" — Wenn in einem erst vor Kurzem von mir erwähnten Ausspruche der Sohn Gottes die Heuchler straft, welche das Auswendige an Becher und Schüsseln rein erhalten, aber das Inwendige voll Raubes und Fraßes sein lassen: an welche Gebote scheint er damit erinnert zu haben? Und wenn derselbe Gottessohn einen Menschen, in welchem das Böse noch nicht zum Ausbruch gekommen ist, sondern unter der Oberfläche bedeckt liegt (Matth. 23, 27.), ein „übertünchtes Grab" nennt, „welches auswendig hübsch scheinet, aber inwendig voller Todtengebeine und alles Unflaths" ist: welche Wahrheit wird auch hier im Einklange mit den heiligen Geboten Gottes verkündigt? Ihr erkennet aus dieser Vergleichung der Predigt unseres Herrn Jesu Christi mit den heiligen zehn Geboten, daß es eine ganz unrichtige Behauptung ist, wenn Jemand sagt: Moses und die Propheten haben eine äußerliche Sittenlehre gegeben und die Thatsünde bekämpft, Jesus Christus aber hat eine innerliche Sittenlehre aufgestellt und den Keim der Sünde, das lauernde Gelüste, mit Wort und That angefochten. Welche Gebote beweisen davon das Gegentheil? Wenn also das siebente Gebot die Thatsünde des

Diebstahls schildert und straft: was für einen Feind lehrt uns das neunte Gebot fürchten und fliehen? Und zwar mit welchen Worten? Und wenn das sechste Gebot den thatsächlichen Ehebruch verurtheilt: in welchem Gebote wird derselben Sünde an die Wurzel gegangen? Und mit welchen Worten? Ist nun Jesus der Erste, welcher die Bezüchtigung ausspricht (Matth. 5, 28.): „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen!? Du siehest daraus, daß schon die zehn Gebote auf die eigentlichen Herzenssünden hingewiesen haben und also Vorläufer der Predigt unseres Herrn Jesu Christi gewesen sind.

Und die heilige Geschichte des Alten Testamentes unterläßt auch nicht, ausdrücklich sehen zu lassen, daß grobe Thatsünden immer aus unreinen Gelüsten des Herzens ihren Ursprung nehmen. Ahab wurde ein Mörder des Naboth mit Hülfe einer Angabe durch falsche Zeugen: welche Gebote Gottes hat er demnach freventlich übertreten? Aber wo lag denn der Keim dieser schändlichen That? (1. Kön. 21, 4. 5.) David befleckte sein gottgefälliges Leben dadurch, daß er ein Ehebrecher und mittelbar ein Mörder an Urias wurde; in welchem Augenblicke seines Lebens wurde aber die Aussaat dieses Giftes in seine Seele gelegt? (2 Sam. 11, 2. 3.) Und welches Gebot wurde demnach damals schon gebrochen?

Damit wir nun eine rechte Erkenntniß von der Beschaffenheit des eigentlichen Verbrechens oder der Thatsünde, und daneben von der Natur der Verunreinigung der Seele durch Lüste und Begierden bekommen, wollen wir euch jetzt in der Weise eines Gleichnisses an zwei Thiere erinnern, welche in ihrem Streben sehr verwandt miteinander sind, weil sie ganz derselben Nahrung nachjagen, in deren Wesen aber sich eine große Verschiedenheit entdecken läßt, indem das eine seine Beute feindlich angreift und bezwingt, das andere aber wartet, bis diese Beute ihm zuläuft und dann dieselbe erwürgt.

Als einstmals Gott der Herr in den Tagen der Schöpfung allerlei lebendige Wesen schuf, ein jegliches nach seiner Art, und die Erde hervorbringen ließ allerlei Vieh, Gewürme und Thiere, da gingen aus seinem Schöpferwillen auch die Ameisen hervor, jenes „schwache Volk", welches dennoch im Sommer seine Speise bereitet — so fleißig, daß man zu den faulen Menschen sagen kann: Siehe an ihre Weise und lerne! von welchen eben darum auch Salomo in den Sprüchwörtern das Urtheil fällt (30, 24.): „Sie sind klein auf Erden und klüger denn die Weisen!" Diese Ameisen leben nämlich in Gesellschaft mit andern ihres Gleichen, wie die Bienen; sie richten auch künstliche Gebäude auf, wie diese, aber nicht in die hohlen Bäume, sondern in die Kammern der Erde; und wie sie in vortrefflicher Ordnung einander helfen und aneinander vorbeikommen, ohne widereinander zu rennen, das könnt ihr selbst

beobachten, wenn ihr einmal zusehen dürft, wenn sie einen andern Bauplatz erwählen und ihren ersten ausräumen müssen.

Weil nun von allen Geschöpfen auf Erden immer zwei gegen zwei und eins gegen das andere geordnet ist, wie Feuer und Wasser, so ordnete der Herr, daß auch dieses schwache Ameisenvolk zwei gefährliche Feinde wider sich haben sollte. Der eine dieser Feinde ist ein vierfüßiges Thier, der Ameisenbär, der andere ist ein Insect, der Ameisenlöwe. Ich sehe wohl, ich werde euch jeden dieser Feinde besonders vorführen und mit Worten abmalen müssen.

Der Ameisenbär, auch wohl der Ameisenfresser genannt, ist eine Art von Faulthier, welches in Südamerika zu Hause ist, einen schleichenden Gang hat, aber über's Wasser schwimmen und Bäume erklettern kann, und auch gegen große Thiere sich wehrt und furchtbar macht, indem es die Klauen oder Krallen seiner Füße dem Gegner in den Leib schlägt. Dieser Ameisenbär geht auf seine Feinde als ein Räuber und Mörder los. Er sucht die Stellen, wo Ameisen ihren Bau in der Erde haben, steckt seine zwanzig Zoll lange, klebrige Zunge, welche wurmartig sich ausstrecken kann, in den Ameisenhaufen hinein, und verschlingt auf diese Weise Tausende der kleinen Thierchen lebendig, weil sie unvermögend sind, von seiner Zunge sich wieder loszumachen.

Wir kommen nun an den zweiten, den heimlichen und tückisch lauernden Feind der kleinen Ameisen. Er heißt der Ameisenlöwe, nicht weil er stärker und tapferer ist, als jener Bär, sondern weil er den einzelnen Ameisen noch viel gefährlicher und gegen diese seine Feinde noch viel grimmiger ist, als jener.

Er gehört zu den Thieren, welche in mehrfaltiger Natur und Gestalt die Erde bewohnen, meistentheils das einemal als kriechendes und sodann als geflügeltes Geschöpf, welches eine edlere Bildung an sich zu tragen scheint. Wenn ihr an Raupe und Schmetterling, an Engerling und Maikäfer, an Made und Biene denkt, so versteht ihr, was ich meine. Der Ameisenlöwe ist also ein Insect. Im Zustande seiner Verwandlung gleicht er einem lieblich und lustig aussehenden Geschöpfe, einer Art von Wasserjungfer oder Afterjungfer (Libelle) mit netzartigen, floraähnlichen Flügeln, und scheint auf nichts weniger als auf Tod und Verderben auszugehen. Aber nachdem diese Libelle sich gepaart hat, legt sie ihre Eier in den Sand, und aus diesen Eiern entwickelt sich der Ameisenlöwe, ein unscheinbares Geschöpf, welches den Hinterleib einer Wanze, die Gestalt einer Spinne, einen breiten, platten Kopf, der nach allen Richtungen hin beweglich ist und an diesem Kopfe zwei Hörner mit Kneipzangen und Saugrüsseln hat. Diese Saugrüssel sind eine Hauptwaffe, mit welcher er die Ameisen, wenn sie in sein Netz fallen, aussaugt und mordet. Mit dieser Nachstellung geht es aber in folgender Weise zu.

Der Ameisenlöwe zieht einen großen Kreis in Gestalt einer

Furche in den Sand und wirft mit Hülfe seines breiten und sehr elastischen Kopfes den Sand ringsum auf den äußern Rand der Furche aus. Ist er damit fertig, so macht er einen zweiten, etwas kleineren Kreis noch tiefer innerhalb der ersten Ringmauer, und verfährt mit dem Auswerfen ebenso, wie er das erstemal gethan. Dieses Geschäft setzt er aber- und abermals und so lange fort, bis ein förmlicher Trichter aus Sand entstanden ist, auf dessen unterstem Grunde er selbst, der Ameisenlöwe, liegt, seine Fangarme ausbreitet, bis eine Ameise in den verrätherischen Trichter hinabfällt, und dann ist es um jedes Geschöpf geschehen, welches aus diesem Zauberkreise nicht schnell genug Rettung zu finden weiß, denn auch Thiere seiner Gattung verschont dieser kleine grimmige Löwe nicht. Naht sich sein Lebenslauf dem Ende, so spinnt er sich in die Gestalt einer kleinen sandigen Kugel ein, fliegt nach der Verwandlung wieder als Libelle aus, und aus den Eiern, welche diese gelegt hat, entspringt alsbald wieder eine Nachkommenschaft, welche mordlustig Fanggruben baut und auf ihre Beute lauert.

Nachdem nun diese beiden Feinde erschaffen waren und das Volk der Ameisen die Macht und Bösartigkeit derselben erkannt hatte, da kam ein jegliches Glied ihrer Gesellschaft große Furcht an; aber die Alten sprachen zu den Jungen: Merket wohl, der eine Feind ist noch schlimmer und gefährlicher als der andere; denn der Bär fällt uns an, aber der Löwe lauert heimlich darauf, daß wir ihm zufallen.

Die Auslegung dieses Gleichnisses wird meinen lieben Kindern nicht schwer fallen.

An wen sollen wir wohl bei dem Volke der Ameisen denken, welches in Gesellschaft zusammenlebt und in gewissen Ordnungen sein Thun geregelt sieht? Von welchen Geschöpfen Gottes kann man nämlich mit Salomo wohl sagen, daß sie klüger sind, als die übrigen? Also werden uns die Ameisen ein Bild des Vereins der Menschen sein. Menschen aber, welche fleißig und betriebsam beieinander leben, haben manches theure Gut, was ihren Reichthum ausmacht: welches dieser Güter soll denn geschützt werden durch das fünfte, welches durch das sechste, welches durch das siebente, und welches durch das achte Gebot?

Wen sollen wir uns denn aber unter den beiden Thieren vorstellen, welche als Verderber der Ameisen-Gesellschaft vorgeführt werden? Ihr wisset schon, daß wir von verschiedenen Uebertretungen der göttlichen Gebote gehandelt haben und daß wir uns über dieselben ein Urtheil bilden wollen. Wem unter jenen Thieren gleicht nun der Uebertreter, welcher durch W o r t und T h a t die Gesetze des heiligen Gottes verletzt, das Leben, die Ehe, das Eigenthum, den guten Namen seines Nächsten anfällt? Worin scheint dir die Aehnlichkeit dieses Menschen mit dem Ameisenbär zu liegen? Kann wohl ein Dieb mit dem Faulthiere zusammengestellt werden? Wa-

rum? Und woran erinnern uns die scharfen, todtbringenden Klauen, welche der Ameisenbär seinem Feinde in den Leib schlägt? Welche schauderhafte Handlung geht auch dem Räuber auf dem Fuße nach? Und bedeutet nicht der Umstand auch etwas, daß jener Bär in das Innere des Baues eindringt? Und der anderweite, daß er mit seiner Zunge viele Tausende zu Grunde richtet? Du siehest also wohl, daß jenes Thier eine ernste Bedeutung hat und schlimme Feinde des Menschengeschlechts darstellt.

Aber nun denke dir einmal einen Menschen, welcher das Arge nur in seinem Herzen und Gedanken hegt und lauert auf die Gelegenheit, wo er seine Gelüste danach leicht befriedigen kann: in welchem Bilde scheint dir dieser abgemalt zu sein?

O höret mir zu, daß ich euch etliche solcher Ameisenlöwen abzeichne.

1. Dort ist ein kleiner Knabe in dem Zimmer allein zurückgeblieben. Auf dem Tische steht offen die Zuckerdose; vor dem Tische siehst du den Knaben; er hat sich auf die Zehen gestellt, sein Kopf ist ausgereckt, die Hand greift nicht zu. Aber den schönen, süßen Zucker will er ansehen, und wenn etwa ein Stück aus der Dose herausfiele, das würde er erhaschen, im Munde aussaugen und verschlingen. Fällt dir nicht das Thier schon ein?

2. In jenem Garten befindet sich ein größerer Knabe. Man meint, er sinne über seine Schulaufgabe nach. Aber er befindet sich gerade unter einem Aprikosenbaum, dessen Früchte anfangen gelb zu werden, zugleich einen lieblichen Geruch verbreiten, hie und da auch so lose hängen, daß es möglich wäre, wenn man ein wenig daran stieße, daß diese schöne Frucht von selbst herunterfiele. Den Baum selbst ersteigen, das will der Knabe nicht; er erachtet auch das Schütteln, wenn es Vater oder Mutter sähe, für eine Sünde; doch sein Blick geht in die Zweige hinauf, der Gedanke folgt nach: O hätte ich dich! und als die Stunde zur Schule ruft, will er doch noch ein paar Augenblicke warten, ob nicht vielleicht ein Windstoß ihm zu Hülfe komme, und zwar wirksamer, als er es mit dem Anlehnen seines Leibes versucht hat. „Wird die Frucht abgeworfen, nun dann verspeiste ich sie im Holzstalle des Schulhofs!" so denkt er, sagt es aber nicht. Erscheint auch da nicht abermals die Gestalt des Ameisenlöwen?

3. Der Sohn eines Bürgers aus einer fernen Stadt steht als Lehrling in der Werkstätte eines Zimmermeisters. Eines Abends, wo er sich in der Ecke der Stube aufhält und zu schlafen scheint, rücken die Gesellen am Tische zusammen und zählen ihr durch Fleiß erspartes Geld auf. Der Eine hat Papiergeld, der Andere hat Silber, der Dritte Gold in einem kleinen Beutel. Jener Lehrling lauscht nach diesem Beutel; sein Mund spitzt sich, seine Finger thun dasselbe, und in dem Gedanken steht geschrieben: Wenn so ein Beutel verloren ginge, und ich fände ihn, den höbe ich mir auf, und würde

ein reicher Mann! Nehmen? — davor behüte mich Gott! Aber finden, dabei wäre ich gleich! Müßt ihr nicht auch hier wieder an den lauernden Ameisenbär denken, von welchem wir im Gleichnisse gehandelt haben?

4. Margarethe, die Tochter eines armen Webers, war in Diensten bei einer sehr reichen Herrschaft. Der Hausherr hatte sich von einem ganz kleinen Anfange aus in einer Reihe von Jahren ein ansehnliches Vermögen durch Fleiß erworben und war in Besitz dreier großen Güter gelangt. Oft regte sich in Margarethens Seele ein lebhaftes Verlangen, dieses Ziel auch zu erreichen, nicht durch anhaltende Anstrengungen und Entbehrungen, sondern wo möglich auf einem andern Wege. Gern beschäftigte sie sich des Abends vor dem Einschlafen mit solchen Träumen bei offenen Augen, und statt des Abendgebets, welches sie von Vater und Mutter gelernt hatte, hing sie ihren heimlichen Gelüsten nach und sah sich schon im Geist mit Kutschen und Pferden bedient, in die schönsten Gewänder gekleidet, und an dem Arm eines wohlhabenden Bräutigams vor den Altar geführt. Wäre ich doch nur reich wie meine Herrschaft! dachte sie, dann sollte sich alles Andere von selbst finden; und man kann ja reich werden, ohne sich am unrechten Gute zu vergreifen, nämlich, wenn man das große Loos gewinnt. So setzte sie in die Lotterie und hoffte nun von einem Ziehungstage zu dem andern auf die Botschaft des Glücks. Was tausend und aber tausend Menschen von ihrer Armuth in jenen Glückstopf hineingeworfen hatten, das sollte, so meinte sie, als eine Bescheerung von Gott in ihren Trichter herunterlaufen. Schon wieder erscheint da vor euren Augen jenes lauernde Thier!

5. Und nun erinnert euch nur noch einmal an den Seelenzustand jenes Ahab, des Königs von Israel. Es fehlt ihm zu seinen königlichen Besitzungen nichts weiter als Naboths Weinberg; aber dieser ist nicht zu erkaufen und auch nicht zu vergessen. Da liegt nun der mächtige Mann auf seinem Ruhebett in tiefstem Verdruß. Er mag mit Niemand ein Wort reden. Siehe, da läßt sein unternehmendes und böses Weib, die Jesebel, eine Aeußerung fallen: „Was wäre für ein Königreich in Israel, wenn du thätest? Stehe auf und iß Brot, und sei gutes Muths, ich will dir den Weinberg Naboths verschaffen!“ So fängt der Mann wieder an, seinen Begierden nachzusinnen; aber er selbst will keinen Schritt danach gehen, keine Hand danach ausstrecken, sondern ganz still sitzen, derweile sein Weib die Anschläge macht, die falschen Zeugen gegen Naboth dingt und das Todesurtheil über den Besitzer des Berges herbeiführt. Als Naboth zu Tode gesteinigt ist, und seine Güter eingezogen werden sollen, da hatte der König nichts eiliger zu thun, als die Fangarme zu öffnen und zu dem Weinberge zu sagen: Jetzt bist du mein! Und ich muß schon wieder fragen: Ist das nicht gerade so, wie in der Erzählung von dem Ameisenlöwen?

In allen bisherigen Fällen haben wir das Thier im Gleichnisse nur auf der Lauer gesehen, wie es auf seine Beute wartet und wie es lüstern ist, dieselbe zu empfangen und zu verzehren, wenn sie herankommt. Meinest du, daß es unter den Menschen dabei bleiben, daß die böse Lust nicht durchbrechen wird zur That? Bedenke doch, wie es mit jenem Geschöpfe im Sande wird, wenn es sich eingesponnen oder verpuppt hat? Auf welche Weise bewegt es sich nun? Und gleichwie es in ungebundener Lust herumfliegt und sich mit andern paart, so macht auch die böse Begierde, ehe man sich's versieht, sich los aus ihrem Versteck und erzeugt die böse That.

Doch wir verlassen nun unser Gleichniß und nachdem wir die Gelüste und Begierden in der Art, wie sie sich zu regen pflegen, beobachtet haben, werden wir nun fragen müssen: wo sie ihren Sitz haben?

Als einstmals, nach dem Sündenfall, Gott der Herr seine Stimme vernehmen ließ im Garten, da der Tag kühle geworden war, da sprach er: Adam, wo bist du? Welche Entschuldigung brachte denn Adam vor darüber, daß er dem Herrn nicht entgegengekommen war? (1 Mos. 3, 10.) Wir haben uns vorgenommen, jetzt die Begierden und die Gelüste zu fragen: Wo bist du? Und meinst du nicht, daß wir dieselbe Antwort hören werden: Ich versteckte mich!?

Es giebt sehr heimliche und auch sehr heilige Orte, wo sich ein böser Feind verstecken kann. Obadja, Ahabs Haushofmeister, versteckte einst zweimal fünfzig verfolgte Propheten in einer Höhle: was für ein Ort war das? Joas, der Sohn Ahasjas, wurde während einer blutigen Verfolgung der königlichen Kinder mit seiner Amme im Hause des Herrn versteckt sechs Jahre lang: was für ein Ort war das?

Ein Ort, wo sich die Begierde heimlich versteckt, ist unter andern das Auge und die Zunge. „Ein loser Mensch" — sagt Salomo, „ein schädlicher Mann, gehet mit verkehrtem Munde, winket mit Augen, deutet mit Füßen, zeiget mit Fingern, trachtet allezeit Böses und Verkehrtes in seinem Herzen und richtet Hader an!" O wie viel versteckt sich hinter den Augen und Mienen des Menschen!

Als die Hohenpriester dem Judas Ischariot gelobten „Geld zu geben" (Luc. 22, 5.), da mag er seine Augen wohl sehr niedergeschlagen haben; aber was war es denn, das in diesen gesenkten Blicken sich verbarg? Als derselbe die Rede wahr machte: „Ich will ihn euch verrathen; welchen ich küssen werde, der ist's, den greifet!" und er im Garten Gethsemane herzutrat und sprach: „Gegrüßet seist du Rabbi!" und küssete Jesum: da mögen die Augen ein freundliches Leuchten angenommen haben, aber hinter diesen freundlichen Blicken hielt sich etwas Anderes versteckt, — wer nennt mir das?

Lange vorher, ehe Potiphars Weib nach Josephs Kleide griff und das unverschämte Wort zu ihm sagte, hatte sie „ihre Augen auf Joseph geworfen", und Joseph hatte in diesen Augen vielleicht Wohlwollen und Freundlichkeit gelesen, — aber welchen verkleideten Feind sah er nicht?

Wenn wir hätten zusehen können, als die Jünger der Pharisäer und die Hofleute des Herodes zu Jesu traten, um ihn zu fangen in seiner Rede (Matth. 22, 15 f. f.), und wenn wir hätten können zuhören, als sie mit einschmeichelnder Stimme zu ihm sprachen: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach Niemand und achtest nicht das Ansehen der Menschen!" was würden wir aus dem Klange der Rede und aus der höflichen Zukehr der Augen uns abgenommen haben? Konnte Jesus dadurch getäuscht werden? Wir lesen ja: „Da er aber ihre Schalkheit merkte," was war es also, was sich in den Augen und Geberden versteckt hielt? Und worauf lauerte diese Schalkheit?

Zu einem heimlichen Versteck dient nicht bloß das Auge und die Rede, — auch die Kammer, in welcher wir zum Schlafen uns anschicken, heißt so. Das lernen wir aus dem Prediger (10, 20.), welcher davor warnt: „Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen, und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und, die Fittige haben, sagen es nach." Glaubst du nun wohl, daß sich arge Gedanken und böse Gelüste auch in dein Kämmerlein verstecken und dir den Ort verunreinigen können, wohin uns Jesus weist, als in die Stätte des Gebets?

Da legt sich ein Mädchen in ihr Bette. Sie hat im Laufe des Tages von ihrem Lehrer einen scharfen Verweis und Schelten vor der ganzen Klasse bekommen. Jetzt fängt die Strafe erst recht an zu brennen, oder zu wurmen, wie man spricht. Aber jetzt erwacht auch die böse Lust, etwas auszudenken, was diesen Mann verdrießt, womit sich das Kind für den Schmerz an ihm rächen will, sobald er wieder etwas Aehnliches vorbringt. Es fallen dem Mädchen recht beißende Antworten ein, welche sie hätte geben können, wenn es ihr nur gleich in den Sinn gekommen wäre, und jede solche Antwort wird zu einem scharfen Pfeil gemacht und aufgehoben zur Gegenwehr. Ja sie schläft mit der Vorstellung ein, als habe der zornige Lehrer jetzt schon so viel Wunden und Stiche von ihr bekommen, daß es ihm nicht einfallen werde, wieder einmal anzufangen.

Und nebenan in der Schlafstube wacht der Bruder noch, und seine Seele hat eine verschiedene, aber ebenfalls verstohlene Beschäftigung angefangen, welche sein Blut erhitzt und in seine Augen keinen Schlaf kommen läßt. Er ist, wie schon manchmal, an dem Laden eines Bilderhändlers vorübergegangen und hat daselbst ein

unreines, unkeusches Bild einer schamlosen Weibsperson gesehen. Dieses Bild ist nicht mehr vorhanden für die leiblichen Augen; aber es winket und locket noch in einem Nachbilde, welches der Knabe in seiner Seele aufgehoben und ausgebreitet hat. Gleichwie eine Aasfliege um einen stinkenden Körper herumschwirrt und sich dann darauf setzt, ihn auszusaugen, so thut seine Seele mit dem Bilde, welches ihr vorschwebt. Der Knabe merkt es wohl an seinem Herzklopfen, daß er etwas Böses treibt; Gott weiß es, daß in diesem jungen Herzen das neunte und zehnte Gebot gebrochen wird; aber wer vermag denn nachzuweisen, wo das böse Gelüste seinen Hinterhalt hat? Es versteckt sich hier im Kämmerlein, an einem heimlichen Orte.

Es birgt sich sogar auch an heiligen Orten. Ein solcher heiliger Ort ist der Tempel, das Haus Gottes. Da sitzt ein armer Tagelöhner und hört der Predigt zu. Ihm gegenüber in einem Gitterstuhle hat der Besitzer des Ritterguts seine Stelle. Diesen Anblick am heiligen Orte zu genießen, hat jener Arme erwartet, denn er gedenkt zürnend daran, daß ihm dieser reiche Mann gestern Abend ein Darlehn von einem Scheffel Korn zu geben verweigert, sein Flehen rund abgeschlagen hat. Sein Herz dürstet nach Vergeltung und er will diese Vergeltung an heiliger Stätte genießen. Heute nämlich wird der Pastor über das Gleichniß vom reichen Manne und armen Lazarus predigen. Das will unser erzürnter Kirchengast recht mit anhören, dem reichen Manne immerfort in die Augen sehen und sich daran laben, wenn der roth werden, erschrecken und sich vor der ganzen Gemeinde schämen muß. Gott hat durch Salomo uns ermahnen lassen: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest, und komm, daß du hörest!" Scheint dir nun dieser arme Mann seinen Fuß auf dem Wege in das Gotteshaus vor Straucheln bewahret zu haben? Sollte er denn kommen, eine Strafpredigt gegen seinen Nächsten mit anzuhören? Was war es denn eigentlich, was jeder Anwesende von ihm glaubte, als er mit gefalteten Händen in seinem Kirchstuhle saß? Und welchen Ort hatte die unreine Lust gewählt, um sich darin zu verstecken? Etwas ganz Aehnliches trägt sich an dem heiligen Orte eines andern Tempels zu. Dichte Schaaren von Anbetern finden sich da zusammen; man umgiebt in gedrängten Reihen, mit gespannten Sinnen und Gemüthern einen Verkündiger des Evangeliums, welcher jetzt mit seiner jungen Kraft, mit seinem heiligen Ernst, mit seiner brennenden Jesusliebe alle Prediger derselben Stadt zu übertreffen scheint. Dort hinter dem Pfeiler steht ein solcher Prediger aus der Nachbarschaft, verwendet kein Auge von dem Diener Gottes, schreibt sich mitunter auch einige Zeilen in seine Schreibtafel, um jedes Wortes gewiß zu sein, und man merkt diesem Manne die Freude an, daß er an einem Platze steht, wo ihm keine Sylbe entgeht. Als der Gottesdienst aus ist, kommt

ein gutmüthiger Bekannter an diesem spannenden Zuhörer vorüber, und bemerkt ihm: „Gewiß haben Sie sich heute recht erbaut!“ Er antwortet: „O ja!“ aber die Antwort treibt eine Röthe in seine Wangen, als müsse er sich darüber schämen. Bald kommt ein Anderer, der besser weiß, wie es eigentlich um das Herz dieses aufmerksamen Zuhörers bewandt ist. Dieser zieht ihn auf die Seite und fragt lächelnd: „Nun, werden wir bald über den großen Redner von heute ein Urtheil in der Zeitung zu lesen bekommen, gewürzt mit Pfeffer und Salz?“ Und Jener winkt mit den Augen und deutet an, in seine Schreibtafel sei heute manche schmackhafte Brocke eingetragen worden, und er selbst gäbe um Vieles nicht den Genuß hin, welchen er in dieser Morgenstunde gehabt. Saget, liebe Kinder, was für einen Genuß mag dieser Mann meinen? Ach, er hat sich nicht erbaut, nicht unterrichtet; aber er hat den jungen Prediger auf manchem Ausdrucke betroffen, über manchem Gedanken ertappt, welchen man ihm gelegentlich zum Vorwurf machen kann. In dieser Erwartung war er hingegangen, das gehörte Wort hatte seine Begierde immer höher gesteigert; und nun hatte er die traurige Freude, sich recht voll Gift gesaugt zu haben! Und an welchem Orte war ihm dieses Gelüste erfüllt und befriedigt worden? — So trifft ja unsere Behauptung zu: daß kein Ort so heimlich und kein Ort so heilig ist, wo nicht die böse Lust und Begierde ihren Versteckplatz haben und behaupten könne. Noch Eins will ich hinzufügen.

Wir nennen den Tempel einen heiligen Ort: was dünket euch des Menschen heiligstes Thun zu sein? Wenn der Vater und die Mutter ihr Haus am Abend zu einem kleinen Tempel gemacht haben, die Kinder und Hausgenossen in einen Kreis zusammengetreten sind: was geschieht nun? Und wo man singt und betet: ist man da endlich einmal sicher, daß nicht eine böse Lust sich versteckt hält? Oder muß nicht ein aufmerksamer Hausvater manchmal ein Glied der kleinen Hausgemeinde vornehmen, wenn die Betstunde vorüber ist, und fragen: Warum hast du, lieber Knabe, an diesem Abend das Gebet gehalten, während dein jüngerer Bruder an der Reihe war? Ist's etwa geschehen, weil ein fremder Besucher mit bei uns zu Gaste ist? Warum, liebe Dienerin, hast du gerade an diesem Abende dich so herausgeputzt? Wolltest du lieber Menschen vor Augen haben, als Gott?

Auf die Frage: wo das böse Begehren und die böse Lust ihren Sitz eigentlich haben? haben wir eine Antwort gegeben, nämlich diese: sie verstecken sich an heimlichen und heiligen Orten unserer Seele, und es ist kaum eine Stelle zu denken, wo sie nicht lauern.

Aber diese Antwort genügt noch nicht ganz. Bedenket folgendes Exempel.

Ein Landmann, welcher seit langer Zeit an körperlichen Be-

schwerden litt, hatte sich auf dem Zimmer eines berühmten Arztes eingefunden, um Hülfe zu holen. „Worüber haben Sie denn zu klagen?“ fragte der Arzt. „Ich leide an kurzem Odem,“ antwortete der Landmann. „Wenn ich über einen Berg soll, oder auch nur eine Treppe hinauf, dann befällt mich eine wahre Seelenangst. Zu manchen Zeiten bekomme ich auch heftiges Herzklopfen, zumal nach Tisch, wenn ich mich auf Augenblicke zur Ruhe setzen will, — auch gegen diese Noth möchte ich Sie um ein Mittel bitten. Endlich aber, wie man von guten Dingen zu sagen pflegt, daß wenigstens drei immer zusammen gehören, so muß ich auch von meinen Lasten und Gebrechen dasselbe Sprüchwort anwenden. Denn ich habe Ihnen noch einen dritten Mangel zu klagen, dem Sie werden abhelfen müssen, wenn es mit mir besser werden soll. Seit vielen Jahren habe ich schweißige Füße gehabt, und diese Erleichterung meiner Natur war mir eine offenbare Wohlthat. Nun aber werden es heute gerade sechs Wochen sein, daß mir der Schweiß der Füße völlig abhanden gekommen ist und ich über eine lästige Trockenheit der Haut zu klagen habe. Ich bin überzeugt, daß ein Hauptheil meines Uebelbefindens überwunden sein wird, wenn Sie durch Umschläge oder Arzenei das Schwitzen der Füße wieder in Gang bringen.“ Der Arzt that noch manche Frage und ließ sich dann also vernehmen: „Mein lieber Freund! wo Ihre Krankheit eigentlich ihren Sitz hat, das scheint noch erst erforscht werden zu müssen. Sie nennen die Brustbeklemmung, das Herzklopfen, die Trockenheit der Haut; gewiß machen Ihnen alle diese Erscheinungen viel Beschwerde, — aber diese sind es nur, hinter welche sich der Krankheitsstoff versteckt, und wenn ich Ihnen Mittel verschreiben wollte, welche im Stande wären, dem abzuhelfen, so käme darum die Gesundheit nicht wieder. Der eigentliche Sitz der Krankheit scheint mir im Unterleibe zu sein, und dagegen zu wirken wollen wir versuchen.

Hast du den Sinn dieser Antwort begriffen, so wird dir deutlich geworden sein, warum es noch nicht genügt, wenn wir auffinden, wo böse Lüste und Begierden sich ein und das andere Mal versteckt halten, sondern daß man noch weiter wissen muß, wo sie ihren eigentlichen Hauptsitz haben.

Ich denke aber, wir werden diese Antwort schnell genug finden. Erinnert ihr euch noch, aus welcher Stelle im Menschen der Herr selbst die argen Gedanken hervorkommen läßt? (Matth. 15, 19.) Nun sind aber jene Lüste und Begierden, welche sich in die heimlichsten und in die heiligsten Orte einschleichen und wie jener Ameisenbär auf der Lauer liegen, gewiß aus argen Gedanken geboren: wo haben sie also auch alle ihren Grundsitz? Was hat daher auch die Schrift von dem Dichten des menschlichen Herzens bezeugt? (1 Mos. 8, 21.) Und wenn wir nun aus den Sprüchwörtern (20, 9.) die Frage hören: „Wer kann sagen, ich bin rein in meinem

Herzen und lauter von meiner Sünde? Was wird danach von aller Menschen Herzen behauptet? Und seit wann ist denn dieses Verderben in der Menschen Herzen gekommen? Worin aber besteht dieses Verderben auch in denen, welche die sündliche That noch nicht wiederholt haben? Merket, was uns Gott selbst gelehret hat von der sündlichen Lust (Jakob. 1, 14 f.): „Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelocket wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod."

Bedenket, daß hier das Wörtlein „ein Jeglicher" steht: wird wohl Jemand unter uns ausgenommen von dieser bösen Lust und von dieser Befleckung des Herzens? Und wenn von dieser bösen Lust gesagt werden muß, daß sie die Sünde gebieret, also daß sie die Mutter der Sünde sei: welche Schuld trägt demnach jeder Mensch auf seiner Seele? Und da nun, wie wir gesehen haben, jene böse Lust und Begierde uns nachschleicht an die heimlichsten und an die heiligsten Orte, kann es dann wohl einen Augenblick geben, wo ich sagen dürfte: Ich weiß mich von der Sünde frei!?

Wie pflegt man diese Sünde, welche in der unreinen Lust und Begierde besteht und vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf das Kind schon bei der Geburt übergeht, auch sonst zu nennen? Und welchen Namen giebt denn der Herr selbst dieser Erbsünde, oder der verderbten menschlichen Natur, wo er von ihrem Ursprung redet? (Joh. 3, 6.) Gleichwie er hier sagt: „was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch", so stellt auch sein Apostel (Gal. 5, 24.) das Fleisch in seiner unzertrennlichen Verwandtschaft mit den Lüsten und Begierden zusammen. Wollen wir also kurz sagen, wo die Lüste und Begierden ihren Hauptsitz haben, so ist nun deutlich, daß man antworten muß: in dem sündhaften Herzen, oder in unserm Fleisch.

Aber das Wort Fleisch will recht verstanden sein. Auch der Vogel, der mir unter dem Fenster singt, auch das Roß, das auf der Wiese fröhlich herumspringt und löckt, auch die sind Fleisch, d. h. sie haben einen fleischernen Körper; sie haben Augen, Ohren, und alle Sinne, und werden auch durch ihre Sinne dahin geführt, wo sie sich freuen und das Gute genießen können. Man wird also behaupten dürfen, daß sie sinnliche Geschöpfe sind, oder eine Sinnlichkeit haben. Aber wird es dir wohl jemals einfallen, wenn ein Thier seinen sinnlichen Trieben nachgeht, dasselbe zu verklagen, daß es von bösen Lüsten und Begierden regiert werde? Also ist es ein Irrthum, wenn man meint, das Wort „Fleisch" bedeute in der heiligen Schrift nur soviel als „Sinnlichkeit" oder Sinnenwesen.

Die heilige Schrift selbst erkläret uns das Wort anders, und zwar auf ihren ersten Blättern. Nachdem die Menschheit auf Wege

des sündlichen Verderbens gerathen war, lautete das Urtheil ihres Schöpfers über sie also (1 Mos. 6, 3.): „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch." Denn, spricht der Herr, sie sind Fleisch. Das Wort Fleisch muß also das in dem menschlichen Herzen befindliche trotzige Wesen bezeichnen, welches sich von Gott abgewendet hat und der göttlichen Zucht nicht unterthan sein will.

Und damit stimmt nun, was Paulus erklärt (Röm. 7, 18.): „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes." Und abermals (Gal. 5, 17.): „Das Fleisch gelüstet wider den Geist."

Und an das Fleisch in diesem Sinne hat auch der Herr gedacht, als er (Matth. 26, 41.) die Klage aussprach: „Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach!"

Wir sind nun einig über den Hauptsitz der Lüste und Begierden, daß derselbe zu suchen sei in dem Herzen des natürlichen Menschen, oder in dem Fleisch.

Nun habe ich aber nicht umsonst diese Lüste und Begierden mit wilden Thieren verglichen. Wir werden nämlich hierdurch von selbst auf die letzte Frage geführt: Woher holen sie ihre Nahrung, wo finden sie ihr Futter, oder kurz: Wohin hauptsächlich pflegen diese Lüste und Begierden ihre Richtung zu nehmen?

Die Antwort kann uns nur der Katechismus geben. Wie lautet nach diesem das neunte Gebot? Und welcher Gegenstand ist hier genannt? Welches ist sodann die Forderung des zehnten Gebots? Und welche Dinge werden hier als verbotene bezeichnet und vor der bösen Lust entrückt? Auf der einen Seite steht hier das Haus, auf der andern Seite werden aufgeführt: Weib, Knecht, Magd, Vieh. Auf wessen Haus soll das Gelüste nicht zielen? Und wessen Weib, Knecht, Magd oder Vieh soll von unserer Begierde nicht berührt werden? Würdest du dich wohl in deinem Rechte befinden, wenn du ein solches Haus, oder ein solches Weib u. s. w. mit deiner Begierde umfassen wolltest? Was hat dagegen dein Nächster auf alle diese Dinge? Wohin richtet sich also eigentlich das sündhaft-begehrliche Herz?

Aber wie unterscheiden sich nun das neunte und das zehnte Gebot?

Man kann ein Haus, als einen gewohnten Besitz, sehr lieb haben; aber was kann das Haus gegen uns nie empfinden? Und was lernen wir daraus? Johannes, der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, schreibt: Wer nicht liebt, der bleibt im Tode. Zu welchen Dingen müssen also Häuser, und wären es die größten Palläste, gerechnet werden?

Wodurch ist dagegen das Weib mit ihrem Manne verbunden?

Was empfand auch Eliesar für seinen Hausherrn Abraham? und jene israelitische Magd des Naeman für ihren kranken Gebieter? Und wenn ein blutarmer Mann ein kleines Lämmchen aufzieht und in seinem Schoße pflegt: worauf ist auch bei diesem kleinen Thier wieder zu rechnen? Wenn aber alle diese Dinge lieben können, so gehören sie nicht mehr in das Reich der todten Dinge; sondern wozu werden wir sie zählen?

Das neunte Gebot heißt uns also hochachten und heilig halten des Nächsten todte Güter; und gegen welche verpflichtet uns das zehnte Gebot? — Lasset uns diese Unterscheidung jetzt im Auge behalten.

A. Das neunte Gebot.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, oder seine todten Güter!

In diesem Gebote liegt ein vielfacher Sinn.

1. Als Jesus zu Zachaeus sagte: Ich muß heute zu deinem Hause einkehren, so stellte er sich als Gast dar; und was sollte ihm Zachaeus gewähren? Und was für ein Recht zeigt uns das Wort „dein Haus“ hier an? Das Recht, eine Wohnung selbst zu besitzen und Andern aufzuthun und zu versagen, steht dem Hausbesitzer zu. Wir nennen dieses Recht wohl das Hausrecht. O sieh, wie gegen dieses Recht die begehrliche Seele sich auflehnt.

Da lebt ein reicher Mann in einer Stadt, wo er noch keinen Wohnsitz hat und recht oft gedrängt wird, sich nach einer andern Miethe umzusehen. In der Mitte der Stadt auf einem Hügel, mit lieblichen Gärten umgeben, liegt ein freundliches Haus, aus dessen Fenstern man die schönste Aussicht in die Berge und auf den Fluß genießt. „Wenn wir dieses Haus hätten,“ äußert die Frau des reichen Mannes, „dann wäre ein Ende der ewigen Plagen und Umzüge, und wir wollten uns darnach recht wohnlich einrichten.“ — „Dein Gedanke gefällt mir,“ antwortete der Mann, „und vielleicht ist es bald thunlich, daß wir demselben näher treten.“ Der Hausherr hat nämlich auf dieses Haus vor sechs Jahren ein Capital von 2000 Thalern bei mir geliehen und eintragen lassen; die Zinsen sind seit zwei Jahren rückständig und er hat mir neulich in einem Briefe sehr dringlich vorgestellt, ich möge, weil er sich augenblicklich in Verlegenheit befände, ihm noch drei Monate Frist schenken. Auf diesen Brief habe ich noch nicht geantwortet. Ich denke, es wird nun am klügsten sein, wenn ich nächster Tage ihm das Capital aufkündige. Allem Vermuthen nach werden noch mehrere Gläubiger sich mit ihren Forderungen melden, und das Haus wird gerichtlich verkauft. Auf diesem Wege können wir dann das Haus für uns billig erstehen lassen, und wir kommen in den Besitz, ohne daß die Sache einen Anstoß giebt!“ — „Das wäre wunderschön!“ bemerkte die Frau. Ich aber frage euch: Welches Gebot scheinen beide

Eheleute völlig vergessen zu haben? Und welche Worte aus D. Luthers Auslegung dazu?

2. Ein Gastfreund führte einst seinen Besucher, einen Kaufmann aus der Ferne, auf dem Markte seiner Stadt herum, und sie redeten von den Geschäften, welche hier durch den Handel getrieben wurden. Am Ausgange der Straße stand ein mäßiges und unansehnliches Haus, dessen Hintergebäude in dem Garten lagen. „Wer wohnt in dem kleinen zweistöckigen Gebäude hier?“ fragte der Fremde. Sein Begleiter erklärte ihm alsbald: dieses kleine Haus sei wohl eins der größten in Deutschland zu nennen; denn seine Geschäfte gingen nach Italien, Frankreich, Schweden und Rußland. Was wird denn in diesem Sinne unter „Haus“ verstanden? Woran merkt sich denn aber der Kaufmann ein solches Haus, welches große Geschäfte treibt, großen Absatz macht und überall viel Geld verborgen kann? Jener Fremde sah gleich nach dem Schild über der Thür des Kaufladens; weißt du, wie man bei Handelshäusern den Namen auf dem Schilde des Hauses nennt? Und an diese Firma wird bei uns sehr oft gedacht, wenn vom Hause die Rede ist. In welchem Sinne könnte also auch unter Kauf- und Handelsleuten gegen das neunte Gebot gesündigt werden? Es giebt aber Häuser, welche eine weitberühmte Firma zwar nicht haben, dagegen wegen ihrer Lage an einer gangbaren Straße und wegen der Güte der Verkaufsartikel eine sehr gute Kundschaft haben. In einem solchen Hause, einem Gasthofe, war der Herr erkrankt und nach wenig Wochen dahingestorben, und hatte zwei Kinder hinterlassen: einen Sohn, welcher in dem Militairstande verharren wollte, und eine Tochter, welche heirathsfähig war und als Besitzerin des väterlichen Hauses angesehen werden konnte. Ihr Körper war gebrechlich, denn sie war mit Klumpfüßen geboren, und in dem mißgestalteten Körper wohnte diesmal auch eine zänkische Seele. Ein junger und gewandter Kellner erschien nun bald nach des Vaters Tode im Sterbehause und benahm sich als Freier der Erbin. Diese glaubte bald den Versicherungen der Liebe des jungen listigen Mannes, und wer ihr abrathen wollte, solch eine Ehe zu schließen, den betrachtete sie als ihren bittersten Feind. Bald hieß es, die Beiden seien Verlobte; und wirklich erschienen sie auch, die Braut auf Krücken gestützt, vor dem Pfarrer des Orts, sich zur Trauung zu melden. Dieser nahm zwar den Bräutigam einige Augenblicke auf sein Zimmer allein, legte die Hand auf sein Herz, und sprach zu ihm, wie einst Jehu zu Jonadab (2 Kön. 10, 15.): „Ist dein Herz richtig, wie mein Herz mit deinem Herzen?“ aber der junge Mann sprach ohne Erröthen: Ja! und die Beiden heiratheten sich — und ihre Ehe wurde — eine sehr unglückliche auf beiden Seiten, also daß der wirkliche Haß viel größer ward, als die vermeintliche Liebe. Der Pastor aber, der nach kurzer Frist die erbitterten Eheleute wieder versöhnen sollte und mit allen Anmahnungen zum

Frieden gescheitert war, konnte nichts weiter als die Schlußworte heimlich an den Ehemann richten: Lieber Freund, als ich dich damals fragte: Ist dein Herz richtig, wie mein Herz mit deinem Herzen? da verstandest du mich, aber du verstelltest dein Angesicht und sagtest Ja. Heute nun frage ich nicht mehr, sondern Gott der Herr: Kennst du das neunte Gebot und die Erklärung des Katechismus dazu? Ach, und darauf wirst du Ja antworten müssen, und der Schmerz über dieses unverstellte Ja — der wird deine Strafe sein! Liebes Kind, wiederhole du mir noch einmal, was das neunte Gebot dem jungen Gastgeber vorgehalten hat, und nenne mir auch die Auslegungsworte, welche hierher gehören.

3. Im 49. Psalm (V. 17.) steht ferner geschrieben: „Laß dich's nicht irren, ob Einer reich wird, ob die Herrlichkeit seines Hauses groß wird." Worin besteht denn wohl in diesem Falle die Herrlichkeit eines Hauses? Was wird von dem gesagt, der darin wohnt? Und hier wird nicht an ein einträgliches Geschäft, nicht an eine gute Kundschaft gedacht, sondern an eine Fülle von Hab und Gut. Ein Besitzer eines solchen reichen Hauses, an den ich jetzt denke, hat unter seinem angrenzenden Grund und Boden ein reiches Braunkohlenlager gefunden, welches ihm ein großes Capital abwirft. Und der Vorbesitzer dieser Strecke, so oft er an der Stelle vorbeigeht, entbrennt von Begierde, den Grund und Boden wieder zu erlangen, den er durch die Separation (Gemeinheitstheilung) vor zehn Jahren verloren hat. Mit diesem entbrannten Herzen sucht er einen geschickten Sachwalter auf und stellt ihm die Frage: ob er nicht im Stande sei, ihm zu seinem ehemaligen Eigenthum zu verhelfen? Dieser antwortet: Die Vermessung ist damals genau erfolgt, von den Betheiligten genehmigt, von der Obrigkeit bestätigt und in das Grundbuch eingetragen worden: es wird sich nichts ausrichten lassen! „Auch nicht durch einen Proceß," fragt jener Vorbesitzer zurück — „auf einhundert Thaler Proceßkosten kommt es mir nicht an!" — „Diese hundert Thaler," meint Jener, „werden kaum zum ersten Vorschuß reichen, und der Weg ist weit und unsicher. Wir werden uns danach umsehen müssen, ob sich etwa der Beweis führen läßt, daß irgend einem der Taxatoren oder dem Beauftragten späterhin eine Unredlichkeit oder ein Eidbruch schuldgegeben, oder nachgewiesen werden kann. Aber es ist ein böses Ding, solche Processe führen, und ich mag nichts damit zu thun haben!" Von dieser Stunde an wühlte nun ein heimliches, aber fressendes Feuer in der Seele des lüsternen Mannes. Mit dem Worte „Proceß" ist der Satan in seine Seele gefahren, er stürzt sich in einen Rechtshandel, und dieser treibt ihn bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen umher, und sein Vermögen geht darüber ebenso zu Grunde, wie der Friede seiner Seele. Ein anderer Sachwalter hat sich zwar bereitwillig finden lassen, die schlechte Sache zu führen, aber bis auf den heutigen Tag ist der

Proceß noch unentschieden und der Handel noch nicht spruchreif geworden. — Noch nicht spruchreif, habe ich menschlicherweise gesagt; aber, liebes Kind, könntest du mir nicht einen Richter nennen, der schon vor mehr als 3000 Jahren seinen Spruch gethan hat, und zwar gegen den proceßsüchtigen Mann? — Und wo findet sich der Spruch? Und wie hat Luther ihn ausgelegt?

4. Noch eine Bedeutung des Wortes Haus tritt uns in der heiligen Schrift und auch im täglichen Leben entgegen. In den glücklichsten und glorreichsten Tagen des Königs David, als dieser die Anhänger des Geschlechts Saul überwunden und seinen Sitz in der Feste zu Salem (Jerusalem) genommen hatte (2 Sam. 7, 1 f. f.), da fühlte sich dieser Gottesmann von Dank und Freude tief bewegt. Um diese Zeit war es, wo er noch obenein die große Verheißung Gottes erhielt: „Der Herr verkündigt dir, daß er dir ein Haus machen will!" (V. 11.) Gerührt von dieser Aussicht, rief damals (V. 18. und 19.) David aus: „Wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast? Dazu hast du das zu wenig geachtet, Herr, Herr, sondern hast dem Hause deines Knechtes noch von fernem Zukünftigem geredet!" — Was wird hier unter dem Hause verstanden? Meinest du — das Haus von Cedernholz, in welchem David residirte? Oder etwa den Geschäftsverkehr, in welchen das Volk Israel schon unter David mit den handeltreibenden Phöniciern gekommen ist? Oder der Reichthum, welcher damals anfing, theils sich aufzuhäufen, theils in der Ferne zu zeigen; denn bald ist nun ja von dem Gold aus Ophir die Rede? Alles dieses kann nicht gemeint sein. Aber bedenke, daß von dem Hause eines Königs gehandelt wird, wo die Leute (Matth. 11, 8.) weiche Kleider tragen, das heißt, wo man sich mit Zierrathen und köstlichem Schmuck versieht, um den Inwohnern die größte Ehre zu erweisen. Das Haus bedeutet also so viel, als der hohe Stand, die Ehrenhaftigkeit. In diesem Sinne wird auch in unsern Tagen vom Hofe eines Regenten gesprochen, und nicht selten gesagt: eine Familie mache ein Haus, wenn ihr viel Ehre und Ansehen erwiesen wird. Was heißt nun wohl in diesem Sinne: Du sollst nicht begehren deines nächsten Haus? Lasset euch zur Erläuterung zwei Geschichten aus dem Leben unserer Zeit erzählen. Ein reicher Mann in der Residenz, Vater von drei erwachsenen und in der Blüthe der Jugend stehenden Kindern, und sehr glücklich verheirathet, wurde eines Tages mit einer sehr dringenden Bitte von seinen Familiengliedern angegangen. Die Hausmutter allein verhielt sich bei der ganzen Verhandlung still; das Wort aber wurde von Rosalie, der ältesten Tochter, einem schön gebildeten Mädchen, geführt. „Lieber Vater," hub sie an, „wir haben ein sehr wichtiges Anliegen auf dem Herzen: höre uns mit deiner gewohnten Freundlichkeit und Güte an! Es hat uns bisher nichts gefehlt, was man gemeiniglich zum Glück des Lebens

rechnet: eine sorgfältige Bildung hast du uns zu Theil werden lassen; die Kunst verschönert uns das Leben; gute Freunde stehen uns zur Seite, und an Vergnügungen lässest du und die liebe Mutter es uns nicht fehlen, denn die Theilnahme am Theater, an Concerten und Bällen wird uns gern verstattet. Auch daß ihr mitunter eine kleine Reise mit uns unternehmt, erkennen wir mit Dank. Aber Eins macht uns fortwährend Schmerz, und die Entbehrung, welche sich mit diesem Einen verknüpft, wird uns sehr schwer zu tragen. Der König und die Königin und ihr ganzes Haus sind zwar sonst sehr freundlich gegen uns, aber weder zu einer Vorstellung bei Hofe, noch zu einem Hofball haben wir jemals eine Einladung bekommen, während die freiherrliche Familie von Silberstein niemals leer ausgeht. Der Grund liegt lediglich darin, daß wir nicht von hochadelichem Stande und also nicht hoffähig sind. Dieses unglückliche Vorurtheil bringt deine Töchter um den schönsten Genuß des Lebens, und deinen Sohn, den Hauptmann und Chef der Uhlanen in N., um rasches Aufrücken im Dienste. Daher ist unsere Bitte an dich, daß du die Summe d'ran wendest, welche es kostet, sich von dem König adeln zu lassen. Thue das, so wird unser Leben eine andere Gestalt gewinnen!"

Darauf empfingen sie von dem Vater folgende rasche Antwort: „Ihr bittet, liebe Kinder, was ich euch nicht gewähren kann, was ich euch auch nach Gottes Willen nicht gewähren soll. Euer Bruder Franz wird Gelegenheit finden, unserm Namen Ehre zu machen, wenn der Krieg losbricht: fragt ihn selbst, ob ihm solche Ehre nicht mehr werth sei, als ein erkaufter Adelsbrief! Und ihr, liebe Töchter, die ihr das Haus des Freiherrn von Silberstein so sehr beneidet und hoffet, daß ein Stück Pergament vom König euch geben soll, was euer Herz begehret, ihr müßt euch noch einmal zu den Füßen Gottes niedersetzen und hören das neunte Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!" Euer Vater hat kein anderes Verlangen, als daß an ihm und seinen Kindern und auch an dem Geschlecht des Freiherrn von Silberstein die Zusage (Ps. 92, 14.) in Erfüllung gehen möge: „Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen!" — Von dieser Stunde an war von dem Erkaufen eines Adelsbriefs in dieser Familie nicht mehr die Rede.

Nicht so siegreich wurde des Herrn Gebot durchgeführt in einem andern Falle. In einem freundlichen und wohlhabenden Dorfe, welches nur von Bauern und Hintersassen und einer Anzahl Tagelöhner bewohnt war, ragte das Haus des Schulzen vor allen übrigen hervor. Und nicht bloß die ansehnliche Wohnung mit Schiefer gedeckt und die zahlreichen Scheuern und Stallgebäude fielen in die Augen, sondern auch die Geltung des Hausherrn, welcher nächst dem Pfarrer die erste Person im Dorfe war, und

durch welchen alle Verordnungen des Landraths und der Regierung bekannt gemacht und vollstreckt wurden. Dieses Ansehen des Schulzenhauses war um so allgemeiner und größer, als auch der Vater und Großvater desselben das nämliche Amt bekleidet hatten, und die Einwohner in großer Uebereinstimmung darauf rechneten, daß auch der einzige Sohn des jetzigen Hausherrn, Nikolaus mit Namen, welcher seit einigen Jahren auf einem kleinen Handelsschiffe Seedienste that, in späterer Zeit seinem Vater im Amte nachfolgen werde. Ein einziger Bauer fand sich im Dorfe, welcher in diese Rechnung sich schwer finden konnte. Dieser war im Besitz dem Schulzen nicht gleich, aber er kam ihm doch nahe; er hatte nicht wie Jener seit Menschengedenken in dem Dorfe gewohnt; aber er hatte aus einem entfernten deutschen Lande vor zwanzig Jahren sich hier angesiedelt und mannichfaltige und nützliche Kenntnisse mitgebracht; es war nicht seines Amtes, mit der Feder zu arbeiten, aber er besaß darin einige Fertigkeit, und wenn der Schulze einen Aufsatz seiner Hand im Kruge vorlas, so konnte er es nicht unterlassen, darüber zu lächeln, auch wohl spitze Bemerkungen zu machen. In dieses Mannes Seele entbrannte ein heftiges Verlangen, daß die Ehre des Schulzenhauses auf seine Person möge übertragen werden, und von diesem Gelüste ließ er wenigstens gegen Mutter, Frau und Kinder ziemlich deutliche Spuren sehen. Bald einmal seufzte er über die schlechte Ordnung im Dorfe, über die Langsamkeit, mit welcher die Absichten der Landesregierung ausgeführt würden, über den Mangel an Einsicht in die eigentliche Verwaltung. Ein anderes Mal, wenn sich die Einwohner damit trösteten, der Mann sei freilich nun alt und auch etwas schwächlich; aber wenn der Nikolaus komme, der Vielgereiste, dann werde Alles einen besseren Gang gehen, gab er mit bedeutungsvollem Tone zu verstehen: „Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend!" Ein einziges Glied befand sich in seiner Familie, welches dem ehrgeizigen Manne sich in liebender, aber beharrlicher Weise entgegensetzte. Das war seine alte Mutter, eine herzenskundige, fromme und aufrichtige Frau. Eines Abends, als man in allerlei Gesprächen beisammen gesessen hatte, und ein Zeitungsartikel über Seestürme und Schiffbrüche in der Ostsee vorgelesen worden war, sagte der Hausvater: Wie ist es doch eine Schwachheit, wenn die Leute sich auf Menschen verlassen, wie man's hier thut mit des Schulzen Nikolaus. Eine einzige Nacht, so stürmisch wie dieser Abend, kann dem jungen Mann das Lebenslicht ausblasen, und den Schmerz einer solchen Botschaft hält ja der alte Mann mit seinem kurzen Odem, dem man den kommenden Tod schon in den Augen ansieht, nicht einen Monat aus — und was soll's denn dann hier werden? Als man im Begriff war, in's Bett zu gehen, machte sich die alte Mutter noch im Wohnzimmer zu schaffen und gab dann ihrem Sohne ein Zeichen, daß er sich noch auf etliche Augenblicke bei ihr allein aufhalten möge. „Lieber

Sohn," hub sie dann unter vier Augen an: „Du sprachst heute Abend von Schulzens Nikolaus; sage mir, weißt du denn etwa schon, daß Nachricht von einem Schiffbruche und von dem Verunglücken dieses jungen Mannes hier angekommen ist?" Hastig fiel ihr der Sohn in's Wort: „Weißt du etwas davon, Mutter, so sage mir geschwind was und woher? denn diese Nachricht ist für mich von der äußersten Wichtigkeit!" Die Mutter antwortete: „Mein Kind, ich weiß nicht das Geringste davon, weder, daß dem Nikolaus ein Unglück widerfahren ist, noch daß der Vater Zeichen des nahen Todes an sich trägt. Aber du hast jetzt gegen deine alte Mutter dein Herz verrathen, und nun läßt dir Gott durch den Mund deiner Mutter die Frage vorlegen: Wünschest du vielleicht den beiden Leuten den Tod?" — Der Sohn stotterte: „Das eben nicht!" Und die alte Frau ging mit den Worten zu Bette: „Ich fürchte, der Satan habe eine böse Begierde in dein Herz geworfen. Das Haus, in welchem wir diese Nacht schlafen, möchtest du gern in ein Schulzenhaus verwandelt sehen; dieser Stachel läßt dir keine Ruh. O bedenke, was Gott geboten hat: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!"

Die redliche Mutter lebte nun nicht lange mehr, aber der Wurm wühlte und zehrte in dem Leben ihres Sohnes fort. Zuerst trieb er ihn an, ein Stockwerk auf sein Haus zu setzen, dasselbe mit Schiefer zu decken und ohne alle Noth noch einige Stallung hinzuzubauen. Um dieses Unternehmen auszuführen, hatte er sich in Schulden gestürzt. Bald darauf hatte der Landrath ein namenloses Schreiben erhalten, in welchem die Amtsführung des alten Schulzen als sehr mangelhaft und nachtheilig dargestellt worden war und angedeutet wurde, es könne gute Folgen nicht haben, wenn ein so wichtiges Amt zu lange in einer Familie bliebe, zumal, wo es an geeigneten Leuten nicht fehle. Könnt ihr errathen, wer jenen namenlosen Brief abgefaßt hatte? Kennt ihr auch den Stachel, welcher dazu angetrieben hatte? Nun, nach einer langen Untersuchung wurde zwar der Landrath von der Wahrheit nicht völlig unterrichtet — und die Ehre, welche das lüsterne Herz jenes Mannes gesucht, endete nicht mit offenbarlicher Schmach und Schande, denn er hatte jenen heimlichen Streich mit List zu bedecken gewußt; aber der Verdacht blieb auf seinem Namen haften, und im ganzen Dorfe war Niemand, der nicht gleich verstand, was gemeint war, wenn Jemand von Judasbriefen redete.

B. Das zehnte Gebot.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh, oder Alles, was sein ist.

Wir haben schon gehört, daß unter diesem Gebote zusammengefaßt werden die lebendigen Güter unseres Nächsten.

1. Lasset uns hören, was Salomo (Sprüchw. 18, 22.) von dem theuersten lebendigen Kleinod eines Hauses sagt: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn!“ Es kann Jemand ein schönes Haus haben mit lieblicher Aussicht, und er trägt wohl kein Bedenken, die schönsten Zimmer dieses Hauses zu vermiethen und dieses sein Glück mit Andern zu theilen. Meinst du aber wohl, daß ein Mann, welcher so glücklich ist, eine gute Ehefrau zu finden, auch dieses Glück mit einem andern Menschen theilen möchte? — Die Ehe, das haben wir schon erkannt, ist ein heiliger Bund der Liebe und der Treue zwischen Mann und Weib; darf nun wohl noch ein Dritter sich in dieses Bündniß einschleichen wollen? Was würde dann mit diesem Bunde geschehen? Salomo sagt von einer guten Ehefrau (Sprüchw. 31, 11.): „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!“ Worauf hat der Mann auch ein alleiniges Recht? Wir wollen dieses Recht eines Mannes auf sein Weib das Eherecht nennen. Steht nicht auch dem Weibe ein ganz gleiches Recht zu auf ihren Mann?

Nun haben wir eben erst gesehen, wie böse Gelüste und Begierden gereizt werden können gegen das sogenannte Hausrecht, oder gegen das Recht des Eigenthümers von einem Hause, welches eine schöne Wohnung gewährt, einen großen Reichthum birgt, ein blühendes Geschäft und einträgliche Kundschaft hat, oder auch mit Ehre und Ansehen verbunden ist: welches andere und viel heiligere Recht kann auf ähnliche Weise bedroht werden? Und welcher Feind, der sich heimlich versteckt hält, kann dieses Recht verletzen? Die gröbliche Verletzung des Eherechts wird bekanntlich ein Ehebruch genannt: — erinnerst du dich aber wohl noch daran, welcher Mann, nach unseres Herrn Gericht, schon einen Ehebruch in seinem Herzen begangen hat? Wer auch nur ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, urtheilt Jesus, den treffe schon der schwere Vorwurf: mit welchen Worten des zehnten Gebotes stimmt das buchstäblich überein?

Diese Begierde nimmt nun allerlei Umwege, auf welchen sie ihrem Ziele näher kommt.

Zu zwei Leuten, welche im Bunde der Ehe miteinander stehen, gesellt sich ein Mann, welcher sich einen Hausfreund nennt. Er kommt wieder und immer wieder, und theilt seine Angelegenheiten und Sorgen mit, und versichert: es thue ihm sehr wohl, sich aussprechen zu dürfen und ein paar Worte sanften Trostes zu hören. Er setzt diese Besuche auch zu solchen Zeiten fort, wo die Hausfrau allein ist, und unterläßt nicht, zu gestehen, es sei für sein Herz eine wahre Erquickung, von einer solchen Freundin belehrt und durch ihren frommen Sinn gestärkt zu werden.

Bald darauf giebt es in diesem Hause allerhand Sorgen und Verluste zu tragen: die Kinder werden kränklich, das Geschäft stockt,

auch die Ehegatten gehen still und verstimmt nebeneinander fort. „Man merkt es Ihnen recht an,“ spricht der Hausfreund zu der Hausfrau, „daß Sie ein gedrücktes Herz haben. Eine Freundin würde Ihnen gut thun, oder, wenn es nicht zudringlich scheint, ein Freund, mit dem man seine Gefühle austauschen könnte; das Leben mit allen seinen Lasten wird leichter, wenn man sich nur aussprechen kann!“ — Hieran knüpft sich bald ein vertraulicheres Gespräch und der fremde Gast verspricht schließlich, er werde alle diese Mittheilungen sorgfältig bei sich behalten.

Dieser Hausfreund, welcher nun schon ein Pfand bei sich trägt, nämlich ein Geheimniß, fängt jetzt an den Zuträger zu machen. Das Haus, welches er so gern betritt, lebt seit einiger Zeit in Unfrieden mit einer benachbarten Familie, deren Oberhaupt jüngst eine reiche Erbschaft gethan hat, und von da ab vornehme Bekanntschaften aufsucht, auch viel glänzendere Gesellschaften giebt. Darüber ist die angenehme Frau und Freundin, von welcher wir erzählen, sehr mißmuthig und unfreundlich in ihrem Herzen geworden. Mich soll es nur verlangen, äußert sie gegen ihren Mann, was unser Freund N. das nächste Mal erzählen wird; er ist gestern mit in die große Abendgesellschaft bei unserem reichen Nachbarn eingeladen gewesen. Wir werden da genau erfahren, wie es hergegangen ist, und welche Gäste man gesehen hat. Noch an demselben Abend kommt Freund N. an, und mit Lächeln und Achselzucken erstattet er seinen Bericht; aber mit Wärme bittet man ihn, heute eine Stunde zuzugeben, — man möchte gern Alles erfahren.

Ein Schritt weiter wird gethan: der Hausfreund und Zuträger spielt von nun an auch die Rolle eines Geschenkgebers. Die Kinder bekommen Zuckersachen, der Hausfrau wird bei jedem Besuche ein schöner Strauß überreicht; an ihrem Geburtstage wird ihr ein Spitzenhalstuch als von einem Unbekannten zugesandt. Und eines Abends, wo die Frau in's Theater gegangen ist und der Himmel mit Regen droht, findet sie beim Aufbruch aus dem Schauspielhause einen schönen Wagen ihrer gewärtig, in welchem Freund N. sie nach Hause begleiten zu dürfen bittet.

So kommt das böse Gelüste in dem Freunde immer mehr hervor; es gleicht einer Mücke, welche um eine Lichtflamme schwärmt. Und seine Freundin ist schon mit einem Netz umgeben, ohne es zu wissen. Aber meint ihr nicht, daß noch ein Paar Augen vorhanden sind, welche finster drein schauen und ihren Kummer kaum verstecken können? Wessen Augen mögen das sein? Wenn der Mann vorher ein gutes Vertrauen zu seinem Weibe in seinem Herzen trug: was mag jetzt an die Stelle des Vertrauens gekommen sein? Wenn sein Herz bis dahin heil gewesen: was ist ihm nun beigebracht? Wer ist aber als der Urheber dieser Wunde und alles Unglücks anzusehen? Darum hat Gott so ernstlich geboten: Du sollst nicht

begehren deines Nächsten Weib! Darum habe ich das Gleichniß von dem Ameisenlöwen vorausgeschickt.

2. Von der Verletzung des Eherechts durch Lüste und Begierden läßt sich für Kinder nichts weiter sagen.

Wir wollen daher nun gleich zu dem Rechte des Herrn und der Frau über ihr Gesinde oder zu dem Herrenrechte im engeren Sinne übergehen. Ihr habt schon einmal gehört, daß David (Ps. 101, 6.) gesagt hat: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener." Und was dieser König für ein großes Glück angesehen hat, das lobt uns auch Luther in der Auslegung zur vierten Bitte: weißt du, in welchen Worten? Dort zählt er den Besitz frommen Gesindes zu den Dingen, welche man werth hält, wie das tägliche Brot: möchtest du nun wohl deinen Nächsten des täglichen Brotes berauben? oder dazu helfen, daß dasselbe verderbe? Du sagst mit Recht — Nein! So achte aber einmal darauf, wie unredliche und lüsterne Leute ihr Netz dahin werfen, wo ein treuer Knecht und eine treue Magd wohnt, und wie sie in das Recht ihres Nächsten eingreifen.

Christine Schenk dient schon zwölf Jahr in dem Hause eines Fleischers, welcher ein großes Geschäft und eine gichtbrüchige Frau hat. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe macht das Schlachthaus und den Laden zu einem luftigen und stets saubern Aufenthalt, wo die Marktleute und Käufer gern einkehren; ihre Wachsamkeit, Liebe und Geduld ist ein großer Reichthum für die arme Frau, welche fast immer an's Lager gefesselt ist. Ihr Lohn ist nicht hoch; aber sie genießt viel Liebe.

In demselben Orte befindet sich eine Schenke, welche viel Ausspann hat. Der Gastgeber ist gern auf kleinen Reisen und liebt es sehr, in der Nacht nach Hause zu kommen. Die Frau Wirthin, eine dicke, bequeme, aber zanklustige Frau, läßt sich nicht gern des Morgens früh in die Küche rufen, und schickt doch eine Magd nach der andern aus dem Dienste. Die Tochter derselben, Martha, liegt an einem langsamen Zehrfieber schon viele Monate darnieder und braucht viel Pflege. Seit einiger Zeit nun fahren viele von den Fuhrleuten am Abend weiter bis auf das nächste Dorf vor dem Walde, weil sie an der Beköstigung in der Schenke so wenig Gefallen finden, wie an der Abwartung ihrer Pferde im Stall. Da erhebt sich eine ganz ernste Berathung zwischen Wirth und Wirthin. „Merkst du's wohl," spricht er, „es fängt an, bei uns rückwärts zu gehen; mein Capitalzins ist nun schon zweimal eingemahnt, und ich kann noch immer kein Geld schaffen; mein theurer Hafer liegt auf dem Boden, und die Fuhrleute, welche ihn kaufen sollen, fahren an meinem Gasthofe vorüber, und mit unserer Tochter Martha wird der Zustand immer trauriger; gestrige Nacht, als ich gegen zwölf Uhr heim kam, hörte ich sie weinen und schreien, und

als ich ihr Zimmer betrat, klagte sie mir, sie rufe nun schon eine ganze Stunde lang nach Jemandem, der ihr Arzenei reichen solle, aber sie bekomme keine Hülfe. Ich sage dir, wir müssen dazu thun, daß es bei uns anders wird!"

„Wir haben viel Unglück," antwortete die Frau, „und nichts als Verlust auf allen Seiten. Aber die eigentliche Ursache alles Uebels, das ist die Schlechtigkeit des Gesindes in unsern Tagen. Glaube mir, lieber Mann, wenn wir ein Dienstmädchen hätten, wie die Christine, so wäre unserm Hause, unserm Gasthofe und auch unserer armen Martha gleich geholfen, denn die ist fleißig und reinlich und treu wie Gold dazu!" — „Nun," gab der Gastwirth darauf zurück, „was nicht ist, das kann ja noch werden!" Denn er hatte das zehnte Gebot längst vergessen.

Alsbald begab er sich zu einer klugen Frau im Dorfe, die zu solchen Aufträgen viel Geschick hatte, und trug ihr sein häusliches Anliegen und die Wünsche seiner Frau vor; er schärfte ihr ein, sie solle alle Ueberredung aufbieten und auch das Geld nicht schonen, damit Christine von ihrer Herrschaft abwendig gemacht würde, und versprach der Unterhändlerin: wenn sie glücklich wäre, so bringe er von der nächsten Messe ein Stück gutes Tuch zu einer Staatsjacke mit. Merkt ihr wohl, gegen welches Gebot Gottes man jetzt zu Felde zog?

Die kluge Frau wußte, daß Christine immer gegen Abend am Bache des Dorfes, der vor ihres Herrn Hause vorüberfloß, zu finden war. Denn dort scheuerte sie die Messer, Mulden und Eimer. Darum begab sie sich, einen Strickstrumpf in der Hand, an diese Stelle, und knüpfte alsbald ein Gespräch mit der Jungfer Schenk an. „Geht es so fleißig — und so bis an den späten Abend vom frühen Morgen an?" — „So lange man gesund ist," war die Antwort, „darf die Mühle nicht stille stehen; daran geschieht, glaube ich, der Wille des Herrn, unseres Gottes!"

Die Frau. „Ei wohl, mein liebes rasches Kind — und desto süßer thut hernach die Ruh im weichen Bette."

Christine. „Solche Ruh wird mir nicht viel zu Theil. Meine arme Frau Meisterin liegt gemeiniglich die ganze Nacht ohne Schlaf und hat große Qual."

Fr. „Und das thut Dir wahrscheinlich so leid, daß Du in Deinem Kämmerlein auch manche Stunde daran denken mußt?"

Chr. „Ich habe kein besonderes Kämmerlein. Die arme Frau muß während der Nachtstunden oft Hülfe haben, und darum mache ich mir jeden Abend mein Bett neben sie."

Fr. „Je, was Du sagest! Wie lange denkst Du denn dieses Leben ohne Rast und Ruh noch auszuhalten?"

Chr. „Ich weiß es nicht; aber durch zwölf Jahre hat mir der liebe Gott Kraft gegeben, so denke ich, er erhöret mein Gebet noch weiter."

Fr. „Ei, mein Tochter, wo nimmst Du denn auch noch Zeit her, ein Gebet zu halten?"

Chr. „Unser Herr Schulmeister hat mich den Psalmspruch oft aufsagen lassen: „„Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich; wenn ich erwache, so rede ich von dir!"" Und dann — am Sonntag wird bei uns nicht geschlachtet und nicht verkauft, da kann ich in unsere schöne Kirche gehen und für mich und für meine arme Meisterin Trost holen."

Fr. „Wer so, wie Du, schanzet bei Tag und Nacht, und in den paar freien Stunden nirgends anders zu finden ist, als in der Kirche, der ist auf gutem Wege, sich ein Stück Geld zu sammeln. Du lächelst? Nun, wie viel hast Du denn in die Sparkasse eingelegt?"

Chr. Wie viel? Meine Schwesterkinder sind sehr arm, und an deren Hause geht mein Weg nach der Kasse allemal vorbei, wenn ich eine kleine Ersparniß gemacht habe: wie viel dann übrig bleibt, das wird wohl im Sparkassenbuche stehen. Ich weiß es jetzt nicht."

Fr. „Nun nichts für ungut! Ich wollte eigentlich nur fragen: wie viel du jährlich an Lohn bekommst, und wie viel zu Weihnachten und zur Meßzeit?"

Chr. „Ich glaube, jährlich sechzehn Thaler. Das andere zähle ich nicht, denn es ist viel Liebe dabei."

Fr. „Das ist doch aber für solche Plage ein Spottpreis. Christinchen, wenn Du Ja sagen willst, dann schaffe ich Dir auf der Stelle einen bessern Dienst, der recht für Dich paßt, und der Dir das Jahr hindurch gegen acht Thaler mehr einbringt, die Trinkgelder und Geschenke gar nicht mitgerechnet."

Chr. „Ich habe ja noch gar nicht an das Abziehen gedacht, liebe Frau."

Fr. „Aber ich; denn Du dauerst mich, und wo ich mit Dir hindenke, siehe, da wirst Du's gut haben. Zu schäfftern giebt's da genug von Morgen bis an den Abend, und Du kannst in Küche und Keller schalten und walten, denn die Frau des Hauses, die Gastwirthin habe ich im Sinne, — die läßt Dir gern freie Hand, wenn Du wacker bist. Des Nachts aber bekommst Du Deine Schlafkammer für Dich, und wenn Du auch von da aus einmal oder zweimal noch hinüber sehen mußt nach der kranken Martha — wer weiß, wie bald es überhaupt mit diesem elenden Kinde ein Ende nimmt! — so bist Du doch die ganze übrige Zeit ungestört, und hast am Morgen frische Kraft."

Chr. „Da soll ich also meinem Schlachthause den Abschied geben und mich von meiner armen kranken Frau trennen, damit ich in einem Gasthofe unter Fuhrleuten und Knechten lebe, und dazu keinen Sonntag habe? Das könnte ich nicht über mein Herz bringen!"

Fr. „Nun, gut Ding will Weile haben. Aber sei nicht eilig, die Hand zurückzuziehen. Ein Mädchen in Deinen Jahren soll auch daran denken, daß sie einem eigenen Hause bald vorstehen kann, und daß sie dann eine Ausstattung braucht. Acht bis zwölf Thaler jährlich erübrigt, davon kann man nach wenigen Jahren schon eine Kuh kaufen!“

Chr. „Ach fangt doch nicht an, so thörlich mit mir zu reden!“

Fr. „Ja, Du bist wahrlich bis an die Stirn roth geworden: gewiß hast Du schon einen Liebsten! Nun, der wird einmal lustig darein sehen, wenn Du ihm eine Reihe blanker Thaler mit in die neue Wirthschaft bringst. Jetzt, Christinchen, es ist mein völliger Ernst, gieb mir Deine Hand darauf! Zum Michaelistage ziehst Du ab, nicht wahr?“

Chr. „Nein, das geschieht nicht!“

Fr. „So nimm Dir ein paar Tage Bedenkzeit, und rede mit Deinem Liebsten!“

So lautete das Gespräch; und Christine ging in tiefen Gedanken ihrem Hause zu.

Was meinst Du nun: wie wird sich das Mädchen entscheiden? Was für Gedanken mögen doch zuletzt in ihre Seele gekommen sein? Und können nicht diese Gedanken zu großen Versuchungen für sie werden? Ihr seht, der Schenkwirth hat beinah den Sieg davon getragen, und das Gebot Gottes ist durch eines Weibes List fast durchbrochen.

Aber noch an demselben Abend erscheint Christine vor der Thür ihrer Versucherin und verkündigt ihr: Ich bleibe bei meiner Herrschaft! Ihr seht ja bei dieser Nachricht mich ganz erfreut an, als wolltet ihr sagen: Das war recht — nicht wahr?

Die kluge Frau trägt ganz betrübt diese Botschaft zum Schenkwirth hin. Dieser läßt sich Alles genau erzählen und spricht darauf: Unverzagt! auf einen Hieb fällt kein Baum! Bringt mir nur bald Nachricht, wer der Verlobte der Christine Schenk ist, dann wollen wir die Schanze dieser Festung schon ersteigen, und das versprochene Meßgeschenk soll nicht verloren sein!

Nach ungefähr acht Tagen bekommt Christine einen Besuch im Garten von ihrem Bräutigam, welcher auf einem kleinen benachbarten Landgute als Hofmeier steht, und nun kommt der zweite Angriff auf das treue Herz der Christine. Hocherfreut, ihren wackern und stattlichen Franz einmal wiederzusehen, legt sie ihre Hand in die seinige, und will ihm eben erzählen, in welcher Versuchung sie gewesen ist, — da sieht er, der Franz, recht freundlich und voll Sehnsucht in ihre Augen hinein und spricht: „Liebe Christine, ich weiß es schon, was vorgefallen ist; aber ich komme eben darum her, die Sache noch einmal mit Dir zu besprechen. Der Schenkwirth hat gute Absichten mit uns. Du sollst, wenn Du nur drei Jahre im Dienste aushältst, einen so guten Lohn bekommen, daß wir zum

Anfang unseres Hauswesens einen recht schönen Zuschuß vorfinden. Was aber die Hauptsache ist — binnen drei Jahren werden die Wiesen und die Weizenäcker, welche er in der Flur meines jetzigen Aufenthaltsorts noch besitzt, pachtlos: dann will er mich zum Pächter annehmen für den jetzigen billigen Pachtschilling; und diese Verwaltung kann ich neben meiner Hofmeierei auf eigene Rechnung übernehmen, und, siehst Du, dann führe ich Dich heim, und Du, mein Schatz, wirst mein Weib! Denke daran, daß Du jetzt meine sonst so unsichere Zukunft befestigen kannst, und daß das ganze Glück meines Lebens in Deinen Händen liegt, und entscheide darnach, und zwar mit der Liebe, die Du zu mir hast!"

Christine war über diese Anrede in eine große Unruhe der Seele gekommen. Schon bei der ersten Unterredung mit der Unterhändlerin hatte die Erwähnung ihrer Verheirathung ihren Vorsatz eine Zeit lang so wankend gemacht, daß sie mehrere Stunden zur Ueberlegung genommen hatte. Jetzt, wo ihr Geliebter das Wort führte und um ihre Einwilligung wie um eine Liebesgunst bat, — jetzt wurde es ihrem weiblichen Gemüthe zu hart und zu schwer, das Ja zu verweigern. Man sah es ihr an, daß ihr Vorsatz gebrochen war. Ihre Hände und Arme zitterten, ihre Augen standen voll Thränen, ihr Haupt lehnte, wie geknickt, an der Brust ihres Franz. Ihr seht, der Schenkwirth hat Recht gehabt, als er sagte: auf *einen* Hieb fällt kein Baum. In diesem Augenblick ist der Baum gefallen, und der die Axt geführt, der reibt die Hände mit Lust.

Und doch — was ist das? Christinens Wangen werden auf einmal wieder roth, ihr Haupt richtet sich an der Brust ihres Verlobten auf, ihre Augen strahlen wie von freudiger Gewißheit, und, als wäre sie eine kleine Predigerin, spricht sie: „Lieber, lieber Franz, mir fällt jetzt ein Wort Gottes ein, welches ich schon in der Schule gelernt habe — vielleicht denkst Du auch daran; das Wort heißt: *Mache dich nicht theilhaftig fremder Sünden!* Der Schenkwirth will eine große und grobe Sünde thun: denn was er mit seiner List und mit seinen Anerbietungen im Sinne hat, das ist nichts Anderes, als wovor wir schon im Katechismus gewarnt werden, daß *wir unserm Nächsten nicht sein Gesinde abspannen, abdringen, oder abwendig machen!* Und zu dieser Sünde sollen wir ihm Helfershelfer sein! *Nein, nein, das thun wir nicht!* Und Du, mein lieber Bräutigam, Du mußt jetzt mein Pastor sein, und mich *anhalten, daß ich bleibe und thue, was ich schuldig bin!*"

Franz stand einige Augenblicke wie verstürzt; aber plötzlich sammelte sich seine Seele zu besseren Gedanken. Er drückte seine Braut an sein Herz — und als wäre ein Dritter zwischen ihnen, sprach er leise: Diese ist gerechter, denn ich! Im Fleischerhause wußte Niemand davon, aber als Christine des Abends ihr Bett

neben die kranke Herrin gemacht hatte, und die Leidende sanft schlummern sah, da liefen ihre Augen von Freudenthränen über.

Und noch in späteren Jahren, als Franz und Christine Mann und Weib geworden, da gedachten sie manchmal an jene Stunde im Garten, als an eine Bescheerung des göttlichen Segens.

3. Wir haben nun noch eine Seite des zehnten Gebotes miteinander zu betrachten. Unser Katechismus nennt ja außer dem Gesinde auch das Vieh des Nächsten.

Zwischen Mann und Weib besteht ein Band, das geht von Herz zu Herz; darum sagt die heilige Schrift: ein Mann werde Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. So eng giebt es sonst keinen Bund. Aber das Wort hangen und anhangen findet sich auch noch in andern Verbindungen. Was hat zwischen dem alten Eliesar und dessen Hausherrn Abraham ganz gewiß geherrscht? Und wie nennen wir diese zuthätige Liebe des Gesindes gegen die Herrschaft? Was kann sich nun auch bei gewissen Thieren gegen den Menschen finden oder bilden? An welche Thiere scheint also auch der Katechismus besonders gedacht zu haben, wenn er in diesem Zusammenhange das Vieh des Nächsten nennt?

Lasset uns einmal an solche Thiere denken, welche man zu den anhänglichen rechnen kann.

Welches Hausthier verdient noch mehr als anhänglich, verdient treu zu heißen? Glaubst du, daß ein Hund leicht zum Abfall von seinem Herrn zu bringen ist? Wirst du ihn durch Streicheln und gutes Futter seinem Hause und Hofe abdringen oder abwendig machen? Und wenn ein reicher Mann den Hund eines ganz armen Mannes, weil er sehr klug und wachsam ist, für vieles Geld kauft und führet ihn an einem Seil 50 Meilen weit, und läßt ihn dann zwei Monate lang einsperren: meinest du, das Thier habe nun seine Heimath vergessen? Ehe man sich's versieht, wird er davon laufen; und wo kann man gewiß sein, ihn wiederzufinden? Also wird dieses Thier sich wohl vor dem Verlocken begehrlicher Leute zu hüten wissen.

Der Husar, der Ackerknecht, der Fuhrmann — sie haben es auch mit einem sehr anhänglichen Thiere zu thun, welches man mitunter auch treu nennt — errathet ihr nicht gleich, welches ich meine? Ein treues Pferd wirft auch wohl jeden fremden Reiter ab, während es stolz und freudig und sicher seinen Herrn trägt; ja man hat sehr oft auf dem Schlachtfelde ein Pferd an der Stelle wie eingewurzelt gefunden, wo der Herr desselben erschossen zu Boden gefallen ist. Darum hat auch ein guter Mensch eine warme Liebe zu diesen Geschöpfen; er spricht: Mein Hund! mein Pferd! wie man von alten Freunden redet, und wenn solch ein Thier leidet, so trifft der Spruch ein, dessen ihr euch wohl noch erinnern werdet (Sprüchw. 12, 10.): „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes &c.";

und sehet, diese Liebe eines Menschen gegen seine Thiere will Gott auch vor Verletzung schützen durch das zehnte Gebot.

Aber diese Liebe oder Anhänglichkeit des Menschen kann sich viel weiter erstrecken, als auf seinen Hund und auf sein Pferd. Mit welchem Thiere ist denn der Beduine — mit welchem ist der Lappländer so einig? Wir lesen ferner (Jes. 1, 3.): „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn!" Und wie hieß denn das schmucke sanfte Thierlein, welches dem Noah seine Anhänglichkeit bewies, als das Wasser der Sündfluth verlief? Was regt sich daher auch in der Seele des Menschen gegen sein Kameel und Rennthier, gegen seine Ochsen und Esel, und gegen die Bewohner seines Taubenschlags? Auch hier also will Gott mit seinem Gebote ein Wächter und Behüter sein.

Lasset euch etliche Beispiele erzählen von der Versündigung gegen das zehnte Gebot, welche hierher zu rechnen sind.

Zwei alte, sehr reiche Leute, deren Kinder etliche Meilen weit von ihnen in der Stadt wohnten, kannten kein größeres Glück, als wöchentlich einmal zu ihren Kindern zu fahren; und das wäre ihnen nicht schwer geworden, da sie Geld genug hatten, Kutsche und Pferde zu halten. Aber Beide hatten eine übermäßige Aengstlichkeit, sich fremden Pferden anzuvertrauen, und diese Furcht machte ihnen die Reise und den Aufenthalt zu einer beständigen Pein. Da hörten sie, daß ein Landpfarrer ein Paar ganz sanfte, gut eingefahrene und zuverlässige Pferde besitze, welche selbst seine Frau regieren könne, und zwar an Windmühlen vorbei und unter Donner und Blitz. Da fiel dem alten Herrn auf einmal ein, dieses Gespann zu kaufen und auch den Kutscher in seine Dienste zu nehmen. Ein kluger und beredter Roßhändler wurde auf der Stelle beauftragt, durch einen Dritten das Geschäft auszurichten, die Pferde zu erhandeln, den Kutscher für den Dienst zu gewinnen, und die beiden Alten sorgenfrei zu machen. Gleich nach etlichen Tagen kam der Beauftragte zurück und brachte eine Antwort, welche man nicht erwartet hatte: „die Pferde seien um keinen Preis zu verkaufen." „Und warum nicht?" fragte der erzürnte Gutsbesitzer. „Man hat diese Thiere," war die Antwort, „als Füllen gekauft und aufgezogen; jetzt sind sie fast wie Glieder des Hauses, fressen Brot und Zucker und Hafer und Heu aus den Händen und hören auf das Wort. — Die Pfarrfrau hat gesagt: „Diese Thiere sind mir lieb wie mein Leben!" „Und was giebt der Kutscher an?" „Der spricht," meldete man, „wo meine Pferde sind, da bleibe ich auch!" Aber durch diese Antwort entzündete sich die Begierde in dem Hause des Reichen noch heftiger. Der Gutsherr nahm den Roßhändler mit in die Gartenlaube und fragte: „Wissen Sie kein Mittel, mir die Pferde zu schaffen? ich werde nicht undankbar sein." Nachdem der schlaue Mann eine Zeit lang geschwiegen, sprach er: „Wir wollen einen Versuch machen!" — Einige Monate vergingen, und siehe, da war der

Versuch gelungen: die Pferde kamen an und auch der Kutscher, und der Roßhändler erhielt ein reiches Geschenk. Wie das zugegangen war, kann ich nur kurz erzählen. Der trügerische Mann war in jenen Pfarrhof gekommen mit dem Vorgeben: er wolle ein Paar Pferde in den Marstall des Fürsten kaufen, hatte aber alsbald den Stall mit Lachen wieder verlassen und gesagt: Diese Thiere werden bald beim Schinder sein — denn es steckt die Fäule drin! Als man ihn ängstlich fragte: was zu thun sei? stellte er sich sehr eilfertig und warf nur die Worte hin: „Verkaufen um jeden Preis! das ist der einzige Rath; sonst wird der Stall auch angesteckt!" Und da man ihn noch einmal anfaßte, um seine Vermittelung anzurufen, sprach er: „Herr Pastor, das ist wider mein Gewissen, denn ich weiß, wo der Schaden sitzt. Vielleicht kommt ein Anderer, der schon lange ein Gespann sucht. Wenn der ein leidliches Geld bietet: dann gleich losgeschlagen und fort damit!" — Der heimlichen Abrede nach kam der Andere schon nach wenigen Tagen. — So war es zugegangen. Aber wie es gerieth, davon auch noch ein paar Worte. Die jetzigen Besitzer freuten sich ungefähr ein Vierteljahr an ihren sanften und wohlgezogenen Pferden, und fingen auch an, Reisen in die Umgegend zu machen. Eines Tages gegen Mittag kamen sie mit ihrem Geschirr einmal nahe an den Pfarrort, wo die Thiere vordem ihre Heimath gehabt hatten. — Derselbe sollte links liegen bleiben. Aber als die Rosse an die Stelle kamen, wo der Weg nach dem Dorfe zu abbog, da fingen sie an sich zu bäumen, zu brausen, zu wiehern und den Wagen seitwärts zu reißen. „Um Gottes willen — was ist das?" rief der Gutsbesitzer. Der Kutscher, Jakob, antwortete rasch: „Nur sitzen geblieben, nur kein ängstliches Schreien! Die Thiere wollen in ihren alten Stall, — aber ich halte sie schon!" — Doch er vermochte nichts über die wild gewordenen Thiere; sie siegten und gingen durch nach dem Dorfe zu; an einem Graben stürzte der Wagen um, und glücklicherweise hob das ganze Vordergeschirr sich aus und die Pferde mit den Vorderrädern kamen am Pfarrhause an, als wollten sie dem vorigen Herrn sein Krippenrecht wiederbringen. Der Gutsbesitzer aber lag neben seiner ohnmächtigen Frau in dem Wagen und hatte den Arm gebrochen, und sein Gelübde lautete: „Mit diesen Pferden fahre ich in meinem ganzen Leben nie wieder!" Wenn aber dieser beschädigte Mann noch eine Erinnerung gehabt hätte an seinen lutherischen Katechismus: sollte er nicht noch ein zweites Gelübde ausgesprochen haben?

Jetzt höret noch eine Erzählung aus meiner Jugendzeit. Als ich im Elternhause war, hatte ich einige gute Freunde unter den Schulknaben, besonders einen, mit welchem ich fast jeden Sonntag zusammenkam. Wir unterhielten uns namentlich sehr gern über die Tauben, und in unsern Schlägen befanden sich außer den Feldtauben auch mehrere zierliche Arten, z. B. Schleiertauben, Trommel-

tauben, Kropftauben, Pfauentauben, und andere. Wenn wir den Hof betraten, da erschienen diese freundlichen, sanften Thiere an den Fluglöchern des Schlages und in einem Nu schwebten sie zu unsern Füßen hernieder und pickten das Futter aus unsern Händen. Auch freuten wir uns darüber, daß unsere Tauben, selbst wenn sie bei schönem Wetter sich weit verflogen hatten, doch große Treue bewiesen und manchmal noch am späten Abend ihren Flug zu uns zurücklenkten. Einmal aber, es war um Pfingsten, hatten wir uns eine sehr betrübende Beobachtung mitzutheilen. Mehrere unserer schönen Schmucktauben fehlten. Wir untersuchten den Schlag; aber es fand sich keine Spur, daß ein Marder, ein Iltis oder ein Wiesel da gehaust hätte. Wir begaben uns in die benachbarten Gärten und Felder — denn weit fliegen diese ausländischen Tauben in der Regel nicht aus — aber auch da fanden wir nichts, was uns an unsere Lieblinge erinnert hätte. Doch gleich am folgenden Tage erschien mein Freund Heinrich und machte mir fast athemlos die Mittheilung: Denke dir, ich habe zwei unserer Schleiertauben und eine Trommeltaube vor einer halben Stunde wiedergesehen, und zwar auf den Flugbrettern des Schlags in der Mühle. Wir waren Beide noch unverständige Kinder, faßten also auf der Stelle den Entschluß, zu dem Müller zu gehen, mit seiner Erlaubniß den Taubenschlag zu besteigen und unsere Flüchtlinge wieder heimzuholen. Das wurde nun alsbald versucht; aber es gerieth uns beinah sehr übel. Der Müller empfing uns sehr unhöflich; dann sagte er, höhnisch lachend: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu! Was mir zugeflogen, das ist mein: auf meinem Schlage hat Niemand etwas zu suchen! Macht, daß ihr die Thür trefft, sonst soll euch der Kettenhund den Weg weisen!“ — Nun freilich gingen wir, und brachten nichts mit heim, als nur ein kleines Bröckchen Taubenfutter, welches ein Feldflüchter im Flugbrette des Müllers angepickt und zur Hälfte herabgeworfen hatte. Was wir besser gleich gethan hätten, das geschah jetzt: wir erzählten meinem Vater das schmerzliche Ereigniß mit vielen Thränen, und nicht fern von uns stand ein alter treuer Tagelöhner meines Vaterhauses, welcher ein verständiger Mann war. Dieser sagte: „Als ich noch auswärts diente, da habe ich einstmals ein Recept gesehen zu einer Lockspeise für die Tauben. Darauf war geschrieben: man solle ein Gemenge machen von Backofenlehm, Sand, Anis, Wicken, Honig, Menschenurin und Heringslake, und dieses Gemenge miteinander sieden und dann trocken werden lassen. Wenn man davon ein Theilchen in's Flugbrett lege, so locke man damit Tauben herbei!“ Auf diese Worte reichte mein Freund Heinrich alsbald dem alten Martin das Bröcklein Taubenfutter dar, und bat ihn: er möge zusehen, ob diese Speise etwa nach jenem Recepte gemacht wäre; und sein Bescheid war: das könne wohl so sein, denn der Sand und Lehm sei mit

Augen zu sehen, und der Honig und Anis offenbare sich durch den Geruch.

Mein Vater aber gebot uns, über diese Geschichte nicht weiter zu reden, und bemerkte nur: wenn unser Müller ein solches Mittel wirklich gebraucht hätte, dann wäre von ihm vergessen worden, was die Erklärung des zehnten Gebotes ausspricht. Ich ermahne euch, setzte er hinzu, und der Schmerz, welchen ihr fühlt, ermahnet euch auch, daß ihr das Gelübde der Kinder Israel nicht vergesset (2 Mos. 19, 8.): „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun!"

§. 24.

Und den Geist wider das Fleisch. Dieselben sind widereinander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt.

Vorlesung aus Röm. 8, 6—11.

„Fleischlich gesinnet sein ist der Tod, und geistlich gesinnet sein ist Leben und Friede. Denn fleischlich gesinnet sein ist eine Feindschaft wider Gott, sintemal es dem Gesetz Gottes nicht unterthan ist, denn es vermag es auch nicht. Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, aber der Geist ist das Leben um der Gerechtigkeit willen. So nun der Geist deß, der Jesum von den Todten auferwecket hat, in euch wohnet, so wird auch derselbe, der Christum von den Todten auferwecket hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen, um deßwillen, daß sein Geist in euch wohnet."

Gesang.

Weißt du nicht, daß diese Welt Ein ganz and'res Wesen heget,
Als dem Höchsten wohlgefällt Und dein Ursprung in sich träget.
Suche Jesum und sein Licht: Alles And're hilft dir nicht!
Schwinge dich fein oft im Geist Ueber alle Himmelshöhen,
Laß, was dich zur Erde reißt, Weit von dir entfernet stehen.
Suche Jesum und sein Licht: Alles And're hilft dir nicht!

Gebet.

Herr Gott, Vater im Himmel, Du hast zweierlei Mächte in uns gelegt, welche miteinander streiten, das Fleisch und den Geist, und oft überwindet das Fleisch den Geist, also daß wir auch in uns erfahren, was Paulus klagt: Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, dasselbige thue ich. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz, nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe. O mache

uns doch stark in Dir und in der Macht Deiner Stärke. Gieb Deinen heiligen Geist in unsere Herzen und schaffe in uns durch ihn, was vor Dir gefällig ist. Amen.

Als wir den vorigen Abschnitt anfingen, meine lieben Kinder, da handelten wir von den Lüsten und Begierden, welche in unserm Herzen wie Keime liegen zu bösen Werken, und welches Gebot Gottes sprachen wir da aus? An was für Orten suchten wir diese Lüste und Begierden? Mußten uns diese Lüste, auch wenn sie noch nicht in Thaten ausgebrochen waren, schon strafbar erscheinen? Und welchen Namen trägt alles Unrecht und Strafbare, was in dem Herzen wohnt und aus dem Herzen hervorbricht? Wohin sind also auch die Lüste und Begierden zu rechnen? Und mit welchem Namen bezeichnen wir diese Sünde, weil sie von unsern Voreltern auf uns geerbt ist? Und wer hat noch behalten, wo, nach Gottes eigenem Urtheile, der Grund dieser Sünde liegt? Und genügt es, wenn wir sagen: Unter diesem Fleisch werde die Sinnlichkeit verstanden? Gewiß nicht, sondern wir müssen dabei an die Natur des Menschen denken, welche sich von Gott abgekehret hat und der Zucht Gottes nicht unterworfen sein will.

Wogegen nun dieses Fleisch seinen Kampf richte, das hat uns schon im vorigen Abschnitte ein Spruch gelehret, welcher also anhob: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist." Ueber dem Kapitel, welches wir heute abzuhandeln haben, steht nun aber die Fortsetzung desselben Spruchs, nämlich: und den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind widereinander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt.

Lasset uns darüber noch einige Augenblicke nachdenken. Wenn ich sage: und den Geist wider das Fleisch, — fühlt ihr nicht beim Anhören schon, daß ein Wort ausgelassen sei? Und welches Wort aus dem Vorhergehenden scheint man wiederholen zu sollen?

Wir wollen die Lücke, welche sich in dem Satze vermuthen läßt, nur einstweilen ausfüllen, und also für jetzt die Worte hinsetzen: Der Geist kämpfet wider das Fleisch. Und nun wird es gewiß gut sein, wenn wir uns erst deutlich machen, von welchem Geiste hier die Rede ist, denn das Wort Geist läßt verschiedene Bedeutung zu.

I. Glaubst du, mein Kind, daß auch von irdischen Dingen in einem gewissen Sinne behauptet werden darf, daß ein Geist in ihnen wohne? Denke dir eine reife und süße Traube und sage, was aus ihr bereitet wird. Was ist aber in dem Weine zu spüren, wenn er klar und gut ist und hell im Glase perlt? Was spürt der Trinker dieses Weines, der vorher einen betrübten Geist gehabt hat, nach dem Genusse? Was muß also in dem Weine sein? Und wenn du die Traube nicht in die Kelter wirfst, sondern issest: merkst du nicht auch dann schon einen Vorboten dieser Gabe? Auch aus Aepfeln pflegt man in manchen Gegenden, besonders am

Rhein, Wein zu bereiten: was muß also auch in dieser Frucht verborgen liegen? Und wenn du einen Borsdorfer Apfel genießest: wirst du nicht gewahr, daß auch in diesem, wie in jener Traube, ein Geist sich kundgiebt? Laßt uns doch sehen, durch welche äußerliche Zeichen man diesen Geist gewahr wird. Jesus selbst sagt von jungem Most, er zersprenge und zerreiße die Fässer oder Schläuche: was muß also in dem Geiste des Weines sich regen, wenn er Schläuche zerreißen und Fässer zersprengen kann? Gewiß ist also in dem Geiste eine Kraft oder Macht. Ferner haben wir soeben erst von den Perlen des Weines gehört: welche Richtung nehmen diese Perlen? Du würdest also nicht irren, wenn du urtheiltest: Der Geist in dem Weine ist eine Macht, welche aufwärts steigt. Und wenn du etliche solche Perlentropfen könntest auf die Wage legen und ebenso viele Tropfen von der Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen und aufsteigen, daneben in die andere Wagschale bringen: was würdest du über das Gewicht der Perlentropfen alsbald erfahren? Daraus wird sich also der Satz rechtfertigen: daß der Geist der irdischen oder natürlichen Dinge eine Macht ist, welche aufwärts steigt und das Schwere hinter sich und unter sich zurückläßt. Wird nun wohl von diesem natürlichen oder irdischen Geiste Jemand behaupten wollen, daß er kämpfe gegen das Fleisch? Wohl aber werden wir an diesen irdischen Geist, der auch in unserm Fleisch eine Stelle findet, denken dürfen, wenn wir, wie oft, in der heiligen Schrift lesen: der Herr habe über gewisse Menschen oder Völker oder Fürsten „einen Schwindelgeist ausgegossen, daß sie taumeln wie die Trunkenbolde" (Jes. 19, 14.); oder auch: der Herr habe ihnen „einen Geist des harten Schlafs eingeschenkt und habe ihre Augen zugethan" (Jes. 29, 10.); oder wenn man im gemeinen Leben z. B. von einer etwas kecken und freien Dirne zu sagen pflegt: Die hat Geist!

Aus dem Bisherigen ist nun gewiß klar geworden, daß in unserm Titelspruche von einem Geiste die Rede sein müsse, der edler ist, als jener irdische. Wir wollen uns daher in der heiligen Schrift weiter umsehen.

II. Der Apostel Paulus sprach einst den Segenswunsch über die Gemeinde der Christen aus (1 Theß. 5, 23.): „Er, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz, sammt der Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi!" Hier, wo von einem Heiligen des Menschen durch und durch gehandelt wird, kann der Apostel bei dem Worte „euer Geist" nicht an eine irdische Macht gedacht haben, welche in uns nach Oben strebt, er kann aber auch nicht einen Geist im Sinne haben, welcher von Oben zu uns herabkommt; denn er sagt ja: „euer Geist." Wie viel Vermögen werden in diesem Spruche dem Menschen überhaupt beigelegt? Und

welche Stelle in der Reihe nimmt darunter der Geist ein? — Fragen wir nach den verschiedenen Arbeiten dieser Kräfte des Menschen, so wird man von dem Leibe sagen müssen: er gebe dem Menschen Wohnung und Nahrung, von der Seele aber: sie bereite ihm Vorstellungen; und was wird nun wohl das Geschäft des Geistes sein? Manchmal, wenn unser Herr Jesus Christus entdeckte, wie der Geist seiner Widersacher gegen ihn arbeitete, machen die heiligen Evangelisten von ihm die Bemerkung, daß er ihre Gedanken merkte, ja wir hören auch aus seinem Munde die Frage: „Warum denkt ihr so Arges in eurem Herzen?" Hast du nun wohl hieraus abgenommen, welche Arbeit der Geist thut? Und wenn du diese Arbeit des Denkens mit den Arbeiten des Leibes und der Seele vergleichst: welche Stellung gebührt dann dem Geiste, der in uns ist? — Derselbe Apostel wirft einst die Frage auf (1 Cor. 2, 11.): „Welcher Mensch weiß, was in dem Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?" Damit zeigt er an, der Geist sei nicht bloß das Vermögen, zu denken, sondern er allein besitze auch ein Wissen von sich selbst. Und wie willst du dieses Wissen, oder dieses Bewußtsein, welches kein anderes Erdengeschöpf zu haben scheint, mit einem Worte bezeichnen?

Siehe, so finden wir auf einer zweiten und viel höheren Stufe den Geist wieder, und wir finden ihn in uns, und es wird ihm von der heiligen Schrift zweierlei beigelegt: daß er denkt und daß er von sich weiß.

Wirst du nun auch von dem Geiste in diesem Sinne aussprechen dürfen, daß er eine Macht ist, und daß er seine Richtung nach Oben nimmt, daß er das Schwere, das Niedrige und Gemeine, weit hinter sich läßt? Es scheint ja so. Nun dann wird man aber auch diesem Geiste zutrauen können, daß er kämpfe gegen das Fleisch.

Wir wollen ihm einmal zusehen, wie er dieß zu Stande bringt.

1. Ein Apostel des Herrn, welcher geübt war, mit seinem Geiste über die Natur nachzudenken (Jak. 3.), macht, als er die Zunge des Menschen beschreibt, die Bemerkung: ein kleiner Zaum sei im Stande, ein wildes Pferd zu zügeln, ein kleines Steuerruder vermöge ein starkes Schiff zu lenken, ein kleines Feuer besitze die Macht, einen ganzen Wald in Flammen zu setzen, — so sei auch die Zunge ein kleines Glied und richte große Dinge an. Wenn nun die Beobachtung richtig ist, daß ein kleines Feuer einen ganzen Wald anzünden kann: worauf muß dann wohl ein nachdenkender Waldwächter aufmerksam sein? Aber der kleinste Theil eines Feuers ist ein Funke: wird der treue Wächter wohl ruhig vorübergehen, wo ein Funke im Grase glimmt? Siehe, mein Kind, es liegt auch in unsern Lüsten und Begierden der Anfang zu einem großen Brande. Als Ahab an Naboths Weinberg dachte, wie lustig dessen Besitz

sei, da glimmte der gefährliche Funke schon. Als David in seinem Gartenhause von oben herab einen Blick voll unreiner Lust geworfen hatte auf das Weib des Urias: was fing auch da schon an in seinem Herzen zu glühen? Wenn ein Knabe immer wieder einmal anfängt, seine kleinen Silber- und Goldstücke in der Sparbüchse zu zählen und kleine gegen größere sich auszuwechseln: was geht auch da schon in seinem Herzen vor? Wenn ein zorniger Mensch das erstemal ein bitteres Wort gegen seinen Widersacher ausgestoßen hat: was kann man bei der nächsten Gegenrede erwarten? Es ist ja dann, als ob die Flamme schon knistere!

Wenn aber nun ein Mensch von seinem Geiste Gebrauch macht, und weiß, wie es um sein Inneres steht, der wird ja auch von dem erleuchteten Jakobus gute Lehre annehmen; und zu welcher Zeit schon wird er dann wider seine Lüste und Begierden kämpfen? Oder wird er wohl jenem jungen Gärtner es nachthun wollen, welchem der Herr auferlegt hatte: er dürfe kein Unkraut in seinem Garten aufkommen lassen, der nun an jedem Morgen bald früh mit seiner Spitzhacke durch den Garten ging und die hervorbrechenden Spitzen der Quecken und der Bingel abhieb, dem aber in einer einzigen Nacht alle Beete und Wege von Unkraut grün geworden waren? Woran hatte der Gärtner es fehlen lassen? Und wenn die bösen Wurzeln nicht an die Oberfläche herausbrechen durften: wo mußten sie nun sich ausbreiten? Und wenn einmal in einer Nacht ein warmer Regen sich ergoß: wird dann die Spitzhacke mit den Unkrautsprossen fertig werden können? Dürfte wirklich ein Mensch so handeln mit dem Unkraut, welches seine Keime in dem Innern seines Herzens ausgebreitet hat, daß er so lange ruhig zusieht, bis jene Keime hervorbrechen und unreine Werke werden? Was würde dann schon in dem Innern eine Obermacht gewonnen haben? Und würde es nun noch möglich sein, den Sieg über das Böse zu gewinnen?

Der denkende Geist, welcher von sich selbst und von seinen innern Feinden ein Bewußtsein hat, wird also zu sich selbst sagen: Fang klein an, und halte nichts für klein! Und so kämpft er gegen das Fleisch.

Aber der alte Sirach redet (23, 23.) von einer betrübenden Erfahrung, welche er mit den Worten ausdrückt: „Ein unkeuscher Mensch hat keine Ruhe an seinem Leibe, bis daß er ein Feuer entzünde!" Wenn also der Geist in uns die ersten Funken bewachen und auslöschen will: was thut dagegen das Fleisch? Und sind wir nun gewiß, daß der Geist den Preis davon trägt? Es wird mithin besser sein, daß wir sagen: Der Geist mache sich auf, zu kämpfen wider das Fleisch.

Paßt dazu etwa auch der Schluß jenes Ausspruchs: „Daß ihr nicht thut, was ihr wollt!"

Doch wir wollen erst noch weiter diesem Kampfe zusehen.

2. Wir lesen (1 Cor. 9, 27.) das Bekenntniß eines frommen Jüngers des Herrn: „Ich betäube meinen Leib und ich bezähme ihn, daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde.“ Ich, spricht der Apostel: wen meint er mit dem kleinen Wörtchen Ich? Was für eine Aufgabe hat sich also sein Geist gemacht? Man pflegt aber nur wilde Thiere zu betäuben und ihnen „einen Ring in die Nase zu legen“ (Jes. 37, 29.), um sie zahm zu machen: womit vergleicht er also seinen Leib? Was aber an einem Menschen sich gegen die Zucht sträubt und wehrt, das haben wir oben erst das Fleisch genannt. Wer sind demnach die beiden Widersacher, welche hier schon wieder im Kampfe miteinander liegen? Laßt uns sehen, was der Apostel in diesem Kampfe versucht hat gegen sein Fleisch! Er erzählt der Gemeinde zu Corinth (2 Cor. 6, 5.) von drei Dingen, von Arbeit, von Wachen und Fasten, wodurch man sich als ein Diener Gottes beweisen könne.

a) Zuerst nennt er also die Arbeit, und er meint damit besonders die mit körperlicher Anstrengung verbundene Arbeit. Wenn ein Bauersmann auf seinem Acker einen halben Tag lang gegraben oder geackert oder Steine gelesen hat; oder wenn ein Tagelöhner ebenso lange Zeit als Holzmacher emsig hinter seiner Arbeit her gewesen ist: was wird derselbe dann in seinen Gliedern fühlen? Und was geschieht durch dieses Müdemachen an dem Fleische? Und meinst du, daß in einem also zahm gemachten Menschen unreine Gelüste sich so leicht hervorwagen werden? Was könnte man also einem Jünglinge rathen, welcher klagte, daß ihm oft unsaubere Gedanken in die Seele kämen?

Ich habe einen alten Schulmeister gekannt, einen Ehrenmann in grauen Haaren, welcher seinen Schulkindern die Lehre gab: wenn sie einmal unnütze Einfälle bekommen sollten, dann müßte der Eine das Auskehricht aus dem Hofe holen und in die Stube streuen, der Andere mit der Gießkanne Wasser tragen und die Stube besprengen, der Dritte den Holzbesen nehmen und fegen, und so weiter — immer wieder von vorn an. Das war fast ebenso gemeint, wie des Paulus Rath: „In viel Arbeit!“

b) Derselbe Mann nennt als das zweite Mittel, womit der Geist gegen das Fleisch zu Felde zieht, das Wachen. Das will richtig verstanden sein. Wenn ein ganzes Heer von heimlichen Lüsten und Begierden an dem Himmel deines Herzens heraufgezogen wäre, und du gingest in diesem Zustande in dein Bett: wäre es wohl eine Wohlthat für deine Seele, wenn du den Entschluß faßtest, eine oder etliche Stunden dich wach zu erhalten? Viel besser wäre es, wenn Gott auf dein Gebet dir recht bald einen tiefen, sanften Schlaf schicken wollte. Also vom Wachbleiben im Bett hat der Mann Gottes gewiß nicht reden wollen. Es könnte aber wohl geschehen, daß einem Jünglinge des Morgens beim ersten

Erwachen ein böses Begehren und Gelüste in die Seele käme: welchen guten Rath würde dem von seinem Geiste gegeben werden? Und soll der Jüngling sich noch eine Zeit lang besinnen, ob er danach thun will? Gewiß würde er rasch aufstehen und den Geschwistern mit großer Freude erzählen: Ich hatte heute schon eine volle Stunde hinter meinem Arbeitstische gewacht, als ihr das Bett verließet! Ja, wenn sich etwa jene unheilige Unruh in seinem Gemüthe ebenso an den folgenden Morgenstunden einstellte und sich eine Zeit lang wiederholte: was würde nun der Jüngling sich zum Gesetz machen? Er würde dann sagen können: Es ist bei mir zur Regel geworden, täglich eine Stunde früher aufzustehen, und zu einer Zeit zu wachen, wo Andere noch schlafen. Was würde aber diese freie Gewöhnung für Folgen auf seinen Zustand äußern? Und gegen wen wäre dieser Kampf des Geistes eigentlich gerichtet gewesen? Ihr seht hier schon wieder ein Exempel, wo der Geist in dem Menschen einen Kampf gegen das Fleisch beginnt, und zwar durch Wachen, wie geschrieben steht: „Von Herzen begehre ich deiner des Nachts, dazu mit meinem Geiste in mir wache ich früh zu dir!" (Jes. 26, 9.) Sollte aber ein Mensch durch dieses Wachen gesichert sein, daß nicht der böse Feind einen giftigen Saamen in sein Herz streue? daß nicht im Traume das Böse zu ihm komme? (Vgl. 1 Petr. 5, 8.)

c) Als ein drittes Mittel wird das Fasten genannt. Denke dir, daß ein Kind in Folge einer Ueberladung des Magens ernstlich erkrankt gewesen sei, und daß der Arzt statt eines Receptes die Vorschrift ertheilte: Der kleine Patient muß fasten! meinst du, daß durch Befolgung dieses Raths der Regel des Apostels ein Genüge geschehe? In dem kleinen Worte „muß" liegt ein Zwingen: scheint dir wohl ein solcher Zwang zum Besten einer Menschenseele beitragen zu können? Was für ein Fasten kann demnach der Apostel Paulus nicht gemeint haben? Hat er aber eine freiwillige Enthaltung von allen Speisen auf gewisse Tage angerathen? Auch daran scheinst du zu zweifeln. Nun so laß uns bedenken, daß er (Röm. 13, 14.) an die Römer geschrieben hat: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde!" Wer seines Leibes warten soll, der muß demselben wohl einige Nahrung reichen; aber welche Vorsicht soll dabei eintreten? Nun wird aber eine Pflanze dadurch angetrieben, daß ihre Stengel und ihre Blätter geil aufschießen, wenn man ihr eine zu reichliche oder gar eine zu scharfe Nahrung giebt: welche Regel wird daher ein Mensch des Geistes bei Wartung seines Leibes befolgen? Welche Speisen oder Getränke wird er selten oder gar nicht genießen? Und wie viel wird er von einfachen Speisen zu sich nehmen? Und damit wird er befolgen, was die Schrift gebietet (1 Thess. 5, 6.): „Lasset uns wachen und nüchtern sein!" Gesetzt nun, ein Mensch hätte sich an dieses apostolische Fasten, d. h. an Enthalt-

samkeit, Einfachheit und Nüchternheit in leiblichen Genüssen gewöhnt: was scheint dir ein Solcher über seine Begierden und Triebe zu gewinnen? Folglich kann unser Geist allerdings gegen unser Fleisch zu Felde ziehen, wenn er sich bemüht, Gott zu dienen in Arbeit, Wachen und Fasten, oder wenn er gelernt hat, gegen sich selbst streng zu sein. Daher sind alle Völker, z. B. die Spartaner, darauf ernstlich bedacht gewesen, ihre Kinder, besonders die Knaben, an saure Leibesübungen, an Beschwerden durch Frost und Hitze, an wenige Stunden Schlaf und an ganz einfache Genüsse zu gewöhnen. Welcher göttlichen Gebote Erfüllung wird einer so erzogenen Jugend erleichtert werden? Wirst du nun wohl verdrießlich darein sehen und fragen: Wozu soll das? wenn etwa Eltern und Lehrer von dir verlangen, daß du die Arbeit im Garten und auf dem Felde tüchtig anfassen müssest? Oder wirst du es für eine Härte ansehen dürfen, wenn dich die Hausglocke schon 6 Uhr, oder gar 5 Uhr aus dem Bette läutet? Oder wirst du es für Geiz oder Knickerei halten, wenn man von Süßigkeiten oder niedlichen Speisen dich nur etwas Weniges nehmen läßt und dabei dir zu bedenken giebt: „Salz und Brot macht die Wangen roth." Aber auch dann, wenn du solche gute Angewöhnung erfahren hast und solche Uebungen aushalten kannst, darfst du dir noch gar nicht einbilden, daß der Geist in dir ein sicherer Herr geworden sei und ein Sieger über das Fleisch. Was Paulus hier aussagt: man müsse sich beweisen als ein Diener Gottes in Arbeiten, in Wachen und Fasten, dasselbe hat man lange nach der apostolischen Zeit ganzen Gesellschaften, welche als Bewohner der Wüste einen zurückgezogenen Wandel führten, oder als Mönche und Nonnen in den Klöstern lebten, zur Regel vorgeschrieben: sie sollten saure Wege machen oder auch schwere Gartenarbeiten verrichten; sie sollten mehrere Stunden des Nachts sich des Schlafs enthalten; sie sollten auch Fasttage beobachten: hat nun wohl die Erfahrung gelehrt, daß solche Einsiedler, Mönche und Nonnen von unreinen Trieben und Begierden vor Andern verschont, das ist unversucht und unversehrt geblieben sind? Ich glaube nicht, daß man dieß behaupten wird. Darum mag und soll freilich der Geist ankämpfen gegen das Fleisch; aber darauf rechnen, daß er die Versuchung damit von sich abtreiben werde, darf doch Niemand!

3. Auch mit dem edelsten Mittel, welches unser Geist ersinnen und anwenden kann, verhält es sich nicht anders. Jesus selbst, da er seine Jünger im Garten Gethsemane schlafend antraf, empfahl ihnen das Gebet, als einen bewährten Mitstreiter im Geist; denn er sprach: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet." Aber er setzt auch alsbald die niederschlagende Beobachtung hinzu: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" Die Jünger hatten schon vorher von ihrem Herrn die Warnung hören müssen: sie möchten sich nicht auf ihr Bitten verlassen; denn

zu Johannes und Jakobus hatte er gesagt (Matth. 20, 22.): „Ihr wisset nicht, was ihr bittet!" Und der Apostel Paulus erklärt geradezu, wie viel auch sonst des Menschen Geist ergriffen habe, doch stehe das Eine fest (Röm. 8, 26.): „Wir wissen nicht, was wir bitten sollen, wie sich's gebühret, sondern der Geist selbst (das ist der heilige Geist) vertritt uns auf's Beste mit unaussprechlichem Seufzen." Nun wissen wir aber, daß die Unmündigen, die Schwachen, die Abwesenden einen Vertreter haben müssen: welchen Personen wird also unser Geist gleich gestellt? Und wer will unser Vormund, unser Sachwalter, unser Abgeordneter bei Gott sein? O merkt das, ihr lieben Kinder! Wir werden die Erinnerung an diesen Vertreter und Beistand, den heiligen Geist, bald noch weiter brauchen.

Durch welche Mittel und mit welchen Waffen der Geist in uns ankämpft gegen das Fleisch, haben wir nun gesehen, und wir werden jetzt schon eher beurtheilen können, ob unser Geist mit dieser Rüstung im Stande sein werde, uns von dem bösen Feinde, der im Herzen sitzt, zu erretten.

Als einstmals der Jüngling David gegen den Riesen Goliath zu Felde zog, da hatte er nichts in seiner Hand als Hirtenstab und Schleuder; aber von wem hatte er diese Waffen erhalten? Und was vermochte er mit denselben? — Welche andere Waffen hatte er vorher auf Sauls Zureden angelegt? Davon lesen wir (1 Sam. 17, 39.): „David gürtete das Schwert Sauls über seine Kleider und fing an zu gehen, denn er hatte es nie versucht." Wie fiel denn aber dieser Versuch aus? David gestand: Ich kann nicht also gehen! und legte dieses Schwert von sich. Und gewiß war das ein Glück für ihn und sein Volk, denn sonst hätte er mit seinem großen und schweren Schwerte am Ende kein besseres Schicksal haben mögen, als die Egypter im rothen Meere, welche auf ihre Hand den Israeliten nachsetzen wollten, die im Glauben unbeschädigt durch die Fluthen sich durchgerettet hatten und von denen die Schrift mit kurzen Worten (Ebr. 11, 29.) erzählt: „Sie versuchten es auch und mußten ersaufen!"

Hier haben wir schon zum zweiten Male das Wort „versuchen" gehört: David versuchte es mit Sauls Schwert, aber er konnte nicht fortkommen damit, die Egypter versuchten es mit der Verfolgung durch das rothe Meer, und sie ertranken. Und sehet, liebe Kinder, damit ist von uns auch das Wort gefunden, welches in die Lücke unseres Textspruches eintreten soll. Ihr gedenket noch daran, daß die erste Hälfte desselben also lautete: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist!" In der zweiten Hälfte — „und den Geist wider das Fleisch!" Da schien etwas zu fehlen. Jetzt haben wir den rechten Lückenbüßer angetroffen, und sprechen nun die Meinung des Apostels also aus: „Und der Geist versucht es, anzukämpfen wider das Fleisch." Und nun wird

auch der Schlußsatz des Spruchs völlig deutlich: Also daß ihr nicht thut, was ihr wollt! Denn damit wird an den Tag gegeben, daß der Mensch, so lange er ohne einen höheren Helfer ist, aus diesem Widerstreite nie ganz siegreich herauskommen kann. Denn gerade so wird hier der Ausgang des Streites geschildert, wie es von demselben Apostel (Röm. 7, 18. 19.) geschehen ist. Dort nämlich lesen wir: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht; denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich!" —

Diese schmerzliche Erfahrung müssen wir oft machen. In einem kleinen Dörfchen lebte ein frommer Schullehrer, Namens Rasch. Der wurde von seiner Gemeinde sehr hoch gehalten, und weil der Pfarrer in einem entfernten Dorfe wohnte, und Rasch manchen Sonntag den Gottesdienst halten und eine Predigt lesen mußte, so galt sein Wort beinahe so viel, als der Ausspruch des Geistlichen. Glücklicherweise war auch sein Leben und sein Wandel so lobenswerth, daß nicht leicht Jemand an ihm irre werden konnte. Am glücklichsten aber befand sich der Mann in seinem stillen Hause; denn er besaß ein treues und zärtliches Weib, welches er recht von Herzen liebte, und welches ihn vor drei Monaten zum glücklichen Vater eines kleinen Knaben gemacht hatte. Ein einziger Feind bedrohte oft sein Glück. In seiner Seele regte sich nämlich eine heftige Begierde, Recht zu behalten, und in seinen Adern rollte ein heißes Blut, welches bei jedem Widerspruch aufwallte. Schon oft hatte ihn dieser Feind in große Gefahr gebracht, besonders wurde es ihm äußerst schwer, seinen Zorn zu beherrschen, wenn er ein Schulkind mit Worten gestraft hatte, und der kleine Uebelthäter sich noch rechtfertigen wollte. Erst vor wenig Wochen hatte er einen solchen Knaben, welcher sich gegen die Züchtigung zu wehren versuchte, mit einem Stocke so über den linken Arm geschlagen, daß der Wundarzt herbeigerufen und zur Abfassung eines Wundberichts angehalten wurde. Rasch, der bis diesen Tag unbescholten und von den Kindern geliebt war, sah sich genöthigt, zum ersten Mal vor dem Richter zu erscheinen, eine Verwarnung anzuhören und die Terminskosten zu tragen. Tiefbekümmert über dieses Ereigniß kehrte er auf dem Wege aus der Kreisgerichtsstadt bei einem seiner Mitgenossen, einem verständigen Schullehrer in der Nachbarschaft, ein. Dieser sprach zu ihm: Ich will dich an etliche gute Mittel erinnern, deren du dich als ein nachdenkender Mann bedienen magst, um solchen Versuchungen auszuweichen oder siegreich zu begegnen. Zunächst ist es nothwendig, daß man bei der ersten Regung des Unwillens seine Worte gefangen nimmt, wenn sie eben über die Zunge wollen. Ich pflege dann die Lippen mit den Zähnen zusammenzudrücken und mir gänzliches Stillschweigen zum Gesetz zu machen. Sodann verschiebe ich jede ernste Abstrafung bis nach der Schulzeit,

und gehe vorher eine Stunde mit der Säge in den Holzstall, oder mit der Harke auf das Feld. So kommt man mehr zur Ruhe. Auch habe ich an mir selbst beobachtet, daß ich kurz vor oder gleich nach der Mahlzeit viel reizbarer bin, als sonst, und darum nehme ich Untersuchungen gegen trotzige und heftige Kinder nicht leicht gegen Mittag vor, oder ich lege mir, wenn langes Aufschieben nicht gut thut, gerade an solchen Tagen die Pflicht auf, recht mäßig in Speise und Trank zu sein. Endlich hilft auch ein guter Vorsatz im Gebet einem Lehrer über solche Gefahren hinweg, und daher rufe ich mir in derartigen Zeiten den rechten Helfer aus der Höhe herbei und bete auf meinem Kämmerlein: „Ach bleib' mit deinem Schutze bei uns, du starker Held, daß uns der Feind nicht trutze, noch fäll' die böse Welt!" In dieser Weise hatte ein Freund dem andern Rath gegeben; und meinst du nicht, daß der Rath gut war? — Der Lehrer Rasch sollte bald in die Lage kommen, diese Mittel zu versuchen. Noch an demselben Abende begegnete ihm sein Hausarzt, welcher einen Besuch bei der jungen Wöchnerin gemacht hatte. „Wie haben Sie meine Frau gefunden?" fragte er diesen besorgt, denn die junge Frau hatte seit einigen Tagen über Mangel an Eßlust und leichtes Kopfweh geklagt. „Es geht über Erwarten gut" — war die Antwort; „aber ich bitte dringend, — nehmen Sie Ihre Frau recht sorgfältig in Acht, denn sie hat bei der Entbindung viel gelitten, und das Kind, welches sie an der Brust nährt, entzieht ihr viel Lebenskraft: jedes Aergerniß, welches ihr widerführe, würde große Gefahr bringen — ihr und dem kleinen Säugling!" — Diese Worte gingen bei Rasch tief ein; denn gerade diese beiden Personen waren seine theuersten Güter auf Erden, und er faßte den Entschluß, den heute gehörten guten Rath bei nächster Gelegenheit in allen Stücken zu befolgen. Am folgenden Morgen sang er in der Schule mit seinen Kindern den Vers zur Ausrüstung für den ganzen Tag: „Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen! Laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen! Und, wenn nach meiner Pflicht ich reden soll und muß, so gieb dem Worte Kraft und Nachdruck ohn' Verdruß!" Sein Gemüth war gefaßt; sein Schulhalten war wohlgerathen. Mit Sehnsucht nach seiner Agnes und nach dem kleinen Eduard trat er gegen zehn Uhr in das Wohnzimmer neben der Schulstube, um seinen Lieben einen guten Morgen zu bieten, bemerkte aber bald, daß seine Frau nicht in guter Stimmung war. Sie hatte die dargebotene Hand zwar genommen; aber dießmal nicht mit freundlichem Blick, und der Druck, welchen sie zurückgab, glich mehr einem Pressen, als einer wohlthuenden Erwiderung. Nach etlichen Minuten öffnete Agnes den Mund gegen ihren Gatten, doch nicht die Augen, und sprach: „Aber, mein guter Mann, ist's denn gar nicht möglich, daß der Leseunterricht, wie du ihn treibst, anders eingerichtet werden kann, als jetzt, wo er mir und deinem Kinde allen Schlaf, ja alle Ruhe

raubt?" Rasch wollte schnell antworten und recht kurz, denn er hatte gerade seinen Leseunterricht, wie er glaubte, sehr fruchtbar gemacht, indem er mehrere kleine Haufen der Leseschüler durch die Stube vertheilte und über jede Truppe einen kleinen Lehrknaben zu setzen pflegte; und heute geschah es zum ersten Mal, daß seine Frau es wagte, sich in sein Amt zu mischen. Aber glücklicherweise besann er sich auf die Besprechung von gestern, er unterdrückte die Aufwallung, kniff seine Lippen mit den Zähnen zusammen und schwieg. Doch Agnes hatte das veränderte Antlitz ihres Mannes im Spiegel gesehen: „Um Gottes Willen," rief sie weinend aus, „was für ein Unstern ist zwischen uns aufgegangen! Du siehst so feindlich aus, du hältst mich keines Wortes mehr werth, mich, dein armes kränkliches Weib, welches um dieses ewigen Lärmens willen von allen Schulmeistersfrauen in der Nachbarschaft schmerzlich bemitleidet wird!" — „„Also mit fremden Weibern hast du schon über mich gesprochen!"" brach der überwältigte Mann mit polternden Worten und mit rollenden Augen heraus; aber noch einmal wollte er sich zusammenfassen, und wandte sich, seiner Vorsätze eingedenk, mit der Bitte an Agnes: „„Beruhige dich jetzt, meine liebe Frau! wir wollen heute Nachmittag, wenn die Schularbeit vorüber ist, von dieser Sache weiter reden!"" Und damit wandte er sich, um hinauszugehen, in dem Bewußtsein, Alles gethan zu haben, was ein verständiger Mann thun könne, um Maß zu halten. Noch hatte er aber nicht die Thür in der Hand, als Agnes im Tone einer Verzweifelten leise, aber doch verständlich, ausrief: „Heute Nachmittag? O lieber acht Tage länger warten! Vielleicht bin ich bis dahin sammt Eduard erlöst und zur ewigen Ruhe eingegangen!" Jetzt konnte der Mann sich nicht länger halten; alle Fassung war verloren. Mit schauerlich verwandelter Stimme entgegnete er: „„Weib, du marterst mich zu Tode!"" Und nun ergoß sich sein Zorn in Ausdrücken, welche ich nicht wiederholen will. Aber die Reue folgte dem Unglücklichen auf dem Fuße nach. Er war kaum aus dem Zimmer gerannt, als es ihn schon trieb, an der Wand zu horchen. Er hörte eine Zeit lang ein klägliches Weinen; dann war Alles still. Darauf hörte man den Knaben schreien; aber kein Fußtritt ließ sich vernehmen, der ihm zu Hülfe geeilt wäre. Das Dienstmädchen wurde in's Zimmer geschickt, und sie brachte die Schreckensbotschaft: Agnes liege wie eine Todte auf dem Bette und gebe kein Zeichen des Lebens mehr! Der Arzt mußte geholt werden, — und der sagte nichts weiter, als: Die große Gefahr ist da! Eine herzliche Versöhnung zwischen Mann und Weib erfolgte bald; aber vier Wochen voll Angst und Reue züchtigten den armen Mann bei Tag und Nacht, und als der kleine Eduard an einem Schlagfluß starb, da war es dem Vater so zu Muthe, als sei er des Kindes Mörder gewesen, und diese ganze traurige Erfahrung war aus seiner Erinnerung zeitlebens nicht zu entfernen.

So war es diesem Manne auf eine recht schmerzliche Weise deutlich geworden, daß Paulus ein Recht gehabt, zu sagen: „Der Geist versucht es, anzukämpfen gegen das Fleisch also, daß ihr nicht thut, was ihr wollt!" Das heißt, daß ihr so lange nichts ausrichtet, als diese zwei Mächte sich in die Herrschaft theilen. Welche von diesen beiden Mächten soll nun aber in dem Menschen die Herrschaft nicht theilen, sondern führen? Und welche Macht ist nach Gottes Willen zum Gehorchen verurtheilt? Hat es aber wohl schon ein Mensch durch sich selbst und aus eigener Kraft dahin bringen können, daß er wirklich sagen konnte: „Mich regieret der Geist!?" Im Gegentheil erfahren wir sehr oft, daß der Geist nachgiebt, als wäre er schwach, daß er nicht drein redet, als wäre er stumm, daß er gar nichts von sich spüren läßt, als wäre er abwesend: wen pflegt man nun für Schwache, Stumme und Abwesende zu bestellen? Und habe ich nicht ganz vor Kurzem euch schon gesagt, daß ein solcher Vertreter, Helfer und Beistand uns von Gott bestellt sei? Und wer ist das? Und wenn dieser Vertreter, der heilige Geist, sich verbindet mit unserm Geiste, seht, Kinder, dann tritt der glückliche Fall ein, welchen Paulus im Sinne hat, wenn er gleich nach jenem Ausspruche hinzusetzt: Regieret euch aber der Geist! Doch von diesem heiligen Geiste, welcher uns zum Regieren tüchtig macht, wird zu einer andern Zeit vielleicht ausführlicher, als heute, geredet werden können. Aber antwortet mir jetzt noch auf eine Frage: Scheint es euch nun gerathener, daß unser Geist seine Versuche, gegen das Fleisch anzukämpfen, lieber ganz einstellt, weil es ja nur schwache Versuche sind? Ihr könntet verschiedener Meinung sein, darum will ich euch aus der heiligen Geschichte zur Entscheidung verhelfen. Einstmals war die Stadt Jabes in Gilead in großer Bedrängniß, denn Nahas, der Ammoniter König (1 Sam. 11.), hatte eine Wagenburg um sie gezogen und belagerte sie hart. Denkt euch nun einmal, daß unsere Stadt von einem gewaltigen feindlichen Heere belagert würde (was schon einige Mal geschehen ist) — was würden die Bürger und die Kriegsleute mit ihnen versuchen können? Ich glaube, sie würden Ausfälle machen, so lange ihnen noch ein Fünklein Muth im Herzen wohnte, und wenn diese Ausfälle auch nicht die Stadt frei machen könnten: was würden sie doch dem Feinde einflößen? Worauf müßte dieser bei jedem Glockenschlage in der Nacht gefaßt sein? Würde er also volle Ruhe genießen und zu dem Kampfe des Tages Kräfte sammeln können? Wäre also wohl der Rathgeber zu loben, welcher spräche: Ihr lieben Bürger, laßt eure Ausfälle unterbleiben, denn sie helfen euch zu gar nichts? Wird es dir nicht jetzt schon recht deutlich, welche Antwort du geben sollst auf meine Frage: ob der Geist, der in uns ist, seinen Kampf einstellen soll, oder nicht?

Aber wir wollen zu den geängsteten Bewohnern von Jabes

zurückkehren. Ausfälle hatten sie nicht unternommen; aber ein Bündniß hatten sie dem feindlichen König angeboten. Doch von diesem wurde ihnen die höhnische Antwort gegeben: er wolle zum Zeichen des Bundes jedem ihrer Bürger das rechte Auge ausstechen. Einen solchen Bescheid würde die Stadt Jabes gewiß nicht bekommen haben, wenn sie sich auch nur ein wenig hätte wehren wollen. Aber Gott gedachte gleichwohl ihrer Noth und erweckte dem jungen König Saul den Muth, daß er in Israel ein Heer zusammenbrachte, der Stadt zu Hülfe eilte und dieselbe **entsetzte.** Sagt: was war nun durch diese Hülfe die Stadt Jabes geworden? — Und daraus sollen wir eine gute Lehre nehmen. Die belagerte und in großen Gefahren stehende Stadt bedeutet unser Herz, und die Ausfälle, welche man zu Jabes aus Furcht nicht wagte, das sind die Versuche, welche wir machen, den Feind in unserem Herzen zu bekämpfen. Meine erste Frage werdet ihr jetzt mit Sicherheit beantworten können: Ist es Gottes guter und wohlgefälliger Wille, daß unser Geist den Kampf unternehmen und ohne Furcht Widerstand thun soll bis auf's Letzte? Gewiß ist es so; denn noch immer gelten Hiobs Worte (14, 14.): „Ich harre täglich, dieweil ich streite, bis daß meine Veränderung komme." — Jetzt aber lasse ich meine zweite Frage folgen; wir freuten uns über den Entsatz der belagerten Stadt, und sie wurde entsetzt, das heißt, frei gemacht durch die Hülfe eines tapfern Königs: saget, liebe Kinder, dürfen die Christen mit ihrem geängsteten und unruhigen Herzen auch auf die Hülfe eines tapfern Königs hoffen? Und wer ist das, von dem der Prophet sagt: „Siehe, dein König kommt zu dir?" Und wenn dieser Jesus kurz und feierlich den Seinigen erklärt (Joh. 8, 36.): „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!" was haben die belagerten und angefochtenen Menschenherzen von ihm zu hoffen? Und wem hat er bei seinem Abschied von der Erde (Apostg. 1, 8.) das große Werk aufgetragen, uns frei zu machen? Du sagst: dem heiligen Geiste; aber daraus lernen wir ja abermals, daß das Wort Geist noch eine dritte Bedeutung hat, und von dieser werden wir noch etwas sagen müssen.

III. Der Apostel Paulus hat uns den schönen Trost gegeben (Röm. 8, 2.): „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes!" Und wer dieser lebendig machende, siegreiche Geist sei, das lernen wir von demselben Prediger des Evangeliums (1 Cor. 2, 12.): „Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott." Von diesem Helfer, dem heiligen Geist, werdet ihr einstmals weiter hören im dritten Artikel. Jetzt wollen wir nur zu erfahren suchen, was er thut, um uns frei zu **machen.**

1. Wenn eine Festung den heranrückenden Feind zu erwarten hat, dann stehen die Bürger lange vorher auf den Wällen und auf den Thürmen und schauen mit Fernröhren in das Feld hinaus, ob sie auf den Berghöhen Staubwolken gewahr werden, oder Gewehre blitzen sehen. Und während der dunkeln Nacht läßt man Leuchtkugeln steigen, um einen plötzlichen Ueberfall zu entdecken; denn während die Leute schlafen, sagt die heilige Schrift, da kommt der Feind. Gleichwie nun der Sohn Gottes seine Jünger im Garten Gethsemane, da sie vom Schlaf überwältigt waren, anrief und sprach: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! so thut er noch jetzt durch seinen heiligen Geist, und spricht zu unserer Seele (Eph. 5, 14.): „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten!" So pflegt uns der heilige Geist zu wecken, oder zu erwecken. Wenn aber ein Mensch aus tiefem Schlafe geweckt worden ist, dann pflegen seine Augen in der Regel noch trübe und schwach zu sein, daher wird der Gemeinde zu Laodicea (Offb. 3, 18.) geschrieben: „Salbe deine Augen mit Augensalbe, daß du sehen mögest." Und diese Salbung hat der heilige Geist den Aposteln gegeben. Mit dieser Gottesgabe wandelten sie und die Jünger des Herrn durch die feindliche Welt mit scharfem Blicke. So durchschaute Petrus in Samaria den Zauberer Simon und sprach: „Ich sehe, daß du bist voll bitterer Galle!" (Apostg. 8, 23.) — Solche gesalbte Augen hatte auch Paulus empfangen; denn als ihm auf der Insel Paphos jener heimliche Gegner des Evangeliums, Elymas, entgegenkam, sah ihn Paulus an und sprach voll heiligen Geistes: „Du, Kind des Teufels, voll aller List und Schalkheit, du hörest nicht auf, abzuwenden die rechten Wege des Herrn, und siehe, die Hand des Herrn kommt über dich, und sollst blind werden, und die Sonne eine Zeit lang nicht sehen!" Ja auch Johannes konnte von seinen Gemeindegliedern, welche im Glauben standen, mit Freude rühmen (1 Joh. 2, 27.): „Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibt bei euch!" Wir können also sagen: das sei das erste Werk des heiligen Geistes, daß er uns erweckt und uns die Augen stärkt und hell macht gegen unsere Feinde!

2. Der verlorene Sohn hatte freilich böse Feinde, die ihm äußerlich nachstellten, z. B. jene buhlerischen Dirnen, die Trinkgesellen 2c. Als aber der Augenblick seiner Bekehrung kam, da lesen wir: „da schlug er in sich!" Wo scheint er also seine schlimmsten Feinde gesucht zu haben? In einer solchen Seele sieht es aber ganz finster aus; und was wird man darum hineinhalten müssen, um sich in diesem Dunkel zurecht zu finden? Und sehet, dieses Licht in die dunkeln Tiefen des menschlichen Herzens, daß es sich selbst erkenne, giebt der heilige Geist. Darum heißt es

in dem oben angeführten Gottesworte: So wird dich Christus erleuchten! Darum sagt David im 51. Psalm (V. 8.): „Du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen lieget; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit!“ Diese Wahrheit, die im Verborgenen liegt, diese heimliche Weisheit, das ist die Selbsterkenntniß. Also das Zweite, womit uns der heilige Geist zu Hülfe kommt, das ist die Erleuchtung zur Selbsterkenntniß.

3. Wenn nun aber Jemand gegen viele und gewaltige, äußere und innere Feinde zu kämpfen hätte, und aus Erfahrung wüßte, daß seine Heere nicht ausreichten, diesen Kampf siegreich durchzuführen, so würde er sich zum Helfer einen Bundesgenossen wählen und dessen Beistand anrufen; und der mächtigste und nächste und treueste Fürst würde ihm dazu der liebste sein. Wer ist es denn nun, dessen Worte wir in der Schrift also vernehmen (Jes. 54, 10.): „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer?“ Mit wem wird mithin ein Christenherz ein Bündniß gegen seine Feinde schließen? Was macht man aber am Morgen, wenn man Gott zum Bundesgenossen begehrt des Tages? Und was thut man des Abends, wenn man von ihm sich einen Schutz ausbedingen will des Nachts? Bei diesem Gebet bedarf man auch der Zuversicht, daß man bei Gott Erhörung findet. Mit dieser Zuversicht stand zwar einstmals Jesus vor Lazarus Gruft und sprach (Joh. 11, 42.): „Ich weiß, daß du mich allezeit hörest!“ können denn aber auch wir diese Zuversicht allezeit bei unserm Beten haben? Der Jünger Johannes hat uns (1 Br. 5, 14.) gesagt: „Das ist die Freudigkeit, die wir zu Gott haben, daß so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns;“ aber wenn wir mit unserm verlangenden Herzen vor Gott stehen und unser Flehen vor ihn bringen: werden wir dann allezeit wissen, daß wir nach seinem Willen bitten? Vor einigen Tagen erst sind wir an Jesum erinnert worden, welcher zu Jakobus und Johannes sagte: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet!“ Zu derselben Zeit sind wir auch eingedenk gewesen der Worte des Paulus (Röm. 8, 26.): „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebühret, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen!“ Daraus können wir ja auf der Stelle gewahr werden, daß der heilige Geist unser Helfer sein muß im Gebet, daß er mit uns, in uns und für uns betet. Männer, welche vor dem Angesichte des Königs über das Beste ihres Landes und ihrer Mitbürger das Wort nehmen, werden Vertreter des Landes genannt; wie dürfen wir hiernach auch den heiligen Geist ansehen im Gebet? Seht, das ist der Geist der Gnade und des Gebets, welcher schon in den Zeiten des Alten Bundes von dem Propheten Zacharias (12, 10.)

verheißen wurde, daß er über das Haus Davids und über die Bürger zu Jerusalem sich ausgießen werde. Das ist es, was (Apostg. 4, 31.) die Jünger gleich nach dem Pfingstfeste in Erfahrung brachten: „Da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren, und wurden Alle voll des heiligen Geistes, und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit.

Welches ist mithin das dritte Werk, welches der heilige Geist bei unserm Kampfe auf sich nimmt?

4. Wer aber einen Bundesgenossen zum Streit begehrt und anwirbt, der sitzt derweile nicht still, bis dieser heranrückt, sondern alsdann heißt es (Joel 3, 15.): „Machet aus euren Pflugschaaren Schwerter und aus euren Sicheln Spieße!" Man rüstet sich und denkt an gute Waffen. Und auch bei dieser Ausrüstung läßt es der heilige Geist an treuer Hülfe nicht fehlen. Was gab er denn beim Amtsantritt dem Moses in die Hand? (2 Mos. 4, 2.) Was lieh er denn den Streitern in Gideons Heer? (Richt. 7, 2.) Was stellte der Herr dem Propheten Jeremias (1, 11.) vor die Augen? Und was soll dieser wackere Stab bedeuten (V. 12.)? Und wer ist unter euch im Stande, mir etliche Stücke von dem Harnisch Gottes zu beschreiben, von welchem Paulus (Eph. 6, 13.) geredet hat? Was sollte der Lendengurt der gläubigen Christen sein? Welchen Krebs oder Brustpanzer sollten sie anlegen? Was für Beinstiefeln? Welchen Schild? Welchen Helm? Und was für ein Schwert? Seht da, das sind die Waffen, welche der heilige Geist schenkt, damit wir darin streiten und siegen! Ob ein Christ sie trage, das kann man nur mit inneren, mit geistlichen Augen sehen. Als einstmals unser D. Martin Luther in die Stadt Worms seinen Einzug hielt, ganz unbewehrt und ohne kriegerische Bedeckung, erblickte ihn ein edler deutscher Ritter, Caspar Frundsberger mit Namen, welcher stattlich angethan war mit Panzer, Schild und Schwert. Der wußte recht gut, was für mächtige und gefährliche Feinde auf diesen braven Kämpfer lauerten, und redete ihn darum mit den Worten an: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen sauern Gang!" Das sagte er aber nicht, um den Mann abzuschrecken, sondern um seine Theilnahme für ihn und seine Freude an ihm auszudrücken. Er mußte also wohl gewahr werden, daß dieses Mönchlein etwas von dem Harnisch des heiligen Geistes an sich trug. Hat denn Luther wirklich solche unsichtbaren Waffen angehabt? In welchem Liede preist er dieselben? Und wenn du die schärfste Waffe bezeichnen solltest, mit welcher dieser Mann, wie einst David, zehntausend Mann geschlagen hat: was würdest du nennen? Er selbst war sich dessen bewußt und sang darum: „**Das Wort** sie sollen lassen stahn, und keinen Dank dazu haben!" So ging er einher in göttlicher Rüstung.

Wie wollen wir nun das Vierte nennen, was wir im Kampfe mit den heimlichen Feinden in unserm Herzen dem heiligen Geiste verdanken?

5. Geht jetzt noch einen Schritt weiter mit mir. Wozu sollen die Waffen, welche der heilige Geist schenkt, uns tüchtig machen? Paulus sah auf sein eigenes Leben zurück mit dem Bezeugen (2 Tim. 4, 7.): „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten." Derselbe Apostel ermahnt auch seinen lieben Jünger Timotheus (1 Tim. 6, 12.): „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben!" Er sagt beidemal: den guten Kampf; denn er weiß es wohl (2 Tim. 2, 5.): „Ob Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht!" Laßt uns einmal zusehen, was wohl zum recht Kämpfen gehöret. Wenn die heilige Schrift uns vorhält (Ebr. 12, 4.): „Ihr habt noch nicht bis auf's Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde" — bis wie weit soll denn dieser Kampf fortgesetzt werden? Und wenn es nun in demselben Capitel heißt (Ebr. 12, 1.): „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist" — welche Tugend soll sich darin beweisen? Wer ist es nun, der einem Christenherzen Muth und Beharrlichkeit zum Widerstande und Geduld einflößt? Wer ist es, der uns schon im Alten Testamente zuruft (Jes. 41, 10.): „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit!"? Gewiß ist das der heilige Geist. Ich möchte diesen Mitkämpfer euch wohl in dem Bilde zeigen, welches im Alten Testamente von ihm erscheint. Einstmals, als der tapfere Josua sich in der Nähe der festen Stadt Jericho befand, hob er seine Augen auf, und ward gewahr, daß ein Mann ihm gegenüber stand, und dieser Mann trug ein großes Schwert. Und Josua ging hinzu und sprach zu ihm: Gehörst du uns an, oder unsern Feinden? Der Mann antwortete ihm: Nein! sondern ich bin ein Fürst über das Heer des Herrn, und bin jetzt gekommen! Da fiel Josua auf sein Angesicht zur Erde und betete an, und sprach zu ihm: Was saget mein Herr seinem Knecht? Und der Fürst über das Heer des Herrn gebot dem Josua: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn die Stätte, darauf du stehest, ist heilig!" Und Josua that also; und in diesen Tagen geschah es, daß er Jericho eroberte. — Diese Erzählung findet sich Josua 5, 13—15. Aber sie soll für Jeden, der an den Herrn und an den Beistand des heiligen Geistes glaubt, ein Spiegel sein zur Erinnerung, daß wir glauben an unsern Vorkämpfer, den heiligen Geist, und daß wir am bösen Tage des Streites den Zuruf vernehmen: Ich bin ein Fürst über das Heer des Herrn, und bin jetzt gekommen!

6. Lasset uns nun noch Eins bedenken. Wer Krieg führt und im Kriege recht, d. h. mit Glück, kämpfen will, der muß sich geübt haben. Aber wie übt man sich denn zu einem Kampfe, der auf Tod und Leben geht, ehe man noch den Feind im Lande hat? Ihr sehet wohl, daß es eine gefährliche Probe und ein schreckliches Spiel wäre, wenn Brüder und Brüder, z. B. Preußen und Preußen gegeneinander in's Feld rückten und stritten. Sollten wir denn an unsern Landsleuten lernen, wie man seine Feinde erschießen oder erstechen kann? — Nun, ich will euch erzählen, wie man dabei zu Werke geht. Die Zeitungen geben uns ja fast in jedem Jahre Nachrichten darüber, daß unser König in irgend eine seiner Provinzen gereist ist, um dort Kriegsübung (Manöver) zu halten. Wenn der Tag der Uebung bevorsteht, wird das Heer in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt, von welchem der eine den Feind, der andere den Freund vorstellt. Jener unterscheidet sich von diesem durch eine Armbinde oder ein sonstiges Abzeichen, an welchem er schon von Weitem zu erkennen ist. Von der Stunde an, wo diese Scheidung erfolgt, treten beide Abtheilungen einander gegenüber, stellen in der Nacht Posten aus, feuern, sobald der Kampftag anbricht, wenn auch bloß mit Pulver, ihre Flinten und Geschütze auf die anrückenden Heerhaufen los, und suchen sich durch Märsche zu überflügeln und durch Schwenkungen so lange zu drängen, bis der eine Theil durch den andern zum Weichen gebracht ist. Während dieser ganzen Zeit aber muß jeder Kriegsmann mit seinem sonstigen Kameraden und Landsmanne, wenn dieser das feindliche Abzeichen an sich trägt, so umgehen, als habe er mit ihm kein Wort zu reden, kein Werk zu theilen, als kenne Einer den Andern gar nicht, als sei er für ihn nicht zu Hause! Das bitte ich wohl zu merken.

Wenn nun der heilige Geist, der Fürst der Heere Gottes, mit einer Menschenseele Uebung halten und dieselbe zum Kampfe bereiten und stärken will, so macht er es mit ihr auf eine ganz ähnliche Weise, wie der König, wenn er in die Provinz kommt. Freilich er braucht nicht erst den inwendigen Menschen in zwei Theile zu sondern, und zu dem einen Theile zu sagen: Du sollst der Feind sein! und zu dem andern: Aus dir will ich den Freund machen! denn der Widerstreit ist schon angekündigt durch das Zusammensein von Fleisch und Geist in der Menschen Brust. Aber der heilige Geist kann einen Befehl ausgehen lassen, welcher also lautet: „Das Fleisch und der Geist sollen gerade jetzt, wo es ganz still bei ihnen hergeht, sich sondern und gegeneinander rücken! Der Geist soll sich unter mein Commando stellen, das Fleisch aber wollen wir angreifen und zum Rückzuge bringen! So lange aber diese Uebung dauert, sind wir geschiedene Leute, und wenn etwa das Fleisch, der Feind, mit uns unterhandeln will, werden wir von ihm nichts

wissen dürfen, und demselben sagen lassen: Wir sind jetzt für dich nicht zu Hause!"

Nun wisset ihr wohl, daß man von einem Hausherrn sagen würde: er habe sich verleugnet, oder er habe sich verleugnen lassen, wenn er uns durch einen seiner Diener bei der Anmeldung erwidern ließe, er sei nicht zu Hause: wie wird man nun wohl auch von einem Menschen sagen können, welcher unter das Regiment des heiligen Geistes sich gestellt hat und sich in Unterhandlung mit seinem Fleische gar nicht einlassen mag? Hat nicht auch der Herr Jesus diese Verleugnung von denen verlangt, welche seine Jünger heißen wollen? Merket euch seine Worte (Matth. 16, 24.): „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach!" Vergesset auch nicht den Liedervers: „Mir nach, spricht Christus, unser Held; mir nach, ihr Christen alle! Verleugnet euch, verlaßt die Welt, folgt meinem Ruf und Schalle; nehmt euer Kreuz und Ungemach auf euch! folgt meinem Wandel nach!"

So haben wir jetzt das letzte Werk genannt, welches der heilige Geist an uns zu Stande bringt — es ist die Selbstverleugnung. Und wer ist wohl dieses „Selbst", welches wir verleugnen, mit welchem die Seelen nichts zu schaffen haben sollen? Das will ich euch sagen; es ist nichts Anderes, als was der Mensch gewöhnlich sein „Ich" nennt, nämlich unser Geist im engen Bunde mit dem Fleische. Von diesem Ich sagt sich Paulus (1 Cor. 15, 10.) mit den Worten los: „Nicht aber Ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist!" Derselbe bekennet darum auch mit Freuden (Gal. 2, 20.): „Ich lebe aber, doch nun **nicht ich**, sondern Christus lebet in mir!"

Hier sehen wir einen Jünger, welcher gelernt hat, sich selbst verleugnen, wie es von dem Herrn geboten worden ist. Vielleicht ist es auch heilsam, einige Beispiele von Selbstverleugnung anderer Art noch anzuschauen. Ich will zwei Geschichten dieser Art erzählen, eine für die Mädchen und eine für die Knaben.

Die Tochter eines ansehnlichen Beamten, mit Namen Luise, hatte, seit sie eingesegnet war, Unterricht im Tanzen empfangen. Bald kam es dahin, daß sie eine der beliebtesten Tänzerinnen wurde, und daß nach jedem öffentlichen Balle von ihr, von ihrer gut gewählten Kleidung, von ihrer lieblichen Haltung und von der Menge ihrer Bewunderer erzählt wurde. So oft die Mutter derselben in eine Gesellschaft kam, hörte sie dieses Lob der Tochter, und sie hörte es gern. Aber Luise hatte bei ihrer Einsegnung von ihrem Seelsorger den Gottesspruch als Loosung bekommen: „Behüte dein Herz **mit allem Fleiß**, denn daraus gehet das Leben!" und sie hatte sich gewöhnt, solche Worte bei sich selbst zu bewegen. Nun wurde sie gewahr, daß in der Nähe eines Balles

dieses Herz sehr unruhig wurde, daß der Gedanke an ihren Anzug ihr sogar bei dem Gebete durch das Herz ging, daß ihr dieses Herz hochaufklopfte, sobald sie zum Tanz aufgefordert wurde, und daß sie bei der Rückkehr von einem solchen Feste nicht wußte, wie sie das Gespräch ihres Herzens mit Gott anfange. Tief bewegt gestand sie diese Anfechtung ihrer Mutter und fragte recht im Ernste: Liebe Mutter, wird es nicht besser für mich sein, wenn ich das Tanzen gänzlich aufgebe? Fast erschreckt über diese Frage, sprach nun die Mutter zu ihr: Liebe Luise, laß dich nicht zu Uebertreibung verleiten! Was dich ängstlich macht, das sind natürliche Regungen, welche in deinen Jahren sich einstellen, welche du dir aber nicht zur Sünde anrechnen mußt. Gerade das, was du mir klagst, beweist ja recht deutlich, daß dein Herz über sich selbst wacht und daß die Vernunft sich die Herrschaft nicht entreißen lassen wird. Bedenke, was für ein Aufsehen dein plötzliches Zurücktreten hervorrufen würde; wie viel brave und ehrenhafte Leute sich durch solch eine Sonderbarkeit verletzt fühlen müßten, und zu welchen Mißdeutungen dieselbe Veranlassung geben könnte. Der Tanz ist ein dem Menschen natürliches, ein in deinen Jahren sehr gesundes, und wenn er in den Schranken guter Sitte bleibt, auch ein unschuldiges Vergnügen. Luise entfernte sich, bedachte auf ihrem Zimmer Alles, was ihr die Mutter gesagt hatte, und erkannte alsbald, es sei das nichts Anderes, als was ihr schon oft der eigene Geist zur Beruhigung vorgeführt habe. So schien es stiller in ihr zu werden, und sie bereitete sich zu einem eben angekündigten neuen Balle mit besonderem Wohlgefallen innerlich und äußerlich vor. Als aber der Tag näher rückte, mehrte sich auf einmal das Drängen und Stürmen in ihrem Herzen, so daß sie oft nicht wußte, ob sie sich freuen oder ob sie erzittern sollte, und manchmal auf den heimlichen Wunsch verfiel: O wenn ich doch krank würde! oder wenn an dem Abend ein Feuer in unserer Stadt ausbräche! dann wollte ich die Zeit benutzen, um über meinen Wahlspruch noch einmal recht nachzudenken! Aber es stellte sich weder eine Krankheit, noch eine Feuersbrunst ein, und lieblicher als je geschmückt ging Luise, von ihrer Mutter geführt, die Treppe hinab nach dem bereit stehenden Wagen. In dem Augenblicke, da sie sich niedersetzen wollte, that sie einen Schmerzensschrei; denn sie hatte sich beim Einsteigen auf dem Wagentritte den Fuß verrenkt. „Das wird in einigen Augenblicken vorüber sein!“ sagte die Mutter, und rieth: sie möge nur den Fuß auf den Vordersitz legen. Aber das Aussteigen vor dem Ballhause mußte aufgegeben werden; der Schmerz wurde heftiger, die Pein größer, der Wagen brachte endlich Mutter und Tochter in ihr Haus zurück; die Tochter aber fand erst am späten Abend ein ruhiges Stündlein auf ihrem Zimmer, wie sie sich's gewünscht hatte, um über die Worte nachzudenken: Behüte dein Herz mit allem Fleiß! Und diese Stunde kam ihr himmlischschön vor: der Schmerz

im Fußgelenke war viel gelinder geworden, das aufgeregte Herz glich einem stillen See, in welchem sich die Sterne spiegeln; die Seele hatte sich mit dem Kleide der Unschuld geschmückt und bereitete sich, mit Gott zu reden, — und was meinst du wohl, wird Luise auf Anregung des heiligen Geistes jetzt beschlossen haben? — Die Mutter hatte diesen Ausgang schon gestern Abend gefürchtet; heute beim ersten Erwachen empfing sie die Botschaft aus Luisens Munde: „Liebe Mutter, ich habe mit keinem Menschen gesprochen; aber es ist mir in dieser Nacht viel gewisser geworden, als mir es ein Mensch sagen kann: es ist des Herrn Wille, ich soll nicht mehr tanzen, bis einmal mein Herz wird kühler geworden sein!" Die Mutter, tiefergriffen, sagte nichts weiter, als: Hüte dich vor abergläubischem Wesen, mein Kind! machte sich aber auf der Stelle zu einem Besuche bei dem Geistlichen bereit, welcher ihre Tochter eingesegnet hatte, sowohl um diesem Mann mit Vorwürfen entgegenzutreten, als auch um sich von ihm rathen zu lassen. Jene erste Absicht schien sie mit der Frage erreichen zu wollen: Herr Pastor, haben Sie meiner Tochter gesagt, daß Tanzen für Sünde zu achten sei? Hierauf antwortete der Mann: Ich habe nur gesagt, der Tanz gehöre zu den Dingen, bei welchen man recht sorgfältig über das Herz wachen und auf die Stimme Gottes merken, dieser Stimme aber kindlich Folge leisten müsse! Die zweite Absicht legte die Mutter in der Erklärung zu Tage: Ich habe Alles erschöpft, was der denkende Geist und die Vernunft hierbei an die Hand giebt, um thörichte Einbildungen zu verscheuchen: was ist nun zu thun? Der Geistliche ertheilte hier den Bescheid: Geehrte Frau, wir werden gegen Luisen die Regel des Apostel Paulus zu befolgen haben (1 Cor. 6, 12. Röm. 14, 12.): „Ich habe es Alles Macht, aber es frommet nicht Alles! So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben!" — Diesen Ausgang hatte die Geschichte.

Habt ihr nun wohl bemerken können, wie in der Seele dieses Mädchens ein Widerstreit war zwischen Fleisch und Geist? Seid ihr auch gewahr geworden, wie dann wieder Geist und Fleisch miteinander eine Zeit lang eine Straße zogen? Hat sich's euch auch kundgegeben, wie der heilige Geist zu der Luise redete und ihr zur Selbstverleugnung half? Und wollt ihr von mir auch wohl noch einmal die Sprüche des Apostels hören und dieselben euch einprägen?

Aber meine Knaben sollen auch noch eine Geschichte über die Selbstverleugnung hören. Carl Krause war der Sohn eines Geistlichen, welcher als Prediger und Seelsorger mit Fleiß und mit einem Herzen voll Theilnahme und Menschenliebe einer evangelischen Gemeinde in einem Walddorfe diente. Er selbst war dazu bestimmt, ein Schullehrer zu werden, und hatte seine Vorbereitungszeit im Seminar nun bald zurückgelegt. Er pflegte die Ferien im

Vaterhause zuzubringen, und es fehlte ihm daselbst nicht an Beispielen eines gottgefälligen Wandels und an Uebungen der Frömmigkeit; daher er denn gewöhnlich mit guten Vorsätzen in seine Schulanstalt zurückkehrte. Ein Zweifel nur lag noch unbeseitigt in seiner Seele. Der Kirchenpatron seines Vaters, ein gutmüthiger Mann, welchem auch er manche Unterstützung zu danken hatte, fühlte, weil das Dorf einsam und fern von der Stadt lag, ein lebhaftes Bedürfniß, an jedem Abend eine Unterhaltung in seinem Schlosse zu haben, und er fand diese im Kartenspiel. Schon als der Vater unseres Carl auf seine Stelle berufen wurde, hatte der Patron ihm dieses Verlangen mitgetheilt; und so war es nun tägliche Gewohnheit, ja fast eine Lebensregel für Beide geworden, daß man um sieben Uhr Abends vom Tische aufstand und sich an den Spieltisch setzte, wo sich gewöhnlich, als der dritte Mann, der Verwalter des Gutes einfand. Man hatte früher den Versuch gemacht, den Schullehrer, welcher schon über sechszig Jahr alt war, zur Theilnahme zu bewegen, aber dieser hatte abgelehnt und gebeten, man möge ihm, als einem alten Manne, das Abendstündlein frei lassen. Einigemal schon hatte sich's auch zugetragen, daß der Verwalter verreist war, und daß man den Herrn Pastor gebeten hatte, seinen Sohn in den Regeln des Spiels zu unterweisen und als Stellvertreter mitzubringen, und das hatte sich unser Carl gefallen lassen. Nun aber hegte dieser eine liebevolle Scheu vor dem alten Schulmeister in seinem Herzen und befürchtete doch, dieser sein treuer Lehrer möge ernste Gründe haben, warum er so beharrlich den Kartentisch vermied. Auf der andern Seite aber trug er auch ein herzliches Vertrauen in der Seele zu seinem Vater, und war fest überzeugt, in eine Sünde werde dieser nicht willigen, und wenn er die Welt dabei gewinnen könne. Und da er nun von seiner Mutter gehört hatte, der Gutsherr gehe mit dem Gedanken um, wenn des alten Lehrers Augenschwäche zunähme, ihn nach zurückgelegtem Examen zum Substituten desselben zu ernennen, so mehrte sich die Unruhe seines Gemüths über jene Frage, und er begab sich bei seiner vorletzten Anwesenheit im elterlichen Hause schon am frühen Morgen in das Studirzimmer seines Vaters und legte diesem alle Gedanken seines Herzens dar. Dieser aber sprach sich nun vollständig über das Kartenspiel in folgender Weise aus: „Lieber Sohn! Es kommt bei diesem Vergnügen, welches vielen Menschen zum großen Seelenverderben gereicht und viele Familien bereits in das tiefste Elend gestürzt hat, hauptsächlich darauf an, daß es wirklich nur als ein Vergnügen genossen werde. Der vernünftige Mann hat also sorgfältig darauf zu sehen, daß keine Berufspflicht dabei versäumt wird, daß keine Begierde nach Geldgewinn sich einmischt, und daß man gleich davon zurücktritt, wenn die Seele in irgend eine leidenschaftliche Spannung geräth. Seit das Spielkränzchen bei unserm Gutsherrn eingerichtet und im

Gange ist, pflege ich an jedem Morgen zwei Stunden früher, als sonst, das Bett zu verlassen und mich auf meine Studirstube an die Arbeit zu begeben. Ebenso ist es Gesetz an unserem Tische, daß unser Gewinn oder Verlust sich nach Dreiern und Pfennigen berechnen läßt. Endlich halte ich darauf, daß alle Vorfälle des Tages und der Zeitgeschichte zwischen dem Spiel besprochen werden dürfen. Auf diese Weise, glaube ich, wird die Gefahr der Versündigung fern gehalten. Dann aber ist nicht zu leugnen, daß das Spiel, mit Vernunft betrieben, der Seele des Menschen eine wohlthuende Erholung gewährt, weßhalb man sich recht darnach sehnen kann. Gleichwie nämlich berühmte Virtuosen auf dem Clavier die großen und schwierigen Werke von Beethoven mitunter einmal auf die Seite legen und dann eine Stunde lang auf ihrem Instrumente leichte Phantasieen spielen, bis sie wieder frisch geworden sind, so geht es uns, namentlich den Männern, welche sich mit Lesung der heiligen Schriften, mit alten Sprachen oder sonst mit anspannender Schriftstellerei beschäftigen: wenn wir die Karten in die Hand bekommen, so wird es uns ungefähr wie einem Jäger, welcher den Hahn an seiner Jagdbüchse in Ruhe gesetzt hat. Hieraus wirst du dir selbst ein gesundes Urtheil über diesen Gegenstand bilden können, und wirst es namentlich nicht mißbilligen, wenn Jemand, um einem Freunde gefällig zu sein, und in Gesellschaft nicht als ein Sonderling zu erscheinen, sich mitunter einmal dazu hergiebt, die Karte in die Hand zu nehmen.

Unser Carl fand in dieser Auseinandersetzung das Wichtigste zusammengefaßt, was er selbst, wenn auch weniger klar, über diese Sache gedacht und sich vorgehalten hatte, und konnte sich's nun als eine wohlthuende Erholung vorstellen, wenn er als künftiger Schullehrer-Substitut ein und das andere Mal an den Spieltisch auf dem Schlosse würde eingeladen werden; denn, setzte er bei sich selbst hinzu, es muß doch bei dem Worte des Herrn bleiben, welches Paulus niedergeschrieben hat (Tit. 1, 15.): Den Reinen ist Alles rein! Allein es war nicht der Wille Gottes, daß der junge Mann in dieser sichern und getrosten Stimmung verharren sollte. Der Umstand warf ihn heraus, daß der alte Schulmeister, dem an Carl's Seele etwas gelegen war, eines Nachmittags, als der Jüngling wieder einige Tage in der Heimath zugebracht hatte, ihn auf sein Zimmer rief und ihn gerade mit der Frage anging: „Mein Sohn, was hältst du vom Kartenspiel?" Carl hatte noch Alles in guter Erinnerung, was ihm sein Vater vor etlichen Wochen über die großen Gefahren des Spiels, aber auch über das Wohlthuende dieses Vergnügens gesagt hatte, und fühlte sich demnach recht wohl gerüstet, sich auf die Sache einzulassen. Nachdem nun der alte Schulmann diese zuversichtliche Rede mit angehört hatte, sprach er aus seinem Lehnstuhle heraus zu seinem ehemaligen Schüler: „Merke wohl, mein Sohn, ich richte Niemanden, will auch ja

nicht gegen deinen Vater, der so viel mehr durchforscht und durchdacht hat, als ich, Recht behalten, als sollten die Leute auf die Meinung kommen, ich sei weiser und frömmer, als mein lieber Beichtvater und vieljähriger Hausfreund. Das sei ferne! Nein, ich will dir nur mit meinen einfältigen Worten anzeigen, was ich urtheile. Ob es das Rechte sei, weiß Gott allein. Seitdem mir meine leiblichen Augen anfangen, matt und unsicher zu werden, muß ich oft mit recht bewegtem Herzen an die Worte des Herrn Jesu in der Bergpredigt denken: Wenn dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein; dann wird deine Hand nicht die rechten Griffe und dein Fuß nicht die richtigen Tritte thun; wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein! (Matth. 6, 23.). Du verstehst gewiß, lieber Carl, daß in diesem letzten Theile der Rede des Herrn das Licht in unserer Seele gemeint ist. Nun will ich dir nur gestehen, daß mir vor nichts so bangt und graut, als vor dem Finsterwerden meines Seelenlichtes, und daß ich jedes Ding fliehe und meide, was mir eine Finsterniß in den inwendigen Menschen bringt, und gehe es damit auch nur allmählich zu. Und für ein solches Ding halte ich das Kartenspiel!" Aber, lieber Lehrer, fragte Carl, kannst du das behaupten auch dann, wenn man es nur zur Erholung treibt? „Ich rede nicht von andern Leuten" — war die Antwort — „sondern eben nur von mir; aber dabei kommt mir gleich wieder das Bild von den leiblichen Augen zu Hülfe. Wenn ich etliche Stunden hintereinander in den Büchern gelesen, oder auch mit der Feder gearbeitet habe, und die Augen sind recht müde geworden, dann giebt es für mich eine herrliche Erholung, wenn ich in die Laube des Gartens gehe, wenn ich vor dem Weinspalier mich auf die Bank setze, oder, in den Abendstunden, hinauf in die Sterne Gottes sehe, auch wohl, wenn ich die Augen des Leibes völlig in Ruhe setze und mir von meiner Tochter aus einem guten Büchlein von Claudius oder Schubert u. s. w. etwas vorlesen lasse. Aber da sind mitunter Gäste zu mir in's Haus gekommen und haben mir gerathen, ich sollte einmal in ein Zauberrohr — man nannte es, glaube ich, Kaleidoskop — hineinsehen. Als ich das eines Abends versucht hatte, da traten bunte Bilder vor meine Augen, in denen kein Verstand war, und bei jedem Male, wo das Glas umgeschüttelt wurde, da kamen, man wußte nicht wie Einem geschah, wieder anders gefärbte Bilder zum Vorschein, und in diesen war noch weniger Sinn, als in den vorigen, und schon wurde wieder geschüttelt und des Wechsels war kein Ende. Doch meine Augen thaten mir von der Blendung weh. Gar nicht anders thut meiner Seele der Blick in ein Kartenspiel, und wie oft man diese Blätter auch mischt, gute Gedanken, daran sich die Seele erholen könnte, kommen mir nicht entgegen. Darum kann ich die Befürchtung nicht

los werden: das Kartenspiel sei für mich ein Weg, auf welchem in meine Seele die Mächte der Finsterniß sich Wege bahnen wollten, und ich kann es nicht lassen, jedes Mal für mich und für Andere, die ich lieb habe", (bei diesen Worten legte er seine Hand auf Carls Arm) — „das Gebet zu sprechen (Ps. 86, 11.): Weise mir Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte!" —

Ihr lieben Knaben, ist es euch nun noch zweifelhaft, wozu Carl sich entschlossen haben wird? Und welcher Geist scheint euch hierbei geholfen zu haben? Und welcher Geist mag wohl bei diesem Kampfe zum Weichen gekommen sein? Und mit welchem Namen wird man auch diese Kampfübung benennen?

Nun, das sei genug. Wir thun jetzt nur noch einen Rückblick auf das bisher durchwanderte Feld.

Wir hatten unser Herz mit einer belagerten Stadt verglichen. Die Bewohner dieser Stadt machten Ausfälle gegen den Feind vor den Thoren, und ebenso kämpfet auch das Ich in uns gegen die Begierden und Lüste. Diese Ausfälle sollen wir fortsetzen, wie der Apostel gerathen hat, mit Arbeiten, Wachen und Fasten; denn sie thun dem Fleisch Abbruch und fügen ihm Schaden zu. Aber diese Ausfälle sind eben nur Versuche, an denen man in Erfahrung bringt, daß wir am Ende nicht ausführen, was wir wollen.

Doch der heilige Geist, dem das Regiment zusteht, kommt uns zu Hülfe, indem er den Menschen erweckt, erleuchtet, im Gebete vertritt, zum Streite mit heiligen Waffen rüstet, und im Kampfe ihn muthig und beharrlich macht, ja auch in die Kampfübung der Selbstverleugnung einführt.

Diesen Geist aber haben wir mit einem König verglichen, welcher seiner Stadt zu Hülfe zieht und die Stadt entsetzt. Wie können nun die Bürger einer solchen Stadt in ihrer Freude sagen? Und wie ein solches Menschen-Herz? Und wem wird diese Freiheit zu verdanken sein?

Wird nun wohl klar, warum wir den Gottesspruch vorausgeschickt haben (Röm. 8, 2.): „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes!"

Wenn nun aber, wie ihr schon wisset, der heilige Geist gesandt wird von dem Sohne, der für uns starb, — wen müßten wir denn als den ersten Urheber unsrer wahren Freiheit betrachten? Präget euch darum ein, was die Worte Christi besagen (Joh. 8, 36.):

„So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!"

Von dieser Freiheit, welche uns das neunte und zehnte Gebot nicht geben kann, zu welcher aber das neunte und zehnte Ge-

bot uns mit Sehnsucht hinausschauen läßt, wollen wir noch mit etlichen Worten reden. Wenn nämlich ein Schiff vom Sturm ergriffen wird und in Gefahr ist, zur Nachtzeit auf den Strand geworfen zu werden, dann richten sich vieler Reisenden Blicke auf den nahen Leuchtthurm, der aus der Höhe herabschaut. Ein solcher Leuchtthurm in der Nacht ist die Freiheit. —

Man kann aber bei dem Worte Freiheit an Mancherlei denken: an die natürliche, an die bürgerliche, an die sittliche, an die künstlerische, und an die christliche Freiheit. Wir wollen diesem Wege jetzt nachgehen.

1. Wenn für einen genesenden aussätzigen Menschen ein Reinigungsopfer gebracht werden sollte, hatte das mosaische Gesetz (3 Mos. 14, 7.) verordnet, daß ein Vogel geschlachtet, ein anderer Vogel derselben Art aber mit dessen Blute besprengt werde. Den letzteren sollte man alsbald in's freie Feld fliegen lassen. Welcher Sache wird hier die Eigenschaft der Freiheit beigelegt? Wo kann wohl von einem freien Felde die Rede sein? So lange du zwischen hohen Häusern, oder in einem Walde von Bäumen, oder eingeschlossen von Bergen einhergehest, wirst du noch nicht glauben im freien Felde zu sein, sondern du wirst die Häuser, die Bäume und die Berge wie Schranken der Freiheit ansehen. Was mußt du also hinwegdenken, damit das Feld ein freies werde? Ein freies Feld ist daher ein unbeschränktes, oder ein unverschränktes Feld. In den Steppen von Amerika mag es etwa, wo Menschen nicht wohnen, im genauesten Sinne ein solches geben: werden wir aber wohl hier zu Lande ein Feld haben, auf welchem kein Hügel, kein Baum, kein Haus der Aussicht gegenübertritt? Bei uns also heißt ein freies Feld ein mit geringen oder unmerklichen Schranken umgebenes Feld. Ihr seht schon: ganz frei scheint auch innerhalb der Natur kaum ein Ding zu sein, vielmehr sind überall noch Schranken gesetzt. Vielleicht verhält es sich mit den Thieren etwas anders. Hiob wird einst von Gott dem Herrn gefragt (39, 5.): „Wer hat das Wild so frei lassen gehen? Wer hat die Bande des Wildes aufgelöst?" Unter dem Wilde magst du dir ein Rudel Hirsche oder Rehe denken. Sie werden frei gehen, wenn kein Jägergarn ihnen den Weg versperrt und keine Meute von Hunden sie treibt und nöthigt, diesen Weg, und keinen andern, zu nehmen. Das Jägergarn übt eine äußere Macht aus, so thut auch die Meute der Hunde. Das Wild heißt also frei, wenn es in seiner Bewegung nicht beschränkt ist, auch nicht genöthigt durch eine äußere Macht. Aber warum läuft das freie Wild nach einer Gegend hin? Einer unter euch wird sagen: Weil es der Hunger oder der Durst treibt; ein Anderer wird den Grund darin finden, weil es die Gewohnheit nach dem alten Lagerplatze treibt. Was aber treibt, das ist ein Trieb: unter welcher Gewalt oder Macht

steht denn also das sogenannte freie Wild immer noch? Und wo sitzt diese Macht? — Ihr seht auch aus diesem Beispiele, daß die natürliche Freiheit zwar gewisse Schranken entfernt, also eine Art von Unbeschränktheit bedeutet, aber daß sie ihre freien Wesen immer einer Macht unterwirft, welche sie in Abhängigkeit erhält, nämlich hier der innern Macht des Triebes.

Von welcher Art scheint also auch die Freiheit gewesen zu sein, welche der hebräische Sklave nach sechsjähriger Dienstzeit von seinem Herrn empfing (5 Mos. 15, 12.)? Von welchen Beschränkungen wurde er wirklich frei? Aber welcher Macht, die in ihm wohnte, blieb er unterworfen? Der Apostel Paulus redet darum von zwei Arten der Freiheit, von einer, mit der uns Christus befreit hat (Gal. 5, 1.), von einer andern, durch welche dem Fleische Raum gegeben wird (Gal. 5, 13.): zu welcher von beiden scheint wohl die Freiheit der Freigelassenen zu gehören? Wo aber dem Fleische noch Raum gegeben ist, da ist auch die Seele noch in Abhängigkeit. — So viel über die Freiheit der natürlichen Dinge.

2. Es hat unter uns (davon wissen die Alten noch) eine Zeit gegeben, wo der Sieg über die Franzosen bei Leipzig gefeiert wurde. Damals hörte man in manchen Kirchen eine Predigt über die Worte, Ps. 124, 6—7.: „Gelobet sei der Herr, daß er uns nicht giebt zum Raub in ihre Zähne! Unsre Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers. Der Strick ist zerrissen und wir sind los!" von welchem köstlichen Kleinod des bürgerlichen Lebens war hier die Rede? Was sollten wohl aber die Freudenworte: „Wir sind los!" jedem Herzen vorhalten? Gewiß das Glück, daß die Ketten der Knechtschaft zerbrochen seien; dessen gedachten die Christen bei dem Ausrufe: Der Strick ist zerrissen, und wir sind los! Und von jener Zeit an fühlten wir uns beglückt durch das Gefühl der bürgerlichen Freiheit. In welchem Sinne konnte man sagen, daß eine Verwandtschaft sei zwischen dieser und der natürlichen Freiheit? Welche Schranken waren niedergeworfen? Aber durften wir wohl damals oder dürfen wir heute sagen: Wir sind jetzt frei wie der Vogel in den Lüften, wie das Wild, dessen Bande gelöst sind? Wovon werden die Thiere regiert und getrieben mitten in der freien Natur? Darf dagegen wohl ein Bürger, ein Glied des Staats, sich seinen Trieben gleich einem Thiere überlassen? Bei uns gelten ja jetzt die Anmahnungen der heiligen Schrift: daß wir unterthan sein sollen jeder menschlichen Ordnung um des Herren willen; und wie nennt man denn die Ordnungen, an welche wir um des Herrn willen im Staate gebunden sind? Die bürgerliche Freiheit entbindet uns also von dem Zwang der Knechtschaft; aber sie bindet uns an den Gehorsam des Gesetzes und an die Ehrfurcht gegen König und Obrigkeit. Giebt es sonach wohl im

bürgerlichen Leben eine Aufhebung aller Schranken? Wir sehen also auch hier, daß keine Freiheit zu denken ist, bei welcher man unabhängig wäre. Meinst du aber endlich, daß der Genuß der bürgerlichen Freiheit uns wenigstens vor unerlaubten Lüsten und Begierden unsres Nächsten schützen könne? — So werden wir uns abermals nach einer andern Freiheit umsehen müssen.

3. Vor der Schlacht von Leipzig seufzte Deutschland unter dem Joche seiner Dränger. Viele brave und edle Bürger lagen in Gefängnissen; Briefe, welche an sie gerichtet waren, wurden heimlich auf der Post geöffnet und gegen sie zur Anklage gebraucht; Schriften, welche von ihnen ausgegangen waren, wurden aufgegriffen und so lange gesammelt, bis man die Verfasser zum Erschießen verurtheilen konnte. Wenn eine solche Hinrichtung erfolgt war, sagten wir uns untereinander, ja wir sagten es auch öffentlich: diese Gefallenen hätten als freie Männer gestanden, geduldet und ihr Leben geopfert; wie konnte man denn aber diese Männer freie nennen, da sie doch in Gefängnissen saßen, da sie nicht einmal frei reden und frei schreiben durften? — Was war noch in ihnen unverschränkt und ungebunden geblieben, was kein Dränger, kein Tyrann erreichen konnte? Ein deutsches Sprüchwort sagt uns: „Gedanken sind zollfrei!“ das heißt: Den Gedanken kann Niemand den Weg versperren. Worin hatte demnach auch die Freiheit jener Männer ihren Sitz gehabt? Die Gedanken sind aber eine Arbeit unsres Geistes: welchen Namen wird man also auch dieser Art der menschlichen Freiheit geben können?

Daß diese geistige Freiheit der Menschen ihre Macht noch weiter erstrecken kann, als auf das Denken, werdet ihr alsbald erkennen. Der Täufer Johannes wußte, daß der Vierfürst Herodes seines Bruders Philippus Weib, bei dessen Lebzeiten, genommen hatte, daß sie als Ehefrau mit ihm leben sollte; er dachte auch, daß Herodes daran eine schwere Sünde thue, und unterdrückte diesen Gedanken nicht, obschon er wußte, daß dieser Fürst ein grausamer und sehr mächtiger Mann war; aber beim Denken blieb er nicht stehen, sondern er sagte zu sich selbst: Ich will hingehen in den Pallast und ihm vorhalten, wie er damit seinen Unterthanen ein Aergerniß giebt. Merkst du, mein Kind, wie gleich auf das Denken das Wollen folgt? Wir wollen weiter hören! Lies, was Marc. 6, 18. erzählt wird: „Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast!“ Hier folgte dem freien Denken und dem freien Wollen noch ein Drittes nach; und welches? Nun aber geschah es bald darauf (V. 27.), daß der Henker, von dem Fürsten gesandt, in's Gefängniß des Täufers mit dem Schwerte kam und ihm das Haupt abhieb. Wenn wir einmal sterben müssen, dann wird unser Geist darum nicht aufhören, zu denken und zu wollen, aber unsere Zunge wird sich nicht mehr regen können. Was war nun dem Johannes un-

möglich gemacht? das Denken, oder das Wollen, oder das Sprechen? Wie weit geht also eines Tyrannen Gewalt? Wie weit erstreckt sich aber unter allen Umständen die geistige Freiheit, oder, wie man auch wohl sagt, die sittliche Freiheit des Menschen? Er ist frei, wirst du getrost behaupten können, zum Denken und zum Wollen.

Aber betrachte diese Freiheit noch einen Augenblick, mein Kind. Gott hat diese Freiheit als eine Gabe jedem Menschen geschenkt. Es ist noch heute so, wie zu dem Volke Israel des Herrn Wort geschah durch Moses Mund (5 Mos. 30, 15.): „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse.“ Also es ist uns die Wahl gelassen, zu welchem von Beidem wir greifen wollen. Nun wirst du mir zugeben, derselbe Johannes hätte auch mit seinem Denken und Wollen einen entgegengesetzten Weg einschlagen, er hätte überlegen können, Herodes sei ein mächtiger, hochgestellter Mann, und sein Weib sei schön; solchen Leuten pflege man etwas Böses nicht so hoch anzurechnen; und darum hätte er den Vorsatz fassen mögen: Ich kann und will zu ihm gehen, und will ihn über dieses Unrecht beruhigen. Was meinst du aber: wenn Johannes so gedacht und so gehandelt hätte, würden wir dann urtheilen, daß er ein Beispiel von sittlicher oder geistiger Freiheit gegeben habe? Was war es denn nun aber, was zu ihm innerlich sprach: Des Fürsten Thun ist Sünde, und du, ein Prophet Gottes, mußt ihm das in's Angesicht sagen; und vor seinem Henkerschwert sollst du dich nicht fürchten!? Du nennst das „Gottes Stimme“; aber wo hören wir denn Gottes Stimme? Siehe, so bleibt dem geistig und sittlich freien Menschen nicht mehr die Wahl zwischen Gutem und Bösem, sondern sein Gewissen führt ihn zum Guten hin.

Hast du nicht schon wieder eine Schranke der Freiheit kennen gelernt? Zwei Ketten wirft der sittlich freie Mensch ab: er ist nicht gebunden im Denken, und nicht gebunden im Wollen; aber was kann er nur frei denken und frei wollen? Und wer zieht ihm denn diese Schranke? Wenn nun Jemand zu dir sagte: Vertraue du mir, ich bin ein freier Mensch: welche Besorgniß wirst du noch bei dir verspüren? Und wenn er weiter von sich sagte: Du kannst dich ja darauf verlassen, daß ich nachdenke über meine Wege und über meine Pflichten, und daß ich einen entschiedenen Willen habe, durchzusetzen, was ich beschließe: wirst du nun antworten: Wir wollen Freunde sein!? Oder hättest du nicht noch eine Frage: Wie steht es denn um dein Gewissen?

Durch Alles, was wir bis jetzt miteinander über Freiheit gehandelt haben, sind wir immer wieder erinnert worden: die Freiheit bestehe darin, daß gewisse Schranken, welche das Leben äußerlich oder innerlich vor uns aufgerichtet hat, weggezogen worden sind, daß es aber

keinen freien Menschen auf Erden gebe, der ohne Schranken oder unabhängig wäre.

4. Wenn nun Jemand, wie im ersten Falle, äußerlich ungebunden, den Trieben folgte, welche in ihm das Regiment haben, so würde man urtheilen: Siehe, das ist der Mensch in seinem natürlichen Thun! — Wenn, wie im zweiten Falle, ein Bürger aus den Ketten der Zwingherrschaft gerettet wäre, und er brauchte nichts weiter anzuerkennen, als die Schranken des Gesetzes und der Ordnung, welche ihn noch binden, so würde man sagen dürfen: Siehe, hier ist der Mensch in seinem rechtlichen Thun. Wenn, wie im dritten Falle, Jemand im Denken und Wollen ganz unbeschränkte Macht fühlte, aber er würde gewahr, daß es für ihn noch eine Richtschnur gebe, die er nicht verlassen könnte, ohne sich selbst und seinem Gotte untreu zu werden, nämlich das Gewissen, — so würde man aussagen dürfen: Hier ist der Mensch in seinem geistig oder sittlich freien Thun!

Siehe, so läßt sich des Menschen Thun ansehen entweder als ein natürliches, oder als ein rechtliches, oder als ein sittlich freies. Doch: meint ihr nicht, was ein Mensch schafft und hervorbringt, könne wohl auch etwas Schönes sein? Wenn wir z. B. die Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott", von einer vollen Versammlung mit frischer Orgelbegleitung hören, fühlen wir uns dann veranlaßt, zu sagen: die Melodie sei selbstständig vorgetragen? Oder wie? Wenn wir in unsern Dom eintreten: reden wir dann von einem frei gedachten Gebäude, welches sich über uns wölbe? Wenn wir an das Lied Paul Gerhardt's denken: „Befiehl du deine Wege", urtheilen wir dann, es sei dieß ein natürliches Lied? Immer brauchst du da das Wort „schön". Bei einer schönen Melodie werden wir aber an den Tonsetzer, bei einem schönen Dom an den Baumeister, bei einem schönen Liede an den Dichter, bei einem schönen Altarbilde an den Maler erinnert. Und wie nennt man alle diese Leute — Tonsetzer, Baumeister, Dichter, Maler, — mit einem Namen? Den Namen Kunst und Künstler kannte man ja auch schon vor Alters, denn „Hiram von Tyrus, welcher war ein Meister in Erz voll Weisheit, Verstand und Kunst, half ja schon dem Salomo beim Tempelbau und machte alle seine Werke" (1 Kön. 7, 14.). Hier also kommen die Künstler an die Reihe. Wirst du nun z. B. auch denjenigen unter die Tonkünstler rechnen, welcher die Melodie: „Ein' feste Burg ist ꝛc." fertig vom Blatte spielt? oder wird derjenige ein Dichter heißen, welcher nach dem Versmaß: „Befiehl du deine Wege" ein Lied nachbildet? oder stellen wir den unter die Maler-Künstler, welcher von einem schönen Altarbilde einen sehr ähnlichen Steindruck macht? Zum Unterschiede von solchen Leuten werden jene Meister freie Künstler genannt, denn was die Andern nachgemacht, weil es ihnen vor den Augen oder Ohren

stand, das haben sie, die rechten Meister, in *ihrem Geiste* und *Herzen* geschaut und *aus ihrem Geiste und Herzen hervorgebracht*. Bist du nicht jetzt gewahr worden, mein Kind, daß es außer der natürlichen, der bürgerlichen, der geistigen oder sittlichen Freiheit noch eine andere, eine vierte Art der Freiheit giebt? Und wie wollen wir diese nennen? — Von der Natur und von den Arten der Künste wissen wir in der Schule nur wenig. Wir wollen uns also begnügen mit einem einzigen Beispiel. In einem Gesange der Kinder Korah (Ps. 45, 2.) lesen wir: „**Mein Herz dichtet** *ein feines Lied; ich will singen von einem Könige; meine Zunge ist ein Griffel eines guten Schreibers.*“ was für ein Künstler tritt hier auf? Und unter welche Künstler muß dieser Sänger gezählt werden, da er von sich sagt: *Mein Herz dichtet*? Wohlan, hier begegnet uns ein *freier Künstler*. Könntest du mir wohl noch von einigen bekannten Liederdichtern die Namen nennen, welche wir unter die Leute von Geist und Herz zählen? Und welchen Rang wirst du auch diesen anweisen? Nun haben wir eben erst erkannt: der natürlich freie Mensch sei noch an die *Gesetze des Triebes* gebunden, der *bürgerlich freie* Mensch gehe noch in den *Gesetzen der staatlichen Ordnung* einher; der *sittlich* freie Mensch müsse *die Gesetze im Gewissen*, neben den Gesetzen *des Rechtdenkens* und *des Rechtthuns* zur Richtschnur nehmen. Wiederhole mir diese Aufzählung der Gesetze, welche ebenso viele *Schranken* unsrer *Freiheit* sind? Scheinen nun die Künstler durch die eben genannten Gesetze in Schranken gehalten zu sein? Meinst du aber, daß ein freier Künstler (wie der Dichter Luther, Heermann, Paul Gerhardt &c.) von allen Gesetzen entbunden sei? daß er also gar nicht in Schranken gehe? Das verneinst du mit vollem Recht; aber darum wird es sehr lehrreich sein, wenn wir uns noch einige Augenblicke nach diesen Schranken umsehen. Erinnert euch an Paul Gerhardt's schönes Morgenlied:

⏑ —| ⏑ —| ⏑ —|⏑
Wach auf, mein Herz, und sin ge

⏑ — |⏑ —|⏑ — |⏑
Dem Schöp fer al ler Din ge,

⏑ —|⏑ —⏑| — ⏑
Dem Ge ber al ler Gü ter,

⏑ — |⏑ —|⏑ —|⏑
Der Men schen treu em Hü ter.

Ich habe es euch hier an die Tafel geschrieben und die einzelnen Wörter mit Zeichen versehen, welche wir alsbald verstehen werden. Wie viel Zeilen bilden diesen Vers? Lasset uns jede

Zeile zuerst einmal für sich betrachten und zählen in jeder die Sylben — wie viel findest du? Wenn du aber je zwei von diesen Sylben, welche von vorn an nebeneinander liegen, aussprichst, jede nach ihrem natürlichen Gewichte und Klang: was findet sich da? Wie wirst du das Maß der ersten und wie das Maß der zweiten Sylbe bezeichnen? Wir haben von demselben Dichter ein schönes Weihnachtslied, dessen erste Zeile also lautet:

„Fröhlich soll mein Herze springen"

sage mir: wirst du in dieser Zeile dasselbe Maß anlegen können wie in jener? oder findet sich etwa, daß hier acht Sylben nebeneinander liegen und daß von diesen immer die erste Sylbe lang und die zweite kurz genannt werden muß? Werden wir also nicht unsere Zeichen hiernach so stellen und anbringen müssen:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡
Fröh lich soll mein Her ze sprin gen?

Jetzt werden wir errathen können, was meine Zeichen zu bedeuten haben. Woran sollen die senkrechten Striche erinnern? und was zeigen uns die Figuren — und ◡ an? In jenen ist das Zeilenmaß, in diesen ist das Sylbenmaß angegeben. Wenn aber Jemand bei der ersten, der kurzen Sylbe, den Fuß aufheben, bei der zweiten, der langen oder schweren Sylbe, den Fuß niedersetzen wollte: wie viel solcher Tritte oder Füße würden dann in der ersten Zeile, in dem Morgenliede, gezählt werden? Glaubst du nun wohl, daß jeder folgende Vers jenes Gesangs sich nach eben dieser Ordnung richten müsse, also dasselbe Maß der Füße und der Sylben zu enthalten habe? An welches Gesetz scheint also auch der Mann gebunden zu sein, den wir unter die freien Künstler gerechnet haben? — Aber wir haben noch nicht alle Gesetze angegeben, welche den Dichter als Schranken umgeben, wenn wir nur die Zahl der Füße und die Maße der Sylben hervorheben. Betrachte dir doch die beiden ersten und die beiden letzten Zeilen jenes Morgenliedes: was bemerkst du an den Endungen des ersten und an den Endungen des zweiten Zeilenpaares? Wenn ein Knabe den Vers so auffagen wollte:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Wesen,
Dem Geber aller Güter,
Der Menschen treuem Vater!

würdest du sagen können, der Knabe habe etwas vorgebracht, was unwahr ist? Aber welchen Tadel würdest du alsbald aussprechen? Und das träfe ja einen Fehler des Gedichts, denn das fordert den Reim. Welche Sylben reimen sich nun in dem ächten Liede? Du siehst, es sind dieß die zwei Sylbenpaare „singe" und „Dinge", „Güter" und „Hüter." Aber nun vergleiche einmal des lieben Luther's Weihnachtsfreudenlied:

Das ew'ge Licht geht da herein,
Giebt der Welt ein'n neuen Schein:
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Was bemerkst du auch in diesem Verse, wenn du auf den Schluß der beiden ersten Zeilen, und wenn du dann wieder auf den Schluß der beiden letzten Zeilen achtest? Aber in jenem Morgenliede lauteten die Reime „singe" und „Dinge", — „Güter" und „Hüter"; dagegen in dem Weihnachtsgesange reimen sich „ein" und „Schein", und wieder „Nacht" und „macht": welchen Unterschied wirst du hier gewahr? Jene zweisylbigen Reime heißen weibliche, und diese kurzen, einsylbigen Reime pflegt man männliche zu benennen: kann nun wohl ein Liederdichter über diesen Unterschied hinwegsehen, als ob er gar nicht vorhanden wäre? Wenn er ihn aber beachten und in Acht nehmen muß, so sind abermals in seinen Dichtungen Gesetze zu befolgen und Schranken zu beobachten. Zähle mir jetzt einmal die verschiedenen Arten der gesetzlichen Schranken zusammen, denen dieser freie Künstler sich unterworfen sieht. Wir wollen bei diesen Schranken jetzt stehen bleiben, obwohl es mir leicht wäre, noch mehrere derselben anzuführen. Genug, wir machen hier schon wieder die nämliche Erfahrung, daß auch des Künstlers Freiheit nicht eine ungebundene ist.

Aber merket wohl auf, wir können an diesem Beispiel nicht vorbei, ohne eine sehr wichtige Beobachtung zu machen. Bist du wohl der Meinung, daß ein freier Liederdichter, ehe er ein Lied zu dichten anfangen konnte, vorher erst an einem schon vorhandenen Gesange die Gesetze und Schranken kennen lernen mußte, nach denen er sich richten sollte? Gab es denn z. B. schon ein anderes Lied, welches sich messen ließ, um das schöne Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" danach zu bilden? Oder fand Joachim Neander schon eine Weise vor, als er das Danklied niederschrieb: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren"? Wer konnte nun also auch der Urheber der Weise sein? Oder glaubst du, daß Luther oder P. Gerhardt oder ein anderer großer Liederdichter sich die Zeilen und Füße und Reime so in ein Muster zur Befolgung eingezeichnet und vor sich gehabt hat, wie ich's zu eurer Belehrung soeben gethan habe? Stellst du dir vor, diese Leute haben bei jedem Verse so mit den Fingern die Sylbenmaße gezählt und mit ihren Füßen die Zeilen vorgemessen? Oder ist es dir wahrscheinlich, daß sie sich ein Buch gemacht haben, in welchem die männlichen und die weiblichen Reime verschiedener Art eingetragen standen, und daß sie dieses Reimbuch jedesmal neben sich hingelegt und bei ihren Dichtungen zu Rathe gezogen haben? Du antwortest auf alle diese Fragen mit Recht — Nein! Wir haben auch darum vorhin der Worte aus Ps. 45, 2. gedenken müssen: Mein Herz dichtet! also nicht meine Finger, meine Füße und meine Bücher mit ihren

Registern. Aber du hast doch gesehen, daß ich über jene Verse und zwischen die Versfüße Zeichen gesetzt habe, welche überall paßten und aus denen man beweisen kann, daß die genannten Dichter an den Regeln der Kunst gegangen sind, ohne daran zu denken, und daß man also an ihren Versen die Gesetze beobachten und lernen kann, welche sie befolgt haben ohne es zu wissen. Wer ist nun der Meister in ihnen gewesen, welcher sie ohne Vorzeichnung einer Regel unterwiesen hat? Wo er seinen Sitz gehabt hat, das zeigen uns die Worte an: „Mein Herz dichtet!" Welchen Namen er aber führt, das will ich euch sagen: wir nennen ihn den Geist! Es kann dieß ein heiliger, es kann auch ein natürlicher Geist sein, aber immer ist es jene nach Oben aufsteigende Kraft, welche sich von Natur über das Irdische erhebt — der Geist. Und was haben wir nun aus dem Bisherigen gelernt? Giebt es künstlerische Werke ohne Schranken und Gesetz? Aber giebt es Künstler, welche bei ihren Werken nicht nöthig gehabt haben, sich zu erinnern an Schranken und Gesetz? Und sind nicht gerade diese die herrlichsten und berühmtesten unter ihren Genossen? In welche Classe rechnet man daher auch diese Künstler? Wer ist der Meister, welcher sie frei gemacht hat? Und können ihre Werke des freien Geistes uns dennoch unterrichten über die Schranken des Gesetzes ihrer Kunst? Welcher Dichter demnach zu dieser Vollkommenheit aufgestiegen war, der konnte sagen: Für mich giebt es kein Gesetz mehr! aber seine Gedichte konnten sagen: Wer uns liest, der findet das Gesetz. Daher pflegt man auch die Hervorbringungen solcher freien Künstler nicht Werke zu nennen, sondern Früchte des Geistes!

Behaltet das, meine Kinder. Was wir jetzt von der künstlerischen Freiheit geredet haben, das wird uns eine Leiter anlegen helfen, daß wir hinansteigen in das Feld der christlichen Freiheit.

5. Von wem mag diese Freiheit ihren Namen haben? Und wenn ihr euch der schon gehörten Worte noch einmal erinnert: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!" so muß euch auch auf der Stelle deutlich sein, welchen Werth diese Freiheit Christi hat. Wohlan, wir wollen dieselbe Freiheit, wie sie in dem Sohne Gottes sich erwiesen hat, recht in der Nähe betrachten.

Als Jesus einst zu Jerusalem war und am Sabbath jenen Kranken am Teiche Bethesda geheilt hatte, zürnten die Juden darüber, daß durch diese Wunderthat der Sabbath geschändet sei. Jesus nahm hierauf das Wort und sagte (Joh. 5, 19.): „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von sich selber thun, als was er sieht den Vater thun; denn was derselbe (Vater) thut, das thut gleich auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb, und zeiget ihm Alles, was er thut." — Ihr versteht, daß hier von einem

zwiefachen Thun gehandelt wird, von einem Thun des Sohnes und von einem Thun des Vaters. Aber was spricht Jesus von seinem Thun, von dem Thun des Sohnes, aus? Wenn er also nichts kann von sich selber thun: wessen Thun wird von ihm ausgehen und durch ihn geschehen? Und gesetzt, er hätte sich noch nicht überall eingeübt auf des Vaters Thun: worauf rechnet der Sohn? Wenn also du merkest auf des Sohnes Thun und auf des Vaters Thun: was wird sich zwischen beiden augenblicklich entdecken lassen? Aber hinter dem Thun des Menschen regt sich, ehe es noch zum Vorschein kommt, etwas Anderes. Jener reiche Mann, den uns der Herr zur Warnung vorhält (Luc. 12, 17. 18.) sprach: „Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle: das will ich thun — ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen!" Hast du wohl aus dieser Rede dir abgemerkt, was hergeht vor des Menschen Thun? Finden wir nun auch in Gott ein solches Verbundensein von Wollen und Thun? Höret doch, was Jesus gesagt hat (Joh. 6, 38.): „Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern Dessen (Willen), der mich gesandt hat." Was erkennen wir aus dieser Rede, daß in Gott sei und auch im Sohne Gottes? Wenn nun eine Uebereinstimmung ist in dem Thun des Sohnes und des Vaters: worin muß diese Uebereinstimmung schon angetroffen werden? Nun könnte freilich Jemand sagen: der Sohn Gottes habe darum nichts von ihm selber gethan, weil er das gar nicht gekannt und in sich verspürt habe, was wir Eigenwillen nennen; meinst du aber wirklich, daß das in seinen Worten liege: Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue? Und weißt du nicht von einem Falle in dem Leben des Herrn, in welchem er selbst gesagt und gebetet hat: Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!? Was muß also der Herr doch auch in sich gehabt haben? Was hat er aber mit diesem Eigenwillen gethan? In einem schönen alten Kirchenliede, welches Luthers Namen trägt, in dem Liede: „Gott, der Vater, wohn' uns bei ꝛc." sind die einfachen Worte enthalten: „Dir uns lassen ganz und gar!" Sollte man daraus nicht lernen können, was Jesus mit seinem Eigenwillen gethan hat? Und sollte man daraus nicht gleich verstehen können, welchen Sinn es hat, wenn er spricht: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst!" (Matth. 16, 24.)?

Wir finden also, daß in dem Herrn Jesu ist eine Verleugnung seines Eigenwillens und eine völlige Uebereinstimmung seines Wollens und Thuns mit des Vaters Wollen und Thun! Doch wir müssen noch einen Gedanken hinzuthun. Ihr wisset wohl, daß Mancher, dem ein schweres Kreuz aufgelegt wird, unter der Last seufzet und sagt: Was hilft's? man muß sich drein ergeben! Hat wohl ein solches Muß auch bei

Jesu stattgefunden? Ihr wißt, er hat das schwerste Kreuz zu tragen bekommen, denn der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn und er hat es sich sein Leben kosten lassen, daß wir versöhnet sind. Nun höret aber, was er selbst bezeugt (Joh. 10, 18.): „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber; ich habe es Macht zu lassen, und Macht es wieder zu nehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater!" Welches Wörtlein hat also in Jesu Seele keinen Eingang gefunden? Wie es bewandt war zwischen dem Sohn und dem Vater, das zeiget uns gar schön die Rede Jesu (Joh. 12, 49. 50.): „Der Vater hat mir ein Gebot gegeben, was ich thun und reden soll, und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben!" Gleichwie also jener freie Künstler von sich aussagte: „Mein Herz dichtet", so bezeugt der freie Sohn Gottes in seiner rechten Freiheit: „Mein Herz ist eins mit Gottes Herzen im Wollen und im Thun, und meinen Eigenwillen habe ich verleugnet um des Vaters willen." Siehe, mein liebes Kind, das ist die Freiheit unseres Herrn Jesu Christi. In dieser Freiheit hat er gelebt schon in seinem zwölften Jahre, wo er die Frage an seine Eltern that: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? In dieser Freiheit ist er aufgetreten als unser Mittler und Heiland mit dem Wahlspruch der alten Weissagung (Ps. 40, 8. 9.): „Siehe, ich komme, im Buche ist von mir geschrieben. Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne, und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen!" In dieser Freiheit ist er für uns gestorben, wie er selbst bekennt (Joh. 14, 31.): „Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat: stehet auf und lasset uns von hinnen gehen!" Für diese Freiheit giebt es keine Schranken mehr, als das Gesetz des heiligen Geistes, welches der Sohn Gottes in seinem Herzen trägt; darum sagt die heilige Schrift von ihm (Röm. 10, 4.): „Christus ist des Gesetzes Ende!" Zu dieser Freiheit will er vom Himmel herab unser Führer und Helfer sein (Joh. 12, 32.): „Und Ich, wenn ich nun erhöhet werde von der Erde, will ich sie Alle zu mir ziehen!"

Hat er nun wohl bei dieser Freiheit an jene natürliche Freiheit gedacht, welche einem Sklaven von seiner Herrschaft geschenkt wird? Oder etwa an die bürgerliche Freiheit, nach welcher damals im jüdischen Volke eine große Sehnsucht war? Oder hat er uns zu der geistigen Freiheit helfen wollen, welche die römischen und griechischen Weltweisen gepriesen haben? Oder ist sein Sinn dahin gegangen, der künstlerischen Freiheit in seinen Jüngern zum Leben zu verhelfen? Welche Freiheit ist nun sein Geschenk an uns?

Wenn du diese christliche Freiheit empfangen könntest: was

müßte dann mit deinem Eigenwillen geschehen? Und mit welchem Willen müßte dein Wille einig geworden sein? Und an welcher Stelle würdest du dann das Gesetz deines Gottes hören und bewahren? Und wenn jener Psalmist singen konnte: „Mein Herz dichtet!" was dürftest du dann, ähnlich wie der junge Samuel in der Stiftshütte, von deinem Herzen rühmen?

Nun aber sieh dich einmal in unserer Schule um, und sage mir: Findest du denn wirklich Einen, der sagen könnte: Mein Herz höret und bewahret Gottes Wort? Woher bekommen wir denn ein Herz, welches recht frei ist, wie des Sohnes Gottes Herz?

Jesus hat uns gesagt, woher er seine Freiheit habe: „Der Vater hat den Sohn lieb, und zeiget ihm Alles, was er thut." Und das mußte wohl so sein, denn aus seinem Munde haben wir's ja gehört: „Ich und der Vater sind eins." Aber wie nannte er denn nun den Beistand, welchen er den Seinigen senden würde vom Vater, daß er ihnen zeigen solle Alles, was der Vater will und thut?

An wen werden wir uns nun wohl wenden müssen, wenn wir uns nach der Freiheit Christi sehnen? Welche Weissagung hat dieser heilige Geist an uns wahr zu machen? Leset und behaltet, was uns der Herr unser Gott verheißen hat (Hesek. 36, 26. 27.):

> „Und ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz aus eurem Fleische wegnehmen, und euch ein fleischernes Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben, und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach thun."

Sehet, liebe Kinder, woher die Hülfe kommt, und denket an Jesu Rede: „Bittet, so wird euch gegeben!"

Zehn Gebote habt ihr von Gott empfangen, die kamen vom Berge Sinai. Ein Gebet lehret euch der Sohn, der in des Vaters Schoß sitzt:

„Schenke deinen Kindern deinen heiligen Geist!"

„So kommt denn, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat" (Ps. 95, 6.) und miteinander singen:

Nun, Herr und Vater aller Güt',
Hör' unsern Wunsch, schleuß' in's Gemüth
Uns Allen diese Gabe!
Gieb deinen Geist, der uns allhier
Regiere, und dort für und für
Im ew'gen Leben labe!

---

§. 25.

Zum Schluß der heiligen zehn Gebote Gottes.

Sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm!

Vorlesung: 5 Mos. 30, 15—20.

„Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse; der ich dir heute gebiete, daß du den Herrn deinen Gott liebest, und wandelst in seinen Wegen, und seine Gebote, Gesetze und Rechte haltest, und leben mögest und gemehret werdest, und dich der Herr dein Gott segne im Lande, da du einziehest, dasselbe einzunehmen. Wendest du aber dein Herz und gehorchest nicht, sondern lässest dich verführen, daß du andere Götter anbetest und ihnen dienest; so verkündige ich euch heute, daß ihr umkommen werdet, und nicht lange in dem Lande bleiben, da du hineinziehest über den Jordan, dasselbe einzunehmen. Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest, und du und dein Saame leben mögest; daß ihr den Herrn, euren Gott, liebet und seiner Stimme gehorchet und ihm anhanget. Denn das ist dein Leben und dein langes Alter, daß du im Lande wohnest, das der Herr deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat, ihnen zu geben."

Gesang.

Ach Herr, ich wollte deine Recht',
Und deinen heil'gen Willen,
Wie mir gebühret, deinem Knecht,
Ohn' Mangel gern erfüllen.
So fühle ich, was mir gebricht,
Und wie ich das Geringste nicht
Vermag aus eig'nen Kräften.

Drum gieb du mir von deinem Thron,
Gott Vater, Gnad' und Stärke;
Verleih', o Jesu, Gottes Sohn,
Daß ich thu' rechte Werke!
O heil'ger Geist, hilf, daß ich dich
Von ganzem Herzen und als mich
Ohn' Falsch den Nächsten liebe.

Gebet.

Du hast vor uns aufgethan, lieber himmlischer Vater, Deine heiligen Gebote und Rechte. Und ein jedes dieser Deiner Gebote hat sich vor unsern Augen aufgebaut wie ein Thurm, welcher Deine Gemeinde schirmt; welcher uns einen Blick thun läßt bis

an den Rand unseres Grabes; welcher uns die Wege nach dem Himmel zeigt. Wie sollten wir Dir doch danken für diese Deine herrliche Gabe, und für die Leuchte Deines Gesetzes auf unser Leben, und für den Trost des Bekenntnisses Deines heiligen Propheten: ich habe Lust zu Deinen Rechten und vergesse Deiner Worte nicht! Aber warum wird unser Herz nicht froh bei der Vorhaltung Deiner Gebote? Warum frohlocket unsere Seele nicht über die theuren Verheißungen, welche Du uns geschenkt hast? Weil dasselbe, Dein Gesetz, nicht bloß Leben und Segen bringt, sondern auch Tod und Fluch. Und weil wir gehören zu denen, die ein anderes Gesetz verspüren in ihren Gliedern, welches sie gefangen nimmt unter der Sünde Gesetz. O Herr, erbarme Dich unser, und hilf uns aus unsern Sünden durch Deine Gnade, und durch Handreichung Deiner Kräfte in dem heiligen Geiste! Amen.

Wir haben einen weiten Weg miteinander zurückgelegt, liebe Kinder. Jetzt nahen wir uns dem Ziele, welches, da wir auswanderten, uns vorgeschwebt hat; und es scheint rathsam, daß wir das Ende des Wegs mit dem Anfange vergleichen.

Wie lautete doch der inhaltschwere Satz, welcher vor dem ersten Gebote hergeht und allen zehn Geboten das Siegel der göttlichen Abstammung aufdrückt? Und wenn du nun diesen Satz: „Ich bin der Herr, dein Gott" mit dem Schlußsatz des Katechismus vergleichst, welcher heute vor uns liegt, ich meine mit den Worten: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott!" was entdeckt sich da beim ersten Blick? Und diese Aehnlichkeit bedeutet etwas. Wie nennt sich Gott an beiden Orten, um seinen Ernst, sein Recht und seine Macht auszudrücken? Und mit welchem freundlichen Liebesgruß wendet er sich an sein Volk und an dich, sein Kind? Hier läßt sich also recht anwenden, was der Apostel Paulus geschrieben hat (Röm. 11, 22.): „Schaue an die Güte und den Ernst Gottes!" O vergesset es doch ja nicht, an Beides zu denken. Es sind dieß die zwei Ketten, an welchen das Schiff eures innern Lebens vor Anker liegt, und die zwei Sterne, welche euch auf der Fahrt in das ewige Leben begleiten!

Doch wir haben in dem eben erwähnten Ausspruche Gottes noch eine Aussage über sein Wesen vernommen, welche in dem ersten nicht vorkam. Welchen Beinamen giebt er sich am Schlusse der heiligen zehn Gebote? Von diesem eifrigen Gotte müssen wir uns nun eine klare Vorstellung machen. Ihr wisset, daß man auch von eifrigen Menschen reden kann. Man sagt von einem Tagelöhner: er sei eifrig hinter seiner Arbeit, wenn er mit derselben noch vor Nachts fertig werden will; man sagt von einem Schüler: er sitze eifrig über seinen Büchern, wenn er eine Aufgabe ohne Unterbrechung zu Stande bringen will; man zählt einen

Lehrer unter die eifrigen, wenn derselbe sich keine Minute Versäumniß gestattet, um fertig zu bringen, was er noch vor dem Ablauf des Schuljahres vollenden will; und so auch von einem Jäger: er sei eifrig in seinem Werke, wenn er das aufgejagte Wild erreichen und erlegen will. Welches Wörtchen haben wir in allen diesen Beispielen erklingen hören? Was muß also einem eifrigen Menschen in der Seele sitzen und vor Augen schweben? Der Wille aber reicht gewiß nicht aus; was wird dran gesetzt, um ihn zu vollstrecken? Bei dem Tagelöhner, dem der Schweiß von der Stirne rinnt? Bei dem Schüler, welcher bis Mitternacht arbeitet? Bei dem Lehrer, welcher bis zur letzten Minute aushält? Bei dem Jäger, welcher den steilsten Berg ersteigt? Also heißt unter den Menschen derjenige eifrig, welcher Alles, was er vermag, dran setzt, um seinen Willen durchzuführen.

Solchen Eifer sehen wir auch bei den Dienern Gottes; denn Paulus schreibt (2 Cor. 11, 2.) an die Corinther: „Ich eifere über euch mit göttlichem Eifer"; ja auch der Sohn Gottes ist von demselben erfüllet gewesen, denn die Evangelisten finden an ihm, als er den Tempel reinigt, das Wort des Königs David erfüllt (Ps. 69, 10.): „Ich eifere mich schier zu Tode um dein Haus."

Eifrig heißt also auch in der Gemeinde Gottes derjenige, welcher Zeit, Kraft und alles Vermögen daran setzt, um zu erreichen, was er will. Was ist denn nun der Wille Gottes mit uns und an uns? Und wo hat er diesen Willen deutlich zusammengefaßt und offenbaret? Da er sich aber eben bei Bekanntmachung der heiligen zehn Gebote einen eifrigen Gott nennt: was ist auch mit Gewißheit von ihm zu erwarten? Was muß sich also jeder Mensch sagen, dem dieser Wille Gottes offenbar worden ist? Und wenn dieser unser Gott nach dem Katechismus auch ein starker Gott heißt: meinst du wohl, sein Wille werde gebrochen werden, wenn der Mensch, welcher ihn hat ausrichten sollen, durch den Tod weggerafft worden ist? Auf die Zeit, an deren Grenze der Tod liegt, folgt die Ewigkeit: wie weit wird sich nun wohl auch die Wirksamkeit des eifrigen Gottes erstrecken?

Daß also der allmächtige Gott unablässig darauf halten und in Zeit und Ewigkeit dahin wirken werde, daß sein heiliger Wille geschehe, das lernen wir aus dem Zeugniß seines Mundes: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott!

Nun scheiden sich aber die Menschen nach zwei Seiten hin. Ein Theil derselben ist bereit, weil er Gott fürchtet und sich unter sein Wort beugt, den Willen Gottes bei aller Schwachheit auszurichten. So erklärten die Kinder Israel, als sie am Berge Sinai angekommen waren (2 Mos. 19, 8.): „Alles, was der Herr

geredet hat, wollen wir thun!" So sprachen sich auch ihre Nachkommen vor Josua aus (Jos. 24, 18.): „Wir wollen dem Herrn dienen, denn er ist unser Gott!" Aber ein anderer Theil widerstrebet hartnäckig oder leichtsinnig diesem Willen. In dem letzten Liede des Mose wird dieser Menschen mit den Worten gedacht (5 Mos. 32, 5.): „Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab; sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder!"

Lehrt uns nun wohl die heilige Schrift, daß der eifrige Gott nicht so eifrig sein werde, wenn er gehorsame, als wenn er träge und widerstrebende Menschen vor sich hat? Oder verhält es sich etwa umgekehrt mit dem Eifer des Herrn, daß derselbe stärker wird gegen die unwilligen, als gegen die willigen unter seinen Kindern? Mit Recht hütest du dich wohl, einen solchen Unterschied zu machen; sondern du erkennest auf beiden Seiten einen und denselben Gott, der einem Jeden zutheilt, wie er gethan hat bei Leibes Leben. Das sagt uns das Gewissen, und dasselbe verkündigt auch Gottes Wort, wenn es uns vermeldet (Jesaias 40, 10.): „Sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm!" oder wie du schon gelernt hast (Ebr. 11, 6.): „Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde!" Welchen Namen bekommt hier der starke und eifrige Gott? Aber hier wird nun auch ein großer Unterschied bemerklich in der Art der Vergeltung Gottes: den Gerechten wird Gutes vergolten (Sprüchw. 13, 21.); aber Unglück verfolgt die Sünder. Wie nennen wir die Vergeltung, welche auf die willigen Kinder wartet? Und wie heißt dagegen die Vergeltung, welche den Sünder trifft? Was geht also von dem eifrigen Gott, welcher ein gerechter Vergelter ist, nach jenen beiden Seiten aus? (Röm. 2, 6—10.) Kommt und sehet ihm zu, wie er in seinem Eifer wohlthut denen, die auf seine Hülfe hoffen! Denket daran, wie er die Verheißung über die Seinigen ausgesprochen und wahr gemacht hat (Jes. 9, 6. 7.): „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißet Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst; auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhle Davids und seinem Königreich, daß er es zurichte und stärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird thun **der Eifer** des Herrn Zebaoth!" Also kommt durch den Eifer des Herrn Gnade und Segen über sein Volk.

Nun aber sehet auch dem gegenüber denselben eifrigen Gott, wie er seine Strafgerichte hält. So drohet er dem Königreiche Juda (Zephanja 1, 18.): „Es wird sie ihr Silber und Gold nicht erretten mögen am Tage des Zorns des Herrn, sondern das ganze Land soll durch das Feuer seines Eifers

verzehret werden; denn er wird es plötzlich ein Ende machen mit Allen, die im Lande wohnen."

Wenn nun derselbe Gott in seinem Eifer dort helfen und segnen und hier strafen und verderben kann: scheint dir nicht ein zwiefaches Herz in ihm zu sein, ein weiches und ein hartes, ein gnädiges und ein unerbittliches Herz? Irret euch ja nicht: Gott ist immer und ewig nur Einer; er lohnet und er straft, weil er heilig ist. So hat er dem David einen Bund der Gnade und Wahrheit zugesagt, und bezeuget ihm (Ps. 89, 36.): „Ich habe einst geschworen bei meiner Heiligkeit: ich will David nicht lügen." Und wie hier der Segen ausgeht von dem heiligen Gott, so kommt eben daher auch der Fluch. Der Prophet Amos tritt (4, 2.) in dem Namen des Herrn gegen die Obersten des israelitischen Volkes auf, welche als Bedrücker der Dürftigen, als Untertreter der Armen übel berüchtiget waren, und drohet ihnen mit Gottes Zorn, indem er sagt: „Der Herr Herr hat geschworen bei seiner Heiligkeit: siehe, es kommt die Zeit über euch, daß man euch wird herausrücken mit Angeln und eure Nachkommen mit Fischhäklein!" Es ist eben, als wolle er sagen, daß sich die großen Hechte im Teiche daran spiegeln sollen und die Lehre abmerken, daß der heilige Gott sie finden, fangen und auf's Trockne setzen kann. Hier haben wir gleich nebeneinander zwei Exempel, wie der eifrige Gott, weil er ein heiliges Herz hat, auf jener Seite Gnade und Treue beweiset, und auf dieser Seite zur Strafe Verderben schickt.

Als ich eben jetzt von dem zweiten Falle, von der Strafe, zu euch redete, da bediente ich mich unter euch der Worte, der Herr habe den Obersten des Volkes „mit Gottes Zorn gedroht." Nicht anders lautet ja auch die Redeweise Luthers in der Auslegung des Katechismus; denn allda schreibt er: „Darum sollen wir uns auch fürchten vor seinem Zorn!" Aber, sagt mir, liebe Kinder: geziemt es sich denn für Christen, für Jünger des liebenden Gottessohnes, daß sie an einen Zorn Gottes glauben? Kann denn Gott zürnen? Die heilige Schrift muß uns Antwort geben, und sie redet recht ernstlich von seinem Zorn. „Wer dem Sohne nicht glaubet," spricht Christus (Joh. 3, 36.) — „der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm!" Und Paulus warnt die Epheser vor verführerischen und eiteln Worten (5, 6.), und setzt hinzu: „Denn um dieser willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Unglaubens!" Ja derselbe schreibt ganz unverhüllt (Röm. 1, 18.): „Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbaret über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten." Und damit wir ja nicht zweifeln sollen, daß es einen Zorn gebe, welcher von dem gewöhnlichen Zorn der Menschen sich völlig unterscheidet, so erzählet sie auch von dem sanftmüthigen und geduldigen Gottessohne, daß er

mit zornigen Blicken verstockte Menschen habe angesehen. Man hatte es ihm zur Sünde gerechnet, daß er kranke Leute am Sabbath heilte. Eben jetzt stand ein Mensch ihm bittend gegenüber, der eine verdorrte Hand hatte. Die Widersacher aber lauerten darauf, was Jesus thun würde. Der Herr aber sprach zu diesen Leuten (Marc. 3, 4. 5.): „Soll man am Sabbath Gutes thun, oder Böses thun? Das Leben erhalten, oder tödten? Und er sahe sie umher an mit Zorn und war betrübt über ihrem verstockten Herzen, und sprach zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus!“ — Was hat in diesem Augenblicke sich auf dem Antlitze Jesu blicken lassen? War das nun wohl jener stürmische Zorn eines aufgebrachten Menschen, welcher thut, was vor Gott nicht recht ist? (Jakob. 1, 20.) Oder wird Jemand von den Umstehenden, welche in das Angesicht des Herrn sahen, durch den Blick und durch die Mienen des zornigen Jesus erinnert worden sein an jene Werke des Fleisches, welche Paulus mit den Worten benennt: „Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord?“ Davon haben die Augenzeugen gar nichts bemerkt; wohl aber ist ihnen deutlich geworden, daß Jesus „betrübt war über die verstockten Herzen.“ Wenn Jemand in gemeiner und menschlicher Weise zürnet, so sieht er auf sich selbst, und brennt darüber, wie sehr er beleidigt und gekränkt worden sei: an wen aber hat der Herr Jesus in seinem Zürnen gar nicht gedacht? Worüber ist im Gegentheil das Feuer seines eifrigen und heiligen Herzens angefacht worden? Und wenn ein so verstocktes Gemüth, das ihm ein Greuel war (Ps. 53, 2.), wäre weich geworden und bußfertig: was würde dann hinter dem Zorne des Auges zu sehen gewesen sein?

Davon kann man selbst bei den Menschen Beispiele finden, wenn dieselben auch nur selten zum Vorschein kommen. Ein Schulmeister, der fromm war und Gott fürchtete, hatte einstmals dem Franz Becker, einem bösartigen Knaben seiner Schule, wegen seiner Faulheit und Lügenhaftigkeit einen sehr scharfen Verweis geben müssen. Als er sich von dem kleinen Bösewichte abgewendet hatte, steckte dieser seine Zunge ganz lang heraus und machte mit seinen Fingern eine Bewegung, welche Verachtung und Spott ausdrücken und Lachen erregen sollte. Der Schulmeister, welcher zufällig in einem Spiegel an der gegenüber liegenden Wand diese Fratze des Knaben und das Schnippchenschlagen bemerkt hatte, stand einen Augenblick im Begriff, sich umzuwenden und dem häßlichen Buben eine recht brennende Züchtigung mit dem Stocke zu geben. Aber ebenso schnell besann er sich auf ein Besseres, brachte sein aufwallendes Herz zur Ruhe, und fragte sich ganz still vor Gott: was wohl zu thun sei? Und Gott gab ihm die rechte Antwort in's Herz. Als die Schule bald geschlossen werden sollte, wendete sich der Lehrer auf einmal an die ganze Versammlung der Kinder und

sprach zu ihnen: „Es ist heute in unserer Schule eine große Sünde begangen worden. Franz Becker ist der Sünder; von ihm will ich zu euch reden, — mit ihm reden darf ich nicht. Ich will ihn jetzt vor mich hinstellen, daß er sein Angesicht euch zeige; sehet Alle auf ihn! meine Augen sollen nicht auf ihm ruhen. Er hat mir, dem alten Manne, die Zunge herausgesteckt, — das soll ihm, sobald er um Verzeihung bittet, vergeben sein; aber er hat dieß gegen seinen Lehrer gethan, der über ihn gesetzt ist an Gottes Statt, — das kann ihm nur Gott vergeben zu seiner Zeit. Dieser Franz also wird von heute an seinen Platz nicht unter den übrigen Kindern einnehmen dürfen, sondern auf diesem Stuhle, welchen ich gegen die Thüre gestellt habe, also daß er euch Allen von nun an den Rücken zukehret. Der oberste Schüler in der zweiten Abtheilung wird ihn unterrichten und überhören, und beim Schlusse der Schule wird er jedesmal zuerst hinausgehen, bis seine Sünde gebüßt ist. Nach jedem Morgengebete aber werde ich für die Seele dieses armen, verirrten Kindes eine Bitte zu Gott thun, daß sie auf den Weg des Lebens zurückgeführt werde durch Jesum Christum!" Es war eine große und schauerliche Stille bei diesen Richterworten in der Schule entstanden. Gleich des Nachmittags wurde der Stuhl gesetzt und die Strafbüßung nahm ihren Anfang. Am nächsten Morgen aber kam der Vater des Franz mit in die Schule, sein Antlitz war geröthet, seine Augen funkelten, seine Stimme bebte, und er wollte eben herausbrechen mit heftigen Scheltworten, da nahm ihn der Schulmeister bei der Hand und sprach zu ihm: „Lieber Nachbar, kommen Sie mit mir auf meine Stube! Was wir miteinander zu handeln haben, werden wir besser allein besprechen." Mit Mühe und Noth unterdrückte der Vater seinen Grimm; als er aber in der Wohnstube des Lehrers ankam, fragte er sofort mit heiserer Stimme: „Ich komme, zu hören, was mein Franz verbrochen hat, daß Sie um seinetwillen mein Haus mit Schimpf und Schande überschütten?" Der ganze Vorfall wurde ihm ruhig erzählt. „So frage ich weiter: ob Sie ein rechtschaffener Schulmeister sind, oder nicht?" — Auf die Frage: was ein rechtschaffener Schulmeister wohl gethan haben würde Anderes, als von ihm geschehen, brach der Mann noch heftiger heraus und schrie: „Das will ich Ihnen sagen: ich an Ihrer Stelle würde den Stock genommen und den Buben durchgeprügelt haben, bis er sich zu meinen Füßen gewunden hätte, wie ein Wurm! Ja, ich schwöre Ihnen zu, und wenn der Franz acht Tage lang nicht hätte liegen und sitzen können vor Schmerzen, das wäre mir schon recht gewesen. Aber daß Sie mir den Jungen auf das Armesünderstühlchen setzen und mit ihm umgehen wollen wie mit einem Missethäter, das vergebe ich Ihnen nimmermehr, ich sage nochmals: nimmermehr! Also, entweder die Strafe wird in eine Tracht Prügel verwandelt — und dabei will ich zusehen und rufen: Drauf! drauf! oder — ich nehme das

Kind auf der Stelle aus der Schule fort!" — Wollt ihr nun wissen, welche Antwort der Schulmeister dem aufgebrachten Manne gab, so höret noch einige Augenblicke zu. Er äußerte sich in ruhigem Tone also: „Lieber Nachbar, wenn ich das Kind blutig geschlagen hätte, so würde es erinnert worden sein, nicht daß es eine Sünde begangen, sondern daß es mich schwer geärgert habe und daß es die Schmerzen als eine Rache dafür empfinden müsse; aber das wäre ihm Beides nicht gut gewesen; denn Gott hat zu mir gesagt: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem! und abermals: Rächet euch selbst nicht; ich will vergelten, spricht der Herr! Und daß der Lehrer seinem Gott folgt und nicht seinem Aerger, das müssen die Kinder gerade in der Schule sehen und fühlen. Und über der heftigen Züchtigung wäre etwas Anderes ganz in Vergessenheit gekommen, nämlich die Sünde, welche gegen Gott begangen worden war vor allen Kindern, und der Abscheu, welcher in dem Herzen eines rechtschaffenen Lehrers entbrennt, wenn **Kinder** geärgert werden; und endlich das Wehe, welches Christus der Herr ausgesprochen hat über den Menschen, durch welchen solches Aergerniß kommt. Das Alles ist unserm Franz in seiner Strafe vor die Augen gemalt, und ich hoffe, dieses Weh wird ihm gewisser zur Reue helfen, als blutige Striemen!" Man sagt, der Vater soll durch dieses Zureden beruhigt, und das böse Kind soll durch seine Bestrafung wirklich zur Reue gebracht und durch Gottes Gnade gebessert worden sein.

Hierbei beantwortet mir nun noch einige Fragen! Der alte Schulmeister hat sich nicht geärgert, nicht erbost, nicht gerächt; aber er hat von einem Abscheu geredet, welcher in dem Herzen eines rechtschaffenen Lehrers entbrennet über die Sünde: glaubt ihr nun wohl, daß auch in Gott ein solcher Abscheu seine Stelle finden könne? Und wenn man von jenem Lehrer gewiß sagen durfte: er habe sich in seinem Amte recht eifrig gezeigt: als was für einen Gott wird man auch den Herrn des Himmels und der Erde erkennen müssen, wenn ihm die Sünde ein Greuel ist und einen Abscheu erweckt? Und wenn jener Richter des bösen Knaben in dem Tone seiner Stimme und in dem Urtheile seines Mundes ein Zürnen an den Tag gelegt hat, von welchem man sagen muß, es sei heiliger Art und ganz andern Wesens, als der gemeine, fleischliche Zorn eines aufgebrachten Menschen, — wie wirst du nun auch über Gottes Zürnen urtheilen müssen? Und bist du nun noch immer der Meinung, daß Gott nicht zürnen könne?

Wir sehen also, schon wieder hat die heilige Schrift Recht gegen der Menschen eitle Gedanken, wenn sie die Sünder anhält zu dem Gebete: „Ach Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn!" (Ps. 6, 2.) und wenn sie den Bußfertigen tröstet: „Er, der Herr, wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten!" (Ps. 103, 9.)

Der Zorn des eifrigen Gottes ist also eine Eigenschaft seiner Heiligkeit und kann nicht weggedacht werden von ihm, eben weil er heilig ist. Wogegen ist nun dieser Zorn Gottes gerichtet?

Mit Recht antwortest du: Gegen die Sünde. Aber kann die Sünde etwas Wirkliches sein, ohne eine Seele, in welcher sie begangen wird? Auf wen wird daher der Zorn Gottes hauptsächlich fallen müssen?

Woher scheint dir das Wort „Sünde“ zu stammen? Ich glaube, daß wir den Ursprung dieses Namens in dem Meere zu suchen haben, welches den Uebergang aus der Nordsee in die Ostsee bildet. Zwei europäische Länder liegen dort einander gegenüber, welche ganz unstreitig vom Anfang an ein Einiges und Zusammengehöriges gewesen sind und jetzt noch im tiefsten Meeresgrunde miteinander zusammenhangen. Dänemark heißt das eine von beiden, Schweden heißt das andere. Zwischen beiden ist das Meer durchgebrochen und hat eine Straße oder Meerenge gebildet, welche den Namen „Der Sund“ führet und beide Länder voneinander trennt oder scheidet. Sund heißt also ursprünglich ein Riß oder eine Scheidung. Daher wird auch das Instrument, welches der Wundarzt gebraucht, um die getrennten Seiten einer klaffenden Fleischwunde auseinander zu halten, daß sie nicht zu früh zusammengehen, die Sonde genannt.

Nun höret doch, wie der Prophet Jesaias die Sünde beschreibt, — ob da nicht ein solcher Riß und eine solche Scheidung geschildert wird, welche einen Spalt oder Sund bildet zwischen den Menschen und Gott. So spricht der Herr (Jes. 59, 2.): „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott voneinander, und eure Sünden verbergen sein Angesicht von euch, daß ihr nicht gehöret werdet.“ Nicht viel anders ist der Ausdruck desselben Propheten im ersten Capitel, wo er das sündige Volk, das Volk von großer Missethat, anklagt und spricht: Gott habe sich (V. 2.) Kinder auferzogen und diese seien von ihm abgefallen, und machen des Abweichens immer mehr, je mehr sie gezüchtiget werden. Ganz der heiligen Schrift gemäß würde man also sagen: Die Sünde ist ein Abweichen, ein Abfallen, ein Losreißen der Seele von Gott. Als Judas (Joh. 12, 5.) der Verräther, ehe noch von Jemandem an die Möglichkeit eines Verrathes des Herrn gedacht war, zu Bethania über die Salbe der Maria murrete und die stechende Frage that: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben? — war damals wohl seine Seele noch im Bunde mit dem Herrn, seinem Gott? Woraus hast du geschlossen, daß schon damals ein Abfall stattgefunden hatte? Du siehest daher, der Abfall kann schon in Gedanken und in Worten geschehen. Als nun aber derselbe Judas zu den Hohenpriestern trat und die böse, teufelische Handlung vorbereitete (Matth. 26, 14. 15.) mit

der Frage: Was wollt ihr mir geben? ich will ihn euch verrathen! worin kündigt sich da der Abfall der Seele an? Und in jenem schrecklichen Augenblicke, als Judas (Matth. 26, 49.) im Garten auf Jesum losging und ihn anredete: „Gegrüßet seist du, Rabbi!" und ihn küßte, wie man an Freunden thut: wodurch offenbarte sich nun der Riß, welcher in seine Seele gekommen war? Es ergiebt sich mithin hieraus, daß die Sünde richtig erklärt wird, wenn man sagt: die Sünde sei jeder Abfall der Seele von Gott, er geschehe nun in Gedanken oder Worten, im Wollen oder im Handeln. Es pflegt nun aber die heilige Schrift von allen denjenigen Leuten oder Seelen, welche solcher Sünden schuldig sind, zu sagen, daß sie „Gott hassen". Dieser Ausdruck will richtig verstanden sein.

Hier darf ich euch aber wohl an ein Gespräch erinnern, welches wir beim fünften Gebote miteinander geführt haben. Ich suchte euch damals zu erklären, was Johannes (1 Br. 3, 15.) gemeint haben möge, als er an seine Gemeinde schrieb: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger." Es befanden sich damals Etliche unter uns, welche die Auslegung gaben: Wer seinen Bruder hasset, der kann ein Todtschläger werden; sagt: haben wir denn diese Auslegung gelten lassen? Aber wer unter euch wird jetzt noch im Stande sein, die bessere Auslegung dieser Stelle anzugeben? Nun, wir wollen uns dieselbe gleich kürzlich wieder vergegenwärtigen. Wißt ihr noch, wie ihr als kleine Kinder geantwortet habt, auf die Frage eurer Wärterin: Wo hast du mich lieb? Wo hat also die Liebe ihren Sitz? Die Liebe ist aber immer zusammen mit der Person oder Sache, welche man liebt; wo werden daher auch Personen und Sachen, welche man liebt, ihre Wohnung haben und behalten? Daher spricht man wohl: man trage Jemanden auf seinem Herzen, wenn man ihn lieb hat. Und wenn Gott den frommen Gliedern seines Volks (Jesaias 46, 4.) die Zusage giebt: „Ich will euch tragen bis in das Alter, und bis ihr grau werdet!" wo weiset er diesen Glücklichen eine Stelle an? Und was bedeutet dieser Sitz im Herzen? Es verhält sich auch wirklich so: wie viel Dinge du lieb hast, so viel hast du Kämmerlein oder Zellen in deinem Herzen, wo sie aufgehoben sind, und selbst aus deinem Abend- und Morgengebete wirfst du einen Blick in diese Zellen hinein und bittest für die Leute, welche darinnen wohnen. Aber was geschieht denn alsdann, wenn statt der Liebe das Gegentheil derselben, wenn der Haß in deine Seele kommt? Wenn von einem solchen Augenblicke ab Gott eine Musterung hielte in deiner Seele und besuchte jene Zellen: wie würde er sie finden? Die Liebe hatte den Brüdern jene Zellen geöffnet und eingeräumt: was hat aber der Haß gethan? Und wenn nun ein hassender Mensch beten will: wessen wird er als eines Bruders gar nicht mehr gedenken? Also weder im Herzen, noch in den

Gedanken hat er dem Bruder eine Stelle gelassen. Wenn man ihn also jetzt fragte: Wo ist dein Bruder? würde er etwas Anderes antworten, als Kain, nämlich: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Mit diesen Worten aber wurde ja Abel zum zweiten Male, nämlich im Herzen, todt geschlagen: die Erde hatte Abels Blut getrunken, das Herz Kains aber hatte Abels Namen und Gedächtniß ausgelöscht in seinen Kammern. Welcher Mensch muß nun schon ein Todtschläger heißen? So haben wir damals den Spruch ausgelegt: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger!

Wir werden hiervon alsbald eine Anwendung machen müssen. Ihr habt eingesehen, daß die Sünde ein Abfall der Seele von Gott ist. Ehe dieser Abfall eintrat, da hatte der Mensch in seinem Herzen auch ein Kämmerlein für den Herrn seinen Gott, und in dieses Kämmerlein kehrte er oft und gern ein, so oft er seine Gedanken sammelte, und grüßte seinen göttlichen Gast, wie einst David, (Ps. 18, 2.) mit den Worten: „Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke!“ Als Gott der Herr aber (1 Mos. 3, 9.) den ersten Menschen nach der ersten Sünde fragte: „Wo bist du?“ da antwortete der von Gott abgewichene Adam: Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich. Was ist jetzt durch die Sünde in das Herz gekommen statt der Liebe? Wird nun wohl der Mensch, der von Gott gewichen ist, jetzt gern vor das Kämmerlein treten, in welchem Gott vor Zeiten bei ihm Wohnung gemacht hatte? Und wenn Gott vor dem Kämmerlein erscheint und klopfet an: wird der Mensch wohl mit Freuden diese Thüre aufthun? Ich halte dafür, er wird eine ängstliche Scheu vor seinem Gotte nicht los werden können. Was ist jetzt an die Stelle der Liebe getreten?

Aber die heilige Schrift lehret uns, daß die Menschen allesammt in die Wege Adams schon mit ihm eingegangen, also allesammt abgewichen sind (Psalm 14, 3.): wie wird diese Ursünde in dem Herzen des Menschen genannt? Ihr erinnert euch, daß wir von dieser Erbsünde schon im neunten und zehnten Gebote gehandelt haben. Was wird nun auch wohl an die Stelle der Liebe zu Gott in jedes unbekehrte Menschenherz gekommen sein? Diese ängstliche Scheu vor Gott geht mit uns, bis wir Buße gethan und ein neues Leben, wie der verlorene Sohn, angefangen haben, und sie ist der stärkste Beweis davon, daß wir Sünder sind.

Doch es wird der Zustand viel schlimmer, wenn der Mensch nicht bloß die alte Ursünde, welche auf ihn geerbt ist, in sich fühlt, sondern auch zur eigenen Thatsünde fortgegangen ist; das ist, wenn die Sünde in ihm nicht bloß ein Abweichen, sondern ein Abfallen der Seele von Gott heißen muß. Dann bleibt es nicht bei der ängstlichen Scheu. Ein Bergmann besaß im Dorfe einen alten Anverwandten, welcher ihn als Kind und Jüngling

schon gekannt und manche seiner leichtsinnigen Jugendstreiche wohl behalten hatte. Wenn er mit diesem alten Freunde zusammenkam, da mußte er sich an manche solche Vorfälle erinnern und dafür mit Worten strafen lassen. So oft er also in das Haus des alten Herrn gehen mußte, richtete er es so ein, daß die Besuche ganz kurz waren, und er fühlte sich allemal erleichtert, wenn das Haus wieder hinter ihm lag. Du merkst es wohl, mein Kind, das war die ängstliche Scheu, von welcher wir vorhin geredet haben. Nun aber begab es sich, daß unser Bergmann von jenem alten Freunde zwanzig Thaler borgte, welche er am nächsten Martinitage wiederzubezahlen feierlich versprochen hatte. Der Zahlungstag war aber längst vorüber und die Zusage war treulos gebrochen worden, und so oft der alte Mann des Weges daher kam und mahnte, bekam der Bergmann einen Stich in das Herz. Ich bin ordentlich froh, dachte derselbe, wenn er früh vor Tagesanbruch in den Schacht fuhr und sich vornahm, erst nach Einbruch der Nacht Schicht zu machen, daß ich diesen ganzen Tag vor dem alten Mahner Ruhe habe, denn die Fahrt herunter kann er nicht unternehmen. Jetzt war schon mehr als Scheu, jetzt war Kälte und Entfremdung in sein Herz eingedrungen. Nach einiger Zeit bekam der Bergmann die Nachricht: sein alter Freund sei krank und bettlägerig, und der Arzt spreche davon, es werde an ein Aufkommen schwerlich zu denken sein. Seitdem erkundigte sich der böse Schuldner im Stillen recht eifrig darnach, wie es mit dem Kranken stehe: geschah denn aber dieses Erfragen darum, weil er eine Liebe zu dem alten Manne in seinem Herzen spürte? Was scheint denn im Gegentheil jetzt in diesem Herzen sich zu regen? Was mag er wohl heimlich gewünscht haben? Wer aber einem Menschen den Tod wünschen kann, der hat angefangen, ihn zu hassen. So ist es also mit schnellen Schritten vom Lieben bis zum Hassen fortgegangen.

Wir lernen hieraus, wie schnell es auch zwischen einer Menschenseele und Gott zu einem sehr schlimmen Punkte kommen kann. In dem Beispiele aus dem gewöhnlichen Menschenleben, welches ich soeben erzählt habe, traten sehr bald hintereinander Liebe, Scheu, Kälte, Haß in die Seele ein, sobald Jemand sich des Bösen vor seinem Bruder bewußt war. Nun denket einmal daran, daß von Natur ein jeder Mensch in der völligen Liebe zu Gott nicht steht, daß vielmehr auch, ehe es noch zur Thatsünde gekommen ist, eine bängliche Scheu vor Gott in ihm gefunden wird: was müssen wir hiernach schon für möglich halten? Und nun sagt uns die heilige Schrift, daß durch das Gesetz „alle Welt Gott schuldig geworden sei" (Röm. 3, 19.), daß mithin jeder unbekehrte Mensch jenem Bergmann gleich unter die bösen Schuldner Gottes gehört: wozu kann sich auch die bange Scheu sehr leicht umwandeln? Und werden wir uns wundern, wenn ein Mensch, so lange er auf dem

Sündenwege fortgeht, aus einem Knechte Gottes sehr bald zu einem Gottentfremdeten, und ebenso schnell zu einem Gottlosen, und endlich mit einem Schritte zu einem Gottesfeinde wird? An wen denken wir nun, wenn die Schrift von Leuten redet, welche Gott hassen? Was ist es denn, was in des Menschen Herzen die Liebe in Scheu, die Scheu in Kälte, die Kälte in Haß verkehren kann? Und wie nennt man gewöhnlich diese Sünde des Menschen, wenn sie nicht mehr als eine heimliche böse Lust in seinem Herzen sitzt, sondern eine Uebung gewonnen hat, in Worte und Werke hervorzubrechen? Gewiß also werden als Hasser Gottes diejenigen Menschen geschildert, welche der Thatsünde in Worten oder Werken sich schuldig gemacht haben. Der Herr Jesus preist aber in der Bergpredigt die Leidtragenden selig, und verheißt ihnen, sie sollten getröstet werden. Meinst du nun nicht, daß Jemand eine Thatsünde begangen haben und alsbald danach herzlich Leid empfinden könnte darüber, daß er das gethan hat? Wie nennt man denn das Gefühl, welches einen Solchen traurig macht? Und wenn ein solcher mit aufrichtiger Reue erfüllter Mensch an Jesum Christum glaubte und zu Gott umkehrte und spräche, wie der verlorene Sohn: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! sollte der nicht Gnade finden können? Wenn er aber sich bekehret hätte und begnadigt wäre: würden wir ihn dann noch unter diejenigen stellen, welche Gott hassen? Daraus ersiehest du nun, wir werden in unsere Beschreibung noch einen Zusatz aufnehmen und sagen müssen: Wer die im Herzen wohnende böse Lust zur Thatsünde werden läßt, in Worten oder in Werken, und bekehret sich nicht von seinem bösen Wesen, der gehört zu den Menschen, welche Gott hassen.

So viel erhalten wir zur Antwort auf die Frage: Gegen wen ist der Zorn Gottes gerichtet? Und auf die andere Frage: Warum darf man von solchen Sündern mit Recht sagen, daß sie Gott hassen?

Eine andere Seite thut sich dagegen auf mit den Worten: „Aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten!“ Gewiß möchten wir Alle auf dieser Seite stehen und des glücklichen Looses, welches dort fällt, theilhaftig werden. Bedenket Kinder, wie das Auge des Jünglings und der Jungfrau auf dem Herzen und auf den Händen ihres Vaters und ihrer Mutter ruht, weil Jene wissen, daß sie eben daher allerlei Gutes gar überflüssig empfangen. Erinnert euch, wie oft auch ihr aus demselben Grunde in euren stillen Gebeten Gott anruft: Erhalte mir nur meinen Vater und meine Mutter recht lange am Leben! — Aber zweierlei Mängel finden sich gewiß an Vater und Mutter selbst dann, wenn sie auf dem Königsthrone sitzen; nämlich, es haftet ihnen an, daß sie ohnmächtige und hinfällige Leute sind. So recht zuversichtlich und getrost können also auch gute Kinder nicht werden, wenn man ihnen sagt,

daß sie ja noch Vater und Mutter auf dieser Welt haben. Denn was für ein bänglicher Gedanke wird dabei in ihre Seele dringen? Welch ein großer und völliger Trost liegt aber darin, wenn du zu dir sagen darfst: Mein Gott zählet mich zu dem kleinen Häuflein derjenigen, welche ihn lieben und seine Gebote halten, und er hat auch an mich gedacht, als er niederschreiben ließ: denen thue ich wohl! Denn dahin kann es ja nie kommen, daß der reiche Gott dir sagen lassen müsse: Für dich habe ich nichts mehr! oder daß der ewige Gott dich erinnern dürfe: Meine Zeit wird bald um sein!

Aber wer sind nun die glücklichen Menschen, welchen diese große und herrliche Verheißung vorgehalten wird? Wie beschreibt sie der Katechismus? Wir werden über diese Beschreibung — „denen, die mich lieben und meine Gebote halten!" — weiter nachdenken müssen, damit wir sie recht verstehen.

„Die, so mich hassen," darunter begreifen wir die Sünder, welche Gottes Gebote mit Worten und Thaten übertreten und sich nicht wieder zu Gott bekehret haben, sondern unbußfertig in ihrem bösen Wesen verharren. Darüber sind wir schon einig geworden. An wen werden wir nun im Gegentheil denken, wenn Gottes Hand weiset auf die, welche ihn lieben? Den Sündern stehen die Frommen gegenüber, den Ungehorsamen und Ungerechten setzt man entgegen die Gerechten. Wem wird hiernach verheißen: Gott werde ihnen wohlthun? Nun fordert aber der Engel in der Offenbarung (22, 11.): „Wer fromm ist, der sei immerhin fromm!" Kannst du nun von dir sagen: Ich bin immerhin fromm und beharre in der Liebe zu Gott!? Oder hast du Jemanden in deiner Bekanntschaft, von welchem du behaupten willst: er gehöre zu denen, welche immerhin fromm sind? welche also in der Liebe beharren? Noch bleibt es mithin ungewiß, ob es denn wirklich solche Leute giebt, welche auf der andern Seite, den Sündern und Ungerechten gegenüber, stehen, und denen also zugetraut werden kann, daß sie Gott lieben und seine Gebote halten. Doch hoffe ich, wir werden die Antwort sehr schnell aus der heiligen Geschichte empfangen.

Erinnert euch an jenen Vater, von welchem Jesus (Luc. 15.) ein Gleichniß erzählt hat, und saget mir doch: welcher von den beiden Söhnen des Hauses wird den Vater am meisten lieben; ob der, welcher ihm den meisten Kummer gemacht hat, aber nun zurückgekehrt und begnadigt ist; oder der Andere, welcher ihm den Vorhalt machen kann: So viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten!? Und warum ist denn gerade in dem sogenannten verlorenen Sohne die Kindesliebe so mächtig geworden und der neue Gehorsam so freudig und treu? — Als einst Jesus in dem Hause Simons, des Pharisäers, zu Tische saß, da erschien ein Weib, die war eine Sünderin, und netzte die Füße des Herrn mit ihren Thränen und trocknete sie mit ihrem Haar, und als nun der

Pharisäer an diesem Weibe und an dem sanften Verhalten des Herrn sich ärgerte, sprach Jesus zu diesem (Luc. 7, 40—43.): „Simon, ich habe dir Etwas zu sagen. Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der Andere funfzig. Da sie aber nicht hatten, zu bezahlen, schenkte er es Beiden. Sage an: welcher unter denen wird ihn am meisten lieben? Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet!" — Und von dieser Geschichte wurde nun die Anwendung auf jene Sünderin von Jesu alsbald gemacht, um die Größe ihrer Liebe zu erklären; denn mit den Worten schloß der Herr: „Welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig!" — Wer wird mir nun hieraus erklären können, warum Petrus nach der Verleugnung seines Herrn doch so zuversichtlich ausrufen konnte: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe? Wer kann mir den Augenblick nennen, von welchem ab dieser Petrus jener Liebe so gewiß geworden war? (Luc. 22, 61.) — Und was mußte Petrus damals im Vorhofe des hohenpriesterlichen Pallastes in dem Blicke des Herrn Jesu gelesen haben, der ihn ansah?

Ihr seht, liebe Kinder, in allen diesen Beispielen haben wir nicht fromme, nicht gerechte, nicht reine, sondern sündige Menschen vor Augen gehabt. Was für ein Leben hatte der verlorene Sohn geführt? Welchen Namen hatte die Frau in Simons Hause in der ganzen Stadt bekommen? Von was für Leuten erzählt der Herr Jesus bei dieser Veranlassung dem Simon? Und woran sollen uns die bösen Schuldner erinnern? Und welches schmerzliche Vergehen fällt dem Petrus zur Last? Welchen Reichthum aber haben alle diese Menschen — der verlorene Sohn, die Büßende, der Schuldner, der untreue Apostel — in ihren Herzen empfunden? Und welche Liebe ist darin abgebildet? Und auf welchen Glauben gründete sich in allen angeführten Fällen die heiße und brennende Liebe? Gewiß werden wir nun eingestehen: Der Glaube, daß ihnen die Sünde bei Gott vergeben sei, hatte in ihnen die Gottesliebe geweckt und groß gemacht.

Und wenn also Gott der Herr selbst redet von denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, so kann er nur solche Seelen meinen, welche mit Reue und Schmerz auf die Sünde in ihrem Herzen und Leben zurücksehen, aber mit Freude und Wonne des Glaubens leben, daß sie bei Gott aus Gnaden Vergebung gefunden haben.

So stehen also die beiden Seiten zur Linken und zur Rechten einander gegenüber. Sünder finden wir dort wie hier; aber auf der Linken stehen Unbußfertige, welche Gott hassen; auf der Rechten erscheinen Bußfertige, welche im Glauben an die Gnade in der Liebe Gottes stehen.

Nun lasset uns hören, wie Gott gegen die Einen und gegen die Andern Vergeltung übt, oder wie er sich nach beiden Seiten hin verhalten zu wollen erkläret hat.

Was sagt Gott der Herr nach dem Katechismus, in welcher Weise er mit denen verfahre, die ihn hassen? Wir hören hier die Drohung: er wolle die Sünde der Väter heimsuchen: was soll wohl mit dem Worte heimsuchen angezeigt werden? Du vermuthest, daß heimsuchen so viel heiße, als strafen, und damit stimmen viele Orte der heiligen Schrift, z. B. wenn der Herr den bösen Hirten ankündigt (Jerem. 23, 2.): „Siehe, ich will euch heimsuchen um eures bösen Wesens willen!“ oder wenn er droht (Ps. 89, 33.): „Ich will ihre Sünde mit der Ruthe heimsuchen und ihre Missethat mit Plagen.“ Aber nicht selten scheint das Wort auch in einem viel freundlicheren Sinne gebraucht zu sein, z. B. (Ps. 65, 10.): „Du suchest das Land heim und wässerst es, und machest es sehr reich!“ oder auch (Ps. 80, 15.): „Herr Gott Zebaoth, wende dich doch, schaue vom Himmel, und suche heim diesen Weinstock.“ Wenn in dem ersten Falle das Heimsuchen nichts Anderes bedeutet, als züchtigen und wehethun: so scheint es in dem zweiten Falle so viel zu bedeuten, als segnen und wohlthun. Und vielleicht führt uns der innere Sinn der Rede darauf, daß wir Beides darunter verstehen dürfen. Es giebt Schulanstalten, in welche wir unsere Kinder nicht bloß drei bis sechs Stunden täglich gehen lassen, um dort zu lernen, sondern in welchen diese auch Wohnung, Kost und Schlafstelle bekommen und an ein regelmäßiges Leben gewöhnt werden. In solchen Schulanstalten findet sich in der Regel ein Lehrer, welcher als besonderer Aufseher oder Haus-Inspector die einzelnen Zöglinge im Auge behalten und auch auf ihre Zellen, Schränke und Schlafstellen achten muß. Meinst du wohl, daß ein dergleichen Haus-Inspector seine Schüler auch mitunter heimsuchen wird? Wohin wird er dann seinen Weg nehmen? Und wenn er nun in der Zelle eines Schülers das Kleiderspind schlecht benutzt und liederlich behandelt, das Bücherbrett ungeordnet und mit unsaubern Schriften besetzt, in dem Arbeitstische des Knaben aber Würfel, Karten und Cigarren-Mundstücke vorfände, — sollte er wohl wieder davon gehen, ohne sich irgendwie zu äußern? Und gesetzt, der Inspector hätte in dem Augenblicke der Entdeckung geschwiegen, ließe aber am Sonnabend diesen Schüler durch den Hausdiener vor die Conferenz (Lehrer-Versammlung) fordern: in welcher Erwartung müßte der Jüngling dieser Vorladung Folge leisten? Was wird er dort empfangen? Und diese Bestrafung hängt ja mit der Heimsuchung des Inspectors genau zusammen. In welchem Sinne wird demnach hier das Wort „heimsuchen“ zu verstehen sein? Aber ihr sehet ein, daß ein solcher Besuch des väterlich gesinnten und strengen Inspectors auch einen ganz andern und sehr erfreulichen Erfolg haben könnte. Gesetzt,

dieser Mann hätte bei seiner Anwesenheit lauter Beweise davon gesehen, daß der junge Studirende ordnungsliebend, fleißig und frommen Herzens sei, und er ginge schweigend von dannen, reichte aber dem Zöglinge beim Weggehen die Hand und sähe ihn an mit hellem Blicke: was würde dieser jetzt für einen Schluß machen und was würde er vielleicht auch noch an demselben Tage an seine Eltern Erfreuliches schreiben? Und wenn ihm der Director bei der nächsten Versetzung mittheilte: er solle von nun an einen jungen Schüler auf sein Zimmer nehmen und demselben bei seinen Arbeiten hülfreiche Hand leisten: an welches vorangegangene Ereigniß würde er sich dabei erinnern müssen? Woran wird also in einem solchen Falle bei dem Worte „heimsuchen" zu denken sein? Hieraus ergiebt sich, daß schon im gewöhnlichen Leben diese Rede einen zwiefachen Sinn haben kann.

An welchen Aufseher und Erforscher unseres Zustandes ist denn nun aber in unserer Schriftstelle zu denken? Und in welche Zelle oder Kammer nimmt wohl derselbe seinen Eingang, wenn er uns heimsucht? Was er da antrifft, kann ihm mißfällig, aber auch sehr wohlgefällig sein. Wenn nun den Menschen einmal ein schmerzliches Geschick träfe und der himmlische Aufseher klopfte gleichzeitig an jene Herzenszelle an: wozu würde uns eine solche Heimsuchung dienen müssen? Wenn dagegen eine Erfahrung uns begegnete, welche wir als einen besonderen Segen Gottes ansehen könnten, und der Gast besuchte uns zu derselben Zeit und wiese mit seinem Finger auf etwas Gutes, was wir aus Gehorsam gegen seinen Willen ausgerichtet haben: würde man nicht von diesem Besuche des Herrn sagen müssen, wie im Ps. 23. von dem guten Hirten: „Er erquicket meine Seele!?" Welche Bedeutung dürften wir also in diesem Falle dem Wörtlein „Heimsuchung" beilegen? Jedenfalls konnte mithin die heilige Schrift unter „Heimsuchung" Strafe verstehen, wenn die Sünden heimgesucht werden, aber auch an Erquickung, Förderung, Stärkung und Belohnung könnte sie erinnern wollen, wenn von treuer Ausrichtung der göttlichen Gebote die Rede war. Denn heimsuchen heißt immer so viel, als dem Menschen in seinem Gewissen ein Zeichen geben: Was dir jetzt begegnet, bedenke und fühle, woher es kommt!

Mit mehr Deutlichkeit als vorhin sehen wir nun auf den Spruch: „Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied." Offenbar hast du richtig vermuthet, daß hier eine Strafvollstreckung Gottes angezeigt werde. An wem soll diese Strafe noch zum Vorschein kommen? Und bis wie lange wird man diese strafende Heimsuchung Gottes mit Menschenaugen sehen? Wer mag nun gemeint sein, wenn die Sünde des Vaters heimgesucht werden soll an den Kindern bis in's

erste Glied? Und wo wird das Ziel der Strafe gesteckt, wenn sie fortgeht bis in's zweite Glied? Und wer wird sie noch büßen müssen, wenn die Nachwehen fortgehen bis in's dritte Glied? Nun soll aber das kleine Wort „bis" noch weiter fortweisen: wer steht daher als der vierte Sträfling da? Von diesem Gerichte Gottes bis auf Kinder und Kindeskinder hat Gott uns in der Geschichte seines Volkes Beispiele vor die Augen gemalt. Wir wollen nur einige dieser Art betrachten. Wer unter euch kennt jenen König von Israel, welcher den unschuldigen Naboth hat steinigen lassen? Und wie hieß das Weib dieses Königs? Den Ausgang dieses Königs, wie er in der Schlacht eine Wunde bekam und starb, und wie die Hunde sein Blut leckten, erzählt uns die heilige Schrift (1 Kön. 22, 35—38.). Und wie sein Weib Isabel aus dem Fenster des Pallastes herabgestürzt und von den Hunden gefressen wurde, nach dem Worte des Propheten Elias, das lesen wir 2 Kön. 9, 30—37. — Und derselbe Ahab hatte einen Sohn, mit Namen Joram, der wurde von dem Rächer Jehu auf seinem Wagen erschossen. (2 Kön. 9, 24—26.) Aber außer diesem Nachkommen waren noch andere Söhne aus dem Geschlechte Ahabs vorhanden; einer, Ahasja mit Namen, folgte seinem Vater in der Regierung nach; aber nach einer Herrschaft von zwei Jahren stürzte er durch ein Gitter herab in seinen Saal und starb darüber, wie ihm Elias verkündigt hatte (2 Kön. 1, 2. 16. 17.); und außer dem Thronfolger lebten zu Samaria noch siebenzig Söhne dieses Königs, deren schauerliche Abschlachtung uns ebenfalls die heilige Schrift vermeldet. (2 Kön. 10, 6—11.) — In dieser Familie wurde die Sünde des Vaters und der Mutter heimgesucht an den Kindern im ersten Gliede. Wenn ihr vergleichen wollt, was uns von Jerobeam berichtet wird, wie ihm für seine Abgötterei häusliches Unglück gedroht ward, wie der Prophet Ahia dem Weibe desselben und dem kranken Sohne Unheil ankündigt (1 Kön. 14, 1—16.); wie der andere Sohn, Nadab, zur Regierung kommt und von Baesa erschlagen ward mit dem ganzen Reste des Hauses Jerobeam (1 Kön. 15, 26—29.), so werdet ihr sehen, wie die Heimsuchung der Sünder fortgeht bis in's zweite Glied. Doch wir brauchen nicht so weit zurückzublicken, um die Wege des züchtigenden Gottes aufzufinden. Oft, und noch näher, sehen wir dieselben in unsern Tagen vor uns.

Dort kommt ein bleicher und kurzathmiger Mann und fragt einen Arzt: ob und wie ihm noch zu helfen sei? Auf die Frage: seit wann sich die ersten Spuren von Engbrüstigkeit und Husten bei ihm eingestellt? giebt derselbe zur Antwort: „Kaum vermag ich die Zeit anzugeben — so lange ich denken kann, trage ich mich mit dem Uebel; selbst als Knabe, während andere Kinder bergan lustig vor mir vorauf liefen, mußte ich von Zeit zu Zeit still stehen und keuchen, und bei kaltem Ostwinde bekam ich Stiche in die Brust." Der Arzt wollte nun weiter gern wissen, woran der Vater

seines Patienten gestorben sei, und erhielt darauf den ferneren Bescheid: „Ich habe meinen Vater nicht gekannt, aber von der Mutter weiß ich, daß er etliche Jahre mit angeschwollenen Füßen umhergeschlichen ist und nach vielen Leiden an der Auszehrung seinen Tod gefunden hat. Sie weinte jedesmal, wenn ich meines Vaters gedachte, und mehr als einmal äußerte sie dabei, daß derselbe seinen siechen Körper als ein trauriges Erbtheil von seinem Vater überkommen habe. Von diesem meinem Großvater hat sie mir erzählt, er sei ein großer, baumstarker und sehr geschickter Meister und seines Berufs ein Zimmermann gewesen, von dessen Geschicklichkeit noch mancher tüchtige Bau Zeugniß ablege, der aber als Obergesell liederlich geworden sei und namentlich dem Trunke ergeben gewesen wäre. Um diese Zeit habe er sich verheirathet und sei als ein abgelebter und schwindsüchtiger Mann sehr bald in die Lage gekommen, sein Geschäft aufzugeben." Nach dieser Erzählung meinte der Arzt, die Heilung seines Kranken werde ihm schwerlich je gelingen, denn er trage ein Uebel in seinem Körper, welches sich nicht jetzt erst angesponnen habe, sondern wozu der Keim und Grund weit hinter seinem Dasein zurückliege. An welchen Ausspruch Gottes erinnert euch diese Geschichte? Von welcher Sünde der Väter mag hier die Rede sein? Und bis auf welches Glied sind die schmerzlichen Folgen dieser Sünde fortgegangen? In welchem Sinne mußten die drei leidenden Glieder ihre Anfechtung als eine Heimsuchung Gottes betrachten? Von welchem der drei Glieder können wir aber nur mit Bestimmtheit aussagen: der heimsuchende Gott habe ihm eine Erinnerung im Gewissen gegeben: Was dich krank und elend macht, das hast du selbst verschuldet, und du leidest, was deine Thaten werth sind!? Und bei welchen Genossen dieser Familie besteht die Heimsuchung lediglich in der Erinnerung: Was dir begegnet, das rühret von jener Sünde her, welche bei deinen Vorfahren zum Ausbruch gekommen ist!? Jetzt glaube ich, werden wir im Stande sein, den göttlichen Ernst recht abzuwägen und zu verstehen, welcher in jener Ankündigung (Ezech. 18, 20.) liegt: „Welche Seele sündigt, die soll sterben. Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater soll nicht tragen die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein und der Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein." Saget mir: wo wird eigentlich die Missethat, die Jemand begangen hat, getragen und recht schwer getragen? Wer ist aber in dem angeführten Beispiele der Einzige, so viel uns bekannt, welcher die Missethat auf seinem Herzen und Gewissen trägt? Dem also ist es Strafe. Doch der Sohn und der Enkel haben auch etwas zu tragen und also auch zu beklagen; und was ist denn das? Der Prophet Jeremias (31, 29.) führet einstmals ein altes Sprüchwort an, welches also lautet: „Die Väter

haben Heerlinge (saure Weinbeeren) gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden!" Hieraus lernen wir: Was auf die Kinder fällt und von diesen getragen werden muß, das ist nicht die Missethat, wenn nämlich sie sich vor der Thatsünde der Eltern gehütet haben, sondern die Frucht, oder die schmerzliche Folge der Sünde. Ich denke, ihr werdet an den folgenden Beispielen diesen Unterschied wieder und immer wieder erkennen.

Eines Tages lustwandelte ich mit meinen beiden Knaben vor den Thoren der Festung. Vor einem kleinen ärmlichen Hüttchen fanden wir eine Mutter von sechs Kindern umgeben, welche sämmtlich gesund aussahen, auch ziemlich rein gekleidet waren, aber sich mit Lumpen beschäftigten, welche sie auf den umliegenden Dörfern gesammelt hatten und nun nach der verschiedenen Farbe und Güte für einen Papierfabrikanten aussonderten. Was verdienen eure Kinder, fragte ich die Mutter, durch diese Arbeit? Lieber Herr, war die Antwort: Die Kleinen vermögen noch nicht viel, und die Größeren behalten nach der Schule nur wenige Stunden, und das Tagelohn ist spärlich; aber doch tragen die kleinen Hände jede Woche einen Gulden bis einen Thaler in unsere kleine Wirthschaft ein, und wenn nun ihr Vater, der auf dem Trockenboden der Papiermühle Arbeit hat, seine zwei Thaler hinzuthut, so bringen wir jetzt so viel zusammen, als Brot und Holz und Miethe kostet, und das knapp! — Armes Weib, unterbrach ich sie, ich meinte, dieses kleine elende Hüttchen sei euer Eigenthum! — Wir könnten freilich ein größeres Haus haben, entgegnete sie, aber Gott hat es uns nicht bescheeren wollen. Wenn Sie an dieser Landstraße noch gegen 200 Schritte weiter fortgegangen sind, dann werden sie ein zweistöckiges Gartenhaus mitten in einem großen Garten antreffen; dort ist als einziges Kind mein Mann aufgewachsen und erzogen worden, und er hat die Hoffnung lange genährt, wenn er einst Frau und Kinder bekäme, dann würde er mit diesen in den schönen Lauben und unter den reichen Fruchtbäumen wohnen und des Lebens froh werden. Aber das sollte nicht sein! Und warum nicht? fragte ich halblaut weiter. Hat etwa euer Mann als junger Mensch, wie jetzt Manche thun, eine schlechte Haushaltung geführt? Davon, sagte sie, fällt ihm nichts zur Last; sondern sein Vater hatte den Garten mit großen Schulden übernehmen müssen, und durch diese war sein ganzer Hausstand zuletzt zusammengebrochen, und Garten und Haus reichten kaum hin, die Schulden zu bezahlen. Woher kamen denn aber die großen Schulden? setzte ich in schonender Weise meine Frage fort. Das ist eine lange und traurige Geschichte, versetzte sie. Manchmal, wenn wir des Sonntags gegen Abend mit den Kindern spazieren gehen, da führt uns mein Mann an einem großen Gasthause der Vorstadt vorüber, welches viele Nebengebäude, Scheunen und Ställe in sich schließt; hier, pflegt er dann zu sagen, hier, Kinder, ist euer großväterliches Haus! Und wenn

wir dann allein miteinander sprechen können, dann erzählt er mir, daß dieser sein Großvater ein sehr wohlhabender und beliebter, auch lange Jahre ein sehr fleißiger und betriebsamer Bürger gewesen, bei welchem Einheimische und Fremde ihre Einkehr gern genommen hätten, daß derselbe aber in höheren Jahren mit seinen Stammgästen ein unthätiges Wirthshausleben angefangen und zuletzt alle Abende an dem Spieltische seine Zeit, sein Geld und seine Herzensfreudigkeit verloren habe. So habe endlich das Gasthaus angeschlagen werden müssen; mit dem letzten kleinen Reste des Vermögens habe der Sohn den Garten übernommen, aber nur noch zwanzig Jahre halten können. Sehen Sie, schloß das Weib, so ist unsere Wanderung immer abwärts gegangen von dem großen, reichen Gasthause in die Gartenwohnung, und von da in das Miethhaus dieser kleinen Hütte. Aber immer noch sage ich jedem meiner größeren Kinder den Spruch vor: Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird's zuletzt wohl gehen! —

Welche Drohung des Katechismus ist auch in diesem Falle eingetroffen? Und bis in welches Glied der Familie hat die Heimsuchung empfunden werden müssen? In welchen Häusern scheint man nicht die Missethat, sondern nur die Frucht der Sünde getragen und gebüßt zu haben? Wo aber hat die Missethat ihren Durchbruch genommen? Wohin weiset also eigentlich der warnende Finger Gottes des Herrn? —

Ich habe euch noch einige Geschichten zu erzählen, aus denen noch weiter gelernt werden kann, wie Gott der Herr Strafe übt an denen, die ihn hassen.

Bei einem evangelischen Pfarrer erschien vor gar nicht langer Zeit ein junger fleißiger und ehrbarer Webergeselle aus der Gemeinde, welcher zu den treuesten Genossen der Kirchfahrt gehörte. Er brachte eine sittsame und wohlgebildete Jungfrau, die Tochter seines Meisters, mit und bat, daß der Geistliche sie als Verlobte verhören und am nächsten Sonntage das Aufgebot von der Kanzel besorgen möge. Es wurde also dazu geschritten, die Namen des Bräutigams und der Braut und die Namen der beiderseitigen Eltern aufzuschreiben. Von meiner Mutter heiße ich „Wilhelm Hurter," sagte der Weber; aber einen Vatersnamen besitze ich nicht. Der Pfarrer ersah hieraus, daß der Bräutigam ein uneheliches Kind sei, und fragte weiter nach dem Namen des mütterlichen Großvaters des Verlobten. Erröthend versicherte dieser: Auch meine Mutter hat nie gehört, wer ihr Vater sei; die Frau, welche sie geboren, soll mit einem Soldaten zusammengelebt haben, aber von diesem bald wieder verlassen worden sein. Weiter befragt: ob er über seinen Urgroßvater etwas zu sagen wisse? erklärte der junge Mann: auch hier sei die Geschichte noch trübe, und hub nun seine Erzählung bescheiden aber unerschrocken also an: Herr Pastor, das Mädchen, welches mir ihre Hand und ihr Herz versprochen hat, weiß um meine

ganze Lage, und auch Ihnen muß ich dieselbe entdecken, damit Sie mir Ihre Theilnahme und Fürbitte nicht entziehen. Meine Familie ist vor beinahe anderthalb hundert Jahren aus Schlesien nach Deutschland gekommen. Das Oberhaupt derselben, ein unbescholtener Leinwandhändler von guten Vermögensumständen, Namens Reichhelm, hatte eine Tochter, welche nicht ungebildet, aber sehr eitel und vergnügungssüchtig war. Ungefähr ein Jahr lang war diese mit einem anständigen Weißbäckermeister in Ehren verheirathet gewesen und kinderlos geblieben, als sie heimlich mit einem ihrer Gesellen einen sträflichen Umgang pflog, und, von ihrem Manne der Untreue angeklagt und überführt, als Ehebrecherin geschieden werden mußte. Die unglückliche, so tief gesunkene Tochter wurde aus dem väterlichen Hause verstoßen, und wurde nach einiger Zeit von einem Mädchen entbunden, welches in der Taufe den Namen Magdalene empfing. Der Mann, von welchem diese Magdalene das Leben erhalten hatte, durfte ihre Mutter, weil er des Ehebruchs angeklagt worden war, nicht heirathen, und so verstattete er auch nicht dem Kinde, seinen Namen zu tragen. Von hier beginnt der zweite Abschnitt meiner Familiengeschichte. Jene Magdalene, das einzige menschliche Wesen, welches die Liebe der Mutter erwiederte, wurde von dieser gehätschelt und ohne alle Zucht gelassen und als Gehülfin bei einer Marquetenderwirthschaft gebraucht. Sie können denken, wie schlecht es um ein Kind bestellt war, welches unter wilden und lüsternen Soldaten aufwachsen und sich an alle Rohheiten gewöhnen mußte. Kaum hatte Magdalene das achtzehnte Jahr zurückgelegt, da ergab es sich, daß sie Mutter geworden war, und die Frucht ihres Vergehens war abermals eine Tochter, welche Friederike getauft wurde, und abermals keinen Vater fand, der sich zu ihr bekannte. Mit dieser Friederike kommen wir nun in den dritten Abschnitt meiner Geschichte. Die Mutter derselben war nach dem Kriege in tiefster Armuth und Verachtung gestorben und hatte Friederiken in dem Hause einer Mägdevermietherin als Laufmädchen untergebracht. Aber von den Personen, welche in diesem Hause übernachteten und Besuche empfingen, hatte das arme Geschöpf nur Lügen, Betrug und schlechte Ränke gelernt, und man bediente sich ihrer Hülfe, um gestohlene Sachen schnell und sicher an Schiffer zu verkaufen, welche in der Hafenbucht des Flusses vor Anker lagen und in ihren Kähnen zur Nachtzeit ihr Unwesen trieben. Diesem bösen Gewerbe wured durch die Obrigkeit bald ein Ende gemacht. Friederike wurde auf zehn Jahr zum Zuchthause verurtheilt und ist daselbst gestorben; aber der unerlaubte unkeusche Umgang derselben mit einem unbekannten Schiffsknechte war nicht ohne Frucht geblieben. Sie hatte im fünften Monate ihres Zuchthausaufenthalts einen Knaben geboren — und dieser Knabe, Herr Pastor, steht hier vor ihnen und will aufgeboten sein. Bei einer treuen und christlichen Schneiderswittwe, welche sich meiner, als eines ganz verlassenen

Knaben aus Barmherzigkeit angenommen und mich zu allem Guten angehalten hat, bin ich aufgewachsen; sie ist mir eine wahre Mutter gewesen, und sehen Sie, dieses Mädchen will es wagen und mit mir als die beste Freundin durch's Leben gehen. Also bin ich denn auch mit Gott entschlossen, mich nächsten Sonntag aufbieten zu lassen und die Schmach zu tragen, welche auf meinem Ursprunge liegt. Rufen Sie Gott den Herrn an, daß er uns auf den Wegen seiner Gebote erhalte! — So wurde die Verhandlung auf der Pfarre geschlossen.

Aber lasset uns im Rückblicke auf diese Geschichte abermals einige Fragen aufwerfen. Welcher göttliche Ausspruch hat sich hier abermals bewährt? Auf wie viel Personen oder Glieder hat sich die Heimsuchung Gottes erstreckt? Von wie Vielen müßt ihr also urtheilen, daß sie immer bei allen ernsten Schickungen ihres Lebens an die Sünde erinnert worden sind? Aber bei wem ist diese Erinnerung im Gewissen doch nicht ein Tragen der Missethat gewesen? — Hieraus ist zu entnehmen, daß diese Geschichte von der vorigen sich in einem wichtigen Umstande unterscheidet. Höret nun die letzte noch.

Vor länger als hundert Jahren lebte ein angesehener und sehr begüterter Fabrikherr in der Nähe einer blühenden Handelsstadt Deutschlands. Spuren seines ungewöhnlichen Reichthums wurde man damals überall, theils an den Hauptgebäuden seiner Besitzung, theils an den parkähnlichen Gärten und Waldungen und an den weiten Flächen von Wiesen und Aeckern gewahr, welche die Fabrik umgaben und seinen Namen führten. Auffallend war es dem Durchreisenden, daß eine lange Gasse ganz gleichförmiger niedriger Häuser zu beiden Seiten des Herrenhauses sich hinzog. Ortskundige Leute aber wußten davon zu erzählen, daß diese ganze Gasse, deren Häuser und Gehöfte auf den Namen des Fabrikanten Herrn Fülleborn im Grundbuche eingetragen gestanden hatten, die Hauptquelle des großen Reichthums des Letzteren geworden war. Es beschäftigte derselbe nämlich an 300—400 Arbeiter; aber er nahm keinen in seinen Dienst, der sich nicht verpflichten wollte, in eines jener Häuser zu ziehen, und zwar für einen bestimmten, nicht geringen Miethpreis, dessen Betrag monatlich berechnet und am Tagelohne abgezogen wurde. Diese Löhnung aber war nach einer bestimmten Taxe ausgeworfen, nach welcher Männer vom 20sten bis zum 45sten Lebensjahre den höchsten Betrag, Weiber ein Drittel weniger empfingen, ältere und jüngere Leute in ähnlicher Weise noch größere Abzüge erleiden mußten. Was aber nun Jeder nach Alter und Geschlecht verdient hatte und nach Abzug des Miethgeldes als sein Guthaben fordern durfte, das wurde in einer Art Marken oder Papiergeld ausgezahlt, welches der Herr ausfertigte, das aber freilich nur am Orte Geltung hatte. Für dieses Geld konnte man nun auf der Fabrik alle Be-

dürfnisse fertig kaufen. Die Bäckerei lieferte das Brot, die Brauerei verschenkte Bier und Halbbier, ein Kaufladen neben dem Ladenzimmer versorgte den Hausstand mit Salz, Zucker, Kaffee, Cichorien u. s. w., die Verwalterin trieb einen Handel mit Milch und Butter, und auch in der Schlächterei konnte man für jene Marken Alles erhalten, was man begehrte. Nur wenn in einer Tagelöhnerfamilie andere Anschaffungen an Hausgeräthen, Kleidern u. s. w. an einem fernen Orte gemacht werden sollten, dann mußte man seine Marken verwechseln, und Herr Fülleborn gab Silbergeld her gegen einen Geschäftsgewinn von zehn vom Hundert. Auf diese Weise hatte die Fabrik fast gar keine baare Ausgaben an Arbeitslohn zu machen; Alles, was Feld, Wiese und Wald trug, konnte sicher abgesetzt und gut verwerthet werden, und mit jedem Jahre steigerte sich der Gewinn, da die Produkte der Fabrik bis in die entlegensten Theile der Erde sehr guten Absatz fanden. Zwar seufzte mancher arme Tagelöhner darüber, daß man ihm so hohe Preise stelle, daß er seine Bedürfnisse, wenn er baar Geld in den Händen habe, viel besser und wohlfeiler in den umliegenden Orten befriedigen könne, und daß es ihm bei diesem immerwährenden Rechnen nicht möglich sei, für Weib und Kind einen Sparpfennig zurückzulegen; aber die Zeiten waren bös, mit Weib und Kindern Haus und Hof zu verlassen, schien sehr gewagt, und gegen die stillen Klagen hatte sich Herr Fülleborn die freundliche Gegenrede aus dem Gleichnisse angewöhnt: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht!" So ging die Sache nahe an zwanzig Jahre fort. Der Ertrag mehrte sich in's Ungeheure, und Niemand sah darein, als nur der Eine, von dem die Worte herstammen: „Der Arbeiter Lohn, das von euch abgebrochen ist, das schreiet." (Jak. 5, 4.) Plötzlich aber erschienen nach jener Zeit hintereinander Schreckensbriefe aus England, aus Amerika und Ostindien, mit der Nachricht, daß mehrere Handelshäuser, an welche Fülleborn große Forderungen zu machen hatte, ihre Zahlungen einzustellen genöthigt gewesen. Die deutschen Geschäftshäuser in Hamburg, Bremen und andern Orten, welche davon Nachricht hatten und in deren Büchern Herrn Fülleborns Name mit einer Schuld von mehr als hunderttausend Thalern eingetragen war, beeilten sich, Zahlung von ihm zu fordern; und sieh, er konnte nicht einhalten. Seine Vorräthe wurden sammt den Häusern im Aufstrich verkauft, mit seinen Marken, deren er eine große Menge liegen hatte, wollte sich Niemand befriedigen lassen, und ehe ein Jahr verstrich, mußte die reiche Familie als eine verarmte aus dem Orte wandern, und mancher Mann, der in der heiligen Schrift Bescheid wußte, schlug seinen Kindern auf, was Jerem. 22, 13 f. also geschrieben steht: „Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet, und seine Gemächer mit Unrecht, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt, und giebt ihm seinen Lohn nicht, und denkt: Wohlan, ich will

mir ein großes Haus bauen und weite Palläste, und lässet sich Fenster darein hauen und mit Cedern täfeln und roth malen. Meinest du, du wollest König sein, weil du mit Cedern prangest? Hat dein Vater nicht auch gegessen und getrunken, und hielt dennoch über dem Recht und Gerechtigkeit, und ging ihm wohl?" —

Während jene einst so reichen und nun gänzlich herabgekommenen Leute in großer Dürftigkeit schmachteten, schien sich endlich eine bessere Aussicht zu zeigen. Der älteste Sohn, welcher im Vaterhause beim Geschäft gebraucht worden war, legte auf einem kleinen Dörfchen an der Grenze einen Handel an, angeblich, um die Bewohner dieser Gegend mit Waaren in der Nähe zu versorgen, welche sie sonst in größerer Entfernung aufkaufen mußten. In Wahrheit aber wurde der junge Fülleborn von einem ganz andern Vorhaben geleitet. Die Waaren aus den überseeischen englischen Colonien unterlagen damals einem strengen Einfuhrverbote. Von Jugend auf gewohnt, die Gesetze der Gerechtigkeit nicht hochzuachten und das zu treiben, was viel Geld einbrachte, wenn auch Betrug mitspielte, hatte er seinen Wohnsitz an der Grenze genommen, und trat mit einer großen Gesellschaft Schleichhändler in ein heimliches Bündniß, welches ihm wohlfeile Waaren und reichlichen Absatz versprach. Er hatte sich in der Berechnung des Vortheils nicht geirrt. Nachdem er ungefähr zehn Jahre diesem Geschäfte emsig und schlau obgelegen hatte, fing er an für einen Mann zu gelten, welcher viele Tausende besitze; ein sehr bemitteltes Mädchen reichte ihm ihre Hand, und in der heranwachsenden Familie zeigte sich bald dieselbe Prachtliebe und Hoffahrt, wie sie in dem väterlichen Hause vor Zeiten herrschend gewesen war. Seit einiger Zeit aber hörte man, daß Zollbeamte, welche diese Gegend durchstreifen mußten, unsichtbar geworden und verschollen waren. Auch fand sich die Obrigkeit veranlaßt, in der Wohnung und den Kellern des jungen Kaufmanns zur Nachtzeit Untersuchungen anzustellen. Eines Tages endlich erschien der Haftbefehl; Fülleborn, im Walde bei einer Ausladung ergriffen, wurde in's Criminalgericht abgeführt, und nach vielen Verhören und Untersuchungen wurde er mit einer nicht geringen Anzahl von Schleichhändlern zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Da er nach den Gesetzen seines gesammten Vermögens verlustig gegangen war, so blieb seinen Angehörigen nichts übrig, als der Wanderstab. Aber es sollte sich noch eine schwere Last darauf legen. Der Käufer des in Concurs gerathenen Hauses entdeckte bei einem Bau am Keller, daß zwei Leichen dort vergraben waren, welche noch Zeichen ihres vormaligen Berufs als Grenzjäger an sich trugen. Der Baugefangene wurde zwar nicht zum Geständnisse gebracht, aber der schwere Verdacht einer doppelten Mordthat blieb auf ihm und seinem Namen haften. So endet die Geschichte des zweiten Gliedes aus diesem Stamm.

Höret auch noch von dem dritten Gliede. Der zweite Sohn des Baugefangenen, Richard Fülleborn, verließ nach mehreren Jahren die kleine Tagelöhnerhütte, in welcher die Mutter mit noch zwei Kindern ihr Leben elendiglich fristete, er ließ sich, um die Erinnerungen an Vater und Großvater loszuwerden, im Auslande unter die Soldaten anwerben und durchzog als wilder Reiter während des Krieges vieler Herren Lande. Als er seine Entlassung bekommen hatte, schien auch ihm ein Glücksstern aufzugehen. Er hatte Pferde kennen, behandeln, zureiten und verhandeln gelernt, und beschloß, als Roßhändler sein Netz nach Reichthum ernstlich auszuwerfen. Es gelang ihm, sich zur Anschaffung eines bedeutenden Stammes von Pferden schöner Race das erforderliche Capital durch Erborgen großer Summen zu verschaffen, und wirklich warf der Handel so viel ab, daß unser Richard von Zeit zu Zeit zum Ankauf mehrerer aneinander stoßenden Häuser und Stallungen schreiten, seine Schulden vermindern und seinen Credit verbessern konnte. Diese besseren Umstände trugen auch dazu bei, daß er eine vortheilhafte Heirath einging, und daß ein reicher Roßhändler in Leipzig mit ihm eine Handelsgesellschaft schloß. Allein die alte Sünde, die wie ein Nagel zwischen zwei Stämmen feststeckt, wenn man sich einmal damit eingelassen hat, war auch wie ein Erbstück aus Großvatershause bei ihm eingezogen, — er wollte nicht durch frommen Fleiß, sondern durch List und Betrug ein reicher Mann werden; und daran litt er Schiffbruch mit Habe, Ehre und Leben. Er versicherte sein Haus, seine Hausgeräthe und seinen großen Roßstall in mehreren ausländischen Feuerversicherungs-Anstalten zu den höchstmöglichen Preisen, und verbarg in tiefem Grunde des Herzens den Plan, welchen er sich heimlich entworfen hatte. Einmal, gleich nach Mitternacht, brach auf seinem Hofe und in seinen Ställen Feuer aus. Ein Sturm, welcher schon am Abend vorher sich erhoben hatte, breitete die Flammen mit fürchterlicher Geschwindigkeit über die ganze Besitzung aus. Am Morgen lagen Gehöfte und Stallung sammt dem Hause in Asche; aber betrübender war, daß zwei Züge edler Rosse den Tod in den Flammen hatten sterben müssen; und die schrecklichste Entdeckung machte man zuletzt: ein armer Weber, welcher bei Richard sich eingemiethet hatte und ein Dachstübchen bewohnte, war mit seiner Frau und drei Kindern in der Feuersbrunst elendiglich mitverbrannt. Als dieses Unglück sich kund gab und auf der Brandstätte allerlei Reden gewechselt wurden, stieß ein Bürger die Worte unbedachtsam aus: Wer diesen Brand auf seinem Gewissen hat, dem muß die Gluth Mark und Bein verzehren, ehe er noch in die Hölle fährt! Richard, der dies gehört hatte, nahm die Miene eines unschuldig gekränkten Mannes an, faßte diesen Bürger an der Brust und schrie: Herr, was wollen Sie damit sagen? — Auf der Stelle aber warf sich ein anderer Bürger da-

zwischen und sprach: Es ist vielen Leuten, welche hier wohnen, jetzt sehr aufgefallen, daß vor drei Tagen die Frau Roßhändlerin mit ihren Kindern verreist ist, und in früher Morgenzeit. Mir hat man erzählt, daß das Feuer auch in den Ställen gleichzeitig ausgebrochen ist, welche vor dem Winde lagen — danach sollte man doch weiter fragen! Unter diesem halblauten und halbdunkeln Angriffe auf Richard erschien die Ortspolizei, verhaftete ihn und zog ihn zur Untersuchung, welche damit endete, daß alle heimlichen Ränke des Mannes enthüllet wurden und daß schließlich das Criminalgericht ihn als Betrüger zum Verlust seines ganzen Vermögens, als Brandstifter und Mordbrenner aber zum Tode verurtheilte. Seht, so endete das dritte Glied des Hauses Fülleborn!

Es mochten seit diesem schrecklichen Ereignisse ungefähr zwanzig Jahre verstrichen sein, da trug sich eines Tages auf dem Bahnhofe einer Hafenstadt an der Nordsee eine Begebenheit zu, welche viel Aufsehen erregte. Gleich bei der Ankunft des Zuges betrat ein Polizeibeamter die Aussteigestelle und verhaftete einen wohlgekleideten jungen Mann aus dem südlichen Deutschland, und nahm zugleich dessen ganzes Gepäck in Beschlag. Die durch den Telegraphen gemeldete Anschuldigung lautete darauf, daß der bezeichnete Uebelthäter die Baarschaft eines großen Handelshauses geraubt, auch alle werthvollen Papiere seines Principals mitgenommen und wahrscheinlich an dem gewaltsamen Tode eines Hausvoigts Schuld habe, welchen man am frühen Morgen im Hausflur erschossen gefunden. Der Verhaftete konnte sofort durch seines Koffers Inhalt des begangenen Raubes überführt werden. Ehe man aber weiter auf seine Verbrechen einging, wurde er über seinen Namen, über seine Heimath und über seine sonstigen Verhältnisse vorläufig in's Verhör genommen. Es ergab sich, daß er am Bodensee seine Heimath hatte, daß seine Mutter noch lebte, daß er von dieser vernommen: sein Vater, Namens Bornemann, sei ein Roßhändler gewesen, welcher sich mit seiner Mutter verheirathet, dieselbe nur selten einmal auf der Durchreise besucht, wohl aber den größten Theil ihres Vermögens mit fortgenommen und durchgebracht, und seit länger als zwanzig Jahren kein Zeichen seines Lebens mehr von sich gegeben habe. „Ich selbst" — setzte der Gefangene hinzu — „habe diesen meinen Vater als kleines Kind kaum einmal gesehen. Dagegen habe ich meine Mutter oft in Thränen gefunden und klagen gehört, daß jener Bornemann unter einem falschen Namen die Ehe mit ihr geschlossen, und, wie sie nachher erfahren, neben ihr noch eine zweite Frau gehabt und ein schreckliches Ende genommen habe." Der junge Verbrecher wurde alsbald auf derselben Eisenbahn gebunden zurückgebracht, welche ihm zur Flucht hatte helfen sollen, und ich habe von ihm nichts weiter hinzuzusetzen, als daß er auch noch eingestehen mußte, daß der Hausvoigt, welcher ihn hatte aufhalten

wollen, durch einen Pistolenschuß von ihm getödtet worden war, und daß er der Gerechtigkeit in die Hände fiel. Aber sagt mir, liebe Kinder: habt ihr vielleicht schon errathen, wer jener Roßhändler Bornemann eigentlich gewesen, von dem die Erzählung des Gefangenen Erwähnung gethan? Merkt ihr wohl, in wie viel Ehen jener gottlose Mensch gelebt, und wie er für zwei Familien ein Unheilsstifter geworden ist? Das wie vielste Glied hat unsere Geschichte nun erreicht? Welche Drohung des Herrn ist hier wörtlich in Erfüllung gegangen?

Aus diesen Beispielen haben wir wohl eine Anschauung bekommen können, wie ein großer und heiliger Ernst sich in dem Ausspruche zu Tage gelegt hat: Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.

Wir haben Fälle gesehen, in welchen die Kinder nicht zwar die Missethat der Väter oder Mütter, wohl aber die schmerzlichen Folgen derselben getragen haben. Wir haben auch Fälle uns erzählen lassen, in welchen die Missethat forterbte und die Heimsuchung auch eine fortgesetzte Bestrafung bedeutete, daraus wir also lernen sollen, daß der Herr gerecht ist und Gerechtigkeit lieb hat.

In allen diesen Erfahrungen werden wir also an die Wahrheit deutlich erinnert, welche an der Spitze dieses Abschnitts steht: „Sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm!"

Aber zweierlei Gottesgerichte verbergen sich noch vor unsern Augen: das eine liegt zu tief, als daß wir es sichtbarlich erkennen könnten; das andere liegt zu fern, als daß es möglich wäre, bis dahin mit menschlichen Blicken vorzudringen. Von diesen beiden Gerichten laßt mich noch ein Wort sagen.

Zuerst bedenket, daß unser Herr Jesus Christus dreimal hintereinander die höllischen Qualen mit den Worten schildert (Marc. 9, 44. 46. 48.): „Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlischt." Von welchen Bewohnern der zukünftigen Welt scheint er hier zu reden? Wenn nun dort die Uebelthäter von einem Wurme angenagt werden, der nicht stirbt: meinst du, daß dieser Wurm sich erst dann bei ihnen einfrißt, wenn sie in die Hölle kommen? Und wenn sie eines Feuers Martern zu erleiden haben sollen, welches nie verlischt: meinst du, daß diese Flamme erst dann ihre Seele umzüngelt, wenn sie Bewohner der Hölle geworden sind? Du hast Beides verneint: was tragen also unbußfertige Sünder schon in diesem Leben in ihrer Seele mit herum? Und mit welchem Namen pflegen wir jenen Wurm zu benennen, der nicht stirbt, jenes Feuer, das nicht verlischt, — die Quäler, welche bis

an's Grab mitgehen und über das Grab hinaus? Seht, das ist die Vergeltung des heimsuchenden Gottes durch das böse Gewissen. Die Kinder verfolgt es nicht, wenn sie des Vaters Missethat nicht fortsetzen, auch von den Uebelthätern läßt es ab, welche zu wahrer Reue und Buße gelangen, und wäre es noch auf dem Blutgerüste. Aber wen verfolgt diese Strafe? Und auf wie lange behält sie ihre Kraft? Und wenn der Missethäter fühlt, daß sein Haupt vom Rumpfe fällt: wird dann der tröstliche Gedanke kommen: Nun hat das Gewissen Ruh!? — O meine Kinder, dieses Gottesgericht seht ihr schwerlich einem Menschen an; aber der Herr hat es niedergesetzt, und es wartet seines Amtes.

Doch wir haben von der Strafe des vergeltenden Gottes noch ein Hervortreten in der Ferne zu fürchten, welches hierunten noch in keines Menschen Herz gekommen ist. Es giebt ein Gewächs, welches in manchen Gärten die Lauben und Wände überzieht und bald Hexenstrang, bald Teufelszwirn genannt wird. Diese Pflanze flicht sich unter der Erde fort und kommt selbst hinter hohen und dicken Mauern wieder zum Vorschein. Ein solcher Teufelszwirn ist das böse Gewissen, und eine solche hohe und dicke Mauer, von welcher mancher Mensch meint, sie sei undurchdringlich, ist das Grab. Es kann auch des Grabes tiefe Nacht nicht aufhalten und zurückweisen jenen marternden Feind. Aber ein anderer Feind steht einst noch wider den Menschen auf. Die Schrift sagt bekanntlich (Ebr. 9, 27.): „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; darnach das Gericht." Dort sollen wir „Alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein Jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei nun gut oder böse!" (2 Cor. 5, 10.) Was dort ein Jeglicher empfahen werde, das wissen wir nicht; aber das Warten darauf wird (Ebr. 10, 27.) ein „schreckliches" genannt, und die Strafen des Vergelters werden nicht etwa bis in's dritte und vierte Glied fortgehen, auch nicht durch Reue und Buße einmal hinweggehoben werden können, sondern ihre Dauer wird eine ewige sein. (Matth. 25, 41.)

Wir haben im Laufe unserer Unterredung die Menschen in zwei große Abtheilungen gesondert. Diejenigen, welche wir im Geiste zur Linken gestellt, die Unbußfertigen, welche Gott hassen, deren Ergehen ist bisher geschildert worden. Aber nun ist es Zeit, daß wir uns zu der rechten Seite, zu den Bußfertigen, hinwenden, welche eine Liebe gegen Gott empfinden, weil sie bei ihm Vergebung der Sünde aus Gnaden empfangen haben. Ueber diese ist das trostvolle Wort ausgesprochen: Aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis in's tausendste Glied!

Gegen Diese, wie gegen Jene, beweiset sich der Herr als ein eifriger Gott. Was wir aber dort von den Heimsuchungen des

Herrn erzählt haben, das würde man als eine Abbildung seines Zorneifers betrachten müssen: auf welchen ganz andern Eifer des Herrn unseres Gottes wird nun im Gegentheil unsere Aufmerksamkeit sich zu richten haben? Und was werden wir von den Erweisungen dieses seines Liebeseifers aussagen und erwarten dürfen? Was für eine Zahl scheint dir die Vier gegen die Tausend zu sein, wenn du beide vergleichst? Und wie verhalten sich also sein Zorneifer und sein Liebeseifer gegeneinander? Laßt uns nun von der Barmherzigkeit reden, mit welcher sich seine Liebe auf Tausende ergießt, die ihn fürchten und lieben.

Wenn ein Weizenhalm seine Aehre mit Körnern gefüllt hat und des Landmannes Hand diese Körner in die Furche streut: was hat er davon zu erwarten bei der nächsten Ernte? Und wenn er im folgenden Jahre und im dritten oder im vierten Jahre dasselbe wiederholt: was wird ihm auch daraus zu Theil werden? Bis zu dem wievielsten Gliede seiner Nachkommenschaft hat es nun jener Weizenhalm schon gebracht? So weit würde man vielleicht auch noch mitzählen in der Erinnerung. Wenn aber dieses Ausstreuen so fortgesetzt weiter ginge, so spräche der Landmann nicht mehr von der Ernte des dritten, vierten, oder neunten und zehnten Gliedes, sondern man hörte ihn dann sagen: Mein Acker hat, so lange ich weiß, den Weizen gegeben zum Gewinn und auch zum Saamen. Unter welchem allgemeinen Namen befaßt er hier die Körner, welche wieder ausgestreut worden sind? — Wenn nun die Barmherzigkeit des liebenden Gottes nicht stillsteht beim dritten und vierten Gliede, sondern fortgeht bis in's tausendste Glied, so werden wir auch nicht nur auf Enkel und Urenkel der Gerechten die Gnade des Herrn sich erstrecken und austheilen sehen, sondern wir werden uns jenes Wortes ebenfalls bedienen. Sehet, liebe Kinder, so hat Gott dem Abraham, weil er fromm war, einen großen Segen zugesagt mit den Worten (1 Mos. 15, 5.): „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne — kannst du sie zählen? Also soll dein Saame werden!" So hat Gott ferner von Jedem, der ihn fürchtet und zu seinen Geboten Lust hat, vorausgesagt (Ps. 112, 2.): „Deß Saame wird gewaltig sein auf Erden!" Ja selbst vor der Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden ist die Weissagung laut geworden — (Jesaias 53, 10.): „Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Saamen haben und in die Länge leben, und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen." Und von seinen Erlösten, die Gott der Herr erwählet hat durch ihn, redet der Prophet Jesaias (65, 22. 23.) also: „Die Tage meines Volks werden sein wie die Tage eines Baumes, und das Werk ihrer Hände wird alt werden bei meinen Auserwählten. Denn sie sind der Saame der Gesegneten des Herrn, und ihre Nachkommen mit ihnen!" Wenn

wir also die Segnungen Gottes und die Beweise seiner Barmherzigkeit uns vor die Augen halten wollen, so erscheint es uns, als befänden wir uns auf einem hohen Berge und sähen von da zurück in eine weite Vergangenheit, und wir werden unsern Blick nicht, wie vorhin, auf einzelne Menschen und Familienglieder, sondern auf ganze Geschlechter der Menschen zu richten haben.

1. Einstmals führte man mich in einer Königsburg durch mehrere Zimmer, in welchen an den Wänden in einer langen Reihe lebensgroße Bilder von Rittern, Grafen, Herzogen, Kurfürsten und Königen nebeneinander hingen, wie sie voneinander entsprossen waren in einer Zeitfolge von mehreren Jahrhunderten. Ich konnte mich an den Gemälden nicht satt sehen. Einerseits beobachtete ich eine fortgehende, noch in den jüngsten Gliedern wahrnehmbare Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, andererseits mußte ich auch erstaunen über die oft gleichförmige Kernhaftigkeit, Frische und Kraft der leiblichen Gestalt und über die Altersreife vieler dieser hervorragenden Personen. Als ich so in meinen Betrachtungen versunken vor diesen Bildern stand, trat ein ehrwürdiger Mann, mir schien er ein Geistlicher zu sein, ganz nahe an mich heran und fragte freundlich, indem er auf eins dieser Bilder zeigte: Muß man nicht beim Anblicke dieses Ahnherrn an Davids Worte denken, wie sie Ps. 52, 10. zu lesen sind: „Ich aber werde bleiben wie ein grüner Oelbaum im Hause Gottes; ich verlasse mich auf Gottes Güte immer und ewiglich." Sollte man nicht unter das erste Bild dieses alten Geschlechtes den Spruch schreiben, welcher sich bei dem Propheten Jeremias (17, 7. 8.) findet: „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün, und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern er bringt ohne Aufhören Früchte!" Sehen Sie, sagte er weiter zu mir, da ist an einer ganzen Reihe von Gottesfürchtigen der apostolische Segenswunsch gleichsam vor Augen erfüllet worden: „Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich bis auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi!" (1 Thess. 5, 23.); ja man sieht es fast an den Mienen der eisenfesten Männer, wie sie mit der Hoffnung in die Zukunft gesehen haben: „daß unsere Söhne aufwachsen in ihrer Jugend wie die Pflanzen, und unsere Töchter wie die ausgehauenen Erker, gleichwie die Palläste!" So sprach jener Fremde; ich aber habe an diesen Besuch in der Bildergallerie der Burg oft zurückdenken müssen, und gar manchmal tritt so ein altes ritter-

liches Bild wieder vor meine Seele, wenn ich einen Bibelspruch lese, wie z. B. Ps. 91, 16.: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben; ich will ihm zeigen mein Heil!" oder was Eliphas dem Hiob vorhält (Hiob 5, 25. 26.): „Du wirst erfahren, daß deines Saamens wird viel werden, und deine Nachkommen wie das Gras auf Erden. Und wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit!" — Liebe Kinder, bei dieser meiner Erzählung mögt ihr euch noch einmal erinnern an jenen unglücklichen, brustkranken Mann, welcher im dritten Gliede noch schmerzlich und schwer tragen mußte an den Folgen der Trunksucht seines Eltervaters, der aus einem riesenhaften Menschen eine Beute der Schwindsucht geworden war. Was für Bilder habt ihr dagegen jetzt zu sehen bekommen? In welchem Zustande erscheint euch in dieser Fürstenreihe mit wenigen Ausnahmen ein ganzes Geschlecht von Menschen? Wenn die heilige Schrift uns daran erinnert, daß unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes sei, und daran die erschütternde Warnung knüpft (1 Cor. 3, 17.): „So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben!" an welche entgegengesetzte Vorhaltung mahnt uns nun die jetzt gegebene Erzählung? Ich will euch die Worte vorsagen: „Darum (1 Cor. 6, 20.) so preiset Gott an eurem Leib und an eurem Geiste, welche sind Gottes!" Haltet fest daran; denn der Herr hat's geredet, und er machet wahr sein Wort: Denen, die mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis in's tausendste Glied! — Was wir bis jetzt betrachtet haben, ist ein Theil des leiblichen Segens von Gott.

2. Aber es ist ein mit Gesundheit und langer Dauer gekröntes Leben eben nur ein Theil solches Segens aus Gottes Barmherzigkeit. Lasset uns lesen, was Ps. 112, 1—3. uns aufbehalten hat: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet, der große Lust hat zu seinen Geboten. Deß Saame wird gewaltig sein auf Erden; das Geschlecht der Frommen wird gesegnet sein. Reichthum und die Fülle wird in ihrem Hause sein und ihre Gerechtigkeit bleibet ewiglich!" An welche besondere Segnung des Herrn wird hier gedacht? Aber merkt wohl: der Psalm denkt nicht bloß an eine Fülle großen Reichthums, welche ein Mensch gar wohl bei sich eine Zeit lang anhäufen kann, ohne daß sie ihn beglückt. Hiob (27, 13—23.) schildert uns das schreckliche Erbe der Tyrannen, das traurige Schicksal der großen, begüterten Geschäftsleute, welche Geld zusammenbringen wie Erde, und Kleider sammeln wie Staub, aber welche es nicht weiter treiben, als daß sie die Güter in den Kasten legen, während ein Unschuldiger sie austheilt, oder daß sie die Kleider machen lassen, welche der Gerechte anzieht. Kann man denn wohl von solchem Reichthum sagen: es liege ein Gottessegen

darin? Wenn dagegen der Psalm von den Besitzern eines mit Fülle gesegneten Hauses hinzufügt: „ihre Gerechtigkeit bleibt ewiglich", — was sagt er damit auch von ihrem Reichthum aus? — Ich habe einen Mann gekannt, welcher das Richteramt über die Gemeinden eines Kreises bekleidete und die Grundbücher zu führen hatte. Derselbe pflegte in Stunden der Muße gern auf- und abzublättern in den Grundbüchern über die Wandeläcker aus alter Zeit, ehe noch die Gemeinheitstheilung den Besitz des Grund und Bodens verrückt hatte. Bei dieser Beschäftigung konnte er auf zwei bis drei Jahrhunderte rückwärts den Zustand vieler Familien mit Augen sehen. Hier stieß er auf Namen, unter welchen der Grundbesitz einem schnellen Wechsel aus einer Hand in die andere unterworfen gewesen war. Dort dagegen kamen ihm andere vor, unter welchen die Stammgüter eine lange Reihe von Jahren hindurch unverändert auf Kinder und Kindeskinder vererbt hatten. Ja er fand gerade auf den Blättern der also mit bleibendem Besitz gesegneten Familien, daß in Zeiten der Theurung und der Kriegsnoth Häuser und Aecker für Gelddarlehen waren von ihnen auf mehrere Jahre verpfändet gewesen, deren Befreiung und Löschung Kinder und Kindeskinder späterhin zu Stande gebracht hatten. „Eine merkwürdige Geschichte der göttlichen Führung ist in diesen Büchern enthalten!" rief er mir einstmals zu, als ich kam, ihn zu besuchen, — trug aber die alten Nachrichten, welche er wie ein anvertrauetes Geheimniß behandelte, vor meinen Augen alsbald in das Amtszimmer zurück. Was meinen Sie denn mit der merkwürdigen Geschichte, Herr Kreisrichter? fragte ich meinen Freund. Und dieser, ohne die Namen zu nennen, theilte mir mit, was er in einer Reihe langer Jahre an den Bewohnern seines Kreises und an ihren Besitzungen beobachtet hatte, und setzte hinzu: „Wenn ich einem reichen Blumengarten entlang wandle, und zwischen mir und diesem Garten steht ein hoher und dicht belaubter Zaun, so bekomme ich nur selten einmal ein Beet mit blühenden Gewächsen zu sehen; aber ich kann mir doch eine Vorstellung davon machen, in welcher Ordnung und in welchem Sinne der Gärtner gesäet und gepflanzt hat. So verhält sich die Sache hier. Der reiche Garten bedeutet die Wege, welche Gott mit seinen Frommen geht, und meine dicken Hypothekenbücher, die sind der Zaun, durch welchen ich hier und da einmal hineinschaue in den Rath Gottes und in die Schicksale, welche der Herr über die Seinigen verhängt hat. Wir armen kurzsichtigen Menschen müssen uns freilich gar sehr hüten, daß wir nicht mit unserm Urtheile zufahren und etwa die Glieder einer armen Familie der Ungerechtigkeit anklagen, oder des Weltsinnes, oder der Unbarmherzigkeit und sonstigen ungöttlichen Wesens, als hätten sie's damit verschuldet, daß ihr Haus und Garten wie der Nestwinkel einer Kreuzspinne weggeräumt worden ist. Auch sollen wir gewissenhaft

Herz und Lippen in Acht nehmen, daß wir nicht wohlhabende und begüterte Leute loben und preisen, als hätten sie ihr Glück dadurch erlangt, daß ihr Wandel ein gewissenhafter, frommer, kirchlicher und wohlthätiger gewesen sei. Dabei wird viel Thorheit begangen!" Aber, fiel ich ein: warum haben Sie denn die Nachrichten in ihren alten Grundbüchern eine merkwürdige Geschichte genannt? „Darum" — erwiederte er, „weil ich beim Ueberblicken derselben immer an den alten Satz mich erinnert sehe: Sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm! und darum, weil mir zwar nicht die Namen von Menschen und ihren Geschlechtern einfallen, aber folgende Aussprüche Gottes vor die Seele treten:"

Sprüchwörter 10, 2. „Unrecht Gut hilft nicht, aber Gerechtigkeit rettet vom Tode. Der Herr läßt die Seele des Gerechten nicht Hunger leiden; er stürzt aber der Gottlosen Schinderei."

Ps. 34, 10. „Fürchtet den Herrn, ihr seine Heiligen, denn die ihn fürchten, haben keinen Mangel!"

Ps. 37, 25. „Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Saamen nach Brot gehen. Er ist allezeit barmherzig und leihet gerne, und sein Saame wird gesegnet sein."

Sprüchw. 13, 22. „Der Gute wird erben (vererben) auf Kindeskind; aber des Sünders Gut wird dem Gerechten vorgesparet. Es ist viele Speise in den Furchen des Armen, aber die Unrecht thun, verderben."

Aus diesen Gottessprüchen läßt sich abermals in einem großen Umfange nachweisen, wie es an einzelnen Geschlechtern schon im Irdischen wahr wird: „Ich thue an denen, die mich lieben und meine Gebote halten, Barmherzigkeit in tausend Glied!"

3. Viele Freuden und Segnungen anderer Art hat sich der Herr vorbehalten über die Geschlechter der Frommen auszutheilen durch zeitliche Gaben. Er weiset dieselben mit geöffnetem Herzen in die Natur hinaus, sprechend (Ps. 34, 9.): „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet!" Denn er weiß, „seinen Kindern ist das Licht süß und den Augen lieblich die Sonne zu schauen!" (Pred. 11, 7.) Er rüstet sich in gewissen Familien Werkzeuge mit besonderen Gaben aus, und man erlebt es an ihrem Thun und an dem Gelingen der Werke derer, die nach ihnen kommen, was er verheißen hat (Ps. 37, 23.): „Von

dem Herrn wird solchen Mannes Gang gefördert, und er hat Lust zu seinem Wege!" Es ist, als sollte es dem Eliphas eintreffen (Hiob 22, 28.): „Was du wirst vornehmen, wird er dir lassen gelingen, und das Licht wird auf deinem Wege scheinen!" So zählt man in manchen Geschlechtern eine Reihe von frommen und gottgetreuen Helden, Aerzten, Rechtsgelehrten, Lehrern, Predigern, Dichtern, Musikern u. s. w. lauter Namen eines Stammes, die lange fortgrünen und auf ihre Nachkommen vererbet werden. Aber es ist nicht leicht, solche Zusammenstellungen auch euch, die ihr noch Kinder seid, einleuchtend zu machen. Eins jedoch möge hier noch erwähnt werden und recht unter die Augen treten, zumal uns dabei manche Anschauung zu Hülfe kommt. Wir befanden uns vor wenig Augenblicken in dem Bildersaale einer Königlichen Hofburg: laßt uns jetzt in eine Hauptkirche oder Cathedrale des Landes still einkehren. Nicht weit vom Eingange begegnet uns in Stein gehauen eine Reihe von Gestalten an der Umfassungsmauer: ein ritterlicher Mann, eine Edelfrau, und eine lange Reihe von Kindern beiderlei Geschlechts, sämmtlich auf den Knieen liegend. Was scheint euch dieses große Bildwerk zu bedeuten? Wenn es nun ein Grabmal ist, so scheint uns die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zu sagen, daß wir Vater, Mutter und Kinder eines Hauses und Geschlechtes vor uns haben, und daß von den betenden Lippen der beiden Eltern das Bekenntniß (Jes. 8, 18.) kommen will: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat zum Zeichen und Wunder in Israel." Der knieende Ritter an der Spitze scheint ein starker und rüstiger Mann gewesen zu sein; glaubt ihr aber, daß er seine Hände gefaltet hat, um Gott zu danken, der ihm gesunden Leib gegeben und ihn ohne Gefahr bis zu hohen Jahren gebracht hat? Die Frau, die Mutter der großen Kinderschaar, mag die Besitzerin vieler und großer Güter gewesen sein; das kann man aus ihrem Spitzenkoller und aus dem blumenreichen und faltigen Gewande schließen; glaubt ihr aber, daß diese betende Gestalt jetzt noch einmal an ihre Schlösser, an ihr Geschmeide und an ihre Lehngelder zurückdenkt? Aber in den Augen des Ritters und in den Zügen seiner Gemahlin schimmert ein zärtliches und ruhiges Wohlgefallen durch, als freuten sie sich, daß sie nicht allein vor Gottes Thron kommen, sondern daß sie die Seelen ihrer Kinder mit zu ihm bringen. Wird nun wohl der Vater dem Herrn erzählt haben: Diese Kinder habe ich mir erworben oder erstritten!? Oder wird von der Mutter auf diese Nachkommenschaft hingewiesen worden sein, als wäre sie ihr durch Erbschaft zugefallen? Wen allein betrachten sie als den Spender dieses Segens? Merkt euch die Worte der Schrift (Ps. 127, 3—5.): „Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines

Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat; die werden **nicht zu Schanden**, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thore!" Behaltet auch die Verheißung des Herrn (Ps. 113, 9.) an ein Weib, welche noch kein Kind geboren hat: sie solle eine fröhliche Kindermutter werden; erinnert euch endlich an das Urtheil, welches der Sohn Gottes selbst ausgesprochen hat: ein Weib werde alle Angst und alles Weh, welches sie bei der Geburt ausgestanden, für nichts achten und vergessen um der Freude willen, daß durch sie ein Mensch zur Welt geboren sei. (Joh. 16, 21.)

Werdet ihr nun nicht im Stande sein, mir zu sagen, welche wohl von allen irdischen Segnungen, welche Gott austheilen kann, der größten eine sei? Wenn eine Mutter nahe an der Stunde ist, wo sie ein Kind gebären soll, so pflegen wir derselben den Wunsch auszusprechen: Gott wolle ihr bald „einen fröhlichen Anblick" bescheeren! — an wen denken wir bei dem Anblick? und warum wird er ein „fröhlicher" genannt? Und wenn der Vater zum Pfarrer die Meldung hinträgt und die Taufe bestellt mit dem Eintrittswort: „Herr Pastor, Gott hat uns gesegnet mit einem Knäblein oder Töchterlein!" wofür erklärt derselbe das geborene Kind? Und wenn dieses Kind zum ersten Male bei Tische betet, oder zum ersten Mal in der Kirche ein Gebot aufsagt, oder wenn dasselbe eingesegnet wird und das erste Nachtmahl feiert: was bedeuten dann die Thränen, welche über die Wangen des Vaters und der Mutter träufeln? Und scheint dir die Freude nach und nach abzunehmen, je älter die Kinder werden? Wenn so ein Kind am Traualtare steht, und den Eltern offenbar wird, daß ein braver Schwiegersohn oder eine züchtige und häusliche Schwiegertochter in den Bund ihres Hauses tritt: wie wird's ihnen dann um's Herz sein bei den Worten des Pastors: „Der Herr segne dich und behüte dich!"? — Aber wir wollen ein Jahr oder etliche Jahre weiter vorschreiten: siehe, da steht eines Abends der Nachtwächter vor dem Hause der Väter und Mütter jener jungen Eheleute, und stimmt aus dem Lutherliede den Vers an: „Fristen wird er das Leben dein, Und mit Güte stets bei dir sein, Daß du wirst sehen Kindeskind, Und daß Israel Friede find'!" Welcher neue Segen scheint nun in der Familie angekommen zu sein? Und an wie viele Herzen werden nun die Enkelkinder mit Wonne gedrückt? Wenn aber zehn bis zwölf Jahre später ein solcher Großvater seiner Enkelin zusähe mit dem Gedanken: Ganz so sauber und so hurtig faßt sie ihre Werke an wie ihre Großmutter vor Zeiten; oder wenn eine solche Großmutter den Enkel in seinem Sinn und Thun beobachtet und denken müßte: Der Junge mahnt mich in seinem ernsten, ehrlichen und strammen Wesen durchweg an seines Großvaters Art: was mag

wohl dabei in den Augen dieser alten Leute strahlen? Und von wannen kommt diese Freude? Erst vor wenig Augenblicken haben wir nun aber uns erzählen lassen, daß die todten Güter in einer Familie unter Gottes Hut forterben können von einem Jahrhundert in's andere als ein Denkmal der Güte des Herrn: sollten sich wohl auch die lebendigen Zeugnisse der Barmherzigkeit Gottes an den leiblichen Nachkommen, also die Beweise des Kindersegens, fortpflanzen können in einer langen Reihe vieler Glieder? Und wenn Gott in dieser Weise segnet: welche Verheißung sehen wir dann schon wieder in Erfüllung gehen? Ja, so pfleget er wohl zu thun denen, die ihn lieben, bis in's tausendste Glied. Aber auch in diesem Falle sollen wir uns recht fleißig daran erinnern lassen, daß Gott seine Segensgaben auch zurückziehen und versagen kann, nicht weil er zürnt, sondern weil es seinem Vaterherzen also beliebt; wie Paul Gerhardt singt: „Gott ist Herr in seinem Haus; wie er will, so theilt er aus!“ Manches hülflose und rathlose Kind, welches zu Grunde gehen müßte, weil ihm die leitende Liebe eines Vaters und die pflegende Obhut und Fürbitte einer treuen Mutter fehlt, findet Pflegeeltern in der Welt, welche es in ihr Haus und in ihre Erziehung nehmen, gleichsam zum Trost und Ersatz dafür, daß sie nicht eigene Kinder von Gott empfangen haben. Und so kann Gott noch viele andere Gedanken bei sich hegen, wenn er eine Gabe der Freude zurückhält oder wieder wegnimmt, und es bleibt dabei, daß „der Mensch nicht treffen kann das Werk, was Gott thut, es sei nun Anfang oder Ende!“ (Pred. 3, 11.) In Einem aber ist uns der Blick heller und weiter aufgethan, nämlich wenn wir die Segensspuren seiner Fußtapfen verfolgen wollen. Denn diese glänzen, weil sie, wie David sagt (Ps. 65, 12.), triefen von Fett.

4. Wie lange indeß die Ernte auch währe, die der ewigreiche Gott für uns wachsen läßt durch Gesundheit, Reichthum, Ansehen und Kindersegen, alle diese Dinge sind doch wie Heu und wie die Blume auf dem Felde; was heißt das? O so höret auf die große Verheißung, welche für uns im Worte Gottes gegeben ist nach Ps. 103, 14—18.

> „Er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er denket daran, daß wir Staub sind. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. **Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind, bei denen, die seinen Bund halten und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach thun!**“

Was ist also das Unvergängliche, womit Gott zu segnen pflegt? Und wer sind diejenigen, welche dieses Segens sich zu erfreuen haben sollen? Von dieser Gnade Gottes hat uns die heilige Geschichte des Alten Bundes ein Zeugniß gegeben, welches ein Alter hat von mehr als drittehalb tausend Jahren. Versetzet euch einmal so weit zurück, ich meine, vergegenwärtigt euch die Königreiche Juda und Israel. Wer ist der Stammvater, der König aus dem Stamme Juda? Als dieser David an die Spitze eines Königsgeschlechts zu treten die Bestimmung vom Herrn erhalten hatte, kündigte Samuel dem Vorgänger Saul (1 Sam. 13, 13. 14.) den Rathschluß Gottes an und sprach: „Du hast thörlich gethan, und nicht gehalten des Herrn, deines Gottes, Gebot, das er dir geboten hat; denn er hätte dein Reich bestätigt über Israel für und für. Aber nun wird dein Reich nicht bestehen. Der Herr hat sich einen Mann ersucht nach seinem Herzen, dem hat der Herr geboten, Fürst zu sein über sein Volk.“ Als was für ein Mann wird hier der König David bezeichnet? Als nun dieser Mann nach vielen Prüfungen und Verfolgungen die Stadt Salem eingenommen, die Lade des Bundes feierlich eingeholt und sich als König auf dem heiligen Berge eingesetzt hatte, da gedachte er an die wundervollen Führungen seines Lebens, und trat vor den Herrn und sprach: „Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast? Um deines Wortes willen, und nach deinem Herzen hast du solche große Dinge alle gethan!“ Merkt wohl, ihr Kinder, er sagt nicht: um meiner Tapferkeit willen, um meiner großen Thaten willen, um meiner schönen Psalmen willen hast du mir das gethan, sondern — nach deinem Herzen sind mir alle diese großen Dinge widerfahren; also er verdankt Alles, Alles der Gnade Gottes. Er war also recht ein König von Gottes Gnaden. Als ein Solcher hat er sieben Jahre zu Hebron, drei und zwanzig Jahre zu Jerusalem, zusammen ein Menschenalter hindurch die Krone getragen. Wer folgte ihm nach? Dieser Salomo begann seine Regierung mit einem großen Opfer zu Gibeon, allwo ihm der Herr im Traume erschien und zu ihm sprach: Bitte, was ich dir geben soll! — Wisset ihr auch, was der Jüngling Salomo in diesem Traumgesichte als eine Gnade sich von seinem Gott erbeten hat? Die Antwort versprach ihm nun, nicht bloß ein weises und verständiges Herz zu geben, sondern auch, was er nicht gebeten hatte, hinzuzuthun, nämlich Reichthum und Ehre, daß seines Gleichen Keiner sein werde unter den Königen seiner Zeit. Der Herr aber zeigte ihm noch ferner die Spuren seiner Gnade mit den Worten (1 Kön. 3, 14.): „So du wirst in meinen Wegen wandeln, daß du hältst meine Sitten und Gebote, wie dein Vater David gewandelt hat, so will

ich dir geben ein langes Leben!" Als darnach Salomos Leben zu Ende gegangen war, wurde bekanntlich das Königreich getheilt: wie viel Stämme blieben bei den Königen aus Davids Hause und Geschlechte? Wie hieß der erste König unter diesen? Und welchen Namen trägt dieses Reich in der Geschichte? Welches war aber die Hauptstadt von Juda? Wie hieß dagegen der erste König, welcher die übrigen zehn Stämme unter sich vereinigte? Und wie benennt die Geschichte dieses Reich, das mit Jerobeam beginnt? Und welche Orte kommen als Hauptstädte von Israel vor?

Die Vergleichung dieser beiden Königreiche kann uns nun lehren, welch ein dauerndes und unverwelkliches Erbe der Gnade auf dem Hause Davids geruhet hat und wie da abermals das Wort bewähret ist: „Sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm!" Wendet ihr eure Blicke zuerst auf das Königreich der zehn Stämme, so hat dasselbe neunzehn Könige gehabt und hat, nach Salomos Tode (im Jahre vor Christo 975) anhebend, nicht länger als bis zur assyrischen Gefangenschaft durch Salmanassar bestehen können, also eine Dauer von 255 Jahren ausgefüllt. Unter den neunzehn Herrschern dieses Königreichs werden uns zehn aufgeführt, welche eines gewaltsamen Todes gestorben sind, und nur von einem einzigen erzählt uns die Geschichte, daß er gehorsam und mit unbeugsamer Strenge die Strafgerichte Gottes vollzogen, dabei aber stets ein sehr rohes und blutdürstiges Gemüth an den Tag gelegt habe. Dieser war Jehu. Der letzte König in Israel war Hoseas.

Sehen wir dagegen auf die Regentenreihe aus dem Hause David, so füllet ihre Herrschaft von Rehabeams Regierungsantritt (975 vor Christo) bis auf Zedekias Blendung unter Nebukadnezar (588 vor Christo) einen Zeitraum von 387 Jahren. Und unter den zwanzig Königen, welche in dieser Periode über Juda das Regiment geführt haben, wird zwar mancher Mann namhaft gemacht, dessen Herz nichts weniger als gottergeben und fromm war, aber nicht ausgestorben sind unter ihnen Regenten, die, obwohl schwach, sich in Gottesfurcht beugten vor den Zeugnissen des heiligen Namens, nämlich acht Häupter, welche der Herr zu Denkmälern seiner Treue gesetzt hatte:

1. Assa, der Städteerbauer, welcher das Gesetz Gottes wieder zu Ehren brachte, und in dem Glauben: „Herr, es ist bei dir kein Unterschied, helfen unter Vielen, oder da keine Kraft ist" — eine Heeresmacht von vielen Hunderttausenden vor sich her die Flucht ergreifen sah, und 41 Jahr regierte.

2. Josaphat, der Sohn des eben genannten Assa, welcher in den vorigen Wegen seines Vaters David wandelte und dessen Herz muthig war in den Wegen des Herrn. Er ließ das heilige Gesetzbuch verkündigen unter seinem Volk, baute Städte und Korn-

häuser, bestellte Gerichtspflege und strenge Handhabung des Rechts, und erlangte durch bußfertige Beugung vor dem Herrn einen großen Sieg wider die Ammoniter und Moabiter im Lobethale.

3. Joas, der Sohn des Ahasja, welcher, als Kind im Tempel versteckt, durch den Priester Jojada hervorgezogen und auf den Thron erhoben wurde, und so lange Jojada lebte ein frommer, eifriger König war, der den Götzendienst auszurotten strebte und eine Reparatur des Tempels durch freiwillige Steuer zu Stande brachte. Er wurde das Opfer einer Empörung im vierzigsten Jahre seiner Regierung.

4. Amazia, der Sohn des Joas, führte das Regiment in Juda mit Unterbrechung 29 Jahre. Die Schrift sagt von ihm: „Er that, was dem Herrn wohlgefiel, doch nicht von ganzem Herzen!“ — Daher wurde ihm Sieg gegeben gegen die Edomiter; aber er mußte erleben, daß der König von Israel in Jerusalem einbrach und dessen Schätze plünderte. Er starb, von Jerusalem verbannt nach Lachis, von der Hand Verschworener. Sein Sohn

5. Usia (auch Asaria genannt) durfte zwei und funfzig Jahre lang in Jerusalem regieren. Er suchte Gott, so lange Sacharja lebte, der Lehrer in den Gesichten Gottes; und so lange er den Herrn suchte, ließ es ihm Gott gelingen, daß er stärker und immer stärker wurde gegen die Lande der Philister und gegen die Grenzlande bis Egypten hin. Aber die Streitmacht, die sich um ihn gesammelt, und die Schutzthürme, welche er um Jerusalem gebauet hatte, machten zuletzt sein Herz stolz, also, daß er sich an dem Heiligthum vergriff und das Rauchopfer dem Herrn darbringen wollte an des Priesters Statt. Er ward hierauf aussätzig bis an seinen Tod. Ihm folgte

6. Jotham in sechszehnjähriger Regierung. Er war ein König, der seine Wege vor dem Herrn, seinem Gott, richtete, auf dem Gebirge Juda Städte und in den Wäldern feste Plätze erbaute, und einen Sieg über die Ammoniter erfocht. Nach dem Regimente und Tode des Ahas, eines gottlosen Königs, folgte

7. Hiskias (auch Jehiskia genannt). Er vertraute dem Herrn, dem Gott Israels, daß nach ihm seines Gleichen nicht war unter allen Königen Judas, noch vor ihm gewesen. Und der Herr war mit ihm; und wo er auszog, handelte er klüglich. Zu seiner Zeit wurden die Israeliten in die Gefangenschaft fortgeführt; er aber und sein Volk, von dem König Sanherib bedroht und hart bedrängt, erfuhr auf sein inbrünstiges Gebet durch den Propheten Jesaias Errettung und Heil. Nach einer Regierung von neun und zwanzigjähriger Dauer starb er in Frieden.

8. Nachdem Manasse und Amon, der Sohn und Enkel des Hiskias, bei gottloser Weise das Regiment eine Zeit lang geführt

hatten, ging noch einmal die Gnadensonne des Heils über Juda auf unter dem König Josias. Er erlebte die Wiederauffindung des Gesetzbuchs im Tempel, bewies einen großen Eifer in Beförderung des kirchlichen Wesens, und hielt ein großes und herrliches Passafest mit seinem Volk. Von ihm bezeuget die heilige Geschichte: „Seines Gleichen war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften sich zum Herrn bekehrte nach dem Gesetze Mosis."

Nach dieser kurzen Uebersicht ist es auch euch, ihr lieben Kinder, gewiß deutlich geworden, was der Prophet Jesaias (55, 3.) gemeint hat, als er von einem „Bunde der gewissen Gnaden Davids" redete, und daß in den Geschichten des Reiches Juda (2 Chron. 21, 7.) die Bemerkung gemacht werden mußte: „Der Herr wollte das Haus Davids nicht verderben um des Bundes willen, den er mit David gemacht hatte, und wie er geredet hatte, ihm eine Leuchte zu geben, und seinen Kindern immerdar."

Von dieser Leuchte der göttlichen Gnade wird man die glänzendsten Strahlen dann gewahr, wenn sich sündige Herzen bußfertig zu Gott bekehren; denn dann bewähret sich die Zusage (Ps. 37, 24.): „Fällt er, so wird er nicht weggeworfen; denn der Herr hält ihn bei der Hand!" und die Zuversicht (Ps. 145, 14.): „Der Herr erhält Alle, die da fallen, und richtet auf Alle, die niedergeschlagen sind."

Jener Geist der Gnade heißt auch der Geist des Gebets, welcher ausgegossen werden sollte über die Bürger zu Jerusalem (Zach. 12, 10.) nach dem Wort des Herrn (Ps. 34, 16.): „Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren auf ihr Schreien," wie man ja in dem Leben der Beter: David, Salomo, Assa, Josaphat und Hiskias die wundervollsten Beläge finden kann, wie wahr der Herr von dem Gerechten geredet hat (Ps. 91, 14—16.): „Er begehret meiner, so will ich ihm aushelfen; er kennet meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Er ruft mich an, so will ich ihn erhören; ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil!"

Damit ist uns vor Augen gestellt, wie der Herr, seinem Spruch getreu, Barmherzigkeit thut an vielen Tausenden, die ihn lieb haben und seine Gebote halten.

Und wenn nun von dieser seiner Gnade gesagt wird: sie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit bei denen, so ihn fürchten, läßt uns das nicht den Blick noch weiter aufthun, als auf tausend Glied? Merket, liebe Kinder, was von der Gottseligkeit geschrieben steht (1 Tim. 4, 8.): „Die Gottseligkeit ist

zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Als die Kinder Israel am Berge Sinai die zehn Gebote Gottes hörten und vernahmen, damals waren ihre Gedanken nur auf das Land Kanaan gerichtet, welches sie erkämpfen und ererben sollten, also auf das gegenwärtige und sichtbare Leben. In diesem erwarteten sie den Ausgang aller Gnadenverheißungen Gottes. Nur in einzelnen Frommen regte sich schon ein Warten auf das Zukünftige, und wenn diese ihres Todes gedachten, so dachten sie auch an die Väter, zu welchen sie versammelt werden sollten, aber in ungewisser Hoffnung. In den Worten des Apostels Paulus wird dagegen die Hoffnung eine gewisse; er giebt den Frommen eine Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Als wir von dem Weh sprachen, mit welchem Gott die unbußfertigen Sünder heimsucht, da hörten wir aus dem Munde Jesu, daß dieser Wurm nicht sterbe, dieses Feuer nicht verlösche: was verkündigt nun derselbe Apostel nach der Offenbarung des Sohnes Gottes von der lohnenden Freude?

So viel Grund hat es, daß der Katechismus nach beiden Seiten hin die Erklärung an den Schluß gestellt hat:

> „Gott dräuet zu strafen Alle, die diese Gebote übertreten. Darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn, und nicht wider solche Gebote thun."
>
> „Er verheißet aber Gnade und alles Gute Allen, die solche Gebote halten. Darum sollen wir ihn auch lieben und vertrauen, und gerne thun nach seinen Geboten!"

Lasset uns diese beiden Erklärungen, jede für sich allein, betrachten.

Die erste enthält ein Dräuen oder Drohen; und womit drohet sie uns denn? Und welches Gefühl muß denn der Zorn Gottes in unserer Seele hervorrufen? Wenn wir nun keinen Heiland hätten, in welchem uns Gott Vergebung der Sünde schenkt: welches Gefühl würde sich nie aus unserm Herzen verlieren können? Und welche Schreckensgestalt würde je und je über unserm Haupte schweben? Und würden wir so jemals einen frohen Blick thun können in das künftige und selige Leben?

So bleibt es bei den Worten der Schrift (Joh. 3, 36.): „Wer dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm!"

Und was ist nun die zweite Erklärung nach der andern Seite hin? Von welchen Frommen kann gesagt werden, daß sie auf dieser beglückenden Seite stehen und des Trostes derselben theil-

haftig werden? Der Katechismus beschreibt sie als Solche, die Gottes Gebote halten. Hier müssen wir aber zum zweiten Male die Beobachtung machen, daß es dergleichen Seelen in der Wirklichkeit nicht giebt. Habt ihr solche Fromme selbst in der langen Reihe von gottseligen Königen in Juda auch nur an einer Stelle finden können? War wenigstens der Mann, auf welchem der Segen des Herrn ruhte, war David ein Mensch, der das Recht hatte zu sagen: Ich trage meine Seele immer in meinen Händen und vergesse deines Gesetzes nicht? — Wenn wir diese Frage schon wieder mit Nein beantworten müssen, weil auch David, der Mann nach dem Herzen Gottes, nichts übrig behielt, als das Gebet: (Ps. 51, 11.) „Verbirg dein Antlitz vor meinen Sünden, und tilge alle meine Sünden!“ so erweiset sich unsere Behauptung abermals als vollkommen richtig, daß wir an Bußfertige denken müssen, welche im Glauben an die Gnade Gottes in seiner Liebe stehen. Was bezeuget daher der Katechismus zum Trost und zur Erweckung diesen Bußfertigen? Merkt nun wohl, daß hier das Wort steht: „Er verheißet Gnade und alles Gute.“ Verheißen ist nämlich noch nicht so viel, als zutheilen. Durch wen sind wir der Gnade und aller seiner Güter erst theilhaftig geworden? In welchem Glauben erlangen wir also die Gnade Gottes wirklich? Aber was für eine Zusage war schon dem Abraham und seinem Saamen, dem Volke Gottes und den Gläubigen unter dem Gesetze, gegeben? Und wie nennt man diese Zusagen, welche in Christo erfüllet worden sind? Eine solche Weissagung auf die Zukunft, von Gott zum Heil der Menschen offenbaret, wird aber Verheißung genannt. Darum sagt der Katechismus ganz richtig: „Er verheißet aber Gnade und alles Gute.“

Wie, wenn nun diese Verheißung Gottes sich nicht erfüllt hätte, wenn jene Tröstung auf den kommenden Heiland noch immer in dunkler Ferne vor uns läge: wie müßte es dann auch in den Herzen der bußfertigen Menschen bis an's Grab aussehen? Aber jetzt heißt es: Gebt nicht Raum der Traurigkeit! Denn es liegt nicht mehr eine dunkele Ferne vor uns, über welche ein Hoffnungsschimmer sich ausbreitet, sondern wer wie wir am Schluß des ersten Hauptstücks angekommen ist, der hat nur einen Schritt in das zweite Hauptstück, und dieses handelt von dem christlichen Glauben.

Wie dieser Glaube uns selig macht, weil er uns finden läßt, was das Gesetz nicht gewähren kann, das wird an einem andern Orte und in anderer Weise gelehret werden! Aber heute schon schlägt uns das Herz vor Freude im Glauben an die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, an die Liebe Gottes des Vaters, und an die Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Unser letztes Werk sei daher auch die Anstimmung des christlichen Schlußgesanges:

Lob, Ehr' und Preis sei Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Und dem heiligen Geist
Im höchsten Himmelsthrone;
Dem dreieinigen Gott,
Als der im Anfang war
Und ist und bleiben wird
Jetzund und immerdar!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler.

S. 228. Z. 7. von unten lies Ziege statt Zinge.
S. 229. Z. 7. von oben lies Ziege statt Zinge.
S. 245. Z. 20. von unten: schuldig seid: Schoß.
S. 328. Z. 17. von unten: Verweichlichung statt: Verzweiflung.
S. 360. Z. 20. von unten: Verschlimmerung statt: Verschleimung.
S. 379. Z. 23. von oben: als heute. — Du sagtest statt: als heute du sagtest.
S. 390. Z. 18. von oben: Wacht statt: Macht.

Druck:
Pansa'sche Buchdruckerei (Giesau & Otto) in Magdeburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Möller, Johann Friedrich,

Katechetisch-evangelische Unterweisung in den heiligen zehn Geboten Gottes nach dem Katechismus Lutheri

Magdeburg 1854

Catech. 812 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390266-0